

Die Aktion

Herausgegeben von Franz Pfemfert

4. Jahrgang 1914

1961

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf. Stuttgart

AP

30

.A32

1911a

V.

Photomechanischer Nachdruck nach einem Original. Um den Umfang des Bandes nicht unnötig zu erhöhen, wurden nicht alle Anzeigenseiten mitgedruckt.

Einführung und Kommentar von Paul Raabe sind im Jahrgang 1911 enthalten.

Druck: Anton Hain, Meisenheim/Glan · Einband: Großbuchbinderei Sigloch,
Künzelsau · Printed in Germany 1961

Die Aktion

HR

WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK, LITERATUR, KUNST
IV. JAHR HERAUSGEGEBEN VON FRANZ PFEMFERT NR. 1

INHALT

LYRISCHE ANTHOLOGIE

Beiträge von Ernst Angel / Hugo Ball / Ludwig Bäumer /
Johannes R. Becher / Gottfried Benn / Alexander
Bessmertny / Ernst Blass / Franz Blei / Paul Boldt /
Maximilian Brand / Max Brod / Kasimir Edschmid /
Friedrich Eisenlohr / Janar Förste / Victor Hadwiger /
Henriette Hardenberg / Hermann Hendrich (Brüssel) /
Max Herrmann / Hugo Hing / Jakob van Hoddis / Oskar
Kanehl / Wilhelm Klemm / Hans Koch (Düsseldorf) /
Gottfried Kölwel / Mimi Korschelt / Alfred Lichtenstein
(Wilmersdorf) / Paul Mayer / Heinrich Nowak / Anselm
Ruest / Otto Erich Schmidt / Gustav Specht / Leo
Sternberg / Friedrich W. Wagner / Hellmuth Wetzel

Sonder-Nummer

HEFT 50 PFG.

VERLAG , DIE AKTION , BERLIN-WILMERSDORF

Verlag der Weißen Bücher/Leipzig

René Schickele

Die Leibwache

Neue Gedichte

Geheftet M. 3,— gebunden M. 4,—

Es ist in diesen Gedichten etwas von dem Gefühl eines Wanderers, der aus erregten, geistigen Abenteuern in die heimatliche Landschaft zurückgekehrt und nun, in Grün und Licht und schmelzender Sonne, das Wunder der irdischen Liebe erlebt. Schickele, in dessen früheren Gedichten paradoxe Sehnsucht zu elektrischen Gestirnen empordunstete, der dann das Tempo der Großstadt mit einer ganz frischen Empfindlichkeit erlebte, ist in die heimische Begrenztheit zurückgekehrt. Ein idyllisches und unbürgerliches Glücksgefühl trägt seine Verse: Landschaft, Fluß und Garten sind in nächster Nähe gesehen. Körperlich wird der Lichtstrom der Sonne, der große flutende Glanz des Abendrotes empfunden. Die komplizierte Bildlichkeit ist einer natürlichen Vereinfachung gewichen, die sich bis in den Rhythmus ausdrückt. Es gibt in diesem Buche Gedichte, deren Tempo von Sturmsignalen bestimmt zu sein scheint. Phantasien, die sich zu zerfetzen drohen: aber eine ganz klare Hand bringt sie in eine gegenständliche Ordnung. Diese Einfachheit gibt den heimatlichen Balladen, von denen Schickele eine größere Anzahl bringt, einen Ton der Schlichtheit, den man fast volkstümlich nennen könnte.

Verlag der Weißen Bücher/Leipzig

René Schickele

Weiss und Rot

Gedichte

Gebunden M. 2,50

Emil Faktor im „Tag“: Die beiden Farben, welche der Elsässer René Schickele in seinem Wappen führt, geben von der Art seines Poetentums einen symbolischen Begriff. In seinen neuen Gedichten flimmert ein Weiß, in welchem vielfältige Tönungen des Weltbildes erstrahlen, und auch sein Rot ist aus hundert Spielarten der Leidenschaft komponiert. Man hält wieder einmal ein Buch in der Hand, dessen Autor mehr kann als Verse schreiben, und der auch mehr will als Selbstkult und Götzendienst der Form. Er ist innig bis zur Zärtlichkeit, heiter bis zur Keckheit, er ist interessant ohne jegliches Andersseinwollen, und sein Träumen ist ein Wachen über Schönheiten.

Verlag der Weißen Bücher/Leipzig

Ernst Stadler

Der Aufbruch

Gedichte

Geheftet M. 3,—, gebunden M. 4,—

Ernst Stadler, bekannt und in den Kreisen der Jungen bereits hochgeschätzt als Kritiker und Übersetzer, veröffentlicht einen Band Gedichte, der einen ganz ursprünglichen Lyriker offenbart. Eingedrängter Rhythmus beseelt die weit ausladenden Zeilen seines Strophenbaues, es ist wundervoll, wie ein Gefühl sich langsam gestaltet und alles in der Schwebe bleibt bis die Endreime wie große Schmetterlinge niedergehen. Durch Großstadt und freies Land, Jammer und Glück kämpft sich Musik, dann strömt alle Unruhe in Zuversicht. Schöne Gedichte und was vielleicht noch wichtiger ist: eine Lebenssache, so ernst, so ehrlich, wie irgendeine, so „romanhaft“ wie irgendein Schicksal. Ohne Programm, tendenzlos, frisch und blutfarben in dieser Zeit der „Literaturpolitik“, wo Temperamente, Gefühle, Richtungen und Schulen wie Aktiengesellschaften gegründet und die Originalgenies in ihrem zartesten Alter an Litfaßsäulen ausgesetzt werden.

Verlag der Weißen Bücher/Leipzig

Paul Zech

Die Eiserne Brücke

Neue Gedichte

Geheftet M. 3,—, gebunden M. 4,—
10 Exemplare auf echt Bütten in
Ganzpergament gebunden M. 30,—

Dieser neue Gedichtband von Paul Zech, dem Verfasser des „Schwarzen Reviers“ schließt sich inhaltlich nur in seinem ersten Teile an des Dichters Erstlingswerk „Schollenbruch“ an. Der weitaus größte Teil der Gedichte ist auf einen gänzlich neuen Ton gestimmt. Liebesstrophen von psalmartigem Charakter und soziale Rhythmen dominieren. Bemerkenswert sind auch die großen Zyklen „Der Hafen“, „Der Stadtpark“; Gedichte wie „Der Mörder“, „Die Sackträgerin“, „Der Priester“, „Die Greisin“ erweisen sich als ein angestrengter Versuch zur Gestaltung der neuen Ballade. Im Sprachlichen und Ethischen erscheint „Die eiserne Brücke“ wesentlich stärker als alle früheren Bücher von Paul Zech.

Die Aktion

H.R.

WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK, LITERATUR, KUNST

4. JAHRGANG

HERAUSGEGEBEN VON FRANZ PFEMFERT

3. JANUAR 1914

Ernst Angel

FUROR MYSTICUS NOCTURNOS

Schon wich der Sekunde quälendes Nagen.
Wir alle blühen in kranker Kraft:
Der Sinne tiefere Meisterschaft
Läßt unsere Stimmen Erstaunliches sagen.

Wir bohren uns schauernd durch urtiefte Höhlen,
An rostroten Wüsten erstarrt unser Schritt,
Rasend reißt einer den andern mit —
(In Fernen versinkt ein Caféhausgröhlen.)

Wir sprengen durch Engen, die Felsen umsäumen:
Da löst sich ein Wort — kollert ab — poltert
drein — —

Wir harren erstarrend: Jetzt wird einer schreien
Mit verzerrtem Gesicht und mit Lippen, die
schäumen.

JOHANNES V. JENSEN

Mein Tempo schnitt gewaltig durch die Welt,
Die sich — besiegt — verding in meinen Blicken:
Stahlkräne, Inselfrauen, Schmugglerbriggen
Durchtanzen meines Hauptes helles Zelt.

Unendlich kühne Wege sind gespannt,
Wenn Zweier Leiber zueinander flehen:
Von Nagasaki spring ich nach Brabant,
Um einen Fetzen deines Kleids zu sehen.

Denn niemals hab' ich sorgenvoll bedacht,
Wohin ich morgen meinen Körper zwingen:
Maschinen stürzen sprühend durch die Nacht,
Und weich im Raum liebkosen sich die Dinge. —

Vielleicht, daß bald mich meine Sehnsucht heißt,
In einem Samum sachte zu entschwinden —
Wenn meine Reise auseinanderreißt,
Turbinenschwester, dir mich zu verbinden!

Hugo Ball

DER VERZÜCKTE

Und manchmal überfällt mich eine tolle Seligkeit.
Alle Dinge tragen den Orchideenmantel der Herrlichkeit.

Alle Gesichte tragen an goldenen Stäben zur Schau
ihr innerstes Wesen.

Die Inschriften der Natur fangen zu stammeln an,
leicht zu lesen.

Alle Wunder drängen wie Seesterne an die Oberfläche.

Die Golfströme der Luft kreisen und schweben
wie diamantene Bäche.

Aus jedem toten Gerät wollen sich hundert stauende Augen erheben.

In jedem Stein überschlägt sich wild eifersüchtiges Leben.

Die Kirchtürme flammende Gottesschwerter.
Dröhnend schlagen die Stunden.
Meine Zunge eine Jerichorose. Duft strömt und
Musik mir vom Munde.

Auf meine Fingerspitzen, die sich in Beschwörungen ducken,

Lassen sich alle verirrtten Küsse nieder, die durch
das Weltall zucken.

Daher begibt es sich, daß über den fliegenden
Dächern der Stadt,

Die mich beherbergt, der leuchtende Mond seinen
Bogen hat

Wie aus Opal geschnitten ein weitgespannter
Viadukt.

Und daß nicht mehr Wirklichkeit ist, was da spukt.
Es sind geisterhafte Orchester auf der Wanderung
zu vernehmen.

Es ist, als ob unterm Pflaster Höllen aus Licht
heraufgeschwommen kämen.

Die Menschen, die da gehen, schreiten an elfenbeinernen Stöcken.

Die Häuser, die da stehen, prunken in Purpurmänteln und Galaröcken.

Die Bilder und die Gesichte kommen hervor wie
trunkene Tropenfalter
Wenn du in roten Nächten durch die Glutgärten
Ceylons gehst.
An Ärmel und Kniee hängen sich ihrer so viele
und schwer,
Daß du ermattet zuletzt, ganz wirr und taumelnd
im blühenden Gifte stehst.

Ludwig Bäumer

MAHARONE

Sie wollen nichts, als über ihren Neid
Einmal so johlen können, wie er sie zerquält,
So kriecht ihr Blick hinter dein buntes Kleid,
Bis er sich matt zu deinen Brüsten schält.

Du tanzt . . .

Sie sehen deine nackten Beine singen,
Ein Lied, das ihre Geilheit längst bespie,
Du aber schaukelst dich in deinen Ringen
Und träumst den Rhythmus deiner herben Knie . . .

IM VARIÉTÉ

Aus dem leeren Parkett ragen die Stühle
Wie schmutzige Stümpfe vernachlässigter Zähne,
Irgendwo riecht es wie Sägespäne,
Jäh verschluckt von dem dampfigen Gewühle.

Der feierabendlichen Menge, die freibilletet
Sich aus Schals und Gestricktem schält,
Sich vollbusig, ellbogenkräftig strahlt
Und gegenseitig zum Eingang plättet.

Nun haben die Stümpfe sich plötzlich verlängert,
Der Saal liegt ein zahnbesäter Rachen,
Und aus den Reihen steigt ein Lachen,
Prophylaktisch-lüstern, verdauungsgeschwängert.

Ein mageres Weib, vom Leben zerfressen,
Speit seinen Haß in die lechzende Menge,
Lautlos labt sich das Fleischgedränge
Vampyrgleich an den blutigen Späßen.

Der Vorhang fällt. — In das schwüle Noch-
schweigen

Grellt eine Bogenlampe Licht. —

Der Rachen schweiß nach dem fetten Gericht,
Dann lärmt er in das höhnische Neigen

Der nochmals Entblößten sein wieherndes
Mehr — — —

Und sie holt aus dem Schlund ihrer Feilheit
Fetzen auf Fetzen johlender Geilheit. — — —
Und glühend atmet der Rachen und schwer.

Johannes R. Becher

KRANKENHAUS

Erwachend aus dem Taumel der Narkosen,
Wir fanden uns zerrissen und geschnürt.
Die Mauern stieben auf wie Blätter lose.
Doch lindert Spritze Schnitte und Geschwür.

Wir blicken traurig auf den runden Hof,
Wo kreisen mummelnd blaue Kittelrupfen.
Wir schlagen jauchzend Purzelbäume oft.
Die Wärter uns mit eisernen Pinseln tupfen.

O flögen immer wir durchs Luftgeglänze,
Wo Strahlentürme aus den Wolken blitzen!
O segelten wir mit den ewigen Lenzen!
Ein Heiland wär bereit, uns zu beschützen!

So sind wir jung durch jede Nacht gewallt,
Das Dunkel aber fraß sich in die Hirne.
Es schuppet sich das fleckige Antlitz alt.
Empor wir schwanken zwischen den Gestirnen.

Oft, wenn wir drehn uns nach den Brüdern hin,
Dünkt endlos uns gestreckt der Betten Reihe.
Im Flammenhorizont der Priester kniet,
Der Sonne bricht als Todes Arzeneie.

In Wartezimmern hocken wir gebückt.
In Magenhöhlen rinselt Eiter frisch.
Im Mutterleibe wird ein Mensch zerstückt.
Wir liegen lang auf weißem Marmortisch.

Wir weinen uns durch Haft und Äthersaal
Einander zu, erlebend süße Nähe,
Wenn man uns reicht das letzte Abendmahl,
Uns salbet ein mit Öles weichem Schnee.

Gottfried Benn

NACHTCAFÉ

Ein Medaillon des Mittelstandes staunt
Von Fett umträumt das Kinn: da bist du ja.
Dem Manne rutscht das Auge hin und her.

Ein Schnäuzchen schmiert ein Lachen in die Luft:
Ick habe schon gehabt. Ob du noch kommst,
Ick kann mir doch mein Brot mit Schinken kofen.

Besambar sitzt an jedem Tisch mit Federn
Am Hut und stellt das Bein, saugt die Hüften
Samenschwers immer heißer in den Schoß.

Ein Lied wölbt eine Kuppel in die Decke
Aus Glas: Die kalte Nacht verwölkt die Sterne.
Der Mond verirrt sein Gold in diesen Gram.

Alexander Besmeritny

**DIE LETZTE TOILETTE DER COMTESSE
DE DUMAJEC**

Toinette, Comtesse de Dumajec,
Hält sich den Henker etwas weg:

„Genug, genug, Ihr schließt bei mir
Und seid dadurch fast Kavalier.
Ich habe Euch heut' nacht beglückt —
Und Ihr den Puder mir geschickt.
Jetzt seid mein Spiegel, ob korrekt
Die Coiffüre aufgesteckt.
Das wird mir die Marquise neiden
Und ihr den ganzen Tod verleiden.
Ihr seht, selbst Eure Guillotine
Steht, daß sie unsrer Schönheit diene!“

Ihr Köpfchen fiel — jedoch gepudert!
Die andern starben ganz verludert.

Ernst Blass

BORDELL

Der Funfzehnmarktsekt ist nicht zu genießen.
Der Raum sprießt bunt und wie ein Korbgeflecht
Mit Spiegeln, die Blitze von Licht verschießen.
Die Mädchen sind zwar lebhaft, aber schlecht.

Wie Hirsche stark, lautlos und voll Geschrei —
Sie tragen Netze, welche maschig fließen
Um Glieder, die sie uns gern überließen:
Nur eine reizt; auch sie nicht einwandfrei.

Schlimm stehts, wenn Frau stören statt zu
betören.

O großer Hund, der an dem Eingang schlief!
O bunter Raum, der mitternächtlich rief!
Uns ist, als ob wir einem Schiff gehören —

Das wippend uns führe, mit Licht am Bug hin-
aussteuernd durch die Nacht unverwandt,
Ganz schräg über das wolkigblaue, noch dunkel
liegende Süddeutschland.

Franz Blei

VOR HORIZONTEN

Vor Horizonten stehen, monotonen, weiten,
Nicht mehr zu sein und träumen, daß man war,
Nach Wolken schauen, die vorübergleiten,
Entsiegelt sein und allem offenbar.

Kein Leben mehr wie dieses dumpfe Beben
Um Tat und Ding und Schrei und Müdigkeit,
Kein Nehmen mehr von mir, von dir kein Geben,
Und ausgelöscht das Ein und das Zuzweit . .
Wir haben keinen Ort und keine Stunde
Und nicht mehr Dauer als ein Traumgesicht,
Wir sagen Schmerz, und was ist unsre Wunde?
Wir sagen Lust, und was ist unser Licht?

Paul Boldt

DER FRAUENTOD

Der Tod umarmt mich in den warmen Frauen.
Beischlaf erregt, zersetzt die Moleküle.
Ich wandre durch Provinzen der Gefühle
Der Freude ab und komme in das Grauen.

Dich, Dirne, macht die Nacktheit antlitzschön.
Heiliges Fleisch steht auf den Knien im Haar.
Ich liege bei dir, lächelnd, am Altar,
Dem Tod entrückt auf deiner Brüste Höhen.

Aber nach den Umarmungen, nach allem
Durchscheinen jedes Fleisch die hellen Knochen.
Die Muskeln schimmern am Skelett, zerfallen.

Ich sterbe. Niemand hat zu mir gesprochen.
Irrsinnig lasse ich mich sagen, lallen,
Und fühle dich vor Blut und Brüsten kochen.

Maximilian Brand

TRAUM

Aus schwerer Nacht, auf weißem Elefanten, hoch,
die freie Hoffnung funkelnd über dir gespannt,
— es jauchzen die Terrassen ihrer Fürstin zu —:
Du Glühende, du Weltenferne lächelst mir heran

Da stieg ich nieder über Marmor, hochgemut,
und griff, was Köstlichstes in weiten Himmeln ist,
gelass'ner Hand, und reichte dir es lässig hin,
und griff und reichte aller Erde Glut und Glanz.

Denn deiner Lippe zitternder Rubin war mein.

Max Brod

DER HEIMATLOSE

Ich fahre in eine Stadt,
Wo niemand auf mich wartet.
Niemand liebt mich dort
Und niemand hat mich satt.

Entsteige ich der Bahn,
Geht niemand mir entgegen.
Und käm ich gar nicht an,
Ich würde keinem fehlen.

Man hat mich nicht geladen,
Und auch nicht ausgelassen.
Ich werde allen Gassen
Nicht nützen und nicht schaden.

Und werde Menschen sehn
Mit unerforschten Mienen,
Vielleicht bedeuten Freude,
Die mir unfreudig schienen.

Wohleingefahrne Bahn,
Ihr fremden Menschen alle,
Wie ich euch überfalle,
Was seht ihr mich nicht an?

Ich werde sie überraschen
Bei ihren Abendessen,
Ich dringe ein vermessen
Und trinke ihre Flaschen,
Ich atme Luft und Pracht,
Beschlafe ihre Betten,
Am Denkmal in der Nacht
Berühr ich Eisenketten

Und drehe mich verlegen,
Weil ich nur einmal gehe,
Wo alle in der Nähe
Bei Tag sich täglich regen.

Ist alles rätselhaft,
So ist's mein Herz nicht minder:
Es schlägt in eigener Kraft,
Dröhnt oder klingt gelinder.

Schon will es mich, gebannt
Von leiser Pulse Schlagen,
Aus fremder Häuserwand
In tiefste Heimat tragen.

Kasimir Edschmid

STEHE, VON LICHTERN GESTREICHELT . . .

Nun glänzen orangen der Herbstsee und die Birken
entflammt wo entfernt. —

Mit den silbernen Achsen der Scheiben nur ist
unser Zimmer besternt.

Nelken und Zimmt deiner Kleider durchwellt in
Gerüchen den Raum.

Blind durch das Bleiche der Dämmerung glitzern
die Spiegel kaum.

Über das Goldweiß der Wände schwemmt die
Laterne draus nur

Welle auf schimmernde Welle schweigend mit
trübem Kontur.

Nun liegt meine Hand, die noch gestern die Haut
eines andern durchschnitt,

an der ich am Haar dich emporzog am Sandbruch
beim ersten Ritt,

auf der alle Punkte ich zählte, wie sie deine Säure
verbrannt,

vor der du in Demut dich knietest, als ich die
Pistole gespannt —

nun liegt meine Hand wie ein Kreisel, der torkelt
und nicht mehr schrillt,

an deines Leibes erglühtem und auf sich wölbendem
Schild.

Seh deine Augen brechen schräg aus der Kissen
Granit:

Gläsern geschliffene Teiche, an denen ich wandernd
litt.

Vage erschimmern die Hüften, wenn du im
Wiegen sie hebst,

der Schenkel geduckte Ektase, in die du mich sanft
sonst verwebst . . . —

Ich fühle das Hämmern des Blutes hinauf, nicht
heiß und nicht lau,

wo unter seidenen Decken mit den Geiern in Gelb
und aus Blau

gleich gereckten Raubtieren lagert das elfen-
beinerne Paar.

O Tupfen des rosanen Marmor . . . ihr Kränze
von flaumigem Haar!

Sieh! Du willst höhnen nun: Schwacher, bist du
jetzt endlich matt . . .

Lächelnd laß ich das Lager, schaue hinab auf die
Stadt:

Seh, wie mit weißen Flammen die Nacht die
Straßen durchstieß.

Schnee deckt sprühend und schaumig Schorne
und Gärten und Fries.

Oh, nun braust in die Bleiche der Frühe mein
Wildsein voll neuem Erglühn,

stehe von Lichtern gestreichelt, gerötet, Verbrecher
und kühn,

werfe den Arm hoch im Rausche — du hörst du
den Sperberschrei . . . ?

Purpur durchrast schon der Fenster flammendes
Mondrund und Blei.

Friedrich Eisenlohr

OAVE ST. LAZARE

D-Züge schwirren, die wie schlanke Pfeile
in einem Herzen zuckend stecken bleiben.

Und Menschen quellen, die in scheuer Eile
die heißen Leiber aneinander reiben.

Ein bleiches Mädchen geht verhetzt und still
mit einem Fremden weg, der es verführt.

Und Straßenbahnen singen hoh und schrill,
vom Schrei'n der Autobusse sekundiert.

Und rings drängt aus dem aufgewühlten Meer
der Straßen drohend sich die Stadt hervor,
und glotzt wie ein in Stein gehau'nes Heer
von Sphinxen in die trübe Nacht empor.

Janar Förste

DAS ARME LAND

In dieses graue Land, das sonnenarme,
Brach es herein mit Winterwehen, Schneien.
Und Raben flatterten wie flügelahme
Leblose Wesen auf mit fremden Schreien.

Sie werden tannenwärts in fahle Nebel fallen,
Wie dünner Rauch aus arbeitsmüden Stätten.
— Da fleddern Morgenwinde, Glockentöne lallen,
Und Flüche krachen aus verwühlten Betten.

Victor Hadwiger

BEGRABEN

Dann werden tausend tiefe Nächte tauen,
Mit ihrem nassen Schauer mich befühlen,
Und tausend freche, frevelhafte Frauen
Mit großen Augen meinen Leib zerwühlen.
Dann wird ein Feiern sein; ein breites, lautes
Lachen,

Bis hart ans Morgenrot.

Dann werf ich meine Sündensiebensachen
In letzter Laune in den Tod.

Bin unter einer Weide wo begraben;
Die Kinder aus dem nächsten Markte haben
Dort ihren Tummelplatz, die Kinder und die
Raben.

Und geht's ans Grünen dann, und geht's ans
Reifen,

Dann schneiden sich die Jungen kleine Rinden-
pfeifen.

Ein blasser Blonder hat mich um den Schlaf
betrogen,

Er pfiff sein Weinen in die weite Heide — —

Die Raben kreischen auf im Bogen,

Und einsam schleicht der Abend um die Weide.

Henriette Hardenberg

DEM FREUND

Meine Stirn ist dein großer See,
du mußt mich lieben.

Meine Linien führe ich an dich heran,
daß sie dich rühren.

Du bist weit zu erreichen, an allen Seiten,
und meine Tiefen dehnen sich langsam;
ich kann sie nicht bringen, wenn ich zart bin:
so schmerzen wir uns immer.

Ich bin dein matter, hängender See,
ich muß dich immer umlehnen.

GEDENKEN

Lockige, runde Stunde,
du bist verwirrt, du reizt mich Armen,
ich bin müde, ich bin nicht spielerisch,
die Zigarre schläft mir im Munde.

Du bist die Lampe in meinem Zimmer, Geliebte,
lege deine gelbe Hand auf mich,
daß ich Frieden spüre, oben an der Haut.

Wie langsam läutet es in mir!

Gib deine schwarzen Sommeraugen auf mein Hirn,
es zittert noch.

Die angestrengte Ruhe schenkst du mir,
den reinen Schmerz, unerregten.

Du ziehst mein Zimmer mit schwarzen Bergen zu,
du baust die weichen Wege herein.

Regen, sende deine Strahlen in mein wundes Reich,
Meine Stunde wird darin grau und undurchsichtig
stehn.

Hermann Hendrich

WEIB, DEIN LEIB IST TRÄCHTIG . . .

Meinem Freunde Alexandre Mercereau

Weib, dein Leib ist trächtig von Frucht.
Deine Hüften erzittern von stoßender Wucht,
Und schmerzlich zerrissen sind deine Mienen,
Und noch sind dir Tage nie länger erschienen,
Als die, welche gingen, und die, welche kommen,
Bis in Wehen die Last von dir genommen.

Du schleichst einher mit leidschiefem Munde
Und harrst in Bangnis der grausamen Stunde,
In der, deines Körpers blutenden Trümmern
Entpreßt, dich erlöst deines Kindes Wimmern.

Du schleichst einher. Und dir vorbei
Gehn die Menschen achtlos. Sie hören nicht
Dein heimliches Ächzen, den stummen Schrei,
Der aus deinem Bauche, dem unförmig-straffen,
Aus deinem Rückgrat, dem verquälten, schlaffen,
Aus deinen schlotternden Beinen spricht.

Sie grüßen die plumpen Dreistigkeiten,
Die Mammonisten, die hochhaupt schreiten,
Die strebrischen Geld- und Würdenjäger,
Die Kulturbarbaren und Uniformträger,
Die Geistlichkeit im strengen Gewande,
Und alles, was sich brüstet, spreizt
Und mit Kundschaft, Gunst und Lächeln geizt,
Ja, die Unzucht selbst, die prunkende Schande.

Doch dich — dich nicht! Und keiner ahnt,
Was zu tiefer Verehrung an dir gemahnt:

DER TEUFEL SPRICHT:

„Ein alter Leichnam kriecht aus seinem Loche
Im Eisenkleid nach alter Krieger Art.
Er tut es jeden Sonntag in der Woche.
Die Glocke dröhnt. Im Winde weht sein Bart.
Zum Morde hebt er die verfallne Linke,
Ihr wißt ja nicht, wie wohl das Geistern tut.
Mit seiner Rechten macht er Winke-Winke.
Aus sieben Wunden strömt er Rauch und Blut.“

Ein kleiner Engel knaut und will nicht essen.
Fürwahr! Er hat den Teufel so geliebt.
Doch jetzt beschließt er, seiner zu vergessen.
Da er ihm nicht mal 'ne Zigarre gibt.
Doch jener sieht ihn an mit blassen Blicken.
Und freut sich sehr, daß sich der Kleine kränkt.
„Wie werden wir uns heute Nacht erquicken,
Doch die Zigarre kriegst'te nicht geschenkt.“

Im Saale weiße Fliegenschwärme.
Der Dunst von Wein schlägt aus dem Mund der
Zecher.

Im Saale taumeln weiße Fliegenschwärme,
Berauscht vom Zorn und vom Atem der Zecher.
Berauscht vom Atem der Zecher Scharen weißer
Fliegen.

Schwirren wie verrückte Tanten
Zu Bekannten
Und Folianten
Und zu unbekannten Kanten,
Schnatternd auf der Eisenbahn.

Siehste woll!
Der Mann ist toll.
Seine Nase glüht und thront
Durch die Dünste wie der Mond,
Wenn er aufgeht.
Ob er, schrecklich zugerichtet,
Immer unerhörter dichtet,
Bis er draufgeht?

Ich rauch die Zigarette
Und geh im Zimmer rum.
Der Teppich ist so kokette,
Ihn ziert gar manche Blum.

Der Mond ist meine Tante,
Er schmoddert durch die Nacht.
Die Sonne, meine Großmama,
Hat nie an mich gedacht.

Oskar Kanohl

HERBSTMORGEN

In leeren Straßen brennen Sterne und Laternen.
An der Ecke friert ein Polizist.
Arbeiter hämmern hart am Schienenstrang
bei Fackelfeuer. Vor ihrem Munde
steht der weiße Hauch.
Ein Herr drängt seine Balldame in den Flur.
Zwei Schatten kleben an der Tür.
Ein Obdachloser huckt am Haus und schläft.
Betrunken rülpsst einer Schimpftöne
auf einen Gegner, der nicht da ist.
Ein Moralischer schmeißt seinen
Mageninhalt an die Luft.
Ein weißer Kerl klebt Zettel
an die Anschlagsäulen.
Die Huren liegen schon zu Bett.
Irgendwo (ein Bäckerjunge) pfeift:
Ich bete an die Macht der Liebe.
Tip tap tuckelt eine Droschke
zum Hauptbahnhof.

Wilhelm Klemm

MELANCHOLISCHER ABEND

Die Straße der Freiheit führt silberhell hinaus
In den späten Abend. Dort, hinter jenen Schorn-
steinen
Wohnt vielleicht der Weltallbesitzer?
Mag sein. Aber mich quält die Gegenwart furcht-
bar.

Ein Mann erwürgt seine letzten Ideale.
Jemand soll fünfzigtausend Mark bezahlen.
Ein Weib verpachtet ihre Sehnsucht nach Untreue.
Ein Knabe phantasiert Masochistenszenen.
Liebe erhebt ihre Häupter und Nebenhäupter,
Unerfüllte Taten gehen für immer vorbei.
Ich bin allein mit meinen Nachtgespenstern.
Schwarze Garde, bewachen sie ihren König.

DER BETTLER

Sein Hut war mürber Schwamm. Sein Bart
Sinterte über die graue Brust,
Sein Stelzfuß trat sich am Ende breit,
Durch die Fetzen des Kleides irrten die Sterne.
Dornen und Schnecken trug er im Haar.
Sein Auge entzündete sich, sein herbes
Zerspaltenes Antlitz blutete still,
Metallen surrten die Fliegen um ihn.
In seinen Knochen nagten die Winter,
Ewigkeit gäerte in seinem Gedärm,
Krankheit im faulenden Blut, doch in seiner
Seele versteinern Erinnerungswälder.

Wer hat dich als Kind gewiegt? Wer dich geliebt?
Komm, Alter, ich will dich hegen! Der aber öffnet
Stumm seiner Hände bittende Abgründe,
Schwarz und leer wie der Tod, groß wie das Leid.

Hans Koch (Düsseldorf)

DER KÜSTER VON BENDORF

Und wieder war Frühling, und noch war Krieg!
Anstatt sein Hosiannah zu künden,
Kam Ostern, rauchte auf und spie
Den Tod aus hundert Eisenschlünden.

Vor Pfingsten schrieen die Hähne im Land,
Als foppte sie die weite Stille.
Die Glockenstühle horchten auf,
In den Kapellen sang die Grille.

Das große Sterben wälzte sich
Von Stadt zu Stadt. Die rüden Trosse
Zerstoben wie ein Bremsenschwarm:
Die Pest sprang über Steig und Gosse!

Von Bergeslehnen dicht umpreßt,
Weit abgedrängt von allen Straßen,
Lag Bendorf sommerfriedenstill,
Daß Krieg und Kriegsnot es vergaßen.

Der Tod hindoch hat sichern Wind.
Die Pest hat Bendorf nicht vergessen.
Sie nahm Quartier und ist dem Nest
Wie scharfer Grind im Pelz gesessen.

Der Rest war weniger als Mist . . .
Die Ratten nagten an den Leichen
Und ließen ihren Knochenstaat
Vom nächsten Vollmond selber bleichen.

An Sankt Johanni war Kehraus.
Nur noch den Küster hält's am Leben.
Dem alten Herz des Pfarrers hat
Die weiße Nacht den Tod gegeben.

Die Scholle streut, die Schaufel klingt.
Bedeckt mit Flick und Altersschorfen,
Hat noch vor Tag der Sakristan
Zwei schmale Gräber aufgeworfen.

Drauf seinen Pfarrherrn eingedeckt.
Noch einmal schwingt sein Glöcklein wieder.
Der Küster spricht ein Angelus
Und legt ins trockne Grab sich nieder.

Der Blick verschwimmt, die Erde steigt,
Die Himmel fliehn im Engelsreigen.
Er fühlt, umbraust von weißem Glanz,
Marien sich entgegenneigen.

Gottfried Köhnel

AUF DER STRASSE

Wie dein Herz an meinem Arme schwingt!

Sahst du die kreuzwegmüden Gäule, die auf
feuchten

Asphaltstraßen heilandsweiß vorüberkeuchten?
und die Menschen hinter tränenperlendem Glas?

Hörst du das Auferstehungslied, das hinter hellen
Fenstern klingt?

Ach, die Straße ist so quälend naß!

Seelen, die vielleicht nach Jahren auf Erden
dieselben Qualen nach Erlösung fühlen werden,
schreien aus deinem gekreuzigten Schweigen.

Komm, laß uns in diese Droschke steigen!

VOR DER BRÜCKE

Vor der Brücke, die den Strom verhöhnste,
neigte sich der Schlot des Dampfers, kroch
der Rauch wie eine Panterkatze, dehnte
sich, daß jeder, der die Demut roch,
sein Antlitz wandte,
bis der Dampfer wieder sich ermannte,
Bläue raubte, stieg, flog, schwindelndhoch.

Mimi Korschelt

VERSE

Wenn die Nacht
in die engen Gassen kriecht,
und sich schwarz an die Wände klammert,
Wenn die Schreie des Tages
in gräberfeuchten Höfen
ersticken,
Wenn schmutziges Wasser
von vergilbtem, strähnigem Mondlicht
träumt
Und hinter dünnen Zäunen
verschlafener Haß hockt,
Suche ich meine Heimat.
Ich schleiche wie scheue Katzen schleichen,
fürchte den Widerhall zu wecken
und die Dunkelheit, die in Fenstern schläft.
Ich jage in die breiten Straßen:

Hinter kristallinen Fenstern breiten
schmutzig-rote Tücher sich über Särge
von toten Kindern aus;
Ich jage weiter, über alle Brücken,
suche an allen Ufern — —
Und kann die Heimat nicht finden.

Alfred Lichtenstein (Wilmersdorf)

REGENNACHT

Der Tag ist futsch. Der Himmel ist ersoffen.
Wie falsche Perlen hängen kleine Stumpen
zerhackten Lichts umher. Und machen offen
ein wenig Straße, ein paar Häuserklumpen.

Verfault ist alles sonst. Und aufgefressen
von schwarzem Nebel, der wie eine Mauer
herunterfällt und morsch ist. Und im Pressen
bröckelt wie Schutt der Regen — dichter —
grauer —

Als wollte jeden Augenblick die ganze,
verseuchte Finsternis zusammensinken.
Wie eine seltsame ertrunkne Pflanze
unten im Sumpf siehst du ein Auto blinken.

Die ält'sten Huren kommen angekrochen
aus nassen Schatten — schwindsüchtige Kröten.
Dort schleicht eins. Dorten wird ein Schein er-
stochen.

Der Regensturz will alles übertönen . . .

Du aber wanderst durch die Wüsteneien.
Dein Kleid hängt schwer. Durchnäßt sind deine
Schuhe.

Dein Auge ist verrückt von Gier und Schreien.
Und dieses treibt dich — und du hast nicht Ruhe:

Vielleicht erscheint inmitten düstrer Feuer
der Teufel selbst in der Gestalt des Schweines.
Vielleicht geschieht etwas ganz ungeheuer
Blödsinniges, Brutales, Hundsgemeines.

NACHMITTAG, FELDER UND FABRIK

Ich kann die Augen nicht mehr unterbringen.
Ich kann die Knochen nicht zusammenhalten.
Das Herz ist stier. Kopf muß zerspringen.
Rings weiche Masse. Nichts will sich gestalten.

Die Zunge bricht mir. Und das Maul verbiegt sich.
In meinem Schädel ist nicht Lust noch Ziele.
Die Sonne, eine Butterblume, wiegt sich
auf einem Schornstein, ihrem schlanken Stiele.

PUNKT

Die wüsten Straßen fließen lichterloh
durch den erloschnen Kopf. Und tun mir weh.
Ich fühle deutlich, daß ich bald vergeh —
Dornrosen meines Fleisches, stecht nicht so.

Die Nacht verschimmelt. Giftlaternenschein
hat, kriechend, sie mit grünem Dreck beschmiert.
Das Herz ist wie ein Sack. Das Blut erfriert.
Die Welt fällt um. Die Augen stürzen ein.

Paul Mayer

DIE IRRE

Es war die Zeit, da sie wie andre war,
Mit kleinen Schleifen im gebräunten Haar,
Beim Tennis sehr grazil den Rücken bog
Und lachte, neckte und im Spiel betrog.
Jetzt ist ihr Haar zu einem Knäul verwirrt;
Sie sitzt im Garten und ihr Auge irrt
Um eine Kugel, die aus Glas und Gold
Vor ihren Füßen auf dem Rasen rollt.
Schwingt sich ein Vogel auf das bunte Rund,
Dann weint sie leise. Ihr gequälter Mund
Stößt Laute aus, die keinem deutbar sind,
Bis daß sie einschläft wie ein krankes Kind
Und färbt der späte Tag die Bäume rot,
Dann rafft sie Kiesel auf und sie bedroht
Den Sonnenball, der in die Fluten fällt.
Sie zielt und jauchzt: „Ich traf ins Herz der Welt.“

PIERROTS LIED

Laß mich in deiner Brüste Bucht
Die Schwerter meiner Sehnsucht schärfen.
Ich möcht' in deines Schoßes Schlucht
Den Anker meiner Wünsche werfen.

Wie Wasser über Wehre fällt,
Will ich verwehend in dich fallen
Und deines Leibes Gral umkrallen,
Solange Atem in mir schwellt.

MIRABEAU IN DER NATIONALVERSAMM- LUNG (23. Juni 1789)

An Frauen reifend, die er sich geraubt,
Erstarkte er im Stahlbad der Skandale.
Jetzt schüttelt er das schwarze Eberhaupt,
Wie Flammen glüh'n der Wangen Blattermale.
Der Dämon donnert: „Wer hat euch erlaubt,
Marquis Brézé, zu reden hier im Saale
Als Königsbote? Ihr seid längst verstaubt,
Verleiht als Maske euch beim Karnevale.“

Wir weichen nur den blanken Bajonetten.
Sagt das der Majestät.“ Er ballt die Faust.
Da meinen manche, er zerbräche Ketten.
Ein Sansculotte, der sich eben laust,
Will auf den König keinen Sou mehr wetten.
Brézé verschwindet, wie ein Hund gezaust.

Heinrich Nowak

ELEGIE

Der Schmerz sitzt mir auf der Zungenspitze.
ich speie Haß auf Vorübergehende.
Ich bin der Im-Nichts-Stehende.
Ich bin eine nordwinddurchpiffene Türritze.
Im Morgengrauen gehe ich manchmal durch tote
Gassen
und denke: Jetzt küßt ein Verhaßter die weißen
Brüste der Geliebten.
Oh, warum bin ich der erfrierende Nordpol in
ungetrübten,
wasserhellen, ewig sich selbst zerfressenden Eis-
massen?

Lieber Gott, gib mir von deinen Feldern zu essen;
ich bin so hungrig nach Brot.
Die durstige Mittagssonne wollte mein Blut aus
der Kehle pressen;
ihr Licht stach meine Augenlider blutigrot.

O mitternächtige Qual! ich spüre ein vages
schmerzendes Herzklopfen, das meine Brust zer-
hackt.

O sehnsüchtiges Erwarten des Mittags: o glut-
überflossene Stunde des Tages,
Wärmekonzentration, Sonnenextrakt!

Warum bin ich das alles: abgemähtes Feld, unstill-
bar blutender Stich,
Kirche ohne Beter, Turm ohne Glocken, unbe-
grenztes Leid,
plötzliches, schreckhaftes Erwachen, brennenster
Zorn, Einsamkeit?
Oh, warum bin ich Ich?

Anselm Ruest

ODE AN DEN HOHEN HIMMEL

O Schwung der Fernen, o Zenith der Zeiten!
Unsagbar Nichts in blendend hellen Höhen,
du Band, uns bindend all in Glut, in Böen,
uns einsam gängelnd blaue, blaue Weiten —

Mit Gold beschüttend alle Nichtigkeiten,
bis alles Feste will vor uns zergehen:
Unendlichkeit! Ikarierflügel wehen
und werden nie zum letzten Rande gleiten!

Drum wir, in deinen Riesenbogentoren
die Augen senkend, wollen nun ergründen,
wo von dem vielen, vielen Gold geblieben,
das zwischen dunklen Gassen sich verloren,
und keinen Glanz den Steinen eingeschrieben . . .
Bis hoffnungslos wir dann Laternen zünden!

Otto Erich Schmidt

GROSSSTADT

Aus dem Kanal
wurde ein Kind gefischt.
Neugeboren.
Eingenäht.
Rettungskahn und Kriminal.
Dem Kind war der Schädel gespalten
mit einem Beil
oder Stuhlbein.
Als Nummer 4772
das Kind die Stufen
zum Ufer hinauftrug,
klackte ein Stück Gehirn
hinunter.
Patschte auf
und machte Kringelchen
im Wasser.
Wohl möglich,
daß dies Stück Gehirn
uns einen zweiten Faust
bescheret hätte.

Gustav Specht

EVA

Wir kennen uns seit hunderttausend Jahren,
wir haben uns in Eden schon gekannt,
wir liebten uns im alten Griechenland
und in der goldnen Roma der Cäsaren.

Ich weiß, daß wir zu zweit am Jordan waren,
im Mittelalter waren wir verwandt,
ich hab dich Schwester, Schwesterchen genannt . . .
Wann werde ich mit dir gen Himmel fahren?

Du warst mein Traumbild, Eva, mein Modell!
Wenn ich dein Lob in alle Sterne schriebe, —
sie glänzten millionenmal so hell!

O daß dein Leib mir ewig eigen bliebe!
und ewig neu! Das Leben fliegt so schnell,
zu schnell für eine tausendjährige Liebe . . .

Leo Sternberg

DER JUNGE KÜNSTLER

Ich habe den Göttern auf Erden Wohnungen bereitet,
türkisblaue Meeresgrotten und Birkenhaine im Mond.

Ich habe Höhen gestürmt, von Gletscherdrachen bewohnt,
mit Tempeln gekrönt und den Pilgern schwindelnd Terrassen hinaufgebreitet.

Und meine Arme stoßen, verzweifelt ausgebreitet,
an enge Wände! . . . In die steile Schlucht der Gasse blickt kein Himmelsblau . . . Die abgenagte Schale einer Frucht ist meine Tafel, die mich weidet!

Es steigt kein Gott herab mit einem Feuertrank . .
Es naht kein Mensch, der mir den Kranz umschlingt!

Der Regenbogen meines Traums versank . . .
Und das Genie, das nun mit Göttern Nektar trinkt,
und dessen Bild ich trug zur fernsten Meeresbank,
beschattet meinen Stern, der nie erblinkt!

Friedrich W. Wagner

GROTESKE

Ein Ballon bewegt sich leise.
Menschenhalse strecken sich.
Tramways stürzen aus dem Gleise.
Droschkengäule töten sich.

Auf den Dächern tanzen Greise.
Jungfrauen platzen männertoll.
Ein Ballon bewegt sich leise,
Lächelnd und sehr würdevoll.

DAS ANDERE LIED

Die Nächte wurden groß und reich.
Wir wandeln im blühenden Himmelreich.
Wir haben unsere Schwerter geschliffen
Und erobern das Wunder auf glückhaften Schiffen.
Wir durchreiten die Wälder taten-geil.
Unser Mut wuchs steil
In unendliche Fernen.
Wir spielen mit Sternen.

Hellmuth Wetzel

DIE STADT

Jauchze,
Hoch du im gelberfetzten Hauch der Schlote,
Hoch im Wind,
Über deiner Stadt.
Wie wir sie lieben,
Von ihr zerfressen und zermalmt:
In ihre Unendlichkeiten uns stürzend,
Ihre Schalen trinkend,
Ihre Leiber kostend,
Ihrer Torheit trunken,
Mit ihr schwärmend,
Lächelnde Spötter über ihr,
Ihre Wunderweisend, Puppenspiele in den Händen
und den blanken Glanz erlogener Lieder, die so wahr sind,
Diener des Harrens wir, auf Dinge, die noch nicht geboren sind,
Kupferne Trompeten im Hause nie gekannter Götter,
Lauscher auf Laute, die noch im Dunkel schwebender Laternen schlafen.
Verderbt ewig,
Immer rein,
Schnellzüge wir im Land, lärmende Maschinen in grau abfallender Luft,
Liebkosungen wir einer lauen Nacht,
Sterbende
In tausend Auferstehungen.

DIE GLÜCKSELIGEN

Soll ich euch von den wahrhaft Glücklichen erzählen?
Das sind die, die ihren Körper in uns kleiden,
Und unsre Gedichte als Schmuck in ihr Haar schlingen,
Die in den Gewändern der Götter gehn,
Und den Brokat der Altäre um ihre reichen Brüste raffen.
Die unsre Lieder singen, weil sie süß klingen,
Aber die heiligen Worte entgleiten ihrem Ohr;
Eine kostbare Zier und eine edle Laute sind wir in ihrer Hand, und sind es gern,
Wir spiegeln uns in ihren blanken Augen, wie in den Waldwassern,
Die schön sind und unergründlich und das Bild nicht kennen, das sie wiederwerfen.

INHALT DER VORIGEN NUMMER: Schmidt-Rottluff: Aktstudie (Titelzeichnung) / Gustav Wyneken: „Persönlichkeit“ / Rudolf Leonhard und Franz Pfemfert: Zabern / Gulliver Tönnies: Die Paten / N. O. Kent: Literatur und Libretto / Jakob van Hoddis: Von Mir und vom Mich / Adolphe Basler: Der Pariser Herbstsalon / Blaise Cendrars: Theater der Hände / Else Lasker-Schüler: Briefe und Bilder / Hellmuth Wetzel: Lied an Laïs / Programm unseres nächsten Abends / Literarische Neuerscheinungen / Briefkasten

DER ANFANG

Monatsschrift für die Jugend

ist nicht nur die einzige Zeitschrift, die ausschließlich der Schuljugend gehört, sondern sie ist unter den Kulturverhältnissen der Gegenwart die einzige Tribüne, auf der Schüler unbevormundet zu Wort kommen. DER ANFANG soll der Jugend Gelegenheit geben, ihre Ideale und Ueberzeugungen, ihre Not und Sehnsucht zum Ausdruck zu bringen.

Man bezieht den ANFANG durch den Buchhandel, durch die Post oder vom Verlage, halbjährlich zum Preise von M. 2,— oder K. 2,50. Das Einzelheft kostet 50 Pf.

Verlag: DIE AKTION, Berlin-Wilmersdorf.

Hyperiondrucke 5 und 6

Die Versendung der Prospekte über
Dantes Göttliche Komödie. Bd. I—III
und

Eichendorffs

Aus dem Leben eines Taugenichts

mit Originallithographien von Emil Preetorius

kann erfolgen. Reflektanten

erhalten sie auf Verlangen

KOSTENFREI

Hans von Weber, Verlag. München NW 16 A

AUGUST STRINDBERG

Sämtliche Werke

FRANZ BLEI

Vermischte Schriften. 5 Bände

Man verlange kostenlos Sonderprospekte

GEORG MÜLLER, VERLAG, MÜNCHEN

S. P. E. M.

108, Bd. Montparnasse

F I R M

übernimmt Schreibmaschinenarbeiten jeder Art, Abschriften, Vervielfältigungen, Aufnahme von Maschinendiktaten, Stenogrammen. Spezialität: Dissertationen, literarische und wissenschaftliche Werke

F I R M

übernimmt das Übersetzen aus dem Russischen, Französischen, Englischen sowie die gewissenhafte Erledigung fremdsprachiger Korrespondenzen für Geschäft und Privat

München, Amalienstr. 16, 1. — Tel. 3840

GALERIE ALFRED FLECHTHEIM

Düsseldorf, Alleestrasse 7

Kunst des XIX. Jahrhunderts

und unserer Zeit

F. E. Haag, Melle i. H.
Buch- und Kunstdruckerei

liefert

WERKE, ZEITSCHRIFTEN,
und übernimmt auch deren Expedition

Illustrations-, Drei- u. Vierfarbendruck

CARL EINSTEIN: BEBUQUIN ODER
DIE DILETTANTEN DES WUNDERS

MIT BEGLEITWORTEN
VON FRANZ BLEI UND DEM
BILDNIS DES DICHTERS
VON MAX OPPENHEIMER

Preis M. 3,—

Verlag der Wochenschrift: DIE AKTION

Die Aktion

M/R

WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK, LITERATUR, KUNST
IV. JAHR HERAUSGEGEBEN VON FRANZ PFEMFERT NR. 2

INHALT: Max Oppenheimer: Der Rechtsanwalt/Doktor Halpert (Titelzeichnung) / Franz Pfemfert: Der Tatbestand/Ludwig Bäumer: Dilettanten des Lasters / Kasimir: Der Teutsche Freiherr / Kurt Kersten: Heiteres Flimmerspiel / Friedrich Markus Huebner: Der Rastaquär / Jakob van Hoddis: Der Todesengel / Rudolf Kayser: Gedicht / Victor Hadwiger: Nächte / Charles Fliess: Meine Skizzen / Marie Holzer: Die rote Perücke / Ernst Blumberg: Verzweiflung / Jon Lehmann und der Tod / Im Morgenrot der Vollkanalisation / Briefkasten / Neuerscheinungen / Unsere Veranstaltungen: Autorenabend und Revolutionsball 1914.



VERLAG / DIE AKTION / BERLIN-WILMERSDORF

HEFT 30 PFG.

Verlag der Weißen Bücher/Leipzig

René Schickele

Die Leibwache

Neue Gedichte

Geheftet M. 3,— gebunden M. 4,—

Es ist in diesen Gedichten etwas von dem Gefühl eines Wanderers, der aus erregten, geistigen Abenteuern in die heimatliche Landschaft zurückgekehrt und nun, in Grün und Licht und schmelzender Sonne, das Wunder der irdischen Liebe erlebt. Schickele, in dessen früheren Gedichten paradoxe Sehnsucht zu elektrischen Gestirnen empordunstete, der dann das Tempo der Großstadt mit einer ganz frischen Empfindlichkeit erlebte, ist in die heimische Begrenztheit zurückgekehrt. Ein idyllisches und unbürgerliches Glücksgefühl trägt seine Verse: Landschaft, Fluß und Garten sind in nächster Nähe gesehen. Körperlich wird der Lichtstrom der Sonne, der große flutende Glanz des Abendrotes empfunden. Die komplizierte Bildlichkeit ist einer natürlichen Vereinfachung gewichen, die sich bis in den Rhythmus ausdrückt. Es gibt in diesem Buche Gedichte, deren Tempo von Sturmsignalen bestimmt zu sein scheint. Phantasien, die sich zu zerfetzen drohen: aber eine ganz klare Hand bringt sie in eine gegenständliche Ordnung. Diese Einfachheit gibt den heimatlichen Balladen, von denen Schickele eine größere Anzahl bringt, einen Ton der Schlichtheit, den man fast volkstümlich nennen könnte.

Verlag der Weißen Bücher/Leipzig

René Schickele

Weiss und Rot

Gedichte

Gebunden M. 2,50

Emil Faktor im „Tag“: Die beiden Farben, welche der Elsässer René Schickele in seinem Wappen führt, geben von der Art seines Poetentums einen symbolischen Begriff. In seinen neuen Gedichten flimmert ein Weiß, in welchem vielfältige Tönungen des Weltbildes erstrahlen, und auch sein Rot ist aus hundert Spielarten der Leidenschaft komponiert. Man hält wieder einmal ein Buch in der Hand, dessen Autor mehr kann als Verse schreiben, und der auch mehr will als Selbstkult und Götzendienst der Form. Er ist innig bis zur Zärtlichkeit, heiter bis zur Keckheit, er ist interessant ohne jegliches Andersseinwollen, und sein Träumen ist ein Wachen über Schönheiten.

Verlag der Weißen Bücher/Leipzig

Ernst Stadler

Der Aufbruch

Gedichte

Geheftet M. 3,—, gebunden M. 4,—

Ernst Stadler, bekannt und in den Kreisen der Jungen bereits hochgeschätzt als Kritiker und Übersetzer, veröffentlicht einen Band Gedichte, der einen ganz ursprünglichen Lyriker offenbart. Ein gedrängter Rhythmus beseelt die weit ausladenden Zeilen seines Strophenbaues, es ist wundervoll, wie ein Gefühl sich langsam gestaltet und alles in der Schwebe bleibt bis die Endreime wie große Schmetterlinge niedergehen. Durch Großstadt und freies Land, Jammer und Glück kämpft sich Musik, dann strömt alle Unruhe in Zuversicht. Schöne Gedichte und was vielleicht noch wichtiger ist: eine Lebenssache, so ernst, so ehrlich, wie irgendeine, so „romanhaft“ wie irgendein Schicksal. Ohne Programm, tendenzlos, frisch und blutfarben in dieser Zeit der „Literaturpolitik“, wo Temperamente, Gefühle, Richtungen und Schulen wie Aktiengesellschaften gegründet und die Originalgenies in ihrem zartesten Alter an Litfaßsäulen ausgesetzt werden.

Verlag der Weißen Bücher/Leipzig

Paul Zech

Die Eiserne Brücke

Neue Gedichte

Geheftet M. 3,—, gebunden M. 4,—
10 Exemplare auf echt Bütten in
Ganzpergament gebunden M. 30,—

Dieser neue Gedichtband von Paul Zech, dem Verfasser des „Schwarzen Reviers“ schließt sich inhaltlich nur in seinem ersten Teile an des Dichters Erstlingswerk „Schollenbruch“ an. Der weitaus größte Teil der Gedichte ist auf einen gänzlich neuen Ton gestimmt. Liebesstrophen von psalmartigem Charakter und soziale Rhythmen dominieren. Bemerkenswert sind auch die großen Zyklen „Der Hafen“, „Der Stadtpark“; Gedichte wie „Der Mörder“, „Die Sackträgerin“, „Der Priester“, „Die Greisin“ erweisen sich als ein angestrengter Versuch zur Gestaltung der neuen Ballade. Im Sprachlichen und Ethischen erscheint „Die eiserne Brücke“ wesentlich stärker als alle früheren Bücher von Paul Zech.

Die Aktion

HR

WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK, LITERATUR, KUNST

4. JAHRGANG

HERAUSGEGEBEN VON FRANZ PFEMFERT

10. JANUAR 1914

DER TATBESTAND

Wir haben eine öffentliche Meinung, gemindert durch gute Beziehungen zur Polizei, aber wir haben dennoch keine Polizeipresse. Sie kann gewiß auch anders. Sie wird nicht zu kaufen oder durch „vertrauliche“ Polizistenwinke zu bewegen sein, etwa eine pikante Schlafzimmersensation totzuschweigen. Sie wird, von keiner anständigen Regung gehemmt, ihre Reporter rücksichtslos unter die Betten eheirrender Prinzessinnen stecken, um die Leser durch einen „interessanten“ Fall angeilen zu können. Hätte der Arzt Otto Gross das Glück gehabt, auf eine falsche Denunziation hin wegen homosexueller Vergehen in ein Strafverfahren verwickelt zu werden, unsere „öffentliche Meinung“ wäre prompt zur Stelle gewesen. Jede Waschfrau hätte dabei auf ihre Abonnementskosten kommen können. Spaltenlange Berichte hätten sie uns serviert. Die Preßfreiheit würde jede Preßfrechheit zu decken haben, und keinem Polizeipräsidenten wäre die liberale Makulaturindustrie zu Willen gewesen.

Otto Gross jedoch hat unglückseligerweise keine homosexuelle Neigung, sondern nur seine wissenschaftliche Neigung betätigt. Er hat keinen Vergewaltigungsakt begangen, sondern er ist vergewaltigt worden. Der Fall Otto Gross war nur geeignet, das Rechtsgefühl der Presse zu engagieren. Also versagten die Redakteure.

Die AKTION hat vor drei Wochen den katastrophalen Fall Gross in aller Ausführlichkeit behandelt. Ich war sicher: jetzt können sie nicht länger schweigen. Nun liegen die brutalen Tatsachen zu offen, um vertuscht zu werden. Als (gleich nach dem Erscheinen des Gross-Heftes der AKTION und der Gross-Nummer der Münchener „Revolution“) die Berliner Redaktionen der Reihe nach bei mir anklingelten und Informationen einholten, als sogar die regierungsfrommen Scherlleute den Fall „unerhört“ nannten, da zweifelte ich schon nicht mehr: der Erfolg

unserer Bemühungen schien gesichert. Ich war nicht so kühn, mit einer entschiedenen Haltung der Presse zu rechnen. Aber registrieren würden sie ihn, meinte ich, schlicht reportermäßig die Tatsache berichten, daß ein namhafter, geistig gesunder Gelehrter von der preußischen Polizei verhaftet und Irrenwärtern ausgeliefert worden sei.

Nichts, nicht ein Wort hat sie darüber veröffentlicht! In Frankreich haben sich die Zeitungen eingehend mit dem Fall beschäftigt und nicht gerade freundliche Urteile über preußische Rechtszustände gefällt. Im „Intransigeant“ und im „Mercure de France“ werden Protestkundgebungen gedruckt. Unsere große deutsche Presse hat bis zur Stunde pflichtvergessen geschwiegen.

Ist sie vielleicht überzeugt worden, daß unsere Darstellungen falsch sind? Drei Tage habe ich diese Frage erwogen. Dann aber waren es die Schweigenden selbst, die meine Zweifel beseitigten: nicht nur richtig sind unsere Anklagen gewesen: wir haben die Ungeheuerlichkeit des Falles Gross sogar unterschätzt!

Wir haben immerhin angenommen, die Einsperung des Otto Gross sei erfolgt, weil man irgendeine Absonderlichkeit dieses Gelehrten als Geistesgestörtheit mißdeutete. Ludwig Rubiner hat gegen diese Mißdeutung sachlich protestiert. Vor mir liegt nun ein Schreiben des Chefredakteurs einer großen Berliner Tageszeitung, und in diesem Brief wird nackt ausgesprochen, daß eine „vertrauenswürdige Seite“ die Redaktion dahingehend „informiert“ habe, daß Dr. Otto Gross wegen Morphinismus und Kokainismus auf Veranlassung seines Vaters in die österreichische Irrenanstalt Tulln bei Wien geschafft worden sei!

Man lese ruhig und ohne erregt zu werden: Gross ist in eine Irrenanstalt geschleift worden, nicht weil er irrsinnig war, nicht weil man ihn irrtümlich für irrsinnig gehalten hat, sondern ... weil

er Morphinum genommen hat. Und was ergibt sich aus diesem Tatbestand für eine liberale Redaktion? Fordert sie, daß sämtliche Adelsträger, die Morphinum nehmen (es sind nicht wenige), in Irrenhäuser gebracht werden müßten? Bebt die fortschrittliche Brust des Chefredakteurs vor Empörung ob der Tatsache, daß die preußische Polizei, dem Winke eines Privatmenschen folgend, Hände, Fäuste dazu hergibt, um geistig Gesunde, geistig Bedeutende Irrenwärtern auszuliefern? Oh, ihr kennt unsere Demokraten schlecht! „Das tragische Schicksal“, schreibt wortwörtlich ein „liberaler“ deutscher Chefredakteur, „das tragische Schicksal des Dr. Otto Gross bietet zu einer Protestbewegung keinen Anlaß.“

Damit ist aus dem Fall Gross ein Fall „liberale Presse“ geworden.

Franz Pfemfert

Glossen

IM MORGENROT DER VOLLLKANALISATION

„Im Morgenrot der Vollkanalisation“ — so wird einer (optisch) angesehenen Kieler Tageszeitung von einem Leser geschrieben — „treten die Schatten des Kieler Abfuhrwesens besonders unliebsam hervor.“ Diese Nachricht, die noch durch Einzelheiten ergänzt wird, findet ihren Platz nicht im Papierkorb, sondern auf der dritten Seite des Hauptblattes, wo ihr von Redaktions wegen noch ein „launiger“ Schlußsatz angehängt wird.

In der AKTION wurden vor einiger Zeit (in Nr. 45) als zwei große Kategorien der Zeitungssprache der Stil des Feudalrittertums und der des Pöbels dargelegt. Es ist betäubend, daß damit die Gebiete, aus denen der Zeitungsschreiber seine Worthüllen stiehlt, noch nicht erschöpft sind. Ein wichtiges Hilfsmittel sind die biologischen Begriffe, angefangen bei der schwärenden Wunde am Volkskörper und aufsteigend bis zu dem den zärtlichsten Abschattungen zugänglichen Thema der Jungfräulichkeit.

Hier ist ein Beispiel, das auch nach anderen Richtungen noch „fruchtbar gemacht“ werden soll:

Eine (optisch und finanziell) angesehene Hamburgische Tageszeitung schreibt: „Vor Wochen schon, nachdem Pégoud durch seine damals noch ganz jungfräulichen Sturzflüge nicht nur sich selbst, sondern ganz Berlin auf den Kopf gestellt hatte, fand — auch von Hamburg aus — ein förmlicher Wettlauf um Pégoud statt.“ So geht es zunächst weiter. Aber dieser jungfräuliche Sturz läßt den Verfasser noch „nicht schlafen“. Er hebt einen neuen Absatz mit den Worten an: „Die Jungfräulichkeit ist den Künsten Pégouds

inzwischen genommen worden.“ Das wird erläutert, und dann muß, ehe der Weg zum Flugplatz in Fuhlsbüttel genommen wird, noch „die kritische Sonde“ an unser Gefühl gelegt werden, unter der bewährten Führung Goethes. Das sieht so aus: „Wie sehr die Welt ihm das Gefühl verteuere, ergriffen fühlt er tief das Ungeheure“, sagt Goethe vom Menschen.“ Dies Wort, auf das Erlebnis des einsamen Menschen allein geschaffen, und hier schamlos preisgegeben, muß noch erläutert werden: Auf keine Zeit (!) paßt dieses Wort so gut wie auf die unsere. Nach und nach verlernt (!) man das Wünschen. Zwar ist der Mensch gleichsam in die Luft eingewachsen, aber die Schwere hält ihn am Boden fest.“ Diesen traurig-widerlichen Unsinn schreibt ein Herr, der die Schalheit seines „flotten Humors“ nicht einmal durch die tiefe Augenlust des Blickes in fünf Weltteilen aufzufrischen vermochte, dessen „Erlebnisse“ aber gleichwohl nun in Buchform für den Weihnachtstisch bereit lagen.

„Als der Platz sich leerte, sank schon die Abenddämmerung auf das Feld nieder.“

Es war Morgen und es ward Abend — dazwischen tiefe Nacht.

Alt-Heikendorf

DILETTANTEN DES LASTERS

Also das ist Recht: Stellung der Sittlichkeit eines ganzen Volkes unter Vormundschaft des Staatsanwalts!

Also das bewirkt die Geilheit einzelner seelischer Kretins: die Mobilmachung einer staatlichen Exekutive gegen einwandfreie Reproduktionen anerkannter Kunst, einer Exekutive, deren Aufgabe es sein sollte, die individualistische Freiheit zu schützen!

Also dahin sind wir gekommen: autonome Kritik des Staatsanwalts über den moralischen Wert der Kunst!

Vor mir liegen eine Reihe bester Reproduktionen von Werken der Kunst. Es erübrigt sich, über die Qualität der betreffenden Künstler auch nur das Geringste zu sagen. —

Ingres: „La source“; Regnault: „Die drei Grazien“; Palma Vecchio: „Ruhende Venus“; Ticiano Vecelli: „Venere coricata“; Giorgione: „Brustbild der schlummernden Venus“; ferner Cabanel, Chalderson, Millais usw.

Gegen die aus einer Notwendigkeit anerkannte Arbeit: die Rezeptivität des Volkes produktiv zu gestalten, das Bekennen zur Kunst als der objektivsten, der größten menschlichen Wahrheit nicht mehr das Privileg weniger, vermeintlich Vorzugs-

berechtigter sein zu lassen, stemmt sich die Moral
..... des Staatsanwalt!

Ich gestehe sämtlichen Staatsanwälten Deutschlands ihre privaten Meinungsäußerungen über Werke der Kunst zu, sobald aber diese Meinungsäußerungen zur Kritik erhoben werden, zu einer Kritik, die die exekutive Gewalt einer gesetzlichen Verfügung erlangt, verlange ich den Beweis ihrer Berechtigung.

Aus einer Fülle von Meinungsäußerungen diese Blüten (es handelt sich ausschließlich um Reproduktionen oben angeführter Künstler).

Auszug aus der Anklageschrift des Ersten Staatsanwalts beim Königl. Landgericht Köln vom 28. März 1912:

„Alle diese Karten zeigen dem Beschauer nackte, üppige Frauengestalten, vor allem die Büste und Geschlechtsteile des Weibes, deren Nachbildung geeignet ist, das in den gesitteten Kreisen des Volkes normal geltende Gefühl für Scham und Sittlichkeit in geschlechtlicher Beziehung zu verletzen“ usw. . . .

Auszug aus der Anklageschrift des Ersten Staatsanwalts beim Königl. Landgericht I Berlin vom 9. Oktober 1910:

„Regnault: ‚Les trois Oraces . . .‘ Das fragliche Kartenbild stellt drei sich umschlungen haltende, völlig nackte Weiber dar, von denen jede in verschiedener Stellung (Vorder-, Seiten- und Rückenansicht) ihre geschlechtlichen Reize: Unterleib, Brüste, Hinterteil, in aufdringlicher Weise dem Beschauer preisgibt. Ob bei dem Originalgemälde die künstlerische Idee stark genug ist, das Grobsinnliche der Darstellung zurückzudrängen, mag dahingestellt sein.“

Verlangt's noch mehr? Pfui Teufel!

Über die Berechtigung dieser Meinungsäußerungen wie oben: Die Reproduktionen sind geeignet — der Anwalt des Staates sagt es —, das in den gesitteten Kreisen des Volkes normal geltende Gefühl für Scham und Sittlichkeit in geschlechtlicher Beziehung zu verletzen.

Das Volk läßt sich das gefallen!

Ein ganzes Volk akzeptiert diesen vom Staatsanwalt ausgestellten Wechsel über die Höhe der in ihm, im Volke vorhandenen Sittlichkeit. Ein ganzes Volk erklärt sich moralisch bankrott!

Ludwig Bäumer

DER TEUTSCHE FREIHERR

Dies sei ein Vorbemerk: Es war etwas an der Art dieses Mannes. Früher. Der Gehrock schmal über die Brust geschnürt, schwarz und dick das

Pincenez gerandet, mit breitem Kragen . . . Man muß an die andern denken. Man denkt an den schönen großen Mund der Delvard. Man denkt an die Scharfrichter all. Lächelt und denkt nur noch an die Delvard.

Damals war was an ihm, an seiner Art.

Nun trägt er den Gehrock nicht mehr. Es ist keine Freude, dies zu sehen, meine Freunde! Doch seine Stücke: Hoftheater . . . Freiherr von Wolzogen: König Karl. Genug. . . .

Vor ein paar Wochen suchte der Freiherr einen Verleger. Im Börsenblatt. Hatt' er nicht? . . . Ullstein, Fontane, Engelhorn . . .? Gewiß. Allein — — — der Freiherr hat Ambitionen. Schied stolz seine seitherige Produktion aus als — Marktware, sucht — 58 Jahre — einen Mäzen für seine dichterisch wertvollen Leistungen. Der stolze Ruf ergeht. Es folgt als Resultat: eine Bestellung auf Kabarettlieder, die Offerte eines Schreibfederverkäufers. Der Freiherr weint in die Lokalpresse, posiert den Verkannten, appelliert ans deutsche Volk . . . Larmoyante Geste des Polygraphen! . . . Frägt sich nur: ob der Schreibwarenhändler nicht der bessere Psycholog war. Frägt sich. Allein . . .

Man führt dieses Stück auf. Hoftheater. Das Werk des heimischen Dichters. (Zwar: Der hehre Leib ist aus Breslau, doch soll er in Darmstadt eine Villa haben. Man soll dort solche Dichter lieben.) Also. Es ergibt sich: will er mal dichterisch sein, hier kann er's vorflösen. Hier kann er, wenn er will. Ich hatte zufällig Gelegenheit, bei dem Experiment dabei zu sein.

Dieses Stück: König Karl! ist die zweite Abknorpelung eines germanischen Zyklus, dessen erster Teil die Maibraut heißt. Das in einem Wiesbadener Naturtheater natürlichen Veranlagungen gesunde Freude gemacht haben soll. „Heirassah“ ist ein stehendes Motiv. Dies sei nur hingesagt, um das daraus zu folgern: Zur Zeit des Breslauer Skandals lehnte ein privater Verein einer mitteldeutschen Kleinstadt dies vorgeschlagene Stück ab. Jemand soll von Sittlichkeit gesprochen haben. Worauf der Freiherr wuchs, die Hand auf die Brust legte, leise „ein zweites Breslau“ sagte und dann laut: „ICH und Hauptmann!“

Doch Freunde, laßt uns reden von König Karl, um zu dem erstaunlichen Resultat zu kommen, daß der Freiherr wirklich ein Idealist ist, daß er statt einen bewußten einen unbewußten Schmarrn geschrieben hat. Hingewälzt auf steifgebogenen Jamben eine Reihe von Feuilletons historischer

Art, in der Form der Ullsteinpopularisierung, in Dialoge, d. h. in Redende geteilt (Dialog ist ein dynamischer Prozeß, Sich-ansprechen erscheint unter dem Aspekt: jemand sagt etwas, jemand anderes sagt ebenfalls etwas), dieses Gerede wieder in entwicklungslose Bilder abgerundet, die durch plötzliche pompöse Entfernungen begrenzt, durch Monologe, Gewitter, Brände, Stürme gefüllt werden. Der Fond soll wohl reine Historie sein. Die Historie gibt sich so: Karl: „Wie nennt man Attila? . . . Du weißt es nicht? . . .“ Der Priester schweigt. Karl (tief): „Die Gottesgeißel!“ Oder Karl: „Geh nach Rom, ich kann dich nicht mehr sehn. Warte, bis ich komme, Hadrian mich krönt.“ Der Bischof: „Das wird nie geschehn.“ Karl (tiefster Baß, Beine gespreizt, eisenklirrend): „Es wird geschehn.“ Der Theaterzettel sagt: Um 790. Man denkt: also um 800, und erwartet als nächste Prophezeiung den Balkankrieg. Ganz am Schluß reimt sich's sogar. Auch schüchterne Trochäen blühen auf. (Übrigens kam ein alter Sachsenschächer vor, der Gundulf hieß, was wie Gundolf klang, und Einheimischer und Eingeweihter stille Freude dieses Abends war.)

Schon zuviel ist über das Stück gesagt. Der Raum wertet zuviel. Auch ist das Stück allein nicht der Grund. Aber dies Stück ist erst der zweite Teil einer Trilogie. Und der Freiherr hat dem deutschen Volk versprochen, ihm noch viel zu schenken. Wir wollen ihm nur dieses tun: zurufen, die Handflächen umgekehrt: „Bemühen Sie sich nicht, Herr Baron, wir verzichten, in Dreiteufelsnamen verzichten wir. Schreiben Sie weiter den alten . . . Marktbetrieb (nannten Sie's wohl?). Ullstein wird ein Auge auf Sie haben, Engelhorn sich nicht verschließen. . . . Einen Mäzen haben Sie nicht gefunden, aber ein Hoftheater. Und daher im Namen der Qualität und des Intellekts, der sich die Beine ausreißt, um durchzukommen, der sich das Maul wund schreit, um gehört zu werden . . . lassen Sie die Finger davon, Herr Baron! Die taugen nichts. Machen Sie den Platz frei, an den bessere gehören und ‚kommen werden‘. Ich schreibe (einen knabenhaften Versuch abgerechnet) keine Dramen und werde keine schreiben.

Aber verstopfen Sie nicht ein Ventil, durch das andere wollen; man bringe Eulenberg mehr herum, Schmidtbonn, führe Bassewitz auf, Arnold Zweig und Dauthendey. Aber legen Sie nicht das Öl Ihrer gedankenlosen Jamben auf das Publikum, und fischen Sie nicht mit pathetischen Teutonismen, daß selbst alldeutsche Redakteure erröten.“

Denn dies sei notiert: Die anwesenden Rechnungsräte bewarfen ihren Dichter mit Kränzen und brüllten ihn zwölfmal vor die Rampe.

Kasimir

HEITERES FLIMMERSPIEL

Zwei Arten von Obszönitäten kenne ich.

Erstens machen sie dicke, saftige Darstellungen jener Dinge, die seit Adams Zeiten dem menschlichen Geschlechte Spaß (auch Schmerzen) gemacht haben. Die Absicht der Urheber ist rein, zu reizen, jedes Mittel ist ihnen recht. Diese sind ehrlich.

Zweitens aber gibt es Leute, die gar keine Künstler sind, in denen nichts leidet, klagt und singt, die aber so eitel sind, sich den Glauben eines Künstlers vorzumachen. Nun arbeiten sie am liebsten in den unteren Regionen, da dies Gebiet am leichtesten zugänglich ist und unerschöpfliche neue Behandlungen liefert.

Diese Leute nun bringen Dinge fertig, wie diesen Film „Die Insel der Seligen“, eine Animierinsel.

Einige Beispiele: Ein junger Faun wird von Amor (meist von Psyche begleitet) durch einen Pfeil in den Hintern getroffen, reibt sich, gebärdet sich sehr angeregt und macht mit dem Unterleib Bewegungen, als koitiere er. Dann fällt er über ein Mädchen her, haut sich mit einem ebenso angeregten Meergott im Wasser um das Mädchen und dergleichen mehr.

Oder: Ein zimperlicher Junggeselle tritt zum ersten Male im Badekostüm vor ein junges Mädchen. Was tut er? Er verwandelt sein Zeitungsblättchen in ein Feigenblättchen.

Oder: Circe verwandelt zwei Männer in Schweine, spielt mit ihnen, drückt das eine an ihren Busen, klemmt es zwischen ihre Schenkel und grault ihm mit den Händen in der Visage herum.

Humor! Heiteres Flimmerspiel! (Keiner hat gelacht!)

Dann dies: Zwei Burschen stehen mit pathetischen Gebärden vor dem Meer (= Publikum, das Meer sieht man nicht). Ulkig nun, wie der eine, gänzlich unbegabt, die schwer einstudierten Bewegungen „enthusiastisch“ vollführt, während der andere steif, plump, klotzig, protzig, deutsch Moissi kopiert und nur parodisch wirkt. Aber sie tun von Erhabenheit geschwellt. Das ist das wiedererwachende Pathos, das sie fortgesetzt gegen Otto Brahm ausspielen.

Es lassen sich Naturgefühle in der Natur ohne

Musik und rhythmische Tanzbewegungen nicht wiedergeben, das ist eine Sache der Lyrik, höchstens der Plastik; nun aber gar auf dem Film in der nackten Wirklichkeit, wo überall die Unvollkommenheit sichtbar wird!

Der „Stilkünstler“ Reinhardt weiß es nicht.

Noch etwas: Ein Sitzender gießt einem Liegenden, der fast besoffen ist, Wein übers Gesicht und in den Mund.

Heiteres Flimmerspiel! —

Früher ordneten sie im Film die Menschen in die Natur ein. Meist waren sie nur Staffage.

Mit Vergnügen sah ich das Land, die Berge, die Täler, die Fernblicke, die Sitten um Sevilla auf einem Nielsenfilm. Von der Handlung weiß ich nichts mehr, aber wohl von der Natur.

Jetzt wird es umgekehrt. Was weiß auch der Theatermann Reinhardt von der Natur!

Er kam am Ende des Theaters. Jetzt auch am Ende des Films? Und freut sich R. M. Meyer immer noch, daß wir einen „solchen Kerl“ haben?

Kurt Kersten

JON LEHMANN UND DER TOD

Den Tod einer „Berühmtheit“ hat man bald verschmerzt, aber über die blumigen Nekrologe, die ihr die Überlebenden streuen, kommt man nicht hinweg.

Der Pressejobber Lehmann ist zu der großen Armee gestoßen und die Pioniere im liberalen Lager ließen zündende Nachrufe steigen.

„Noch Vieles und Gutes“, seufzte einer, der pathetisch tiefer schürft, „wäre von dem erst Neunundvierzigjährigen zu erwarten gewesen, wenn ihm nicht der Tod die Feder aus der Hand genommen hätte.“

Das Gute hätte man allenthalben hingenommen. Aber das Viele? Und er hätte so gewiß nur noch Vieles geschrieben, als der Tod sein Bestes wollte.

Sie sagen nicht kurz: er starb. Nein. Sie wehklagen: der Tod hat ihm die Feder aus der Hand genommen. Gut. Dann entspann sich zwischen den beiden folgender Dialog:

„Es ist genug, lieber Jon. Leg die Feder hin.“

„Du scherzest. Drei Lustspiele noch —.“

„Ich sagte doch, es ist genug.“

„Eine politische Satire noch.“

„Oh, daß ich doch mit einem Griff Hunderten deinesgleichen die Feder aus den schmierigen Fingern reißen könnte.“

„Es ist noch vieles zu schreiben.“

„Es bleibt besser ungeschrieben.“

„Sieh doch, die Feder ist unerschöpflich.“

„Der Quell ihrer Unerschöpflichkeit ist die Leere.“

„Für die Liberalen ist noch so viel zu leisten.“

„Für die auch nur eine Stunde länger zu leben, verlohnt sich nicht.“

„Einen Film noch —“

Da schrie der Tod: „Auch ich bin ein Feind des lebenden Bildes!“ Und zürnend zerbrach er die Feder.

Der Rastaquär*)

Von Friedrich Markus Huebner

Diese ernsthafte Komödie des John von Gorsleben ist ein weiterer Beitrag zu jener Umgestaltung des Begriffs „Bühnendichtung“, der in unseren Tagen eben dieser Begriff sich zu unterziehen hat. Die ersten auf dem Plan waren Wedekind und Heinrich Mann. Gorsleben steht zu ihnen in dem Zusammenhange, den Genossen des gleichen Zeitwollens objektiv miteinander haben. Es handelt sich darum, das herkömmliche Gesetz des dramatisch Schönen neu zu sichten und mit dem überwiegend Logisch-Rethorischen des klassischen Bühnenstücks Schluß zu machen zugunsten einer naturähnlicheren abrupteren, unbändigeren Kompositionsweise. Die Dichtung soll aufhören, bloß als Ganzes den Titel einer dramatischen zu haben; sie soll in jedem Satze, in jedem Worte federn von den treibenden Energien ständigen Wühlens, Umschlagens, Vor- und Rückwärtsstürmens. An die Stelle ehemaliger, apollinischer Dramenkunst soll das elementarischere Gebilde einer verwegenen äußersten und schlechthin absoluten Theaterkunst treten. Im Vergleich zu Heibel oder Ibsen gesetzt, wirkt das Schalten Gorslebens mit dem Materiale der Bühnenmöglichkeiten nicht anders denn anarchisch. Aber ich ziele damit nicht auf die äußerliche Anordnung der Szenenaufeinanderfolge oder dergleichen. Was die angeht, so brachte schon das naturalistische Drama (die Weber) eine bedeutende Lockerung eingesessener Glaubenssätze. Sondern verblüffend ist diese Anarchie in der Verteilung der rhythmischen Werte, in der Nichtachtung gegen das anatomisch abteilungsweise Muß vordem gültiger Dramentypisierungen. Hier ist keine Exposition und keine eigentliche Entwicklung, keine schräg

*) Eine ernsthafte Komödie von R. John von Gorsleben, 1913, Kurt Wolff Verlag, Leipzig.

ansteigende und nach der Katastrophe sich wieder regelrecht senkende Aktionskurve, kein ausgleichender Abschluß und nachdenksamer Generalrückblick. Das Dramatische, die Bewegung — aber auch dies Wort ist noch allzu glatt und geschniegelt, — also, der Tumult beginnt auf der ersten Seite, erschüttert die zweite, die dritte, die vierte und bleibt im tollen Zickzacksprunge, solange die Geschehnisse währen, das Prinzip des Inhalts.

Natürlich wird das Publikum in den Vorstellungen dieses Winters über diese Verwirrung und offenbar stilistische Desorganisation am ersten stolpern. Wäre es seine Natur, den Dingen gründlich nachzuhorchen, so würde ihm, wie es sich versteht, binnen kurzem eine sehr entgegengesetzte Erkenntnis in den Schoß fallen. Denn diese Willkür ist natürlich nur scheinbar und hat ganz und gar nichts mit jener gemeinsam, die einzig der Dilettant für genial-umstürzlerisch hält. Zugrunde liegt ein mindestens ebenso strenger Wille zur Harmonisierung der Teile wie bei Schillers „Tell“ oder Ibsens „Volksfeind“. Was sich geändert hat, ist die Fülle der Instrumentation, die Tragkraft der akustischen Sensibilität. Der Abstand ist derselbe wie zwischen Webers „Euryante“ und Straußens „Elektra“.

Beiläufig steht das Ethos der Rastaquärkomödie im vollen Kontrast zur Hysterie und aufgelösten Brunst dieses Straußschen Werkes. Der Rastaquär ist eine Fanfare zum Lobe der „Einfachheit“ und der ungebrochenen Massivität des Trieblebens, eine Verherrlichung des unbekümmerten Tierseins, des vegetativen Selbstzutrauens, der skrupellosen Gewißheit zur kalten Tat. Sie, die Tat, ist das Dogma, und ihr phrasenloser Fanatiker ist dieser Lauser, der Totschläger und Namensräuber, der Rastaquär. Das ganze Existieren dieses muskulären Freibeuters ist auf diese beiden Reize gestellt: auf die Tat und auf das, was sie hervorruft — den gegnerischen Widerstand. „Ich freue mich selten mehr,“ sagt er, „als wenn ich Unrecht gegen einen Menschen haben kann. Dann fühle ich eine Souveränität des Willens, die mich über alle infame Rechtlichkeit erhebt. Es ist mein einziger Besitz, das Vermögen, nach Zeit und Laune meine Sympathieen und Antipathieen zu verschenken.“

Wie sehr die Welt der Bühne sich geändert hat, seitdem sie Maeterlinck zu seiner zart symbolischen, Schnitzler zu seiner argwöhnisch relativistischen Wirklichkeitsauslegung meisternd als Mittel verwandte! Der Generation heutiger Dra-

matiker ist das Leben in seiner rüden Tatsächlichkeit, seiner unzweideutigen Fährnis, seinem hahnebüchernen Selbstbehauptungskampfe gerade das „Rein-Dichterische“ und genugsamer Anlaß zum Warnen, zur Veranschauung, zur metaphysischen Daseinsinbrunst. „Ich hab' kein Talent,“ sagt der Rastaquär, „zu derlei Tagträumen, mich jagt das Leben hinter allen Wirklichkeiten her.“ Jene neu-humanistische Propaganda der Tat, deren erste Werbetöne in der Lyrik aufklangen (Verhaeren, Heym, Werfel), bemächtigt sich als ethische Idee nun auch der ernstesten Theaterdichtung; Gorsleben, wie ein junger Simson, steht in der vordersten Reihe, neben Eulenberg, neben Dauthendey.

Was die Kunst personaler Charakterisierung anlangt und die Frage körperlicher Raumüberzeugung an diesen ca. 15 auftretenden Menschen des Stücks, so soll man sich darüber selbst ein Urteil bilden; die Vorstellung, denke ich, wird auch in der Hinsicht durch das erstaunliche und fast brutale plastische Können ein literarisches und literaturgeschichtliches Ereignis sein.

DER TODESENGEL

I

Mit Trommelwirbeln geht der Hochzeitszug,
In seid'ner Sänfte wird die Braut getragen,
Durch rote Wolken weißer Rosse Flug,
Die ungeduldig gold'ne Zäume nagen.

Der Todesengel harrt in Himmelshallen
Als wüster Freier dieser zarten Braut.
Und seine wilden, dunklen Haare fallen
Die Stirn hinab, auf der der Morgen graut.

Die Augen weit, vor Mitleid glühend offen
Wie trostlos starrend hin zu neuer Lust,
Ein grauenvolles, nie versiegttes Hoffen,
Ein Traum von Tagen, die er nie gewußt.

II

Er kommt aus einer Höhle, wo ein Knabe
Ihn als Geliebte wunderzart umfing.
Er flog durch seinen Traum als Schmetterling
Und ließ ihn Meere sehn als Morgengabe.

Und Lüfte Indiens, wo an Fiebertagen
Das greise Meer in gelbe Buchten rennt.
Die Tempel, wo die Priester Cymbeln schlagen,
Um Öfen tanzend, wo ein Mädchen brennt.

Sie schluchzt nur leise, denn der Schar Gesinge
Zeigt ihr den Götzen, der auf Wolken thront
Und Totenschädel trägt als Schenkelringe,
Der Flammenqual mit schwarzen Küssen lohnt.

Betrunkne tanzen nackend zwischen Degen,
Und einer stößt sich in die Brust und fällt.
Und während blutig sich die Schenkel regen,
Versinkt dem Knaben Tempel, Traum und Welt.

III

Dann flog er hin zu einem alten Manne
Und kam ans Bett als grüner Papagei.
Und krächzt das Lied: „O schmäbliche Susanne!“
Die längst vergeßne Jugendlitanei.

Der stiert ihn an. Aus Augen glasig blöde
Blitzt noch ein Strahl. Ein letztes böses Lächeln
Zuckt um das zahnlose Maul. Des Zimmers Öde
Erschüttert jäh ein lautes Todesröcheln.

IV

Die Braut friert leise unterm leichten Kleide.
Der Engel schweigt. Die Lüfte ziehn wie krank.
Er stürzt auf seine Knie. Nun zittern beide.
Vom Strahl der Liebe, der aus Himmeln drang.
Posaunenschall und dunkler Donner lachen.
Ein Schleier überflog das Morgenrot.
Als sie mit ihrer zärtlichen und schwachen
Bewegung ihm den Mund zum Küssen bot.

Jakob van Hoddis

EINEM FRÜHEREN FREUNDE

Nicht daß du gingst, engt meine Tage ein;
Doch daß du mitnahmst viel von meinem Sein:
Stunden, die meine Tänze überfüllten,
Nacktheiten, die sich nur dir enthüllten
Und meine geöffnete Stirn im Lampenschein.
Mein Leben wird mit dir treten in vielerlei Zimmer.
Deine Erinnerungen schlingen um mich sich immer,
Und Gedanken, in dich gedrungen,
Werden mit halbverwelkten Zungen
Meinen verhaßten Namen durch die Nächte schrein.
Ich kann mich aus deinen Händen nicht reißen.
Nicht hindern, daß du mich in das Zerbeißen
Tollwütiger Hunde wirfst hinein.
Du kannst mich ausstreuen in einem Verein,
In Cafés, Zeitschriften und Hurerein.
Du darfst straflos meine Geheimnisse lüften,
Trauernd Versenktes zerren aus seinen Gräften,
In dich geweinte Tränen verspritzen
Über Herrengesellschaftswitzen
Und sie lachend ertränken in Weiber und Wein.
Und ich darf nicht klagen: ich bin allein;
Denn ich muß ja ständig mit dir sein,
Bis ich in deinem Ende zerrinne,
Beim stillen Verlöschen deiner Sinne
Mich strecke in dein Sterben hinein.

Rudolf Kayser

NÄCHTE

Es ist wie Atmen dunkelblauer Nächte,
Wie Raunen toter Büberlitaneien,
Als wie durch Gottes rächende Rechte
Untergegangen sein.

Ein großes Friedensfest, wo Tote wohnen,
ein weites Sich-die-Hände-reichen,
Und um die Stirnen stiller Schläfer schleichen
Die Träume, Pagen unbekannter Kronen.

Das sind die Nächte, die mich laben werden,
Ich will mit ihrer Maske, die ich trage,
Unter der Schwelle großer Tage
Begraben werden. Victor Hadwiger

Meine Skizzen

Von Charles Fliess

Vorbemerkung

Weit davon entfernt, Impressionist zu sein, studiere ich vielmehr die Rechte. In Heidelberg. Mit dem Doktor hat es noch gute Wege. Aber mein wesentlicheres Leben verbringt sich in einigen träumerischen Stimmungen, darinnen Reste des durchlebten Tages aufblinken, kommen und gehen, manchmal in ergreifender Wirklichkeit, und doch völlig vom Realen fern. Ich nenne das: Stimmung. Ich glaube selber nicht, daß, wenn ich Einzelnes darin beschreibe, dies Kunst sein könne, da immer ja Reste unverarbeiteter Außenwelt in sanften und warmen Luftzügen hereinkommen und so das Gestaltete, Zusammengeborene, Vollkommene eines Kunstwerks nicht erlauben, andererseits ist es auch nicht nur die Spiegelung der Erlebnisse in mir — sondern doch eine Teile heraushebende Kraft, die sich betätigt, und der nur das Komponieren nicht und nicht das Verändern des geliebten Lebens gefällt. Kein Tagebuch, kein Kunstwerk, auch nicht Eindrücke — vielmehr Vorstimmungen, lauter Auftakte, zum erstenmal um ihrer selbst willen festgehalten. Ich entwerfe dann manchmal ganze Kritiken und glaube, daß sie meist richtig sind. Ich bin von einer leichten Benommenheit, in der alles farbig wird. Aber man glaube nicht, daß ich intellektuell unregelmäßig bin: es ist nur Abneigung in mir gegen das Schaffen von etwas Neuem, Selbstständig-Lebendem, meiner Außenwelt, die ich so liebe, Fernem. Meine Skizzen mögen beginnen.

I

Schon um vier jetzt dunkel. Nebel, der die linke Seite des Neckar (mit der Stadt) flächiger macht. Auf der Molkenkur schon Licht.

Vom Zimmer aus zu sehen. Der heilige Hieronymus im Gehäus an der Wand.

Ich sprach zum blonden, tapferen Gespielen: „Haßliebe natürlich. Die verlassene Geliebte. Mich wegen Beleidigung verklagen. Als Abgeblitzten, Rachsüchtling hinstellen, nachdem ich sie besessen habe, was keiner weiß, auf mich vertrauen, daß ich sie nicht kompromittieren werde — Schweinerei!

Sich zu mir in Beziehung setzen wollen.

Und vom Verlag habe ich heute das Buch von Sempronius erhalten. Er schreibt meinen Namen durchweg mit „ß“, obwohl er weiß . . . — Nebbich = der Racheakt.

Und eine Logik, die jedes Kind mit dem Bade ausschüttet . . . statt endlich einmal selbst baden zu gehen.“

Der Blonde murrte: „Nicht sich stören lassen, (Hieronyme).“

Ich sagte noch: „Frühere Freundin. Ich kann sie nicht mehr leiden. Dumm und primitiv widerwärtig. (Manchmal gilt: ‚Vom Herzen, das sie nie verriet, grüße sie, wenn sie vorbei dir zieht.‘)“

Der Blonde wurde an den Sommer erinnert: „Wie Sie noch draußen wohnten. Zwischen Gärten. Nachts wurde ihr Duft wilder und jagender. Der Mediziner über Ihnen spielte Trompete. Wie Trümmer eines zerschlagenen Sterns lag die Molkenkur.“

Ich redete: „Ich gehe jetzt oft ins Stadttheater. Das Publikum kenne ich meist von der Hauptstraße. In der Operette ‚Die Puppe‘ war Fräulein van Kaick beinah selbst Operette. Lockig in jeder Bewegung. Sie kann was. Nächstens wird sie in ‚Zar und Zimmermann‘ . . .“

Er träumte: „. . . Bäume standen neben Gaslaternen. Sie waren auf dem Balkon. Aus dem Garten . . .“

Ich durchschnitt seinen Gesang laut: „Ich sah hier ‚Mutter hat recht‘ von Nathansen, dann von d’Annunzio ‚Die tote Stadt‘. Wie ein Billardspieler,“ ich sprach lauter, „muß der Dichter zwei Bälle machen, der erste hat mit der Wahrheit zu tun, der zweite mit der Schönheit. Naturalistisch-impressionistische Läufe haben das Vermögen, den ersten Ball (den des Lebensgefühls) zu treffen, gesteigert.

Aber Nathansen trifft nicht im geringsten.

(Einige sind wie Billardspieler, die nur den zweiten Ball machen. Beispiel: Paul Ernst.)

Im ‚Professor Bernhardt‘ handelte es sich um einen Religionsstörer, bei Nathansen um einen Religionslehrer. Er gibt klein bei . . . bei einem

Konflikt mit dem Direktor wegen Darwin, (nicht wahr?) und kommt sich immer überzeugungsheldisch vor wie vor. Hjalmar Kulicke. Also hat seine Mutter recht, wenn sie sagt, er solle auf Geldverdienst sehen — er ausgerechnet muß sich aufopfern für Überzeugungen! Das Stück spielt in Jütland.

Ich dachte: War dieser Mann auch ein Spießchen und hatte Mütter auch recht gegen ihn, als sie ihn zur Herde zurückpiff durch Geldentziehung: ein entlaufendes Spießchen, und wenn es verlogen, schändlich, sentimental und stupide ist — steht es nicht höher als seine Familie, die ihre Möglichkeiten erfüllt . . . und nicht einmal zum Lügen gelangt? Mutter hat unrecht.“

Der Gespieler sang: „Die Baumwipfel waren lichtneblig von gelben Laternen. Man hörte Laute verklingend. Die Nacht war hell und über alle Maßen.“

Ich fuhr fort: „Nathansen gibt viel zu viel Effekt. Auch die Darstellung traf schon den ersten Ball nicht, ausgenommen Fräulein Landory, die vorteilhaft abstach.

D’Annunzio war prachtvoll. Beide Bälle. Ich kann hier nicht kurz über diesen Dichter, der zu den bedeutendsten lebenden gehört, Ihnen sprechen. Ein Bildner seltenen Ranges. In der rechten Richtung. Lesen Sie die Verse von ihm, die George übersetzt hat. Haben Sie gehört?“

Ich sah ihn an, kam wieder zu mir.

Der Hieronymus hing wieder an der Wand.

Der Gespieler erhob sich: — — —! und sagte:

„Vom Herzen, das sie nie verriet
Grüße sie, wenn sie vorbei dir zieht!“

II

FRANZ WERFEL (PRAG)

(Zu seiner Vorlesung am 25. November 1913 in Heidelberg.)

Zur Zeit, da viel Betrieb und Trubel
Zog zur Entweihung des Gedichts,
Gab uns dein weltdurchtränter Jubel
Verheißung eines neuen Lichts.

Nicht schlugst du an verzehrend Flammen,
Schriebst selig „Weltfreund“ und „Wir sind“.
Im Liede fühltest du zusammen,
Was lebend auseinanderrinnt.

Es war in deinem Anbeginnen
Die blaue Glut der Jünglingskraft.
Von Liebe, Gott und Sängerinnen
Singst du verzückt und wunderbar.

Der Schmuck der jungen Lorbeerblätter
Um gibt dir deine Dichterstirn.
Du bist der edle Moldauvetter:
Ein Sieger ohne Rosseschirrn.

III

Erlebt habe ich diese Dinge erst gestern abend.
Wie zufällig umwirbelte mich das. Wie zufällig
gab es das. Als hätte ich es auf der Straße ge-
troffen. Hiermit wird es verewigt.

Ich sah im Heidelberger Stadttheater die Oper
„Zar und Zimmermann“. Das Haus war dicht
gefüllt; es herrschte Trubel. Ich saß ganz allein
in einer Loge und sah die Musik, sah das Spiel.
Stundenlang.

(Wie ich noch ein ziemliches Kind war, jetzt bin
ich es aber auch noch, bat ich oft Sängerinnen
und Schauspieler, mir ihre Unterschriften zu geben
unter Photographien, die die Künstler in einer
Rolle darstellten, ich habe viele solche — und ich
habe Autogramme darauf von der Farrar, von
Kainz, von Ernst Kraus, von vielen Später
interessierte mich sehr, was in der „Jagd nach
Liebe“ von Heinrich Mann über Theater vor-
kommt, wie Ute Ende in der Kleinstadt spielt . . .)

In einer Loge: umwirbelt, allein.

Ich habe diese Oper oft gehört, nie hat sie mich
so getroffen wie gestern. Auch im Berliner Opern-
haus nicht.

Diese Oper ist nicht bieder-deutsch, nicht bürger-
lich-humorig, sondern: sie ist großartig, sondern:
sie ist begeisternd, sondern: sie ist überirdisch.
Weil sie ein Meisterwerk ist. (Weil jedes Meister-
werk jenseits von seinen Inhalten, Grenzen ein
feuriger Weltkörper ist.)

„Zar und Zimmermann“ ist als Stern an den
Himmel versetzt — durch Meisterschaft.

Kaum zu glauben. Wie von selbst scheint alles
sich zu ergeben, immer kommen die Melodien
an, altbekannt, sie grüßen dich, tief, sicher,
lachend, magisch, vollendet. Eine Fülle, eine
Reife, es sind Menschen mit dem Gesicht und
dem Wesen und der Stärke von Schutzengeln.
Sie tragen dich ein Stück empor.

Diese Notwendigkeit, wenn ein komisches Duett
kommt, zwischen Bürgermeister und Peter Iwanow
im ersten Akt. Es steht nicht geschrieben, es
kommt ganz von selber, ohne Rest, es erfolgt . . .
Mit einer Tatsächlichkeit, mit einer Unzufälligkeit,
mit einer Unwiderlegbarkeit, die das Wunder ist.
Die Partitur blättert sich von selbst weiter.

Das ist es mit der Meisterschaft: sie versetzt ein
Werk als einen Stern an den Himmel — und es
wird notwendig „wie der Gestirne ew'ge Schar“.

Auch den Text finde ich so wunderschön. Diesen
Zaren, der als Zimmergesell auf einer Werft
arbeitet, der singt, daß er von „Purpur umhüllet,
allein“ sei . . . und der ein „Denkmal im Herzen“
statt eines Denkmals „von Stein“ ersehnt, der
fühlt, daß er als Durchschnittsmensch von vorn
zu leben anfinge, seinen berühmten Namen fast
wie eine Schmach abwaschen möchte — und das
Glück und die Reinheit des Pseudonymseins
kosten.

Denkmal im Herzen —

So daß ich eines Lieds gedachte, das ich ehemals
an eine Bourgeoise der großen Stadt gerichtet
hatte:

Abend steht, schon beinahe Nacht,
Auf dem Wasser, das vorbeifließt.
Sehn dich her mit ganzer Macht,
Mädchen, das du nicht Franz Blei liest.

Ich, der doch schon Misogynes
Habe früher mal gefühlt —
Ach, wie ein Großstädtisch-Grünes
Kamst du hier hereingespült.

Blüte. Weiß von nichts. Gedeiht
Im geliebten Philiströsen.
Könnte von der Häßlichkeit
Eines Künstlers gleich erlösen.

Ich hab ein Gedicht gemacht,
Welches tief mit einem Schrei schließt!
Abend steht, schon beinahe Nacht
Auf dem Wasser, das vorbeifließt.

— — — — —
Bei hiesigen Aufführungen ist es mir immer so,
als lernte ich die Schauspieler selbst kennen,
irgendwelche gegliederte Naturen. Als säßen wir
im Café. Nicht Seelen, aber Privatexistenzen,
Leute. Gestern gab ein Gast aus Wiesbaden den
van Bett: seine Leistung war gut, besser als die
unsrigen — aber ich weiß nichts von ihm. Von
unsern Schauspielern weiß ich gar nicht so, was
sie darstellen und wie sie darstellen: sondern ich
fühle Existenzen, sympathische oder nicht, ver-
schiedene; ich schmecke ihr Milieu, das mich
so reizt.

Am besten gefällt mir meistens Fräulein van Kaick.
Sie sang die Marie. Hüpfend und marschierend.
Sie hat Blut und Bewegungen — das haben die
andern nicht so. Manchmal eine Geste komischen
Erschreckens: sie wendet den Kopf ein wenig
nach rechts, spitzt den Mund.

Eine operettige Magie. Heidelbergischer Besitz.
Wenn es in großen Städten so viele Talentlosig-
keiten gibt, warum soll es in kleinen Städten nicht
große Talente geben?

VERZWEIFLUNG

Im lautlosen Haus hängen Zimmer. Darin sind Figuren mit Gebärden und gewolltem Mienenspiel. Ich existiere in meinem Zimmer und stoße mit den Augen an die Wand, ich haue die Hände daran, da schwankt sie, ich spreize die Beine, um nicht zu fallen. Krachen. Spitzes Gellen, Glassplitter, hingestreut. Ich hebe die Hände zu den Schläfen, hüpfte geschickt auf die Treppe, die solide ist, die schaukelnden, aufeinander schlagenden Zimmer anglotzt. Entsetzlich, ich höre bloß das tönende Zerbrechen von Porzellan, keine Stimmen von Menschen. Zur Straße! Zäher, sausender Schmutz reißt mich an eine verknitterte Bluse, die ich aufschlitzen muß, ich fühle Warmes. Schwer wird mir, wohl. Ich heule voller Bewußtsein: Verflucht seien die Männer, die das Geistige in die Liebe hineingelogen haben. Vier Mark, sagt das Weib. Mein Taschenfutter schnellt wie zwei leere Zungen hervor. Langsam kann ich weitergehen. Schlamm rinnt mir in die Schuhe. Ältere Leute in Havelocks kommen gelaufen, schreiend: Wir wissen nicht, was wir wollen. Ein Kind steht nachts auf. Es ist ihm kalt. Es schnallt sich den Schulranzen über den Rücken. Schnee wird geschaufelt. Ein Friseur und sein Gehilfe ziehen dem Lehrling die Knochen lang, er kann einen großen Chauffeur nicht einseifen. „Martin“ ruft die Mutter vom Himmel und einem Kranken stößt man den Thermometer in den Bauch. „Ich bin schon blau, Herr Doktor,“ kreischt er und stirbt. Die Tänzerin stöhnt: Wir sind zum Hocken geboren. Priester singen: Wir lügen. Arbeiter in blauen Jacken kommen geschwebt. Sie haben die Augen geschlossen und stoßen unaufhörlich mit den Händen in die Luft. Immer geschwollener wird die Straße. Es weinen die Laternen. Züge von Menschen von allen Seiten mit Zeitungen, die Asche werden. Worte rascheln zu Boden. Grau ist überall. Schreien, Schreien, Schreien. Blut. Zerreißen.

Ernst Blumberg

Die rote Perücke

Von Marie Holzer (Innsbruck)

Sie schaut in das elegante, hellerleuchtete Glasfenster, hinter dem Frisuren stehen in allen Formen und Farben. Auf leuchtenden Wachsbüsten mit rotgeschminkten Wangen und tief umränderten blauen, seelenlosen Augen.

Die rote Perücke möcht' ich haben! Plötzlich lebt der Wunsch auf in der kleinen Studentin, heiß und

sengend, wie ein Schmerz, wie ein heilig Gebot. Die rote Perücke mit den tiefen, breiten Wellen, den kleinen, schmiegsamen Ringelchen um die Schläfe und der großen duftigen Locke, die sich wie nach einer zärtlichen Bewegung zufällig losgelöst und einem hinter dem Ohr in den Nacken fällt.

Was sind die blonden, schwarzen, braunen Haare nichtssagend im Gegensatz zu der roten Perücke, die wie Feuer glänzt. Hell ringeln sich die Löckchen zu züngelnden Flammen, dunkel glüht der Scheitel, Sonnen sprühen, Leidenschaft glänzt im Flimmergold jeden Haares.

Ach, wär' die rote Perücke mein! Könnt ich sie einmal tragen eine Nacht hindurch. Auf einem glänzenden Ball. Lichtüberflutete Säle. Herren in Frack und Uniform, Orden auf der Brust, Sterne, Kreuze. Damen in glitzerndem Schmuck und eleganten Toiletten, und ich mitten drin mit dem roten Haar, das halbgelöst in den Nacken fällt, dessen kleine Löckchen sich um meine klopfend warmjunge Stirne schmiegen, das Ohr küssen, meine Wangen liebkosen, das Schwarz meiner Augenbrauen betonen, meine Blicke leuchtend vertiefen.

Aller Augen sehen auf mich, hüllen mich ein in Glut und Licht. Und ein ander Leben erwacht in meinem Blut, mein Denken, mein Fühlen wird heißer unter der Feuersbrunst der roten Haare, meine Augen leuchteten anders, meine Blicke würden wärmer, meine Worte trunken von seltsamer Fremdheit.

Stolz wie eine Siegesfahne trüg ich die rote Perücke durch den Saal — durch das Leben dann, und es lacht und lockt, verspricht und schenkt, betört und beseligt . . . Nicht wie jetzt bei toten Büchern sitzen, bei Worten mit fremdem Klang, bei Längstgestorbenen, deren Atem verweht, deren Gedanken bloß ein seltsam Leben führen, das man erwecken kann oder daran vorübergehen, und ich will nicht mehr, ich will nicht mehr . . .

Die toten Haare hier auf der kalten Wachsbüste, die will ich zum Leben wecken, sie würden zu reden beginnen, wenn ich darunter lachte. Tausend Wünsche steigen empor und umarmen mich. Gedanken haken sich fest, die mich umgarnen. Rote Sehnsucht rinnt in meinen Adern, Verlangen klopft in den Gliedern, und um mich her, eine mir fremde, kalte Grausamkeit lauert im Herzen und die Seele horcht, die Seele wächst und wächst . . .

Gedanken einer Mänade steigen empor aus dem

roten Haar, Wünsche einer Circe, das Erinnern an tausend Erlebnisse, das Locken einer bleichen Nixe mit dem grünschimmernden Wunderleib. Sirenenlachen. Glutvolle Leidenschaft. Die Sehnsucht, die Jahrtausende geklopft in Milliarden Frauenherzen, stünde auf. Lebendig. Riesengroß. Lachend. Märchenhaft tief.

Schön wär' ich und begehrenswert. Eine Siegerin, die lächelnd über zertretene Herzen geht, über kniend betende Seelen.

Ja, sie allein hat mir gefehlt zur Entfaltung meines Selbst, das fühl' ich, das weiß ich. Meines Herzens Lachen, meiner Sinne Flamme, meines Geistes Feuer, sie alle warteten auf die rote Perücke, mit dem Haar aus Feuergold, auf die Vision der roten Perücke.

„Mein Fräulein!“

Ein Herr steht neben ihr mit suchenden Augen und einem leis-verlegenen Lächeln.

„Mein Herr.“ Sie lächelt, das erstemal, daß sie sich nicht empört fortwendet, sondern lächelt, und sie fühlt die Kraft dieses Lächelns.

„Fräulein, was sind die leblosen Haare hier im Gegensatz zu Ihrer blonden Lieblichkeit.“

Sie sieht ihn an.

„Darf ich ein Stückchen mitgehen. Es ist ein so schöner Abend heute, voll dunkler Geheimnisse.“

Entschlossen richtet sie sich auf. „Kaufen Sie mir die rote Perücke.“

„Vielleicht — später,“ meint er ausweichend.

Sie lacht höhnisch. „Für mich gibt es nur einen Kaufpreis, und der muß gleich erlegt werden.“

Er wartet und rechnet. Dann sinkt er zusammen. Er hat nicht soviel und wird wohl niemals soviel beisammen haben. Aber er mag nicht fort. Die kaltfunkelnden Augen locken ihn, und er vertraut der Macht seiner jungen, bittend-demütigen Augen. Aber sie sieht über ihn hinweg, bis er fortschleicht.

Ihre Augen umwerben wieder die rote Perücke, und sie weiß, sie wird sie tragen.

LITERARISCHE NEUERSCHEINUNGEN

ERNST WEISS. DIE GALEERE. (S. Fischer Verlag, Berlin.) Erik Gyldebrandt wird durch Liebe und Pflicht an das Leben wie an eine Galeere gefesselt. Dies ist das Symbol des Etiketts. Es ist das Erstlingsbuch des jungen Wieners. Darum wird das Tadelswerte entschuldbar und das Lobenswerte berechtigt zu Hoffnungen. Weil sich manches über das Niveau erhebt. Viele Szenen sind von

starker Sachlichkeit, während das Beiwerk leider oft breit und „plauschig“ ist. Auch ist zuviel Subjektivität in dem Buch. Aber das ist der Hauptfehler der meisten deutschen Romanciers. Sie erzählen von ihren Helden, anstatt die Helden als lebendige Personen hinzustellen. Man muß den Helden Worte und Handlungen glauben, weil die Dichter es sagen. Nicht weil der Held in dieser Situation nur so und nicht auch ganz anders handeln könnte. So auch bei Weiß. Aber es sind hin und wieder auch Ansätze zum Gegenteil vorhanden. Darum erwähne ich das Buch und empfehle es. Man muß (wie sagt man?) Weiß im Auge behalten. *E. E. S.*

KLEINER BRIEFKASTEN

Erich Mühsam, München. Meinen Sie nicht, daß es auch für die Geduld eines Münchener Anarchisten eine Grenze geben muß? Wann, bitte schön, wird der Fall Hans Gross Ihre Nerven angehen? Daß man Herausgeber einer Zeitschrift ist, schafft, denke ich, Pflichten. Und das Dezemberheft des KAIN wäre kaum minderwertiger, wenn Rabindranath Tagore zugunsten von Otto Gross fehlen würde.

ZEITSCHRIFTENSCHAU

SOZIALISTISCHE MONATSFESTE. Herausgeber Dr. J. Bloch. Das 26. Heft enthält: Wolfgang Heine: Zum Streik der Ärzte; J. Sakasow: Bulgarien nach den Balkankriegen; Kampffmeyer: Marx und Engels u. a.

DIE NEUE RÜNDSCHAU (S. Fischer, Verlag, Berlin). Das Januarheft beginnt den XXV. Jahrgang dieser Zeitschrift, die für die Entwicklung der modernen Literatur und Publizistik von bleibender Bedeutung wurde. Gerhart Hauptmann veröffentlicht sein neuestes Drama „Der Bogen des Odysseus“. Samuel Saenger betrachtet die fünfundzwanzig Jahre Zeitgeschichte, die unterdessen vergangen ist, im Spiegel der Rundschau. Joh. V. Jensen beginnt einen Zyklus ausführlicher Essays über das moderne Zeitalter. Ernst Schweining veröffentlicht einen Aufsatz, in dem er sich gegen die moderne Krebsbehandlung richtet. Die Finanzpolitik behandelt Daniel Ricardo in dem Essai „Rentnerstaat Frankreich“. Monty Jacobs schreibt über die gesammelten kritischen Schriften von Brahm. Alfred Kerr gibt eine Übersicht der wichtigsten Dramenaufführungen dieser Saison.

UNSERE VERANSTALTUNGEN

Der nächste Autorenabend der AKTION findet Sonnabend, den 17. Januar, im Vortragssaal „Austria“, Potsdamer Str. 28, statt. Eintritt für Abonnenten M. 1,—, sonst M. 2,—. Abonnentenkarten nur beim Verlag.

Der REVOLUTIONSBALL 1914 findet den 4. Februar statt! Vorbestellung auf Karten (für Abonnenten M. 5,—, für Nichtabonnenten M. 10,—) nehmen wir entgegen.

INHALT DER VORIGEN NUMMER: Beiträge von Ernst Angel / Hugo Ball / Ludwig Bäumer / Johannes R. Becher / Gottfried Benn / Alexander Bessmertny / Ernst Blass / Franz Blei / Paul Boldt / Maximilian Brand / Max Brod / Kasimir Edschmid / Friedrich Eisenlohr / Janar Förste / Victor Hadwiger / Henriette Hardenberg / Hermann Hendrich (Brüssel) / Max Herrmann / Hugo Hing / Jakob van Hoddiss / Oskar Kanehl / Wilhelm Klemm / Hans Koch (Düsseldorf) / Gottfried Kölwel / Mimi Korschelt / Alfred Lichtenstein (Wilmerdorf) / Paul Mayer / Heinrich Nowak / Anselm Ruest / Otto Erich Schmidt / Gustav Specht / Leo Sternberg / Friedrich W. Wagner / Hellmuth Wetzell

DER ANFANG

Monatsschrift für die Jugend

ist nicht nur die einzige Zeitschrift, die ausschließlich der Schuljugend gehört, sondern sie ist unter den Kulturverhältnissen der Gegenwart die einzige Tribüne, auf der Schüler unbevormundet zu Wort kommen. DER ANFANG soll der Jugend Gelegenheit geben, ihre Ideale und Ueberzeugungen, ihre Not und Sehnsucht zum Ausdruck zu bringen.

Man bezieht den ANFANG durch den Buchhandel, durch die Post oder vom Verlage, halbjährlich zum Preise von M. 2,— oder K. 2,50. Das Einzelheft kostet 50 Pf.

Verlag: DIE AKTION, Berlin-Wilmersdorf.

WIECKER BOTE

Herausgeber und Schriftleiter:

Dr. OSCAR KANEHL (Wieck-Eldena i. P.)

Preis 25 Pf.

In BERLIN zu beziehen:

Buchhandlung SCHULTZE & VELHAGEN
SW, Beuthstraße 3

AUGUST STRINDBERG

Sämtliche Werke

FRANZ BLEI

Vermischte Schriften. 5 Bände

Man verlange kostenlos Sonderprospekte

GEORG MÜLLER, VERLAG, MÜNCHEN

Hyperiondrucke 5 und 6

Die Versendung der Prospekte über

Dantes Göttliche Komödie. Bd. I—III
und

Eichendorffs

Aus dem Leben eines Taugenichts

mit Originalithographien von Emil Preetorius

kann erfolgen. Reflektanten

erhalten sie auf Verlangen

KOSTENFREI

Hans von Weber, Verlag, München NW 16 A

F I R M

übernimmt Schreibmaschinenarbeiten jeder Art, Abschriften, Vervielfältigungen, Aufnahme von Maschinendiktaten, Stenogrammen. Spezialität: Dissertationen, literarische und wissenschaftliche Werke ::

F I R M

übernimmt das Übersetzen aus dem Russischen, Französischen, Englischen sowie die gewissenhafte Erledigung fremdsprachiger Korrespondenzen für Geschäft und Privat ::

München, Amalienstr. 16, 1. — Tel. 3840

GALERIE ALFRED FLECHTHEIM

Düsseldorf, Alleestrasse 7

Kunst des XIX. Jahrhunderts

:: und unserer Zeit ::

F. E. Haag, Melle i. H. Buch- und Kunstdruckerei

liefert

WERKE, ZEITSCHRIFTEN,

und übernimmt auch deren Expedition

Illustrations-, Drei- u. Vierfarbendruck

CARL EINSTEIN: BEBUQUIN ODER
DIE DILETTANTEN DES WUNDERS

MIT BEGLEITWORTEN
VON FRANZ BLEI UND DEM
BILDNIS DES DICHTERS
VON MAX OPPENHEIMER

Preis M. 3,—

Verlag der Wochenschrift: DIE AKTION

Die Aktion

HR

WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK, LITERATUR, KUNST
IV. JAHR HERAUSGEGEBEN VON FRANZ PFEMFERT NR. 3

INHALT: Georg Walter Rößner: Massacre (aktuelle Titelzeichnung) / Franz Pfemfert: Mars regiert die Stunden / Ferdinand Lassalle: Tagebuchblätter / F. M. Huebner: In critikos / Ardor: Über den Autorenabend Berliner Studenten / Hugo Ball: Versuchung des heiligen Antonius / W. P. Okerny: Eva. Ein Programm / Joseph Adler: Glossen / Hugo Kersten: An eine Freundin / Henriette Hardenberg: Sehnsucht / Pirat Kino / Mosses und Lichnowskys / Autorenabend und Revolutionsball der AKTION / Briefkasten.



VERLAG / DIE AKTION / BERLIN-WILMERSDORF

HEFT 30 PFG.

DIE WEISSEN BLÄTTER

EINE MONATSSCHRIFT

Herausgeber ERIK-ERNST SCHWABACH

Das fünfte Heft enthält u. a.:

A. Suarés: Dostojewsky und die Frauen
René Schickele: Zwischen den kleinen Seen
Gustav Meyrink: Der Golem
Max Brod: Lob des einfachen Lebens
Kasimir Edschmid: Bilder aus den Südvogesen
Franz Werfel: Neue Gedichte

Das Heft 2 M., 12 Hefte 18 M., 6 Hefte 10 M.

VERLAG DER WEISSEN BÜCHER
LEIPZIG

RENÉ SCHICKELE

Benkal, Der Frauentröster Roman

Geheftet M. 3,—

Gebunden M. 4,—

Nach der graziösen, temperamentvollen und innigen Geschichte von der „Freundin Lo“ tritt Schickele hier zum ersten Male wieder seit langer Zeit mit einem großen geschlossenen Prosawerk hervor. Wer noch jüngst an Schickeles Pariser Skizzenbuch „Schreie auf dem Boulevard“ Gelegenheit hatte, die scheinbar so völlig im Gegenwärtigen aufgehende Vitalität dieses Autors zu bewundern, der wird erstaunt sein, im „Benkal“ nichts weniger als einen modern-realistischen Roman zu finden. So sehr im Grunde hier alles auf Heutiges bezogen und selbst im Örtlichen an freilich nur angedeutete, aber doch unverkennbare Lokalität angeschlossen ist, so ist doch zugleich das Ganze in eine zeitlose und ungreifbare Atmosphäre gerückt, die alle Vorgänge, ohne ihre Wirklichkeitsnähe und Lebendigkeit herabzusetzen, in ein bedeutsameres Licht hebt.

VERLAG DER WEISSEN BÜCHER
LEIPZIG

VERLAG DER WEISSEN BÜCHER · LEIPZIG

ERNST STADLER

DER AUFBRUCH

Geh. M. 3,— GEDICHTE Geb. M. 4,—

ERICH VON MENDELSSOHN

NACHT UND TAG

Ein Roman. Mit einem Vorwort v. Thomas Mann

Geheftet M. 4,—, gebunden M. 5,—

MYNONA

ROSA, DIE SCHÖNE SCHUTZMANNSFRAU

Grotesken

Preis geheftet M. 3,50, gebunden M. 5,—

NEUE FRANZÖSISCHE MALEREI

Ausgewählt von Hans Arp

Eingeleitet von L. H. Neitzel

Gebunden M. 2.50

Das Buch versucht einen Querschnitt der wesentlichsten nach-impressionistischen Malerei zu geben, wie sie sich in Frankreich spiegelt; mit wissendem Auge die Jetztzeit schon historisch zu fassen, wirkende, lebende Künstler der Entwicklungsgeschichte als geschlossene Glieder einzureihen. — Von Hans Arp ausgewählte Reproduktionen charakteristischer Werke von Rousseau, Matisse, van Dongen, Dérain und Picasso bieten ein klares Bild der neuen Malerei, welcher L. H. Neitzel in einem Geleitwort ruhige Betrachtungen widmet, die gleichzeitig dem Leser das Verständnis der neuen Malerei erschließen werden.

VERLAG DER WEISSEN BÜCHER
LEIPZIG.

Die Aktion

HR

WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK, LITERATUR, KUNST

4. JAHRGANG

HERAUSGEGEBEN VON FRANZ PFEMFERT

7. FEBRUAR 1914

DEUTSCHES CINÉMA

Wir hatten unsere großen Momente aus Anlaß der Zabernaffäre. Und es gab sogar Augenblicke, wo unser Volk fast in Größenwahn verfiel und gegen den kleinen Leutnant aufzukommen glaubte. Und wenn nichts weiter zu bewundern war an unserem Parlament als die Pose des Heroismus, sie stand ihm sicher gut und zeigt, daß es in Gebärde und Sprache bei weltgeschichtlichen Aufgaben sich genial zu geben weiß — in Wort und Haltung — —

Im Dezember reichte der Zorn noch zu einem veritablen Mißtrauensvotum gegen den Reichskanzler aus. Während die bürgerliche Presse davon träumte, daß dieses Mißtrauensvotum „weitere Kreise“ gezogen, und in Geduld abwartete, bis diese sich zeigen würden, erklärte mit eherner Stirn die offiziöse Presse, daß das Mißtrauensvotum dem Reichskanzler nicht an seine Stiefelsohlen heranreicht, mit denen er auf den Voten des Parlamentswillens herumspaziert. Und die offiziöse Presse behielt recht. Statt irgendwelcher Genugtuung erhielt das bürgerliche Blut eine schallende Ohrfeige nach der anderen von dem blauen Blut mitten in seine von Edelsinn gerötete Visage hinein. Herr von Reuter wurde freigesprochen, danach noch Herr von Forstner. Alles an zivilen Behörden und Autoritäten, was in den Prozessen auftraten, wurde bis auf die Knochen blamiert. Das nennt man in der Sprache des Bürgertums, das von der Milch der frommen Denkungsart seine Sanftmut eimerweise bezieht, — ein „sympathisches“ Auftreten.

Nach diesem „sympathischen“ Auftreten des Oberst von Reuter und nach der Freisprechung schämte sich schleunigst das liberale Bürgertum seiner zornigen Sprache von ehemals. In seinem Namen, aus seiner Seele heraus sprach Herr Roehling, der Pseudoführer der Nationalliberalen im Dreiklassenhaus, indem er die Staatsraison in Gegensatz zum Recht brachte und die erstere auf Kosten

des letzteren lobte. Die Zaberner Affäre wurde von ihm mit einer weihewollen Grabrede eingesargt und ein Gedenkstein darauf errichtet mit der schönen Inschrift:

†

„Hier schläft das Recht nach seinem Kampf mit der Staatsraison seinen ewigen Schlaf.

Es ruhe in Moder und Frieden!“

Was die Tränen des Bedauerns in Tränen der Freude wandeln mußte, war die Tatsache, daß der politische Steinmetz, der den Sieg der Staatsraison über das Recht verewigte — seines Zeichens ein preußischer Richter war. Ein preußischer Richter als Chorführer der politischen Reaktion, die den Niedergang des Rechtsgedankens bejubelt! Kann es in der Zeit des Karnevals ein lustigeres Bild geben?

Aber ein Rest von Mannesmut spukte den Bürgerkreisen noch im Blut. Sie nahmen einen scharfen Anlauf in Protestnoten des deutschen Parlaments. Zunächst sprach Frank, der seinen guten Tag verpaßte. Er bemühte sich offenbar, das Niveau der Debatte auf die niedrige Stufe einer Polemik mit dem Kronprinzen hinabzuziehen. Weshalb denn nur? Weil der Kronprinz zwei Depeschen nach dem Elsaß geschickt hatte, deren Inhalt seinen Geist restlos aufzeigte. Aber wegen denn eigentlich diese antimonarchische Kapuzinade? — Nur, wie der Reichskanzler scharfäugig a tempo erkannte, aus Haß gegen die Monarchie. Hm! Und dabei macht der Kronprinz eine gute Figur. Er kokettiert nicht nach dem alten Schema mit dem zukunftsfrohen Liberalismus. Um ihn später nicht zu enttäuschen. Er gibt sich wie er ist. Im öffentlichen Regimentsbefehl an seine Husaren weinerlich, in seinen geheimen Depeschen voll Mut und Schneid. Jeder Zoll ein Sportsmann! Der über die Felder reitet und weinen könnte, daß sie nicht im feucht-

fröhlichen Krieg verwüstet werden. Ein frisch-kerniger Soldatengeist. Soll er sich seine Freude verkneifen, wenn Reuter das ganze Zivilpack in den Pandurenkeller sperrt? Das wäre zuviel verlangt. Aber Frank verlangt zu viel und gibt zu wenig. Seine Plänkelei mit dem Kronprinzen drückt das Niveau des Tages. Vergebens sucht Ledebour die verlorene Bataille zu retten: durch sein revolutionäres Bekenntnis zur Republik. Als ob in der Republik sich Zaberger Szenen nicht ereignen könnten. Oder hatte er vergessen, daß Briand — sein Exkollege von der gleichen Fakultät — seinerzeit Militär gegen Streiker aufmarschieren ließ? Erst Naumann, der Apostel der Menschenliebe, der Heros des Völkerfrühlings, zeigte sich und das deutsche Bürgertum auf der Höhe. Er malte mit farbenfreudigem Griffel am Horizont seiner Weltanschauung die glühende Sonne des Liberalismus, die alle die schwarzen gewittersprühenden Wolken durchbricht und verscheucht. Es war eine schöne, gediegene Rede. Was wir in Zabern erlebt, es wurde durch diese verklärte Rede zehnfach gesühnt. Wir dürfen daraufhin noch mehr erleben — —

So faßte es wenigstens der praktische Zeitgeist auf, der in unserer Reaktion steckt. Man setzt jetzt die höchsten Spitzen der Zivilverwaltung im ganzen Elsaß ab: vom würdigen Statthalter angefangen, bis zu den Unterstaatssekretären. Eine Reform an Haupt und Gliedern — im großen Stil, während der Reichstag in seiner Kommission über Anträge brütet auf Abgrenzung der Militär- von der Zivilgewalt und ähnliche tiefsinnige Fragen. Und wenn sie zu Ende sind mit ihrer Weisheit, dann werden sie von neuem Reden schwingen, nur damit sie die Spalten der Presse füllen und der Bürger bei ihrer Lektüre eine seelische Motion empfindet, die seinen Appetit anregt.

Der „Preußengeist“ ist anders geartet. Er hat zwar eine schwere Zunge. Wenn er zu reden anfängt, vergaloppiert er sich. Und dann kommen offiziöse Federn, singen sanfte Wiegenlieder, und der gläubige Thomas schläft überall wieder ein. Aber der „Preußengeist“ hat dafür eine sichere, eine segnende Hand. Was er ergreift, das läßt er so bald nicht los. Er hat die Zügel der Regierung um seine knochige Faust geschlungen und, wenn es not tut, peitscht er dem Staatsluder um die Ohren, daß es pfeift.

Glaubt mir: der neunzehnjährige Leutnant kennt seine Zeit besser als die ältesten Jahrgänge unter den Parlamentariern.

Phylax

Individuum und Gemeinschaft

Von Hans Staudinger

Mit einem sich eigengesetzlich bewegenden Kreislauf läßt sich die Arbeiterwelt am besten vergleichen. Sie bildet einen eignen Ideenkomplex, von den rationalen Fermenten des Wirtschaftlichen durchsetzt.

Nun können wir die Frage nach der Art und Weise des Verhaltens der einzelnen Glieder zu diesen eigenartigen Gedankenkomplexen mit einer scharfen Trennung vom unteren Bürgertum beantworten. Es sind nicht die Bahnen des Hinnehmens, des autoritativen Genügens, die sich im Arbeiter ausprägen, sondern eine Selbstverständlichkeit, eine eigne Entwicklung gibt den Ideen in der Arbeiterschaft das Merkmal. In ihr ist es nicht der einzelne, der in sich seine Welt gestaltet. Die Sicherheit und Selbstverständlichkeit wird nur durch die Masse gewonnen, da genetisch ja auch der einzelne nur durch die Masse zu den Dingen gelangt. Das ist also das eigentümlich Neue, daß sich eine andere Beziehung von Mensch zu den Dingen innerhalb der Arbeiterwelt herangebildet hat. Diese Welt bewegt sich als geschlossener Körper, ist wieder, wenn auch nur äußerlich, Organismus, Gemeinschaft geworden. Die Beziehung des einzelnen zu den Objektivationen führt wieder durch die Gemeinschaft zu den Gliedern. Damit ist diese Welt als Ganzes eine Einheit; sie hat einheitliche Erlebnisse, einheitliche Ziele. Was in der Masse der Gemeinschaft aufgenommen ist, das gehört dem einzelnen an. So ist die ungeheure Macht der wirtschaftlichen, politischen Ideen zu erklären. So ist aber auch zu verstehen, daß die Organisationen, die Ausdrücke nach irgendeiner Hinsicht sind, gleichzeitig immer Ausdruck des ganzen Ideenkomplexes der Arbeiter werden. In den Vereinen sehen wir schon die Tendenz des Zusammenfassens; erst mit der Erkenntnis der Massenhaftigkeit ist dieses Hineintragen des Ideenkomplexes zu begreifen. Nicht nur formal ist in den Vereinen das Intime durch all die Nebenbedingungen beschränkt, die mit dem Zwecke verbunden sind; es ist auch innerlich im Werden des Ganzen begründet. Die Vereine stehen somit als Differenzierung des großen Komplexes da, sie sind Ringe des großen Ringes der Arbeiterschaft.

Aber dennoch ist die Einheit der Anschauung in der Gemeinschaft noch nicht Einheit der Werte geworden. Wohl bildet das Wirtschaftliche einen Hauptfaktor und wird noch durch die Existenz

von Partei und Gewerkschaft geschärft. Aber metaphysische Werte, ein Einheitsfühlen, ein Einheitswollen, beherrschen diesen Körper nicht, so daß er, äußerlich betrachtet, ganz ebenso materiell erscheint wie die mittleren, unteren Schichten der mechanistisch-autoritativen Welt; nur daß dort alte, traditionelle, im heutigen Leben oft widerstrebende Werte gelten wollen. Es sind jedoch bei den unteren bürgerlichen Schichten ebenso wie bei den Arbeitern rationale Züge, die, mit materieller Genußfreude gepaart, den beiden Welten ihren Hauptausdruck verleihen.

Zu der Welt der Persönlichkeit aber läßt sich keine Beziehung finden, da in der Arbeiterwelt dieses Herausleben des einzelnen, das Spiel des einzelnen in diesem Maße nicht mehr existiert. Wohl sind die Kräfte zum äußersten zu steigern, doch nur im Rahmen der Gemeinschaft. Was ihr Verein uns als Neues zeigte, das Umbiegen der bürgerlichen Kunst ins Intellektuelle, ist noch nicht ein Regen der eigenartig neuen Welt. Sie hat noch keine Künstler für sich herausgeholt. In ihr wird — es sei hypothetisch gesagt — nicht aus dem tiefsten Grunde des Ich für das Ich geschaffen werden. In ihr wird das Persönlichkeitsdogma des Auslebens, der Originalität verschwinden, um dem einheitlichen Schöpfen für die Allgemeinheit der Gemeinschaft Raum zu geben. Man irrt, wenn man allein in dem Rational-Intellektuellen ein Neues sieht. Das Neue liegt vielmehr in den Beziehungen, die heute in der Tendenz schon entwickelt, die aber über das Rational-Wirtschaftliche noch nicht hinausgegriffen haben. Diese neuen Beziehungen bedeuten eine neue Konstellation, ein Aufgehen des Intimen im Allgemeinen, des Einzelnebens in der Gemeinschaft, und dieses neue Eingestelltsein kann zu einer ganz anderen Kulturwelt führen als zu der der Persönlichkeit. Ob sich diese Möglichkeiten erfüllen werden? Das wird die Frage der Zukunft sein; ihre Bejahung würde all dem Sehnen nach Einheit tätig antworten durch ein organisches Schöpfen und Schaffen für die Allgemeinheit, die Gemeinschaft.

So zeigte diese ganze Arbeit einen Kreislauf, der sich formal in der Physiognomie des geselligen Lebens spiegelte. Den Charakter des Organischen trug die Gruppierung des Mittelalters. Den Charakter des Organischen trägt wieder das Gehäuse des Arbeiters. Dazwischen liegt die andere Vereinsform, die wohl auch eine Gemeinsamkeit ausdrückt, doch in ihrer Basis den einzelnen Menschen in seiner freiesten

Entfaltung trägt; die die differenziertesten Formen durchläuft, ein Spiegel des Menschen als solchen, der ganz ebenso aus der Gemeinschaftskette des Mittelalters befreit, sich aus seinen sozialen, religiösen Banden differenzierte; der in der französischen Zeit eine äußere Differenzierung erlebt und in der Synthese des Werdens die innerlichste Freiheit erwirbt, die Differenzierung des Inneren vollendet, bis er sich heute wieder in äußerer Differenziertheit verliert. Da schließt sich die Kette im Arbeiter wieder, und der einzelne ist in der Gemeinschaft. So wird die Persönlichkeit eine Episode gewesen sein, die in ihrem Brennpunkt eine der wunderbarsten Epochen herausgestellt hat, aber in ihrer Zusammenhanglosigkeit alt geworden war.

Wir stehen heute in kultureller Hinsicht verarmt, da unsere Zeit keine großen Werte mehr umfaßt und die neuen Tendenzen im ersten Frühstreifen dämmern. Es mutet so traurig an, auf der einen Seite zu sehen, an was sich so viele Menschen klammern, an wieviel Äußeres und Altgewordenes; wenn sie, wie so oft mir begegnete, für ihren Verein, der längst schon keine Bedeutung mehr hat, doch immer noch hoffen, daß er weiter bestehe; nicht der Sache, nicht des Gesanges willen, sondern nur damit der Name weiter lebe, damit sich um die Fahne wieder neue Menschen scharen. Auf der anderen Seite stehen die frischen Kräfte, die sich gegen diesen autoritativen Koloß stemmen, die Neues wollen, Neues durch Persönlichkeit, aber dennoch nicht unsere Zeit umfassen können. — All ihre Anklagen und Reden erzählen uns nichts anderes als das Wintermärchen unserer Zeit.

Dieser Aufsatz bildet eine Ergänzung des guten Buches, das Hans Staudinger soeben bei Eugen Diederichs erscheinen läßt.

Glossen

BEI GELEGENHEIT HAUPTMANN'S

Man hat ein dumpfes Erinnern aus Sekunda her, daß es bei Homer etwas verworrener war. Und daß diese Fürsten und Schweinehirten viel mehr geredet haben.

Man ist befriedigt und denkt, daß ein Mensch, der in fünffüßigen Jamben spricht, immer noch sympathischer ist als einer, der seinen üblichen Redeblumenkohl in Hexametern von sich gibt.

Und man findet einige Trivialitäten und konstatiert mit Vergnügen, daß diese Leute reden, wie eben so ein Schweinehirt auf Itaka reden wird. (Nur leider: in fünffüßigen Jamben.) Und man

findet ferner, daß Hauptmann gut daran getan hat, kein Drama aus der Odyssee zu machen, sondern eine Episodenerzählung in Dialogen.

Auch braucht er keine antik frisierten Griechen, sondern lediglich Menschen. Sozusagen Menschen an sich. Und nicht einmal mit der üblichen neuen Philosophie angefüllt. Menschen, die lachen und heulen können und die ihr Leben wunderschön einfach und geradlinig leben.

Man freut sich über diese Unkompliziertheit — — Hauptmanns und sagt sich, na, irgendeinen dieser schönen Sätze, die in der Luft liegen, über Naivität der künstlerischen Gestaltung, über Primitivität des Erlebens, über Entliterarisierung des Expressionismus, kommt dann auf neuere Malerei, geht inzwischen ins Café und spricht natürlich über über van Oogh.

Übrig bleibt ein Erinnern an Einzelheiten und die nachgerade zum Überfluß bestätigte Erkenntnis, daß das Drama eine Kunstform der Vergangenheit ist. Daß uns alle diese Dinge verdammt fremd sind. Daß wir uns den Teufel um Dinge scheren, die uns gar nichts angehen. Daß wir zum Donnerwetter keine Geduld haben, fünf Akte eines Dramas über uns ergehen zu lassen, nur weil es fünf Akte eines Dramas sind. Und daß wir, die wir nach Nietzsche, Przybyszewski und Strindberg geboren sind, zu konzentriert und zu nervös sind, um weitschweifige Belanglosigkeiten ertragen zu können.

Wer heute Dramatiker sein will und dennoch ein anständiger Mensch ist, hat Aphorismen oder Glossen zu schreiben. Oder er plagiiere Frank Wedekind.

Hugo Kersten

JUBILÄEN

Es gibt in Deutschland eine Industrie, die die bekannte Eigenschaft des Veilchens modernisiert hat: sie wächst im Verborgenen; aber sie blüht in der Öffentlichkeit.

Die Jubiläumsindustrie. — Die Branche nährt ihren Mann ganz nett. Großkapitalisten fehlen zwar. Aber dafür kommt der kleine Mann um so besser auf seine Kosten. Die sind nicht groß. Kapital ist gar nicht nötig, und zum Handwerkszeug genügt ein gut funktionierender Kalender und ein Konversationslexikon (oder eine Bücherhalle). Der Betrieb ist einfach und verlangt nur Aufmerksamkeit und Pünktlichkeit. Man muß der übrigen Menschheit immer acht Wochen voraus sein (nur im Kalender natürlich!) und recht genau die Kalendernotizen lesen. Keine jubiläumsartige Zahl darf übersehen werden! In Betracht kommen

hauptsächlich Geburts- und Todestage. Nur in seltenen Fällen auch Taufen, Hochzeiten und andere Ereignisse. Die Jubiläen werden eingeteilt in große und in kleine. Die großen sind: 25, 50, 75, 100, 200 usw. und werden je nach der Bedeutung des Jubilars mit Aufsätzen, kleinen Broschüren und wohl mit ganzen Büchern gefeiert. Kleineres Jubiläum ist alles, was hinten eine Null oder eine Fünf hat und nicht größeres Jubiläum ist. Hier genügt meistens eine Notiz. Nur ja die Zahlen nicht verwechseln!

Und nie den Versuch machen, sich auf seine eigenen Kenntnisse zu verlassen! Das Lexikon weiß immer mehr und immer gerade das, was andere nicht wissen.

Quellenstudium sollte man nicht übertreiben! Erstens wird einem das Bild des Jubilars durch die Lektüre seiner Werke leider nur zu oft getrübt, und zweitens verlangt ein guter Jubelaufsatz keine Meinung (sie wäre ja doch nur einseitig!), sondern vor allem: Kenntnisse. Solch einen Aufsatz kann man unverändert an alle Zeitungen und Zeitschriften schicken, die einem zur Verfügung stehen. Und das ist natürlich sehr bequem und rentabel.

Aber — und das ist nicht zu übersehen! — es gibt Fälle, in denen die Kenntnisse nicht genügen. Es gibt Fälle, die tieferes Verständnis, ja sogar Begeisterung erfordern. Und dazu ist einige Geschicklichkeit nötig. Sobald nämlich die Art des Jubilars ein Urteil als wünschenswert erscheinen läßt, wird das Absatzgebiet des Aufsatzes begrenzt. Kenntnisse haben unbegrenzte, Urteile nur sehr geringe Absatzmöglichkeiten. Je entschiedener und deutlicher das Urteil, desto geringer die Verwendungsmöglichkeit. Der im Betrieb noch nicht Erfahrene wird deshalb meist noch Aufsätze liefern, die nur von drei oder vier, ja vielleicht nur von einer Zeitung angenommen werden. Er darf sich nicht entmutigen lassen! Kein Meister fällt vom Himmel.

Auch gibt es ein Hilfsmittel: man fertigt zuerst einfach einen Aufsatz nur mit Kenntnissen (ohne tieferes Verständnis), vervielfältigt ihn und fügt dann, je nach der Zeitung, für die die Kopie bestimmt ist, Verständnis und Urteil einzeln hinzu. Für diese etwas schwierigere Technik ein Beispiel! In sehr geschickter Weise hat es ein Anfänger verstanden, sich in dem Fall Georg Büchner zu helfen. (Besonders schwierig! Politik und Moral!)

Hans Harbeck schrieb unter andern in „Hilfe“ und „Revolution“ über ihn. Der Aufsatz ist beide Male der gleiche, aber sehr geschickt verändert,

was die Begeisterung angeht. Ich zitiere nur eine besonders lehrreiche Stelle:

In der „Hilfe“: „Der oberflächliche Betrachter ist der Gefahr ausgesetzt, G. Büchner für einen Fatalisten und Epikuräer zu halten Die Grisette Marion rechtfertigt ihren lockeren Lebenswandel mit den leichtsinnigen Worten: „Meine Natur war einmal so, wer kann da drüber hinaus?“ Und ihre Beichte mündet in die (scheinbar) frivole Erkenntnis: „Wer am meisten genießt, betet am meisten.““ In der „Revolution“ entschuldigt sie sich mit „den entzückend leichtfertigen Worten“ und „ihre Beichte mündet in die ebenso holde wie tief-sinnige Erkenntnis“.

So wird durch wenige, schnell eingefügte Änderungen der Artikel für beide Zeitschriften geeignet. Dem Bedarf der „Revolution“ wird dadurch entsprochen, daß an den Anfang und an den Schluß des Aufsatzes die dithyrambischen Worte gesetzt sind: „Wie eine herrliche Rakete saust Georg Büchners Leben himmelan und löst sich mitten in seinem schönsten Glanze plötzlich in eine Handvoll Asche auf!“ Besonders die Wiederholung am Schluß ist sehr wirkungsvoll. Der ganze Aufsatz bekommt einen poetischen Hauch, wenn man am Schluß noch einmal liest: „Wie eine herrliche Rakete“

Übrigens ist gerade dieser Schluß nicht genug zu rühmen. Es gibt eine ganze Reihe von Fällen, in denen er (mutatis mutandis) zu gebrauchen ist.

Sätze dieser Art erleichtern die Arbeit überhaupt sehr. Schon einige wenige solcher poetischen Worte geben dem Aufsatz einen eigenartigen lieblichen Reiz, so daß bei richtiger Anwendung der Erfolg bei unserem für Kunst und Poesie so sehr empfänglichen Publikum nicht ausbleiben kann.

Hans Siemsen

AUFLAUF

Schrei eines Überfahrenen.

Aufruhr. Platz da! Polizist.

Gewaltig behäbig, langsam und wichtig.

Buch aus der Brusttasche. Bleistift. Was ist?

Wer hat Schuld? Der hat Schuld! Nich alle durcheinander.

Bitte, Herr Schutzmann, ick hab's jesehn.

Wie heißt du, mein Junge? Wo wohnst du, und wie . . .

Jehn Se doch weiter un bleibn Se hier nich stehn!

Wat is denn hier los? — Achtung Dampfwalze!

Eener überfahren, quer über de Brust.

Nich so drängeln! Ruhe! Stille biste, sag ick, det du nich ooch noch dir melden tust.

Radfahrer klingeln. Wie? Willy Haase?

Herr Wachtmeester, wat, dut een Arzt ooch wohl not?

Du schwindelst doch ooch nicht, mein Junge, wie?

— Schutzmann, Herr Schutzmann — der röchelt — is dot —!

Oskar Kanackl

Das ästhetische Manifest

Von H. Amann

Nicht Leier! noch Pinsel! eine Wurfschaufel für meine Muse, die Tenne heiliger Literatur zu fegen! — — Poesie ist die Muttersprache des menschlichen Geschlechts; wie der Gartenbau älter als der Acker: Malerei — als Schrift: Gesang — als Deklamation: Gleichnisse als Schlüsse: Tausch — als Handel. Ein tieferer Schlaf war die Ruhe unserer Urahnen; und ihre Bewegung ein taumelnder Tanz. Sieben Tage im Stillschweigen des Nachsinnens oder Erstaunens saßen sie; — — und taten ihren Mund auf zu — geflügelten Sprüchen.

Sinne und Leidenschaften reden und verstehen nichts als Bilder. In Bildern besteht der ganze Schatz menschlicher Erkenntnis und Glückseligkeit. Der erste Ausbruch der Schöpfung und der erste Eindruck ihres Geschichtschreibers — — die erste Erscheinung und der erste Genuß der Natur vereinigen sich in dem Worte: Es werde Licht! Hiermit fängt die Empfindung von der Gegenwart der Dinge an.

Endlich krönte Gott die sinnliche Offenbarung seiner Herrlichkeit durch das Meisterstück des Menschen. Er schuf den Menschen in göttlicher Gestalt; — — zum Bilde Gottes schuf Er ihn. Dieser Ratschluß des Urhebers löst die verwickeltesten Knoten der menschlichen Natur und ihrer Bestimmung auf. Blinde Heiden haben die Unsichtbarkeit erkannt, die der Mensch mit Gott gemein hat. Die verhüllte Figur des Leibes, das Antlitz des Hauptes und das Äußerste der Arme sind das sichtbare Schema, in dem wir einhergehen; doch eigentlich nichts als ein Zeigefinger des verborgenen Menschen in uns. — —

Die erste Nahrung war aus dem Pflanzenreiche; die Milch der Alten der Wein; die älteste Dichtkunst . . . botanisch; auch die erste Kleidung des Menschen war eine Rhapsodie von Feigenblättern.

Aber Gott der Herr machte Röcke von Fellen und zog sie an — unsern Stammeltern, denen die Erkenntnis des Guten und Bösen Scham gelehrt hatte. Wenn die Notdurft eine Erfinderin

der Bequemlichkeiten und Künste ist, so hat man Ursache, sich zu wundern, wie in den Morgenländern die Mode, sich zu kleiden, und zwar in Tierhäuten, hat entstehen können. Darf ich eine Vermutung wagen, die ich wenigstens für sinnreich halte? — Ich setze das Herkommen dieser Tracht in der dem Adam durch den Umgang mit dem alten Dichter (der in der Sprache Kanaans Abaddon, auf hellenistisch aber Apollyon heißt) bekannt gewordenen allgemeinen Bestandteil tierischer Charaktere, — die den ersten Menschen bewog, unter dem gelehnten Balg eine anschauende Erkenntnis vergangener und künftiger Begebenheiten auf die Nachwelt fortzupflanzen. — — —

Rede, daß ich dich sehe! — Dieser Wunsch wurde durch die Schöpfung erfüllt, die eine Rede an die Kreatur durch die Kreatur ist; denn ein Tag sagt's dem andern, und eine Nacht tut's kund der andern. Ihre Losung läuft über jedes Klima bis an der Welt Ende, und in jeder Mundart hört man ihre Stimme. — — Die Schuld mag aber liegen, woran sie will (außer oder in uns): wir haben an der Natur nichts als Turbatverse und disiecti membra poetae zu unserm Gebrauch übrig. Diese zu sammeln ist des Gelehrten; sie auszulegen des Philosophen; die nachzuahmen — oder noch kühner! — — sie in Geschick zu bringen, des Poeten bescheiden Teil.

Reden ist übersetzen — aus einer Engelsprache in eine Menschengprache, das heißt Gedanken in Worte — Sachen in Namen, Bilder in Zeichen... Diese Art der Übersetzung (verstehe Reden) kommt mehr als irgendeine andere mit der verkehrten Seite von Tapeten überein oder mit einer Sonnenfinsternis, die in einem Gefäß voll Wassers in Augenschein genommen wird.

Mosis Fackel erleuchtet selbst die intellektualische Welt, die auch ihren Himmel und ihre Erde hat. Bacon vergleicht daher die Wissenschaften mit den Gewässern über und unter dem Gewölbe unserer Dunstkugel. Jene sind ein gläsern Meer, als Kristall mit Feuer gemengt; diese hingegen kleine Wolken aus dem Meer, als eine Manneshand.

Die Schöpfung des Schauplatzes verhält sich aber zur Schöpfung des Menschen wie die epische zur dramatischen Dichtkunst. Jene geschah durchs Wort; die letzte durch Handlung. Herz! sei wie ein stilles Meer! — — Hör den Rat: Laßt uns Menschen machen, ein Bild, das uns gleich sei, die da herrschen! — — Siehe die Tat: Und Gott der Herr machte den Menschen aus

einem Erdenkloß. — — Vergleich Rat und Tat; bete den kräftigen Sprecher mit dem Psalmisten, den vermeinten Gärtner mit der Evangelistin der Jünger und den freien Töpfer mit dem Apostel hellenistischer Weltweisen und talmudischer Schriftgelehrten an.

Der hieroglyphische Adam ist die Historie des ganzen Geschlechts im symbolischen Rade: — — der Charakter der Eva das Original zur schönen Natur und systematischen Ökonomie, die nicht nach methodischer Heiligkeit auf dem Stirnblatt geschrieben steht, sondern unten in der Erde gebildet wird und in den Eingeweiden — in den Nieren der Sache selbst — verborgen liegt.

Virtuosen des gegenwärtigen Äons, auf welchen Gott der Herr einen tiefen Schlaf fallen lassen! Ihr wenigen Edlen! macht euch diesen Schlaf zu Nutz und baut aus einer Rippe dieses Endymions die neueste Ausgabe der menschlichen Seele, die der Barde mitternächtlicher Gesänge in seinem Morgentraum sah, — — aber nicht von nahe. Der nächste Äon wird wie ein Riese vom Rausch erwachen, eure Muse zu umarmen, und ihr das Zeugnis zajauchzen: Das ist doch Bein von meinem Bein und Fleisch von meinem Fleisch!

Sollte diese Rhapsodie im Vorübergehen von einem der neuesten Literatur in Augenschein genommen werden, so weiß ich zum voraus, daß er sich segnen wird, wie der heilige Petrus vor dem großen Leinenen Tuch an vier Zipfeln gebunden, darin er mit einem Blick gewahr ward und sahe vierfüßige Tiere der Erden und wilde Tiere und Gewürme und Vögel des Himmels — — „O nein, besessener Samariter“ — — (so wird er den Philologen schelten in seinem Herzen) — „für Leser von orthodoxem Geschmack gehören keine gemeinen Ausdrücke noch unreine Schüsseln“. — — Siehe! darum geschieht es, daß ein Autor, dessen Geschmack acht Tage alt, aber beschnitten ist, lauter weißen überzogenen Enzian — zur Ehre menschlicher Notdurft! — in die Windeln tut. — — Man kann allerdings ein Mensch sein, ohne daß man nötig hat, ein Autor zu werden. Wer aber guten Freunden zumutet, daß sie den Schriftsteller ohne den Menschen denken sollen, ist mehr zu dichterischen als philosophischen Abstraktionen aufgelegt. Wagt euch also nicht in die Metaphysik der schönen Künste, ohne in den Orgien und Eleusinischen Geheimnissen vollendet zu sein. Die Sinne aber sind Ceres, und Bacchus die Leidenschaften; — alte Pflegeeltern der schönen Natur . . .

Die Meinungen der Weltweisen sind Lesarten der Natur und die Satzungen der Gottesgelehrten Lesarten der Schrift. Der Autor ist der beste Ausleger seiner Worte; er mag durch Geschöpfe — durch Begebenheiten — oder durch Blut und Feuer und Rauchdampf reden, worin die Sprache des Heiligtums besteht.

Wenn es auf den Geschmack der Andacht, die im philosophischen Geist und poetischer Wahrheit besteht, und auf die Staatsklugheit der Versifikation ankommt, kann man wohl einen glaubwürdigen Zeugen als den unsterblichen Voltaire anführen, welcher beinahe die Religion für den Eckstein der epischen Dichtkunst erklärt und nichts mehr beklagt, als daß seine Religion das Widerspiel der Mythologie sei? —

Bacon stellt sich die Mythologie als einen geflügelten Knaben des Äolus vor, der die Sonne im Rücken, Wolken zum Fußschemel hat und für die Langeweile auf einer griechischen Flöte pfeift —; Voltaire aber, der Hohepriester im Tempel des Geschmacks, schließt so bündig als Kaiphas und denkt fruchtbarer als Herodes. — Wenn unsere Theologie nämlich nicht so viel wert ist als die Mythologie, so ist es uns schlechterdings unmöglich, die Poesie der Heiden zu erreichen — geschweige zu übertreffen; wie es unserer Pflicht und Eitelkeit am gemäßesten wäre.

Mythologie hin, Mythologie her! Poesie ist eine Nachahmung der schönen Natur — und Nieuwentyts, Newtons und Buffons Offenbarungen werden doch wohl eine abgeschmackte Fabellehre vertreten können? — Freilich sollten sie es tun und würden es auch tun, wenn sie nur könnten. — Warum geschieht es denn nicht? — Weil es unmöglich ist, sagen eure Poeten.

Die Natur wirkt durch Sinne und Leidenschaften. Wer ihre Werkzeuge verstümmelt, wie mag der empfinden? Sind auch gelähmte Sennadern zur Bewegung aufgelegt?

Eure mordlügenische Philosophie hat die Natur aus dem Wege geräumt, und warum fordert ihr, daß wir selbige nachahmen sollen? — Damit ihr das Vergnügen erneuern könnt, an den Schülern der Natur auch Mörder zu werden. —

Ja, ihr feinen Kunstrichter! fragt immer, was Wahrheit ist, und greift nach der Tür, weil ihr keine Antwort auf diese Frage abwarten könnt. — Eure Hände sind immer gewaschen, es sei, daß ihr Brot essen wollt oder auch, wenn ihr Bluturteile gefällt habt. — Fragt ihr nicht auch, wodurch ihr die Natur aus dem Wege geräumt?

— — Bacon beschuldigt euch, daß ihr sie durch eure Abstraktionen schindet. Zeugt Bacon die Wahrheit, wohlan! so werft mit Steinen — und sprengt mit Erdenklöben oder Schneebällen nach seinem Schatten.

O eine Muse wie das Feuer eines Goldschmieds, und wie die Seife der Wäscher. — — Sie wird es wagen, den natürlichen Gebrauch der Sinne von dem unnatürlichen Gebrauch der Abstraktionen zu läutern, wodurch unsere Begriffe von den Dingen ebenso sehr verstümmelt werden als der Name des Schöpfers unterdrückt und gelästert wird. Ich rede mit euch, Griechen! weil ihr euch weiser dünkt denn die Kammerherrn mit dem gnostischen Schlüssel; versucht es einmal, die Iliade zu lesen, wenn ihr vorher durch die Abstraktion die beiden Selbstlauter α und ω ausgesichtet habt, und sagt mir eure Meinung von dem Verstande und Wohlklange des Dichters!

Ihr macht die Natur blind, damit sie nämlich eure Wegweiserin sein soll! oder ihr habt euch selbst vielmehr durch den Epikurismus die Augen ausgestochen, damit man euch ja für Propheten halten möge, welche Eingebung und Auslegung aus ihren fünf Fingern saugen. — Ihr wollt herrschen über die Natur, und bindet euch selbst Hände und Füße durch den Stoizismus, um desto rührender über des Schicksals diamantene Fesseln in euren vermischten Gedichten fistulieren zu können.

Wenn die Leidenschaften Glieder der Unehre sind, hören sie deswegen auf, Waffen der Mannheit zu sein?

Leidenschaft allein gibt Abstraktionen sowohl als Hypothesen Hände, Füße, Flügel — Bildern und Zeichen Geist, Leben und Zunge. — — Wo sind schnellere Schlüsse? — Wo wird der rollende Donner der Beredsamkeit erzeugt und sein Geselle — der einsilbige Blitz?

Warum soll ich Ihnen, nach Stand, Ehr und Würden unwissende Leser! Ein Wort durch unendliche umschreiben, da Sie die Erscheinungen der Leidenschaften allenthalben in der menschlichen Gesellschaft selbst beobachten können; wie alles, was noch so entfernt ist, ein Gemüt im Affekt mit einer besonderen Richtung trifft; wie jede einzelne Empfindung sich über den ganzen Umkreis aller äußeren Gegenstände verbreitet; wie wir die allgemeinen Fälle durch eine persönliche Anwendung uns zuzueignen wissen, und jeden einheimischen Umstand zum öffentlichen Schauspiele Himmels und der Erden ausbrüten. — Jede individuelle Wahrheit wächst zur Grund-

fläche eines Plans, wunderbarer als jene Kuhhaut zum Gebiet eines Staats; und ein Plan, geraumer als das Hemisphär, erhält die Spitze eines Sehpunkts. — Kurz, die Vollkommenheit der Entwürfe, die Stärke ihrer Ausführung; — die Empfängnis und Geburt neuer Ideen und neuer Ausdrücke; — die Arbeit und Ruhe des Weisen, sein Trost und sein Ekel daran, liegen im fruchtbaren Schoße der Leidenschaften vor unsern Sinnen vergraben.

Gerade als wenn unser Lernen ein bloßes Erinnern wäre, weist man uns immer auf die Denkmale der Alten, den Geist durch das Gedächtnis zu bilden. Warum bleibt man aber immer bei den durchlöcherten Brunnen der Griechen stehen und verläßt die lebendigsten Quellen des Altertums? Wir wissen vielleicht selbst nicht recht, was wir in den Griechen und Römern bis zur Abgötterei bewundern. Daher kommt der verfluchte Widerspruch in unsern symbolischen Lehrbüchern, die bis auf diesen Tag in Schaffsfell zierlich gebunden werden, aber inwendig — ja inwendig sind sie voller Totenbeine, voller hypo-kritischer Untugenden.

— — — — —
Natur und Schrift sind also die Materialien des schönen, schaffenden, nachahmenden Geistes. — — Bacon vergleicht die Materie der Penelope; ihre frechen Buhler sind die Weltweisen und Schriftgelehrten. Die Geschichte des Bettlers, der am Hofe zu Ithaka erschien, wißt ihr; denn hat sie nicht Homer in griechische und Pope in englische Verse übersetzt?

— — — — —
Wodurch sollen wir aber die ausgestorbene Sprache der Natur von den Toten wieder aufwecken? — Durch Wallfahrten nach dem glücklichen Arabien, durch Kreuzzüge nach den Morgenländern und durch die Wiederherstellung ihrer Magie, die wir durch alte Weiberlist, weil sie die beste ist, zu unserer Beute machen müssen. — —

Du, der Du den Himmel zerrissest und herabfuhrst! — vor dessen Ankunft Berge zerfließen, wie heiß Wasser vom heftigen Feuer aufseut, damit Dein Name unter Feinden desselben, die sich gleichwohl nach Ihm nennen, kund werde, und gesalbte Heiden zittern lernen vor den Wundern, die Du tust, deren man sich nicht versieht! — Laß neue Irrlichter im Morgenland aufgehen! — Laß den Vorwitz ihrer Weisen durch neue Sterne erweckt werden, uns ihre Schätze selbst ins Land zu führen — Myrrhen!

Weihrauch! und ihr Gold! woran uns mehr gelegen als an ihrer Magie! — Laß Könige durch sie geöff't werden, ihre philosophische Muse gegen Kinder und Kinderlehren vergeblich schnauben; Rahel aber laß nicht vergeblich weinen! — —

Vom reinen Gefühl

Von Hugo Hinz

Man ist eben über zwanzig und noch nicht lange, das heißt: nicht schon seit der Schulzeit oder aus dieser her, nicht mehr „unschuldig“. (Es gibt auch solche! Dummheiten, erlernt gelegentlich eines Aufenthaltes bei der Vetternschaft auf dem Lande, die unter allen uns entzogenen Vorbedingungen aufwuchs, rechne ich hierbei nicht an.) Man wurde so alle Tage hinausgeschickt, lief herum und war mächtig lange blind und sah eines Tages da, wo man nie sonst schärfere Gedanken hatte, etwas, das zum ersten Male erregte. Man lief drum herum und fiel dann schließlich darüber her. Man mag noch so mimosenhaft dabei gewesen sein, das Erkennen der Eigenart, mit der es dazu kam, ließ eigentlich das Gefühl aufkommen, daß man nun erst seine Fahrkarte erhalten habe.

Man glaubte nun, berechtigt zu sein und schrie nach Neuem. Denn das Erste enttäuschte. Man hatte an Süße und Feinheit geglaubt und war auf einen Misthaufen gefallen. Man vergaß es; was lieber! Das Zweite kam: das Gegenteil von dem, was man erträumt hatte. Eben darum war es richtig. Man stürzte sich darauf: es wurde noch unfeiner.

Plötzliche und gründliche Ernüchterung. Viel später dämmerte es: Geist muß abgetrennt werden! Kneife dir Verächtliches um die Mundwinkel, lauf in die Tauentzienstraße! Das Alte, Müde sah man sich da ab und hatte ungeheuer viel Erfahrungen.

Innen grimmte es. Direkt physische Beschwerden. Man wurde unglücklich angeliebt, glaubte sich Tyrann und fiel auch selbst rein. Machte Gedichte: Fantasie in Rot und Weiß, An die Nacht: Bitte, vor der Ernüchterung bewahrt zu werden.

Inzwischen wurde man groß! Man entdeckte seine Talente und betrachtete die kleinen unappetitlichen Dinge zwischendurch als Futter für das Genie.

Da! bautz: Eine Sache, die schon lange umging, kommt zum Zusammenschluß. Es ist dieses Mal wirklich schön. So dumm, von Ewigkeit zu reden, ist man nicht mehr, man bekommt wirklich Gehalt.

Eine Erfüllung wird beiderseits erstrebt, Ernüchterung tritt nicht ein: es ist wirklich richtig!

Einzig: man fühlt sich Dilettant:

Man ersieht völlige Bewußtlosigkeit, und die scheint auch erzielt zu werden. Dem Unsinn banaler Worte, die fallen, denkt man nicht wie sonst nach. Aber: man begreift nicht die Psychologie der Geschehnisse, ist erschrocken. Nicht angeekelt! Dazu ist das Gefühl zu stark.

Man ist strahlend, unglaublich entzückt, wenn der Morgen kommt und befreit. Man ist wieder in seinem Element: Klarem und Deutlichem. Der Intellekt hat nun seine Berechtigung. Wasser! Frische! Nur im Reinen hat man sein Glück! Man fühlt sich gut, denkt an das Geschehene gar nicht oder nur wie an einen Traum und vermag gerade und unbeschämt zu sehen. Man drückt absolut nichts nieder, hebt sich völlig hinaus. Das ist stark und entschieden gesund.

Voll Glück sind die reinen Tage, die folgen.

Bis man wieder darauf brennt:

Man hat nichts gelernt, sondern erweist sich genau so plump wie zuvor. Ja, man vergreift sich in den Mitteln, Hochgefühl, Ekstase zu erreichen, ist gelähmt, weil man sieht, daß Techniken zu beherrschen sind. Man denkt. Einen Augenblick glaubt man, daß man goethisch in einem Genuß schon in den andern strebe. Zuletzt erweist man sich noch erbärmlich, kleinlich und macht sich lächerlich. —

Die Gefahr hierbei ist, daß man sich zurückzieht, sich einbildet, nur in absolutem Alleinbleiben, in Reinheit (die es dennoch nicht gibt, im Hinblick auf die Paranthese am Eingang) leben zu können — zu müssen! —, weniger und weniger in solche Erlebnisse verfällt, nur schmerzliche Neigungen empfindet, zu ihrem Ziel überhaupt keinen Kontakt mehr hat.

Man mag sich noch so sehr überstürzen, hineinstürzen; über jede neue Tiefe erschrickt man, ohne sich damit abfinden zu können.

„Geh in ein Kloster!“

Dabei hat man Farbe im Gesicht, fühlt sich durchaus noch stark und gesund. Aber es ist hier zweifellos ein Defekt!

Für eine Läuterungsidee und Faustapotheose ist's doch noch zu früh! Oder sind wir bei unserm Tempo mit zwanzig Jahren dahingekommen, wo Goethe einst mit siebzig war?

Der würde heute wirklich den Kopf schütteln. Überhaupt würde ihm unklar sein, daß wir in unserer Zeit bei den von uns geschaffenen und uns über den Kopf gewachsenen Zuständen noch

von Gefühlen reden! Glatt umdrehen würde er sich angesichts des Mangels: Fliegen und Tunnels unter Meeren und unvernünftiges Kindermachen mit tragischen Anbammeln. Wir sollten uns wirklich nacheinander an die Bäume des Kurfürstendamms hängen, rasch! ehe der letzte fällt!

Einige große Schreiber standen zuerst da, allein und herausgezogen. Aber man zweifelte oft und glaubte an Mache. Jetzt kommt man selbst darauf.

So baut sich Stein nach Stein von unserm Gebäude ab. Phantome, unglaubliche Blitze von Geistern aus uns bleiben hängen, als der Auftakt einer Renaissance; der wirkliche Bau wird belämmert gewesen sein. Und dafür, daß zum Ende für den neuen Anfang eine Garbe hochschießt, in der aller Geist aufbrennt, ist wenig Hoffnung. Wir werden dumpf und stumpf verrecken müssen, und den Deckel zu unserm Sarge bilden dann die, die uns heute die Luft abschneiden, dann noch mit Knochenhänden an uns herumfingern.

BOTSCHAFT

Du sollst wieder fühlen, daß alle stark und jungen
Kräfte dich umschweifen,
Daß nichts stille steht, daß Gold des Himmels um
dich kreist und Sterne dich umwehn,
Daß Sonne und Abend niederfällt und Winde
über blaue Meeressteppen gehn,
Du sollst durch Sturz und Bruch der Wolken wilder
in die hellgestürmten Himmel greifen.

Meintest du, die sanften Hafenlichter könnten
deine Segel halten,
Die sich blähen wie junge Brüste, ungeberdig
drängend unter dünner Linnen Hut?
Horch, im Dunkel, geisterhafte Liebesstimme,
strömt und lallt dein Blut —
Und du wolltest deine Hände müde zur Ergebung
falten?

Fühle: Licht und Regen deines Traumes sind zer-
gangen,
Welt ist aufgerissen, Abgrund zieht und Himmels-
bläue loht,
Sturm ist los und weht dein Herz in schmelzendes
Umfangen,
Bis es grenzenlos zusammensinkt im Schrei von
Lust und Glück und Tod.

Ernst Stadler (Brüssel)

Als der junge Dichter W. das Gespräch mit dem Erzengel und Luzifer gehabt hatte*)

Von Anselm Ruest

Und wenn auch von diesen wenigen Worten, die ein schöner Irrtum sind, zuletzt nur der hohe Schwung und die unsterbliche Sehnsucht noch fortzitterten: genug für deine Rechtfertigung, neue, junge, herrliche Zeit! Denn wir wollen es uns nicht verbergen, auch in W. lebt leider die Idee, daß das Weltliche, „Irdische“, durch uns hindurchzuströmen habe, daß der Dichter hierbei den nirgendwo befindlichen Aspekt des Regenbogens widerstrahle, daß er allein unter dieser Brücke kraftvoll weiterströme — das Prinzip der Welt und des Strömens zugleich. Ein ferner, ein „schmerzlicher Outsider!“ Die W.schen Gedichte sind manchmal so schön, ja, so verführerisch können sie manchmal sein, daß sie sogar das Erkennen gefährden. Denn was ist im Grunde ihre Klage, ihre tiefste Trauer: Verlust des Verlorenen wieder, daß das Vergangene ewig vergangen sein solle. Daß es nie, nie zurückkehrt — erkennet, Dichter, euer Austria! Noch immer wähnt ihr müde zu sein, hofmannsthalisch ermattet. Aber seid ihr es denn? Haben W.sche Verse nicht gerade innersten Zugang wieder zum Realen, sind sie nicht voll wunderwirkender Beschwörungskraft des Versunkenen gerade? Aber Beschwörung — von außen? Outsiderhaft? Verhängnisvolle Täuschung! Daß aus der Trauer auch schon der Jubel und Tanz der Musik gebrochen ist, was war es anderes, als daß der Dichter wieder tief, tief ins innerste Herz der Welt Dinge eindrang, eintauchte, — sie ganz und ungeteilt zu besitzen, zu besiegen, zu unterwerfen!? Aber triumphieren, Herrscher sein, siegen: ich weiß ja, ihr habt wieder den Horror vor diesen Worten, ihr lehrt heute die kosmische, die exuberierende Güte zu allem . . . Aber mögt ihr immerhin jene Worte (vorübergehend) mit dem Bannfluch belegt haben, mögen sie auch das Stigma des Mordes und Blutvergießens an sich haben, wir wissen uns nicht als Ungütige, wir sind die Gütigeren im Grunde, die wir — *horribile dictu!* — den Willen zur Macht am Grunde auch aller künstlerischen Offenbarung gefunden haben. Heinrich Mann, der Starke, gab jenes Zeichen zum Rückzug, er ausgerechnet

*) Vgl. dazu: Franz Werfel: Die Versuchung. Ein Gespräch des Dichters mit dem Erzengel und Luzifer. Aus: Der jüngste Tag, Kurt Wolff Verlag, 1913.

lehrte diesen Ton der Schwäche (damals, in dem verhängnisvollen Essai über Geist und Tat): saht ihr nicht das Paradoxe der Erscheinung, saht ihr nicht, wie diesem Verführer auch Demut zuzeiten eine Maske seiner Siege? Aber bleibt nur gütig, bleibt nur trotz aller wahnsinnigen Liebe zu den Objekten und eurer vorübergehend — aufopfernden Identifizierung mit ihnen — bleibt draußen, darüber hinaus, bleibt „Outsiders“: erfahret, wie weit ihr kommt! Oder hätte wirklich W. selbst auf diesem Wege sein Sesam öffne dich zu manchen Toren des Verlustes gefunden? Ein Besieger, ein Überwinder ist er da vielmehr, nur ein Besieger des Vergangenen diesmal, des sogenannten „Todes“, in dem viele seiner Verse erst die *durée réelle* — tiefsinniges Zusammentreffen mit dem Philosophen! — erweckt haben. Ihr stoßt euch am Wort, aber euch narrt ein Begriff; ihr nennt's: gütig sein noch gegen das Abgestorbene, — ich nenn's: Überwindung des Todes, und fühle, daß nur sie wieder Leben schenkt, unendliches, fließendes, in die Zukunft weiterströmendes Leben. Seid gütig — gewiß; so schändet und kränkt nur auch diejenigen nicht, die den Willen zur Macht wollen, ihr wißt nicht, ob aller Zauber, alle Lieblichkeit, alle — schenkende Tugend nicht dennoch bei ihnen sind.

Nein, wollte man dem Sprecher, dem Pathetiker, dem Dialektiker W., nicht dem Dichter hören, dann bleibt gerade für den Künstler, den Poeten, das Unerträglichste zurück: ein Über-den-Menschen-Sein. Aber was ist das, fern und über den Menschen? Eine erniedrigende Transzendenz — die immer wieder abgeschafft, ins Subjekt zurückgeholt wird. Hingegen in den Menschen sein: das heißt zugleich sie lenken, nach inneren Gesetzen lenken, um mit ihnen Mensch zu bleiben! Goethe wollte nichts mehr: „Denn ich bin ein Mensch gewesen“ usw.

Und wie: wenn man etwa alle die bekannten Phantome des Menschen — wie in dennoch einziger, herrlicher Art W. hier wieder die Liebe und den Ruhm und die Unsterblichkeit — durchleuchtet und für das, was sie sind, erkennt: ist man etwa dann schon fern und schmerzlich outsiderhaft den Menschen? O nein — sondern gerade der outsiderhafte Mensch, der Mensch, der nie völlig eins werden wollte mit den Objekten, nie ganz untertauchen und untergehen in ihrem Strudel, ängstlich besorgt um einen Rest: der Mensch gerade hat all diese Phantome geboren, deren wesentlichstes Merkmal nun eben: daß sie unmenschlich! . . .

Ihr jungen Dichter wie W.: seht doch, was ihr habt! Ihr seid Realisten wieder, und das ist eure Zukunft und unsere Hoffnung. Ihr liebt die Welt und alles Irdische wieder mit jener vollkommenen Inbrunst, die ein Weg zugleich und ein Rettungsgürtel bis zu seinem vollkommensten Mittelpunkt und Zentralfeuer ist. Stürzt mutig hinein, ihr neuen Stürmer und Dränger, dieser selbe Mut führt euch unverehrt noch in tausend Abgründe und Tiefen und wieder herauf. Und wollet nichts Besonderes noch darüber und daneben. Ihr braucht keinen schönen Schimmer extra, keine Weichheit und Wehmut auf Trümmern, kein neues Pathos und keinen neuromanischen Distanzidealismus: denn ihr seid selbst wieder jegliches Ding, seine Härte und seine Haut, sein Inwendiges und seine Verklärung. Und nur, wenn euch der klagende Holitscher etwa begegnet, der jedes neue Ziel, jedes Banner, um das so schön sich's doch scharen läßt, bei euch Unfruchtbaren bereits vermißt hat, so sagt ihm etwas schnippisch: „In der Tat, Greislein, wir haben keins, wir dichten bloß wieder; und Programme wie ‚Die Versuchung‘ sind sogar das Seltene bei uns . . . Wenn uns aber noch ein Zweifel bestanden hatte, ob wir Jungen schon wirklich an der Reihe — unser schönster Beweis, daß Ihr, alter Herr von 1889, uns nicht mehr versteht!“ —

LITERARISCHE NEUERSCHEINUNGEN

DR. OSKAR KANEHL. DER JUNGE GOETHE IM URTEILE DES JUNGEN DEUTSCHLAND (Ratsbuchhandlung Bamberg in Greifswald.) Kanehl vertritt das Prinzip ehrlicher Selbstanzeige. Er kündigt sein Buch in seiner Zeitschrift „Wiecker Bote“ wie folgt an: „Der Verfasser behauptet zwei literaturgeschichtliche Entwicklungsflußläufe aus dem einen Quellbecken: Goethe. Alter Goethe—Platen—Stefan George. Junger Goethe — Junges Deutschland — Deutscher Naturalismus. Die zweite Schnelle des zweiten Laufes scheint ihm von der Wissenschaft bislang mit Unrecht umgangen . . . Er beweist . . . bei den Jungdeutschen eine Neuwendung in der Geschichte der Goetheverehrung. Zum erstenmal.“ So bietet das Buch den Anblick eines Saals, in dem Zeichnungen persönlichen Strichs und neuer Schwarzweißverteilung Köpfe von Männern und Frauen des jungen Deutschland vorführen. Menzel, Börne, Heine, Gutzkow, Laube, Wienbarg, Charlotte Stieglitz, Bettina von Arnim und Rahel Varnhagen zeigen eine unerhörte Physiognomie. Abgewandt vom unfehlbar-priesterlichen, jugendfremden Meistersinger Goethe zwingt doch der Pro-

metheus-Werther-Götz-Faust-Goethe ihren Blick. Zur Verehrung. Man spürt die Liebe des Verfassers zu diesen Gestalten aus der zu ethischer und ästhetischer Wirkung hindrängenden Abhandlung. Die Arbeit ist zur Erlangung der philosophischen Doktorwürde geleistet. Der angeschlagene Ton ist ein für Dissertationen ungewöhnlicher und, wie ich hörte, nur ausnahmsweise geduldeter. Selbst kirchlichen Anstoß soll die Parallelsetzung goethedienerischer mit gottesdienstlicher Orthodoxie gegeben haben. Auf dem Grunde solider wissenschaftlicher Arbeit wird für den jungen Goethe geworben. Es ist ein jugendliches Buch, eine Dissertation, die man lesen kann. Man soll es sich kaufen.
Georg Rudolph

ZEITSCHRIFTENSCHAU

DIE NEUE RUNDSCHAU (S. Fischer, Verlag, Berlin). Im Februarheft beginnt Eduard Graf Keyserling seinen neuesten Roman „Abendliche Häuser“. Joh. V. Jensen setzt seine große Reise nach Asien fort. Zur Feier des 50. Geburtstages von Hermann Stehr, der in dem Heft selbst seine neueste Novelle, betitelt „Der Schimmer des Assistenten“, veröffentlicht, schreibt Oskar Loerke einen umfassenden Artikel über seine Persönlichkeit und seine Werke. Zum Andenken an den 100. Todestag von Fichte schreibt Artur Bonus über diesen Philosophen als Schriftsteller. Gerhard Hildebrand hat einen Artikel über Arbeitslosigkeit und Wirtschaftskrisis. Ernst Heilborn plaudert über das Thema „Der Heilige und das Tier“. Aufsätze von Karl Jentsch über Sombarts neueste Werke, Samuel Sängers über den Briefwechsel von Marx und Engels, Moritz Heimanns über die Tagebücher von Götte, Oskar Bies über die neuesten Tänze, die politische Chronik von Junius und allerlei kleine Anmerkungen stellen den aktuellen Teil des Heftes dar.

SOZIALISTISCHE MONATSHEFTE. Das 2. Heft enthält: Wilhelm Kolb: Militärfrage und Sozialdemokratie; Arthur Schulz: Bodenpolitik in Bayern; M. Picard: Individuum und Organisation; Robert Schmidt: Weshalb noch ein Arbeitswilligenschutz? u. a.

KLEINER BRIEFKASTEN

Ernst Blass in Heidelberg. Ich empfehle Ihnen, sich über die Pflichten und Rechte eines Redakteurs besser zu orientieren. Überlassen Sie in jedem Falle es mir, meine Entscheidungen selbst zu treffen. W. K. in Leipzig und anderen. Die Korrespondenz wird erledigt werden, nur Geduld.

BALLADENABEND.

Karl Vogt vom Königlichen Schauspielhaus veranstaltet am 9. März im Meistersaal, Köthenerstraße einen Balladenabend, an dem Gedichte von Herder bis Else Lasker-Schüler zum Vortrag kommen. Karten zu 4, 3, 2 und 1 M. bei Wertheim und in der Buchhandlung Hapke & Schmidt, Charlottenstr. 50/51.

INHALT DER VORIGEN NUMMER: Marie Laurencin: Zwei Bilder (aus der Galerie Alfred Flechtheim, Düsseldorf) / Franz Pfemfert: Polizeiinformationen in Sachen Gross / Phylax: Zur Verfallgeschichte Deutschlands / A. J. Störfer: Dirne, Schmock und Film / N. O. Kent: Das geistige Eigentum / Ludwig Bäumer: Detektivgeschichten / Gottfried Benn: Nachtcafé / Paul Boldt: Der Dichter / Charles Artaud: Verse / André Salmon: Marie Laurencin / Hellmuth Wetzel: Die Versuchung. Eine Novelle / Kleiner Briefkasten / Der Revolutionsball der AKTION am 4. Februar.

DER ANFANG

Monatsschrift für die Jugend

ist nicht nur die einzige Zeitschrift, die ausschließlich der Schuljugend gehört, sondern sie ist unter den Kulturverhältnissen der Gegenwart die einzige Tribüne, auf der Schüler unbevormundet zu Wort kommen. DER ANFANG soll der Jugend Gelegenheit geben, ihre Ideale und Ueberzeugungen, ihre Not und Sehnsucht zum Ausdruck zu bringen.

Man bezieht den ANFANG durch den Buchhandel, durch die Post oder vom Verlage, halbjährlich zum Preise von M. 2,— oder K. 2,50. Das Einzelheft kostet 50 Pf.

Verlag: DIE AKTION, Berlin-Wilmersdorf.

WIECKER BOTE

Herausgeber und Schriftleiter:

Dr. OSCAR KANEHL (Wieck-Eldena i. P.)

Preis 25 Pf.

In BERLIN zu beziehen:

Buchhandlung SCHULTZE & VELHAGEN
SW, Beuthstraße 3

AUGUST STRINDBERG

Sämtliche Werke

FRANZ BLEI

Vermischte Schriften. 5 Bände

Man verlange kostenlos Sonderprospekte

GEORG MÜLLER, VERLAG, MÜNCHEN

Hyperiondrucke 5 und 6

Die Versendung der Prospekte über
Dantes Göttliche Komödie. Bd. I—III
und

Eichendorffs

Aus dem Leben eines Taugenichts

mit Originallithographien von Emil Prestorius

kann erfolgen. Reflektanten

erhalten sie auf Verlangen

KOSTENFREI

Hans von Weber, Verlag, München NW 16 A

F I R M

übernimmt Schreibmaschinenarbeiten jeder Art, Abschriften, Vervielfältigungen, Aufnahme von Maschinendiktaten, Stenogrammen. Spezialität: Dissertationen, literarische und wissenschaftliche Werke

F I R M

übernimmt das Übersetzen aus dem Russischen, Französischen, Englischen sowie die gewissenhafte Erledigung fremdsprachiger Korrespondenzen

München, Amalienstr. 16, II. — Tel. 3840

GALERIE ALFRED FLECHTHEIM

Düsseldorf, Alleestrasse 7

Kunst des XIX. Jahrhunderts

und unserer Zeit

F. E. Haag, Melle i. H.

Buch- und Kunstdruckerei

liefert

DISSERTATIONEN,
WERKE, ZEITSCHRIFTEN

und übernimmt auch deren Expedition

Illustrations-, Drei- u. Vierfarbendruck

CARL EINSTEIN: BEBUQUIN ODER
DIE DILETTANTEN DES WUNDERS

MIT BEGLEITWORTEN
VON FRANZ BLEI UND DEM
BILDNIS DES DICHTERS
VON MAX OPPENHEIMER

Preis M. 3,—

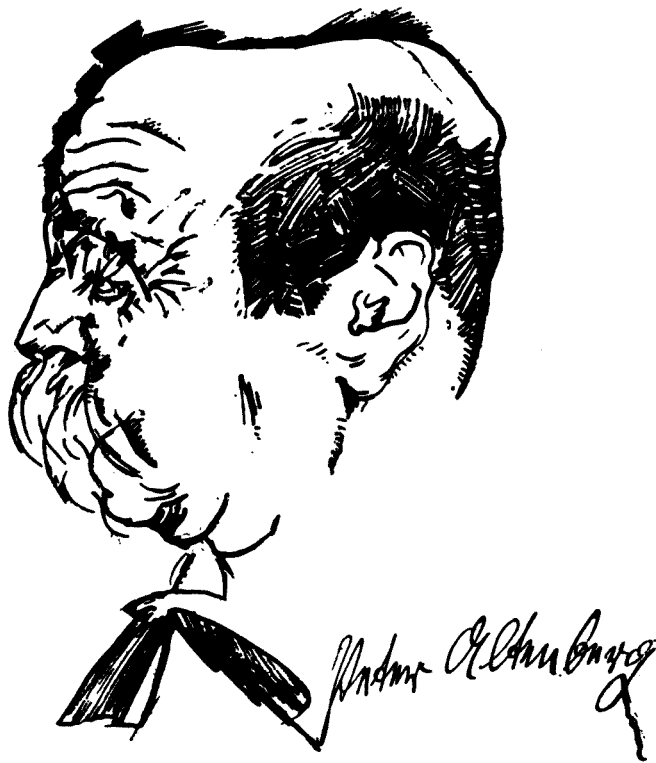
Verlag der Wochenschrift: DIE AKTION

Die Aktion

HR

WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK, LITERATUR, KUNST
IV. JAHR HERAUSGEGEBEN VON FRANZ PFEMFERT NR. 7

INHALT: Max Oppenheimer: Peter Altenberg (Titelzeichnung) / Victor Noack: § 218 R.Str.G.B. / Jakob van Hoddis: Der Feind. Eine Tirade / Walter Serner: Der neue Stil / Hellmuth Wetzel: Tanz / Else Lasker-Schüler: Briefe und Bilder / Ludwig Bäumer: Adolescens / Jakob van Hoddis: Verse / Oskar Kanehl: Für Otto Gross / Hugo Kersten: Weniger Preßfreiheit / Johannes R. Becher: Kindheit. Eine Novelle / Literarische Neuerscheinungen / Briefkasten / Vornotizen / Der zweite Revolutionsball der AKTION am 23. Februar.



VERLAG, DIE AKTION, BERLIN-WILMERSDORF

HEFT 30 PFG.

Verlag der Weißen Bücher/Leipzig

René Schickele

Die Leibwache

Neue Gedichte

Geheftet M. 3,—, gebunden M. 4,—

Es ist in diesen Gedichten etwas von dem Gefühl eines Wanderers, der aus erregten, geistigen Abenteuern in die heimatliche Landschaft zurückgekehrt und nun, in Grün und Licht und schmelzender Sonne, das Wunder der irdischen Liebe erlebt. Schickele, in dessen früheren Gedichten paradoxe Sehnsucht zu elektrischen Gestirnen empordunstete, der dann das Tempo der Großstadt mit einer ganz frischen Empfindlichkeit erlebte, ist in die heimische Begrenztheit zurückgekehrt. Ein idyllisches und unbürgerliches Glücksgefühl trägt seine Verse: Landschaft, Fluß und Garten sind in nächster Nähe gesehen. Körperlich wird der Lichtstrom der Sonne, der große flutende Glanz des Abendrotes empfunden. Die komplizierte Bildlichkeit ist einer natürlichen Vereinfachung gewichen, die sich bis in den Rhythmus ausdrückt. Es gibt in diesem Buche Gedichte, deren Tempo von Sturmsignalen bestimmt zu sein scheint. Phantasien, die sich zu zerfetzen drohen: aber eine ganz klare Hand bringt sie in eine gegenständliche Ordnung. Diese Einfachheit gibt den heimatlichen Balladen, von denen Schickele eine größere Anzahl bringt, einen Ton der Schlichtheit, den man fast volkstümlich nennen könnte.

Verlag der Weißen Bücher/Leipzig

René Schickele

Weiss und Rot

Gedichte

Gebunden M. 2,50

Emil Faktor im „Tag“: Die beiden Farben, welche der Elsässer René Schickele in seinem Wappen führt, geben von der Art seines Poetentums einen symbolischen Begriff. In seinen neuen Gedichten flimmert ein Weiß, in welchem vielfältige Tönungen des Weltbildes erstrahlen, und auch sein Rot ist aus hundert Spielarten der Leidenschaft komponiert. Man hält wieder einmal ein Buch in der Hand, dessen Autor mehr kann als Verse schreiben, und der auch mehr will als Selbstkult und Götzendienst der Form. Er ist innig bis zur Zärtlichkeit, heiter bis zur Keckheit, er ist interessant ohne jegliches Andersseinwollen, und sein Träumen ist ein Wachen über Schönheiten.

Verlag der Weißen Bücher/Leipzig

Ernst Stadler

Der Aufbruch

Gedichte

Geheftet M. 3,—, gebunden M. 4,—

Ernst Stadler, bekannt und in den Kreisen der Jungen bereits hochgeschätzt als Kritiker und Übersetzer, veröffentlicht einen Band Gedichte, der einen ganz ursprünglichen Lyriker offenbart. Ein gedrängter Rhythmus beseelt die weit ausladenden Zeilen seines Strophenbaues, es ist wundervoll, wie ein Gefühl sich langsam gestaltet und alles in der Schwebe bleibt bis die Endreime wie große Schmetterlinge niedergehen. Durch Großstadt und freies Land, Jammer und Glück kämpft sich Musik, dann strömt alle Unruhe in Zuversicht. Schöne Gedichte und was vielleicht noch wichtiger ist: eine Lebenssache, so ernst, so ehrlich, wie irgendeine, so „romanhaft“ wie irgendein Schicksal. Ohne Programm, tendenzlos, frisch und blutfarben in dieser Zeit der „Literaturpolitik“, wo Temperamente, Gefühle, Richtungen und Schulen wie Aktiengesellschaften gegründet und die Originalgenies in ihrem zartesten Alter an Litfaßsäulen ausgesetzt werden.

Verlag der Weißen Bücher/Leipzig

Paul Zech

Die Eiserne Brücke

Neue Gedichte

Geheftet M. 3,—, gebunden M. 4,—
10 Exemplare auf echt Bütten in
Ganzpergament gebunden M. 30,—

Dieser neue Gedichtband von Paul Zech, dem Verfasser des „Schwarzen Reviers“, schließt sich inhaltlich nur in seinem ersten Teile an des Dichters Erstlingswerk „Schollenbruch“ an. Der weitaus größte Teil der Gedichte ist auf einen gänzlich neuen Ton gestimmt. Liebesstrophen von psalmartigem Charakter und soziale Rhythmen dominieren. Bemerkenswert sind auch die großen Zyklen „Der Hafen“, „Der Stadtpark“; Gedichte wie „Der Mörder“, „Die Sackträgerin“, „Der Priester“, „Die Greisin“ erweisen sich als ein angestrebter Versuch zur Gestaltung der neuen Ballade. Im Sprachlichen und Ethischen erscheint „Die eiserne Brücke“ wesentlich stärker als alle früheren Bücher von Paul Zech.

Die Aktion

M.R

WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK, LITERATUR, KUNST

4. JAHRGANG

HERAUSGEGEBEN VON FRANZ PFEMFERT

14. FEBRUAR 1914

§ 218 R.Str.G.B.

Der Lokomotivführer eines Zuges sah kürzlich in der Nähe des märkischen Industriebahnhofes Lübars bei Hermsdorf am Bahndamm vier Leichen liegen. Die nähere Besichtigung ergab bei allen die gleiche Todesursache: Schuß in die rechte Schläfe. Auch ein schön bunter Papagei, der mit den Vieren in Reih und Glied lag, war durch einen Kopfschuß getötet. Man erkannte in den Toten die in Berlin N wohnhafte Familie des Photographen L., den 67jährigen Vater, seine 36 bzw. 34 Jahre alten verheirateten Töchter und ein 13jähriges Enkelkind. Leute, die sich eines tadellosen Rufes zu erfreuen hatten, bis — — Zwei Tage vorm Tode hatten sich die beiden Frauen wegen Abtreibung der Leibesfrucht vor Gericht zu verantworten.

Der § 218 des Reichsstrafgesetzbuches lautet: „Eine Schwangere, welche ihre Frucht vorsätzlich abtreibt oder im Mutterleibe tötet, wird mit Zuchthaus bis zu fünf Jahren bestraft. Sind mildernde Umstände vorhanden, so tritt Gefängnisstrafe nicht unter sechs Monaten ein. Dieselben Strafvorschriften finden auf denjenigen Anwendung, welcher mit Einwilligung der Schwangeren die Mittel zu der Abtreibung oder Tötung bei ihr angewendet oder ihr beigebracht hat.“

Die beiden Frauen wurden zur niedrigst zulässigen Gefängnisstrafe verurteilt; aber auch diese „Entehrung“ vermochten die kleinbürgerlich denkenden Proletarier nicht zu ertragen. Noch am Tage der Gerichtsverhandlung schrieben sie „Abschiedsbriefe“; dann nahmen sie ihre „Lore“, fuhren in die freie Natur hinaus und empfingen dort gemeinsam — Großvater, Mutter, Kind — der Tod.

Vier brave, ehrliche und — abgesehen von dem greisen Vater — lebensstüchtige, nützliche Menschen (ihrer Gesinnung nach jedenfalls Idealbürger) säbelte § 218 R.Str.G.B. mit einem Hieb nieder.

In der Gerichtspraxis hat sich die Anschauung

eingebürgert, daß Leute höhern Standes von der Wucht des Strafgesetzes besonders schwer getroffen würden, und daß ein Gericht der Absicht des Gesetzgebers entgegenkomme, wenn es für Delinquenten von Rang und Stand das Strafminimum in Anwendung bringe, das bei der bekannten Sensibilität der Leute, die eine „gesellschaftliche Stellung“ einnehmen, immer noch hart genug wirke. Unser Fall beweist demgegenüber wieder einmal, daß gerade einfache Leute, kleinbürgerliche Proletarier, die schließlich nichts als ihren guten Ruf besitzen, am allerempfindlichsten sind und schon die „Schande“ einer kleinen Gefängnisstrafe nicht zu überleben vermögen.

Für die soziale Gemeinschaft bedeutet der Tod einiger Menschen wenig oder gar nichts; aber verhängnisvolle Folgen für die Allgemeinheit kann es haben, wenn auch nur ein Mitglied der sozialen Gemeinschaft durch einen Akt der Staatsgewalt ergrimmt wird, weil er dessen Gerechtigkeit nicht einzusehen vermag. Die Erschütterung des Glaubens an das Recht verschlechtert die soziale Qualität des Enttäuschten. Er frißt in sich hinein die Überzeugung: „Du bist durch ein richterliches Urteil gebrandmarkt, das ungerecht ist. Die andern wissen das natürlich nicht. Sie glauben dem Gericht und dich verachten sie.“ Er erfährt es an jedem Tage hundertmal, daß niemand mehr an seine Ehrenhaftigkeit glaubt, und das Ehrgefühl in ihm schwindet; er wirft es als nutzlos, wertlos, unbequem nur und hinderlich weg: „Schließt ihr mich schon aus, aus eurer sogenannten ‚anständigen Gesellschaft‘, wohlan denn, so bin ich gegen diese Gesellschaft. Ich fühle mich nicht mehr gebunden durch die Verpflichtung ‚anständig‘ zu sein. Ich lasse alle Vorteile gelten!“ — Man bedenke wohl: ein „Mitglied“ der sozialen Gemeinschaft ist ein Mit-Glied, ist auch ein Glied in der Kette von sozialen Beziehungen eines zu allen. Bricht auch nur ein Glied in der Kette, so

Die Anfänge des Anarchismus

Von Peter Krapotkin

Der Anarchismus entsprang den Weisungen des praktischen Lebens.

Godwin, ein Zeitgenosse der großen französischen Revolution von 1789—93, hatte mit eigenen Augen gesehen, wie die staatliche Autorität, die während der Revolution und durch sie geschaffen wurde, ihrerseits ein Hindernis für die Entwicklung der revolutionären Bewegung wurde. Er wußte auch, was in England vor sich gegangen war. Der Raub der Gemeindeländereien, der Verkauf vorteilhafter Ämter, die Jagd nach den armen Kindern der Arbeitshäuser, die durch spezielle Agenten in die Webereien von Lancashire geschleppt wurden und daselbst in Massen verkamen, — alles dies war unter dem Patronat des Parlaments geschehen. Unter diesen Beobachtungen begriff Godwin, daß keinerlei Regierung — sei es selbst „die einige und ungeteilte Republik“ der Jakobiner — jemals die notwendige Umwälzung vollbringen könne, daß selbst eine revolutionäre Regierung durch die bloße Tatsache ihres Bestehens bereits ein Hindernis der Revolution wird. Er begriff und verkündete die anarchistische Idee, daß nicht eher an den Triumph einer völligen Umwälzung zu denken sei, bis die Menschen sich von ihrem Glauben an das Recht, die Autorität, die Einheit, die „Ordnung“, das Eigentum und alle andern Arten von Aberglauben, die sie aus ihrer sklavischen Vergangenheit übernommen, freigemachthätten.

Der zweite Theoretiker des Anarchismus war Proudhon. Er hatte die Revolution vom Jahre 1848 miterlebt. Auch er konnte mit eigenen Augen die von der republikanischen Regierung begangenen Verbrechen beobachten, und gleichzeitig konnte er sich von der Ohnmacht des Staatssozialismus von Louis Blanc überzeugen. Noch unter dem frischen Eindruck dessen, was er während der Revolution erlebt hatte, schrieb Proudhon sein Werk „Idée générale sur la Révolution“, worin er kühn die Abschaffung des Staates und den Anarchismus proklamierte.

Auch in der Internationale empfing der Anarchismus eine Kräftigung durch die Revolution, nämlich durch die Pariser Kommune von 1871. Die absolute revolutionäre Ohnmacht des Rats der Kommune, welcher in vollkommen gerechtem Verhältnis aus Vertretern aller revolutionären Fraktionen jener Zeit (Jacobinisten, Blancisten und Mitgliedern der Internationalen Arbeiter-

Assoziation) zusammengesetzt war, sowie die Unfähigkeit des in London residierenden Generalrats der Internationale und seine alberne wie verhängnisvolle Anmaßung, die Pariser Bewegung von England aus durch Befehle leiten zu wollen, — diese beiden Lehren öffneten vielen die Augen. Sie veranlaßten viele Mitglieder der Internationale, u. a. auch Bakunin, die Schädlichkeit jeglicher Art von Autorität zu erkennen, — mochte sie auch frei gewählt sein wie in der Kommune oder in der Internationalen Arbeiter-Assoziation.

Einige Monate später bewies ein neues Ereignis die Nachteile einer Regierung innerhalb der Internationale. Es war der Beschluß, der seitens des Generalrats auf einer geheimen Konferenz gefaßt wurde, die man an Stelle des jährlichen Kongresses abhielt. Nach diesem verhängnisvollen Beschlusse sollten die Kräfte der Internationale, welche sich bis dahin auf den wirtschaftlich-revolutionären Kampf, den direkten Kampf der Arbeiterverbände gegen die Kapitalmacht der Unternehmer konzentriert hatten, auf eine politische Wahlbewegung, auf den Parlamentarismus gerichtet werden, wo sie sich unvermeidlich aufreiben und vernichten mußten. Dieser Beschluß führte zur offenen Empörung seitens der italienischen, spanischen, schweizer und teilweise auch der belgischen Föderation gegen den Generalrat, und seit dieser Revolte datiert die anarchistische Bewegung unserer Tage.

Wie wir sehen, erhob sich der Anarchismus stets unter dem Eindruck einer großen praktischen Lektion, er entsprang also den Lehren des direkten Lebens. Aber einmal auf den Plan getreten, suchte er auch sofort seinen Ausdruck und seine theoretische und wissenschaftliche Begründung zu finden, deren Wissenschaftlichkeit jedoch nicht in einem unverständlichen Jargon oder in einem Anschluß an die alte Metaphysik, sondern in der Tatsache bestand, daß er seine Grundlage in der heutigen Naturwissenschaft fand, daß er eines ihrer Teile wurde.

*

Kein Kampf kann erfolgreich sein, wenn er ein unbewußter, wenn er ohne ein wirkliches und klares Ziel ist. Keine Umwälzung des Bestehenden ist möglich, ohne daß man sich bereits während der Periode der Umwälzung und der Kämpfe, die zur Umwälzung führen, eine Vorstellung dessen gemacht hat, was an die Stelle des Alten treten soll. Man kann nicht einmal eine theo-

retische Kritik des Bestehenden geben, ohne sich ein mehr oder weniger klares Bild von dem gemacht zu haben, was an die Stelle des Bestehenden treten soll. Bewußt oder unbewußt schwebt stets ein Ideal — die Vorstellung von etwas Besserem — dem Geiste eines jeden vor, der die bestehenden sozialen Einrichtungen kritisiert.

Dies ist um so mehr der Fall, wenn es sich um praktisches Wirken handelt. Wenn man den Leuten sagt: „Laßt uns zuerst die Autokratie oder den Kapitalismus abschaffen, und hernach wollen wir sehen, was wir an ihre Stelle setzen werden,“ so heißt dies einfach, sich selbst und andere täuschen. Aber niemals hat man durch Trugbilder eine Macht geschaffen. Derjenige, der so spricht, hat nichtsdestoweniger eine Vorstellung von dem, was er an der Stelle des Alten sehen möchte. Arbeitet man beispielsweise an der Beseitigung der Autokratie, so schwebt den einen die Verwirklichung einer Konstitution nach englischem oder deutschem Muster vor Augen; die andern träumen von einer Republik, die vielleicht der mächtigen Diktatur ihres Kreises unterworfen sein soll, oder auch von der monarchischen Republik Frankreichs, oder der föderativen Republik der Vereinigten Staaten.

Die dritten endlich denken etwa an eine noch größere Beschränkung der Macht des Staates, an eine größere Freiheit der Städte, der Gemeinden, der Arbeiterverbände sowie jeder Art von föderierten Gruppen.

Jede Partei hat ihr Zukunftsideal, nach dem sie alle Erscheinungen des politischen und ökonomischen Lebens sowie die Zweckmäßigkeit ihrer taktischen Mittel beurteilt. Es ist also natürlich, daß der Anarchismus, obgleich er im Kampf des Tages geboren ist, auch daran gearbeitet hat, sein Ideal zu entwickeln. Und dieses Ideal, dieses Ziel, diese Anschauungen trennten bald die Anarchisten bezüglich der Taktik von allen politischen Parteien, und auch in vielfacher Hinsicht von den sozialistischen Parteien, die das alte römische und kanonische Staatsideal aufrecht erhalten zu können glauben und es auf eine künftige Gesellschaft übertragen wollen.

Glossen

DIE SEUCHE AUS DEM OSTEN

Sie breitet sich aus. Sie begnügt sich nicht mehr damit, im eigenen Lande als unheilbare politische Stimmungsmacherei zu wüten, sie sucht Pforten,

die nach außen führen, und die sich, ach so willig, öffnen. So war es denn keine Überraschung, als Graf Tisza im ungarischen Abgeordnetenhaus auf eine Interpellation hin den prachtvollen Witz zum besten gab, daß die Budapester Verkehrs-Aktiengesellschaft freudigen Herzens auch der österreichischen und übrigen ausländischen Presse 176 000 Kronen an Provisionen opferte. An Provisionen?! Vielleicht als Pflugschafftsgebühren für die der Mißgeburt der magyarischen Kulturmission geleisteten Ammendienste? Oder weil die „Frankfurter Zeitung“ immer wieder mit tiefster Überzeugung alle Magyarisierungswülste der ungarischen Regierung als pangermanische Blähungen hinstellt? Weil sie leugnet, was die ungarische Regierung schon lange nicht mehr verneint, was aber die „Frankfurter Zeitung“ mit Tritten journalistischer Klumpfüße verteidigt, nur damit das dösende deutsche Gewissen ja nicht zum Mitfühlen für die Mauschellen und Nackenstöße, mit denen die ungarische Regierung die Schwaben im Osten kultiviert, erwacht? . . . Aber nein, die „Frankfurter Zeitung“ und andere liberale Blätter sowie selbstverständlich die österreichische Presse auch stöhnen nur in ehrlicher Anbetung vor dem hehren Gedanken der „einheitlichen, magyarischen Staatsidee“. Von der ja für Österreich jetzt alles Heil kommt, so wie es immer von Rom kam. Und nur darum entdeckte man in Ungarn, wo alles schon zum Resonanzboden geworden ist, auf dem schmutzige Fäuste die Münzen einer schmierigen Großmannsucht klingen lassen, daß auch in Deutschland etwas hohl ist. Und daß dort die Phrasen auch ihren Nackttanz im Buhlbett dessen beschließen, der vor Alimenten nicht zurückschreckt.

O. A.

DER STAATSANWALT, DIE WOLLUST UND DIE PRESSE

Wenn der Staatsanwalt sagt: Die Reproduktion eines nackten Frauenbildes, in das Schaufenster gestellt, verletzt das Schamgefühl — so ist das zwar schlecht ausgedrückt, aber ehrlich gemeint. Er will sagen: Nacktdarstellungen auf Ansichtskarten können die Sinnlichkeit fördern. Das ist der einfache Tatbestand, gegen den der Staatsanwalt Klage erhebt, weil er von der Wollust Schlimmes für die menschliche Ordnung fürchtet. (Übrigens: jeder Psychoanalytiker wird es mir freudig bestätigen, daß die Sprache des Staatsanwalts so ungeschickt nicht ist, wenn sie Schamgefühl für Sinnlichkeit setzt; denn eine „ver-

drängte“ Sinnlichkeit, die sich vor sich selber fürchtet, wird „invertiert“ zur Scham.)

Wenn die Presse sagt: Die Darstellung des Nackten wird durch die reinen, geistigen Intentionen des schaffenden Künstlers aus der Sphäre des Sinnlich-Körperlichen in die abgeklärte, objektivierte, vergeistigte, entmaterialisierte Region des Kunstschönen gehoben, und nur die Weltfremdheit des Staatsanwalts kann glauben, daß durch Verbreitung derartiger künstlerischer Reproduktionen etwas anderes als der Schönheitssinn des Volkes geweckt wird — so ist das vielleicht, nach manchem Geschmack, schön ausgedrückt, aber sicher nicht ehrlich gemeint.

Die aufgeklärte Presse ist der Ansicht, daß die Nacktdarstellung im Schaufenster den Schönheitssinn des Volkes weckt und daß Kunst überhaupt bildend ist. Der Staatsanwalt nimmt eine prinzipielle Stellung zur Kunst nicht ein, ist aber der Ansicht, daß die Nacktdarstellung im Schaufenster das Schamgefühl verletzt (lies: die Sinnlichkeit weckt), und er entfernt das Ärgernis. Die gebildete Presse will die Kunst vor dem Staatsanwalt schützen. Der Staatsanwalt will das Volk vor der Sinnlichkeit schützen. Die freisinnige Presse ist nicht so sehr für die Kunst als gegen den Staatsanwalt. Der Staatsanwalt ist nicht so sehr gegen die Kunst als für die Moral.

Es gibt Mißverständnisse; auf einen Wink der Presse nicken die Künstler und nicken, Gutachten abgebend, zu allem, was sie sagt, im Statistenchorus: „So ist's, o Herr.“ Die Interessenten der Postkartenindustrie, die einzigen, die das Unrecht, das der Kunst zugefügt wird, wirklich schmerzhaft empfinden, rufen: „Die Kunst ist bedroht!“ und meinen die Postkartenindustrie. Es gibt Mißverständnisse, weil die Presse den Brustton der Überzeugung hat, während sie in Wahrheit doch nur jenen hat, diese ihr aber fehlt. Es gibt Mißverständnisse, weil man nur die Stimme hört, aber für den Geist der Stimme taub ist. Es gibt eine heillose Verwirrung, weil die liberale Presse die Kunst mißbraucht, um, aus alter Feindschaft und Prinzip, dem Staatsanwalt eins auszuwischen. Denn der Staatsanwalt ist für sie noch immer der Inbegriff aller Reaktion, der schwarze Mann, der den Liberalismus schreckt, der Popanz, vor dem der Fortschritt auf seinem Wege zaudert. — Bei einer Konstellation: Nacktkunst — Staatsanwalt — Volk — Sittlichkeit ist die Stellung der freisinnigen Presse schon von vornherein bestimmt; sie reagiert hierauf ganz automatisch; sie legt ihre Hand schützend auf

Kunst und Volk; die gehören schon seit jeher ihr, und wenn ihr da jemand dreinredet, wird sie böse. Gebildet und durchgeistigt, wie die Presse ist, gibt es für sie nur eine einzige Stellungnahme zu Kunstobjekten: die kühl-distanzierte des Ästheten, aber nicht die lebendig beteiligte des Sinnenmenschen. Sie ignoriert, daß man zur nackten Kunst auch ein Verhältnis haben kann, etwa wie Hänschen in „Frühlings Erwachen“. Die Presse sagt, das Volk ist im „Kern gesund und unverdorben“ und weiß nicht, daß sie sich damit der Auffassung des Staatsanwalts nähert, der glaubt, daß die Wollust des Menschen ein krankhafter Zustand ist. Der Staatsanwalt ist im Wesen Pessimist; ihm ist die Sinnlichkeit in der Seele zuwider, er traut ihr alles Schlimme für Staat und Ordnung zu. Als ein lächerlicher (aber nicht verächtlicher) Don Quichote zieht er, die Wollust bekämpfend, durch die Lande. Die Presse ist mehr Optimist, sie sieht diese Dinge im heiteren Licht einer Idylle: Es ist alles reinste Freude an der Kunst, das Volk drängt sich vor den Schaufenstern und bildet Schönheitssinn und Geschmack an nackten Frauengestalten; Wollust gibt's nicht, und wenn, wird sie totgeschwiegen. Mit der Krampfhaftigkeit und dem Stolz des Doktrinärs, der sich eine Kunstanschauung geleistet hat, wird Kunst und Leben getrennt und jedes Hinüberwirken jener in dieses (soweit es nicht unter Begrifflichkeiten wie „erhöhend“, „lebenssteigernd“, „alltagverklärend“ fällt) geleugnet.

Gewiß: Kunst, auch wenn sie nackt ist, hat mit Wollust nichts zu tun, aber die Wollust, wie sie schon ist, geht auch zur Kunst, wenn sie nackt ist. Es ist nicht wahr, daß im Kunstwerk ein Etwas enthalten ist, wovor die Wollust zurückscheut und halt macht. Die Wollust macht vor nichts halt. Wenn sie das Bild braucht, geht sie zum Bild, und es muß nicht einmal Kunst und nicht einmal nackt sein. Der Staatsanwalt unterschätzt die Wollust, wenn er glaubt, daß sie auf Nuditäten angewiesen ist. Man nehme ihr die Bilder weg, man verbrenne anstößige Schriften, man sperre die Animierkneipen, man verbiete anzügliche Films, man stelle Straßenmädchen unter Kontrolle, man verhafte sie wegen gewerbsmäßiger Unzucht, man arbeite ein Sexualverkehr-Reglement aus: das schadet der Wollust nicht, Herr Staatsanwalt. Ihr Sein ist von der Umwelt der Objekte unabhängig; sie ist selbstherrlich wie die Kunst, die auch mehr von Vorstellungen als vom Vorgestellten lebt. Man verbiete ihr die Nahrung, und sie gedeiht vom Hungern. Man verbiete ihr das

Weib, und sie begnügt sich mit dem Strumpf. Ja, man bringt sie so dahin, daß ihr der Strumpf lieber ist als das Weib und die Vorstellung des Strumpfes lieber als dieser. — Umgebt die Wollust mit einem Stacheldraht von Verboten, — sie macht aus der Not ein Laster und läßt sich von euch mit Wonne blutig geißeln!

N. O. Kent

JENNER TUCHOLSKY IM GESCHLECHTS-KAMPF

In Numer 7 der „Schaubühne“ verübt jener Tucholsky masochistische Notzucht an Tilla Durieux. Da die in Geschlechtshaß motivierte skribifaxische Vergewaltigung mitten auf der Straße (will sagen mit den schlechtesten literarischen Mitteln) und an beinahe öffentlicher Stelle vor sich geht, fordert der unter zivilisierten Menschen labile Anstandskodex: Stockprügel.

Was hätte eine mit Fleiß, Geduld und Spucke geführte Zeitschrift, die sich mit der subalternen Kunst des Theaters befaßt, was hätte sie besseres zu tun, als auf „die Tragik“ der Künstlerin Tilla Durieux hinzuweisen, die zu Experimenten verdammt ist, weil sie dem momentanen Theater um ein halbes Jahrhundert vorausläuft; für die ein Dichter wie Heinrich Mann seine Domäne verläßt, um ihr Rollen zu ersinnen? Haben wir's, zum Donnerwetter, mit der Kunst zu tun oder mit der Schweinerei? Aber nein. Die Schauspielerin Durieux „interessiert ihn nicht“. Was hat sie gespielt? „Judith. Die Dame in Heinrich Manns ‚Großer Liebe‘. Hedda Gabler.“ Einige andere Rollen noch (etwa Wedekinds „Lulu“ und Hatvanys „Berühmte“), die es aber nicht aufzählen lohnt. Sie hat diese Rollen „nie variiert, sondern brüsk und unbedenklich stets sich an die Rampe geschoben. Eine Duse dritten Ranges, eine dramatische Primadonna nicht ohne Gänsefüße“. Sie macht „Haß“, sie macht „Hingebung“, sie macht „Müdigkeit“. Aber es fehlt ihr die Lübe. „Nur Liebe, Liebe gab es hier nicht. Als Schauspielerin also kaum allzu ertragreich.“ (Es fehlt ihr die Lübe, sagt der Tuch.)

Was ihn interessiert, ist die Dame. Die Schauspielerin „schiebt er zur Seite“. Er erblickt hinter ihr „die unendliche Schar derer, die es ihr gleich tun oder gleich tun wollen: kleine bürgerliche Katherinen die Zweiten, Salonschlangen, dämonische Dummchen, Kleopatras ohne einen Antonius, nach dem sie sich so sehnen.“ Und er kriegt einen Schreck bei diesen Kleopatras mit ohne dem Antonius, „nach dem sie sich so sehnen“. Denn: „haben sie ihn aber (den An-

tonius), und haben sie den richtigen, dann Gnade ihm Gott“ (dem Antonius; es ist gut, daß man keiner ist). „Wir haben diesen Typus (flötet dieser Nashornvogel weiter), den die Durieux am reinsten darstellt, vielleicht aus dem Slawischen übernommen.“ Diese teuflischen Friseurcircen. „Wir werden uns unerhört lieben“, sagen sie. Aber Kuchen.

Und der Tuch hat eine Idee. „Wenn eine decadence vorliegt, dann ist's die des Mannes.“ (Ja, waren Sie denn selbst in der Lage, Tuch?) „Es verlohnt nicht einmal der Knute, unter der diese Frauen allenfalls erträglich sind.“ (Er wird Sadist.) „Sie sind das andere Ende einer wahn-sinnig gewordenen Frauenkette, (!) die regieren will.“ Lyzeumslehrerinnen sind Pfarrerstöchter dagegen. „Sie brauchen verschwimmende Nebelschwaden. Es ist stickig in ihrer Nähe, heiß und drückend. Sie jonglieren mit Gefühlen, die jederzeit abschnappen können, und ihr Haus hat tausend Zimmer, eins an dem andern, und in dem letzten ist nichts.“ (Tausend Zimmer.) „In diesem Stadium (meint unser Ichthyosaurier) mag das Wörtchen ‚Geschlechtsakt‘ abkühlen. Es wirkt so, wie wenn man die Hostie ein Stückchen Teig nennt.“ (Ja, ja, das Wörtchen „Geschlechtsakt“!) Und „es erscheint angebracht, diesem Typus von Jüdinnen und Polinnen (meint Nebbich-Tucholsky) das zu nehmen, was ihn mächtig macht“. (Je nun, angenehmster Herr Tuch, das wird seine Schwierigkeit haben. Was muß man ihnen da nehmen?) Aber er meint: „Den Glauben der andern.“

Also nimmt er ihnen „den Olauben der andern“. Mitten auf der Straße. Und an beinahe öffentlicher Stelle (in der „Schaubühne“). In, auf und um die „Schaubühne“ herum. Von allen Seiten. Mit allen Mitteln. Mit männlichster Betätigung, und so, daß nichts übrig bleibt, als ein Bündel Kleider, ein Stern und eine kleine Pause.

Dann aber knöpft er sich zu (er knöpft sich für allemal zu gegen diesen Typus), schüttelt sich und geht davon, nicht ohne die pantagruelische Gebärde:

„Ein Kriegsruf? Eine Warnung? Nur ein Stück Naturgeschichte der Oberart, der Bühneninkarnation des sehnsvoll angestarrten und hitzig kopierten Musterexemplars jener femme incomprise up to date.“

Hugo Ball

DER VAGABUND

Ich bin sehr neugierig, was ich jetzt noch machen kann.

Ich bin wohl schon in hundert Städten gewesen

und hab' in jeder hunderttausend Menschen
gesehen.

Ich hab' wohl schon fünfzig Frauen geliebt
und reichlich bei hundert geschlafen.

Ich habe jede Trunkenheit gekostet:
den großen Rausch der Einsamkeit, der Über-
kraft und anderer Eitelkeiten.

Auch soff ich alten Burgunder, Schwedenpunsch
und Kartoffelschnaps.

Ich weiß, daß Frauen an mir leiden
und meinetwegen nachts nicht schlafen können.
Ich weiß, daß die Mädchen so müde in den
Knien werden,

wenn meine Hand durch ihre Haare zuckt.

Ich weiß, ich könnte das Leben so leicht unter
meine dreisten Hände zwingen,

wenn es mir Spaß machen würde.

Aber weil ich so gotthaft schamlos bin,
habe ich dafür gar kein Verständnis und warte
nur neugierig auf die Zukunft.

Ich könnte jetzt auf das Rathaus gehen und dem
Herrn Oberbürgermeister in den Steiß treten.

Oder ich könnte mir heute nacht sechs Weiber
nacheinander nehmen.

Ich könnte mich auch dort an die Laterne hängen
und diesen vlämischen Bauern die Zunge 'raus-
strecken.

Aber dazu bin ich zu faul. *Hugo Kersten*

Über die deutsche Sprache

*Aus Briefen von Ausländern mitgeteilt von Jakob
van Hoddis*

Warum sagt man Stimmung in Deutschland?
Warum sagt man nicht Lichtung oder Fühlung.
Das letztere wäre ja für die Enkel des Turnvater
Jahn sehr empfehlenswert. Für Elegants mehr das
Wort Räuchung, für Gourmets Schmackung. Es ist
wirklich eine Schande für das Volk der Dichter
und Denker, daß man nicht Denkung sagt.

Stimmung! Als wären die Deutschen alle Konzert-
backfische und Wagnerphantasten. Phantasma,
Dichtung, Träumung würden von einem zarten
Milieu sprechen.

Wie liebe ich den armseligen Dichtersmann, der
die Sätze schreibt: „Und jener Ballsaal erstrahlte
in einer tobenden, gedankenübertäubenden Nach-
denklichkeit. Unser Held fand den Ausdruck neu.
„Ach, daß das Leben so heiter wäre, um auf die
Anregung eines Milieus Laune sagen zu dürfen!
Oder daß ich so gerieben wäre, daß ich Reibung
sagen könnte.“ — „Regung wäre das richtige

Wort. Ja, Regung,“ dachte er, und in einem Zu-
stande, der einer überirdischen Erstarrung glich,
betastete er sein rot maroquin gebundenes Notiz-
buch und notierte das Wort: Regung.

Seine Geliebte ging vorbei, in einem weiß und
blau gestreiften Hängerchen. Ihre langen dünnen
Beine, in gelben Strümpfen, am rechten Bein
kokett verrutscht, so daß ihn ein etwas bleich-
süchtiges, knochiges und viel zu schmales Knie
verwunderte.

„Krisung müßte es heißen,“ lallte unser Roman-
tiker, „Krisung!“ — und starrte ihr regungslos
nach.

So schrieb ein vor kurzem verstorbener, sehr fein-
sinniger junger und durchaus imaginärer Dichters-
mann, der ein etwas verspäteter Nachkomme des
Herrn Justinus Kerner gewesen sein soll.

Il caballero Montagnardo.

Geehrter Herr!

Es scheint mir wirklich erstaunlich, daß das deutsche
Wort „gewiß“, wie man mir sagte, etwas Unbe-
stimmtes oder als unbekannt Voranstellendes zu
bedeuten vermöchte. Wenn auch nur im ironi-
schen Sinne. Ein gewisser Herr X. in gewissem
Sinne usw. Erlauben Sie mir, anzunehmen, daß
dieses Wort, das ich mit certain übersetze, in
Wirklichkeit ein philosophisches Demonstrativum
sei, das seinen Zwischenklang zwischen den Wör-
tern „Wissen“ und „Gewissen“ im tieferen Sinne
rechtfertigt. Vom Wissen her ein Bestimmtes be-
deutend, von Gewissen her in jenes Zwielficht der
Ungewißheit aller Verbaldefinitionen entrückend,
das die Geburtsstätte jedes künstlerischen Aus-
druckes ist. *Méraud.*

Die Mißgeburt

Von Urian

Zarte Seelen, ihres schnöden Jahrhunderts müde
und der wucherischen Kunstformen eines frühe-
ren Maurers, Schweineschlächters oder Posener
Litzenverkäufers überdrüssig, zogen sich in eine
Zeit voll jungfräulichen Schauders zurück, die
ihnen im Guten und Schlechten bemerkenswert
erschien, zumal sie wenig genug von ihr verstan-
den. Diese Änderung der Unselbständigkeit trug
ihnen den Namen Prärafaeliten ein; zogen sie es
doch vor, bei der Sixtinischen Madonna vorüber-
zugehen und vor Boticelli stehen zu bleiben. Hier
ungefähr mag die Neigung der Leute, die ich mit
mehr oder minder großem Vergnügen Zeit-
genossen nennen muß, eingesetzt haben. Ich
nenne jene ästhetisierenden Klerikalismus.

Der Erfolg jeder aristokratischen und seltenen Neigung, jedes gewählteren Lasters, besteht darin, daß Cohn und Krause es binnen zwei Monaten fix gekauft und fast sich angeeignet haben. Allerdings, dieses Unweigerliche fast ist den Dingen gefährlich, da es sie karikiert und verzerrt. Einerseits treibt die rapide Verschlechterung der Luft jeden Empfindlichen dazu, sich zurückzuziehen, mit der nötigen Folge, daß gerade die Üblen und Bedenklichen noch mehr dominieren und ihre Anrüchigkeit mit irgendeiner verdächtigen Niaiserie verdecken. Bluff und Platitude sind in zwei Tagen ein und dieselbe Sache, und der Sinn der Mode des Übereinkommens ist, einen Narren nicht irgendeinem dunklen, ungenannten Geschick zu überlassen und den Klügeren dem Narren gleich zu modeln. Da heute keiner eine Eigenart hat, müssen möglichst auffallende, verblüffende Dinge erfunden werden.

Selbstverständlich wird man, zumal man sich recht gut kennt, die Dinge kaufen, die am wenigsten zu einem gehören, um sich zu verbergen, was ja menschenfreundlich ist. Zugleich unternimmt man es, die Sachen aufdringlich zu zeigen, da sie nicht mehr als selbstverständliche Nebendinge einem Menschen dienen. Das Protzementum kann definiert werden als Nichtübereinstimmung der Dinge mit der Person in jedem Sinne. Der Besitz ist heute keine persönliche Angelegenheit, sondern ein Mittel, sich einen möglichst hohen Kredit zu schaffen: er hat meist nichts mit dem Besitzer zu tun.

Eine gewisse Klasse heute recht einflußreicher Menschen beschäftigte sich vor nicht allzu langer Zeit damit, abgetragene Kleider, altes Eisen, verschlissene Uniformen, abgenutzte Silbergegenstände auf irgendwelche geheimnisvolle Weise zu verwerten. Genau diese gleichen Leute machen jetzt den Antiquitätenrummel, um sich und andern eine namhafte Vergangenheit zu suggerieren. Der Mann, bei dem ich am Vormittag einen Scheck einlöse, empfängt abends in irgendeinem byzantinischen Gemach, aber dies ist nicht der unselige Herr Cohn, das ist im gleichen Maße Adalbert Hildukind von der Schlappendarre. Wie Cohn in Byzanz lebt, ißt und schläft — sein W. C. ist eine Krypta —, so lebt Kunibert II., der Herrscher von Cohnburg, der über ein Volk von Krämern regiert, in einer künstlich verwitterten Burgruine. Dies ist der gleiche, in dessen Namen die zeitgemäßen letzten Erfindungen zwecks möglichst ausgiebiger Menschentötungen bestellt werden. Cohn hingegen bucht in einem Schmöcker, der ein Kodex des Klosters vom heiligen Basilides zu sein scheint,

den letzten Agioverdienst. Ideen haben heute eine um so größere Anziehungskraft, je weniger sie zu einer ernsthaften Gesinnung verpflichten. Die dekorative Suggestion geht über alles, da sie nicht bindet. Die Verpflichtung, die der Besitz z. B. eines Marée oder Cézanne enthält, wird nicht anerkannt. Heute versteckt die blöde Sache einfach die latenten Werte. Die Dinge haben Katalogwert, und der Besitzer investiert nicht das Geistige, sondern freut sich des Katalogs. Gerade das Geld, dieses Mittel zu allem, das gestattet die besten und die schlechtesten Dinge zu werten, kümmert sich nicht um die moralische Leistung, und im Kaufpreis ist diese nicht einbegriffen. Man bezahlt nicht den Heroismus des Marée, sondern das Bild; jedoch nicht dies ermöglicht uns eine Fortsetzung, sondern der Heroismus. Diese Gesinnung, resp. dieser vollständige Mangel an solcher, bewirkt, daß die Dinge ihres lebendigen, schöpferischen und somit symbolischen Charakters beraubt werden. Somit ist jedes heute gestattet und möglich. Gräbt man heute ägyptische Kunst aus, so wird sie morgen in Mode sein, obwohl die Wissenschaft nichts mit künstlerischer Einschätzung zu tun hat. Vielleicht findet der eine oder andere dies und jenes schön. Frau X macht mich auf ihre Flügeldecke aufmerksam, ein paar zusammengeflückte Chormäntel. Gut, in drei von hundert Fällen mögen die Stücke ganz nett sein; aber gibt es denn nur irgendeine Schönheit? Diese Decken gehören in ein Kunstmagazin, aber nicht auf den Bechstein. Sie waren früher mehr als schön, sie waren wirksame Teile einer prachtvollen ernsthaften Handlung, die uns heute nichts mehr angehen. Welches Recht hat denn Frau X, die Decke schön zu nennen. Erstens das Schöne hat keinen tätigen Wert? So, so. Der Chormantel kleidet den Priester nicht mehr zu einem Symbol. Gut, man bestaunt die Arbeit. Aber, zum Teufel, was geht uns diese Arbeit an, die wir nicht mehr machen können und wollen. Noch schlimmer. Frau X meint, man muß diese Flügeldecke (katholischer Herkunft) besitzen, sonst kann man nicht Bach (Konfession: protestantisch) spielen. Frau X wäre mir viel lieber, wenn sie sich's bequem machte und einfach das Gebet der Jungfrau oder das Schlummerlied von Schumann auf dem Grammophon plärren ließe. Warum soll der arme Bach wieder herausgezerrt werden, um Frau X, deren höchster und bester Erfolg in einer guten Toilette und einem entdeckten Coiffeur besteht — wogegen nichts einzuwenden ist —, die Empfindung einer anständigen Existenz zu verschaffen, zu der

ihr jede Vorbedingung fehlt. Und Herr X, er liest Buddhas Reden, La-aot-se und alte Mystiker. Man gibt Kirchenmusikabende, Madrigale werden mit einem Unterton von Cacewalkrhythmus verzapft. Ich weiß, auch diese Dinge sind ganz gut. Aber warum diese Exzesse? Weil die Herrschaften sich ihrer selbst schämen. Auf dem Gebetpult mit elektrischen Lampen liegt George und im Nachttisch Paul de Cock. Die Wände des Schlafzimmers sind mit unbefleckten Empfängnissen bedeckt, und die apokalyptische Hand eines Trecento Johannes wird als Haken für die Unterröcke der Gnädigen benutzt. Die Badewanne ist ein alter Sarkophag, dann sollen sie auch im faulen Wasser von wegen des Stils sich waschen und antike Zahnbürsten benutzen. Zeitgenossen, ihr seid mir zu vielseitig. Das Schauen der Dinge geht den Leuten nicht ins Herz, jedoch sie können jedwede Sache besitzen. Man rede mir nicht von den barbarischen Völkern des sozialistischen Zukunftsstaates. Schlimmer kann es nicht werden. Auch der Pöbel bestaunt alles, auch der Pöbel will alles besitzen. Und doch lieber griechische Bronzen zum alten Eisen werden.

Anmerkung. Alle diese Menschen besitzen die Sachen, aber werden nicht des Entscheidenden teilhaftig, dessen Symptome Kunstwerke vermitteln. Kunstwerke sind vermittelnde Bruchteile einer Gesinnung, aus der herausgearbeitet wird. Nicht das einzelne Bild gibt ihnen Rembrandt in die Hände, auch nicht alle. Rembrandt ist ein unendlicher Mythos, der fortzubilden ist, der wächst. Auch nicht alle Bilder, wiewohl dies eher. Denn es ist von größter Wichtigkeit, daß ein Mensch vom Amsko zum verlorenen Sohn kam. Aber schließlich ist das Sache dringlicher Heftigkeit. Das Entscheidende ist der Begriff Rembrandt. Der bleibt, auch wenn nichts mehr von Rembrandt existiert, und er verbürgt die Unsterblichkeit. Der Begriff Rembrandt ist von einer geschichtlichen Transzendenz, die jenseits jeder Tatsache steht, und der, wenn er verloren ginge, wieder geschaffen werden muß. Cézanne z. B. ist einfach nötig, er hat zu sehr gewirkt, als daß er sich nicht mit dem Prädikat „notwendig“ geschmückt hätte. Ein ähnlicher Vorwurf ist den heutigen Künstlern zu machen. Sie fassen bei dem Großen die Technik, aber nicht die Gesinnung. Aber gute Malerei geht über Technik hinaus, Technik ist nichts Selbständiges, keine Konservenbüchse. Gesinnung und Haltung müssen natürlich vom Einfall und Sujet gleichfalls getrennt werden.

TRÖSTUNG

Die Kröten schreien im Teich, sie müssen schlafen, es ist Winter. Meine Haut ist starkes Eis, viele Meter um mich herum liegt es einsam, und der Kopf hängt darüber hinaus und schlägt nach allen Seiten auf. Ich denke ganz Bestimmtes, ganz Dasselbe, und der Kopf schlägt langsamer, heftiger. Weit hinten seh ich einen hellen Morgen gehen, der sollte zu mir mit seinem Licht, den Strahlenwald durch meine toten Berge führen, den armen Kopf in seine warmen Täler legen, obgleich es ihnen wehe tut, den abgeschnittenen Stumpf in ihrem frischen Schoß zu halten. Gesund zu wachsen würde er mir helfen, Glieder bewegen, Gedanken rühren in meiner Körperkraft.

Der Sonnenfreund war dicht zu meinem Königshaupt gekommen, und als er das Kranke sah, zog er seine schützenden Tücher auf meinem gefrorenen Körper aus und sagte: ich will auf deinen kalten Flächen gehen, bis du die Arme zu mir legen kannst, bis dein dunkel Seidenauge, in seinen grünen Sümpfen verloren, mir seine Schmerzen zu tragen erlaubt.

Das war meine Liebe, die aus Enge gewachsen war, die herausstieß, die weiter wurde als meine riesenkalten Flächen, die mich einmal besiegte. Blut fließt, und Menschen, die vorübergehen, schütteln sich.

Henriette Hardenberg

AUF DER CHAISELONGUE

Wir haben nicht der Sonne Sympathien.
Und man verspricht sich zwecklos in Gebeten.
Die Negerin, das Pferd und den Ästheten
Frißt Erde auf. Sie können nicht entfliehn.

Gott ist der Freund der Bäume und der Sterne.
Im Hochgebirge wilde Tannen schreien.
Orion hängt über dem All im Freien.
Monumental. Maßlos. In tauber Ferne.

Im Hirn Gelächter. Ich sprach: die Freiheit!! —
Das Weib ist populär. Der Koitus.
Das wadenwarme Bett. Man friert und freit. —

Gefüllt mit Zähnen ist zuletzt der Kuß. —
Komm du doch, Freund, verkürze mir die Zeit
Mein fröhlich lärmender Revolverschuß.

Paul Boldt

LEONCITA

Du warst nackte Eva im Paradies, blank, wind-
umspielt und ohne Scham.
Du wuchsest mit den Früchten und Tieren. Der
Morgen nahm
Dich aus dem Arm der Nacht, und Abend bettete
dich weich
Zur mütterlichen Erde. Du warst wild und schön.
Du warst den Tieren gleich.
Warst Rauschen grüner Wipfel. Warst Krume
des Bodens, der dich trug.
Dein Schicksal klopfte mit dem Blut, das leicht und
stark durch deine Adern schlug.

Aber dann kamen sie mit Netzen und Zangen
Und haben dich eingefangen.
Und wollten von ihren schlechten Säften
In dich verspritzen, dein Raubtierblut zu ent-
kräften.
Du hast sie abgeschüttelt. Aber eine große Trau-
rigkeit
Kam über dich und schwamm in deinen Blicken,
die die Herrlichkeit
Noch hielten jener schweigend jungen Schöpfungs-
lust. Du trugst
Die Ketten, die sie dir geschmiedet. Schlugst
Sie nicht zu Boden, da sie dich in ihre Zellen
schlossen. Spiest ihnen nicht,
Da sie den Schacherpreis betasteten, ins schmat-
zende Gesicht.
Du kauertest vor deinem Weh und horchtest auf
der Sterne Lauf . . .
Aber immer noch stürzt dein Blut, wie heftige
Strömung, ab und auf,
Und deine Augen, wie zwei ruhelose Tiere
schweifen
In die Welt hinaus und greifen
Ins Gewühl, als wollten sie das Schicksal packen,
Und dein schwarzes Haar schlägt herrisch dir im
Nacken,
Eine windentrollte Fahne, die zum Sturme weht —
Auf! Reiß dich empor! Die Barrikade steht!
Der Himmel ist von tausend Freiheitsfackeln auf-
gehell —
Brich aus, Raubtier,
Stürme an ihren erstarrten Reihen,
Aufgerissnen Mäulern, schreckerstickten Schreien
Vorbei
In deine Welt!
Brich aus, Raubtier!
Brich aus!

Ernst Stadler (Brüssel)

Der metaphysische Kanarienvogel

Von Hans Flesch von Brunningen

Die siebenköpfige Familie saß um die Mittags-
tafel. Das bürgerliche Leinentischtuch hatte viele
Flecke, braune, rote und grüne vom Spinat. Die
hinkende Köchin, die nur einen Zahn besaß, hatte
gerade den vierten Gang aufgetragen. Es waren
Eierstöcke, die Papa aus der Anatomie frisch nach
Hause gebracht, und Blutklößchen. Tante Jo-
hannes, die als Ehrengast an der Spitze saß, nahm
sich zuerst. Tante Johannes war aus Reichenberg
in Böhmen und ein Zwitter. Sie hatte grüne
Hände und kannte die Odyssee auswendig. Da
sie jetzt in der Blutsauce umstocherte, sagte sie:
„Fürtrefflich!“ und ihre Nase hing herab. Es
schrie der rote Kanarienvogel zu ihren Häupten
und wippte in seinem Häuschen, das an dem bil-
ligen Luster angebracht war. Tante Johannes
blickte auf und sagte: „Also gut!“ Und die sechs
anderen bürgerlichen Nasen hielten den Atem an.
Es war das nämlich ein Kanarienvogel aus Kamt-
schatka und ein Nachkomme Tiki-takis, der immer
mit Napoleon zog und eigentlich schon unter
Friedrich dem Großen die Weltgeschichte gelenkt
haben soll. Tante Johannes hatte ihn von einem
Eskimo auf der Weltausstellung zu Brüssel zu-
gesteckt bekommen, als gerade die Ausstellungs-
halle zu brennen begann, mit den Worten: „Sapli
rumpala menti tschinkwa wh!“, das heißt auf
deutsch: „Schließe, öffne, schüttele, auf daß er
leuchte!“ Jetzt hing er also mitten in der Familie
Weinschweißer, und vierzehn Augen klebten an
ihm und die Eierstöckchen wurden kühl auf den
dicken Steinguttellern. Tante Johannes fuhr fort:
„Und da ich euch nicht nur als meine Verwandten
liebe, sondern auch verehere als Hort der bürger-
lichen Familie und des freien, klugen, deutschen
Hauses, bin ich gekommen, und dies Tier, das ich
besprach und bezauberte, auf daß es wirke zum
Heil, brachte ich mit. Es flüsterte mir zu, in letzter
Nacht, es werde Gold schicken, soviel man wolle,
und es werde kein Ende des Reichtums sein.
Vielleicht habe ich es auch nicht richtig be-
sprochen.“ Ein Staunen warf sich um die Schüs-
seln der Familienseele. Inzwischen kamen einge-
zuckerte Ohrläppchen herein, die vom letzten
Sonntag geblieben waren.

Und also sprach der Vater mit der offenen, männ-
lichen Stirn und dem buschigen Barte und dem
farbigen Bierzipfel, er, der da Leichen zu zer-
schneiden pflegte: „Gut, Geld — sehr gut, Geld.
Wir werden es dem Institut spenden, und es

wird ein neues Gebäude kommen. Einen anderen Teil für die Wohltätigkeit.“ Und er strich den Bart. „Man könnte auch nach Italien, zu den unsterblichen Stätten.“

Also aber sprach Mutter Eulalia, die noch junge, — sie gebar nicht die Kinder, sie ist Stiefmutter und schläft bald mit Söhnen und Vater, die wackere Beiliegerin. — So also sprach sie, mit dem eingezwängten Halse und dem üppigen Busen, der quillt, und eine Fleisch-Dampfnudel ist dort hängen geblieben: „Out, Geld. Man wird den Hausstand vergrößern. Man wird dem Hausfrauenverein und dem Elisabeth-Verein etwas zukommen lassen, daß sich der Name Weinschweißer in der Zeitung kundtue.“ Sie zeigte ruhig ihre vollkommen weißen Zähne. „Und etwa ein Automobil, einen rötlichen Fiatwagen und Hüte von Drecol.“ Sie verträumte sich in dem spärlichen Haarschopf von Tante Johannes. Oben aber schrie der Kanarienvogel, und Tante Johannes reichte ihm die grünlichte Hand, auf daß er sich nähre durch Picken, Zwicken, und sie murmelte Worte. Friedrich, der strenge Jüngling mit den 24 Lenzen und dem ringenden Zug um die Lippen und den blond nach hinten gekämmten Haaren, warf die Tasse Kaffee aus Zichorie von sich, so daß der Vater streng blickte, und schrie: „Heil! Heil!“ und schickte sich an, die „Wacht am Rhein“ zu singen, was man sich verbat. Friedrich aber träumte: „Heil! Schulverein — deutsche Jugend — Forschungstrieb — Pandekten — Reise nach Griechenland — Klubgründung — national — liberal — Heil!“

Zum Bäschen Mathilde flötete aber Adolf, der Freigeist und Sozialpolitiker — sie zeigte ihre Stiefelchen aus der Haut kleiner Kinder und kokettierte mit dem Jüngling, der da die Abteilung seitlich trug und beim akademischen Verband war, und ein Dichter und sein Ideal war ein Gemenge aus Karl Kraus, Frank Braun und Treumann. Der Jüngling flötete also: „Geld — oh, Geld! Das gebe ich alles dir. Süße Seidenstrümpfchen, Cousinchen, Jupons. Wir reisen fort. In die Welt. Und träumen Märchen in Schlafcoupés. Riviera, Paris.“ Er schauderte in dem Gedanken an die vielen Kokotten, die es dort gäbe. Mathilde schrie „Juhu!“ und warf in Jugendmut eine Rose zum Fenster hinaus. Sie fiel dem Oberlehrer Max Hinterbein auf die Nase, welche rümpfend er weiterschritt. Der Kanarienvogel aber ward bleich von dem Juhuschrei und klapperte mit den Flügeln, und Tante Johannes verwarnte: „Seid ruhig, Kindlein! Er wird etwa gleich etwas kundtun.“

Da sie aber sah, daß alle gesprochen bis auf den kleinen Otto, den siebzehnjährigen, wandte sie sich an diesen, und aus dem Gehege ihrer falschen Zähne kam es: „Nun, und du?“ Der Kleine mit den abstehenden Ohren und dem häßlichen Schädel kraute sich weiter Schuppen auf das leinene Tischtuch und rief dann vernehmlich: „Ihr seid alle furchtbare Trottel!“ Der Vater Weinschweißer blickte bekümmert, und der rote Vogel begann etwas fallen zu lassen, als jetzt Otto fortfuhr: „Ein Dutzend“ — und der deutete mit der Hand auf eine Stelle im Zeitungsblatt — „und dann Mentscher. Ist das Beste . . .“ — Und er wandte sich zum Fenster und spuckte hinab in den blauen Maitag.

Da rief Tante Johannes mit einem Male: „Siehe!“ Der zauberische Kanarienvogel schrumpfte nämlich zusammen, schlüpfte durch das Gehäuse und ließ sich auf Tante Johannes' Schulter nahe dem einen Ohre nieder. Die Familie Weinschweißer reckte sich auf und lauschte. Tante Johannes war bleich geworden, und auf ihren Händen standen karminrote Flecken. Unten auf der Straße rief jemand, ohne näher anzugebenden Grund, eine Mär von alten Kleidern. Es ward plötzlich die Luft im Zimmer grün und begann in Schichten hin und her zu wackeln. Der rote Vogel piff: „Komm, Schatz, komm in den Stadtpark um halber neun.“ Tante Johannes schrie: „Das ist es!“, und ihre Augäpfel verschwanden unter den wimperspärlichen Rändern. Die Köchin stürzte herein. Vor Neugierde begann ihr Zahn sich von vorn nach hinten zu bewegen. Vater Weinschweißer strich sich aufgeregt den Bart und rief: „Ei nun — ei nun —“ Denn siehe, ein penetranter Gestank verbreitete sich um die Erde. Es ward schwarz wie ein Loch. Man hörte Flügelschläge und Geschrei und die ekstatische Stimme der Tante Johannes. Auf vielfachen Wunsch spielte jetzt auch das Weltorchester unter Donner und Blitz: „Komm Schatz —“ Dies dauerte vier Minuten. Als es wieder licht ward, war die Erde wüst und leer. Die Welt war tot. Aus den Trümmern des Hauses Weinschweißer erhoben sich zwei Kanarienvögel in den Äther. Der eine von beiden war Tante Johannes, die auf das Versprechen, das ihr der Zaubervogel ins Ohr geraunt, sie von ihrem Zittertum zu befreien, ihre Zauberformel nicht aussprach und jetzt mit dem mächtigen Nachkommen Tiki-takis zum Sirius flog, um ihren endlichen Beruf auszuüben und ein Volk von Vögeln in die Welt zu setzen. Ansonsten rieb sich nur noch Vater Weinschweißer wach. Er fand von

seiner Gattin nur einen Strumpf, von der Köchin einen Zahn und von den andern Familienmitgliedern nur Gasausbuchungen in der Luft, die jetzt braun war und lila Streifen hatte. Außerdem fand Vater Weinschweißer seinen Bart abgesengt. Er schüttelte also sein kastriertes Haupt, beugte sich mit dem Bauche zur Erde, murmelte etwas wie „geheiliger Boden der Heimat“ — und nahm sich dann eine Vierzehn-Heller-Umsteigkarte bei der letzten Elektrischen und fuhr gen den Mars, um einem Berufe nachzugehen. Man sandte ihn aber postwendend zurück, und seitdem bemüht er sich vergebens, die Erde durch Sprossung mit neuen Weinschweißern zu bevölkern. Seit neuestem trägt er sich mit dem Gedanken, mit einem Bittgesuch an seine Schwester Kanari, geborene Weinschweißer, heranzutreten, um Europa durch die Einwanderung von Kanarienvögeln zu bevölkern. Vielleicht gelingt ihm dies — — —

AUFRUF

Im Anschluß an den Aufruf vom 25. November 1913 zugunsten der politischen Gefangenen und Verbannten Rußlands, welcher von etwa 500 Namen von europäischem Klang unterschrieben war, hat sich in Deutschland der „Deutsche Hilfsverein für die politischen Gefangenen und Verbannten Rußlands“ konstituiert.

Vorsitzende: Minna Cauer, Berlin; Schriftführer: N. H. Witt, Wannsee, Schriftsteller Eduard Fuchs, Zehlendorf; Schatzmeister: Bankier Hugo Simon, Zehlendorf. Beisitzer: Graf Georg von Aroo, Bernhard Kampfmeyer, Dr. Alfred Kerr, Käte Kollwitz, Pfarrer Nithack-Stahn, Rittmeister a. D. von Tepper-Laski.

Vereine mit gleichen Zielen bestehen bereits in England, Frankreich, Österreich, Holland und den Vereinigten Staaten. In anderen Ländern werden solche vorbereitet, und eine dauernde Zusammenarbeit mit allen diesen Vereinen wird beabsichtigt.

Der leider zu früh verstorbene Francis de Pressensé sagte in seiner berühmten Rede: „Wir appellieren nicht an diese oder jene Partei, nicht an diese oder jene Meinung, sondern an alle denkenden Menschen, die den Grundprinzipien des Rechtes noch treu geblieben sind.“

INHALT DER VORIGEN NUMMER: Wilhelm Morgner: Kreuzigung (Titelzeichnung) / Franz Pfemfert: Die Jugend und die Schlittenbauer / Christian Schneehagen: Jugend und Presse / Eduard Rosenbaum: Es ist genug / Hugo Kersten: Die sieben Weltwunder der Gegenwart / Ludwig Bäumer: Eine Antwort an Lovis Corinth / P.: Der „Vorwärts“ und das Ministerium / Ferdinand Lassalle: Tagebuchblätter / Georg Hecht: Ludwig Scharf / Hans Flesch von Brunningen: Am Rande / Else Lasker-Schüler: Briefe und Bilder (Franz Werfel und Richard Dehmelt) / Gustav Specht (Moskau): Rebellion im Himmel. Ein Fastnachtsspiel / Henriette Hardenberg: Vererbung / Wilhelm Klemm: Tante Lina / Josef Tress: Um die Stunde / Einladung zum zweiten Revolutionsball der AKTION, den 23. Februar.

(Anmeldungen nimmt entgegen N. H. Witt, Wannsee, Bismarckstraße 36.)

KLEINER BRIEFKASTEN

Blauer Egon, Staatsanwalt in Frankfurt (Main). Auch Sie sollen mal etwas Gutes veranlaßt haben: die nächste Nummer der AKTION ist Frau Dr. Rosa Luxemburg gewidmet.

Herrn Reichstagsabgeordneten Noske (Soz.). Sie sollten versuchen, irgendwo als Unteroffizier unterzuschlüpfen. Erst dann werden Sie mit Ihrer Bravheit am Platze sein. Wenn Sie in der einen Minute den einen „Lügner“ nennen, der der Sozialdemokratie antimilitaristische Gesinnung nachrühmt, und dann im nächsten Augenblick Rosa Luxemburg auch nur erwähnen, sind Sie eine heitere Figur.

VORNOTIZEN

FRANZ STAUDINGER. Kulturgrundlagen der Politik. (Eugen Diederichs Verlag in Jena.) 2 Bde M. 8,—.

WILHELM FLIESS. Vom Leben und vom Tode. Biologische Vorträge. (Ebenda.) Geh. M. 2,50.

ARNO DVORÁK. Der Volkskönig. Drama in fünf Akten. Deutsch von Max Brod. (Kurt Wolff, Verlag, Leipzig.) Geh. M. 2,50.

CHARLES-LOUIS PHILIPPE. Sämtliche Werke. (Egon Fleischel & Co., Verlag, Berlin.) Bübū. Roman. M. 3,— — Marie Donadieu. Roman. M. 4,—. — Der alte Perdrix. Roman. M. 3,—. — Croquignole. Roman. M. 3,50. — Die kleine Stadt. Novellen M. 3,50. — Mutter und Kind. Roman. M. 3,—.

ZEITSCHRIFTENSCHAU

KAIN. Nr. II enthält: Die Fremdenlegion, Geburtstage, Komische Leute, Die Gross-Affäre u. a. Der beliebte Anarchist Erich Mühsam hat jetzt endlich eingesehen, daß die AKTION in dieser Affäre den KAIN mit Recht der Zagheit beschuldigte.

DER ANFANG. Das 10. Heft enthält Beiträge von Müller-Meiningen, Alfred Kerr, P. Natorp, W. Ostwald, Borgius, Gustav Wyneken u. a.

DAS LITERARISCHE ECHO. (Verlag: Egon Fleischel & Co., Berlin W 9). Das erste Märzheft enthält: H. H. Houben: Nebenluftausgaben. — Ulrich Rauscher: René Schickeles neue Prosawerke — Ernst Lissauer: René Schickeles Neue Gedichte. — René Schickele: Drei Gedichte u. a.

DER NÄCHSTE AUTORENABEND

der AKTION findet am Sonnabend, den 7. März statt. Es lesen: Paul Boldt, Gottfried Benn, Carl Einstein, Max Oppenheimer u. a. Karten kosten im Vorverkauf (beim Verlag) M. 1,—, für Abonnenten 0,50 Pf. An der Abendkasse M. 2,—.

DER ANFANG

Monatsschrift für die Jugend

ist nicht nur die einzige Zeitschrift, die ausschließlich der Schuljugend gehört, sondern sie ist unter den Kulturverhältnissen der Gegenwart die einzige Tribüne, auf der Schüler unbevormundet zu Wort kommen. DER ANFANG soll der Jugend Gelegenheit geben, ihre Ideale und Ueberzeugungen, ihre Not und Sehnsucht zum Ausdruck zu bringen.

Man bezieht den ANFANG durch den Buchhandel, durch die Post oder vom Verlage, halbjährlich zum Preise von M. 2,— oder K. 2,50. Das Einzelheft kostet 50 Pf.

Verlag: DIE AKTION, Berlin-Wilmersdorf.

WIECKER BOTE

AKADEMISCHE MONATSSCHRIFT

(Herausgeber und Schriftleiter DR. OSKAR KANEHL)

Die einzige Zeitschrift für die gesamte Akademikerschaft. Auf daß sich uns kein Rost ansetze. Auf daß wir uns nicht durch vorsätzliche Inzucht verleben. Das ist die größte Gefahr: sich jugendlich irgendwelcher programmatischen Gruppe verschenken.

Ein Heft 25 Pf. 6 Hefte M. 1,25.

In allen Buchhandlungen.

Abonnenten wenden sich am besten an den „Wiecker Boten“, Wieck-Eldena i. P.

AUGUST STRINDBERG

Sämtliche Werke

FRANZ BLEI

Vermischte Schriften. 5 Bände

Man verlange kostenlos Sonderprospekte

GEORG MÜLLER, VERLAG, MÜNCHEN

Hyperiondrucke 5 und 6

Die Versendung der Prospekte über
Dantes Göttliche Komödie. Bd. I—III
und

Eichendorffs

Aus dem Leben eines Taugenichts

mit Originallithographien von Emil Preetorius

kann erfolgen. Reflektanten

erhalten sie auf Verlangen

KOSTENFREI

Hans von Weber, Verlag, München NW 16 A

F I R M

übernimmt Schreibmaschinenarbeiten jeder Art, Abschriften, Vervielfältigungen, Aufnahme von Maschinendiktaten, Stenogrammen. Spezialität: Dissertationen, literarische und wissenschaftliche Werke ::

F I R M

übernimmt das Übersetzen aus dem Russischen, Französischen, Englischen sowie die gewissenhafte Erledigung fremdsprachiger Korrespondenzen ::

München, Amalienstr. 16, II. — Tel. 3840

GALERIE ALFRED FLECHTHEIM

Düsseldorf, Alleestrasse 7

Kunst des XIX. Jahrhunderts

:: und unserer Zeit ::

F. E. Haag, Melle i. H.

Buch- und Kunstdruckerei

liefert

DISSERTATIONEN,
WERKE, ZEITSCHRIFTEN

und übernimmt auch deren Expedition

Illustrations-, Drei- u. Vierfarbendruck

CARL EINSTEIN: BEBUQUIN ODER
DIE DILETTANTEN DES WUNDERS

MIT BEGLEITWORTEN
VON FRANZ BLEI UND DEM
BILDNIS DES DICHTERS
VON MAX OPPENHEIMER

Preis M. 3,—

Verlag der Wochenschrift: DIE AKTION

Die Aktion

M/R

WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK, LITERATUR, KUNST
IV. JAHR HERAUSGEGEBEN VON FRANZ PFEMFERT NR. 10

INHALT: Lothar Homeyer: Krieg (für die Rosa-Luxemburg-Nummer der AKTION gezeichnet) / Franz Pfemfert: Das Frankfurter Urteil / Der Krieg als Angeklagter. Urteile von Friedrich II., Ludwig Thoma, Gerhard Hauptmann, Pascal, Herder, Maupassant, Rod, Tolstoi, Channing, Tillier, K. C. F. Krause, Leonhardi, Tertullian, Platon, Dymond, Balu, Defourny, Passy, Joseph Heinrichs / Moriz Melzer: Das Schlachten (Zeichnung) / Schreckensgalerie der AKTION / Carl Einstein: Fünf Gedichte / Tagebücher des jungen Lassalle / Oskar Kanehl: Der Söhne junger Ruf / Kleiner Briefkasten / Programm unseres 6. Autorenabends

(Dieses Heft ist Rosa Luxemburg gewidmet.)



VERLAG, DIE AKTION, BERLIN-WILMERSDORF

HEFT 30 PFG.

Verlag der Weißen Bücher/Leipzig

René Schickele

Die Leibwache Neue Gedichte

Geheftet M. 3,—, gebunden M. 4,—

Es ist in diesen Gedichten etwas von dem Gefühl eines Wanderers, der aus erregten, geistigen Abenteuern in die heimatliche Landschaft zurückgekehrt und nun, in Grün und Licht und schmelzender Sonne, das Wunder der irdischen Liebe erlebt. Schickele, in dessen früheren Gedichten paradoxe Sehnsucht zu elektrischen Gestirnen empordunstete, der dann das Tempo der Großstadt mit einer ganz frischen Empfindlichkeit erlebte, ist in die heimische Begrenztheit zurückgekehrt. Ein idyllisches und unbürgerliches Glücksgefühl trägt seine Verse: Landschaft, Fluß und Garten sind in nächster Nähe gesehen. Körperlich wird der Lichtstrom der Sonne, der große flutende Glanz des Abendrotes empfunden. Die komplizierte Bildlichkeit ist einer natürlichen Vereinfachung gewichen, die sich bis in den Rhythmus ausdrückt. Es gibt in diesem Buche Gedichte, deren Tempo von Sturmsignalen bestimmt zu sein scheint. Phantasien, die sich zu zerfetzen drohen: aber eine ganz klare Hand bringt sie in eine gegenständliche Ordnung. Diese Einfachheit gibt den heimatlichen Balladen, von denen Schickele eine größere Anzahl bringt, einen Ton der Schlichtheit, den man fast volkstümlich nennen könnte.

Verlag der Weißen Bücher/Leipzig

René Schickele

Weiss und Rot Gedichte

Gebunden M. 2,50

Emil Faktor im „Tag“: Die beiden Farben, welche der Elsässer René Schickele in seinem Wappen führt, geben von der Art seines Poetentums einen symbolischen Begriff. In seinen neuen Gedichten flimmert ein Weiß, in welchem vielfältige Tönungen des Weltbildes erstrahlen, und auch sein Rot ist aus hundert Spielarten der Leidenschaft komponiert. Man hält wieder einmal ein Buch in der Hand, dessen Autor mehr kann als Verse schreiben, und der auch mehr will als Selbstkult und Götzendienst der Form. Er ist innig bis zur Zärtlichkeit, heiter bis zur Keckheit, er ist interessant ohne jegliches Andersseinwollen, und sein Träumen ist ein Wachen über Schönheiten.

NEUE FRANZÖSISCHE MALEREI

Ausgewählt von Hans Arp

Eingeleitet von L. H. Neitzel

Gebunden M. 2.50

Das Buch versucht einen Querschnitt der wesentlichsten nach-impressionistischen Malerei zu geben, wie sie sich in Frankreich spiegelt; mit wissendem Auge die Jetztzeit schon historisch zu fassen, wirkende, lebende Künstler der Entwicklungsgeschichte als geschlossene Glieder einzureihen. — Von Hans Arp ausgewählte Reproduktionen charakteristischer Werke von Rousseau, Matisse, van Dongen, Dérain und Picasso bieten ein klares Bild der neuen Malerei, welcher L. H. Neitzel in einem Geleitwort ruhige Betrachtungen widmet, die gleichzeitig dem Leser das Verständnis der neuen Malerei erschließen werden.

VERLAG DER WEISSEN BÜCHER
LEIPZIG.

RENÉ SCHICKELE Benkal, Der Frauentröster Roman

Geheftet M. 3,—

Gebunden M. 4,—

Nach der graziösen, temperamentvollen und innigen Geschichte von der „Freundin Lo“ tritt Schickele hier zum ersten Male wieder seit langer Zeit mit einem großen geschlossenen Prosawerk hervor. Wer noch jüngst an Schickeles Pariser Skizzenbuch „Schreie auf dem Boulevard“ Gelegenheit hatte, die scheinbar so völlig im Gegenwärtigen aufgehende Vitalität dieses Autors zu bewundern, der wird erstaunt sein, im „Benkal“ nichts weniger als einen modern-realistischen Roman zu finden. So sehr im Grunde hier alles auf Heutiges bezogen und selbst im Örtlichen an freilich nur angedeutete, aber doch unverkennbare Lokalität angeschlossen ist, so ist doch zugleich das Ganze in eine zeitlose und ungreifbare Atmosphäre gerückt, die alle Vorgänge, ohne ihre Wirklichkeitsnähe und Lebendigkeit herabzusetzen, in ein bedeutsameres Licht hebt.

VERLAG DER WEISSEN BÜCHER
LEIPZIG

Die Aktion

M.R

WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK, LITERATUR, KUNST

4. JAHRGANG

HERAUSGEGEBEN VON FRANZ PFEMFERT

7. MÄRZ 1914

DAS FRANKFURTER URTEIL

1. In einer Rede, die sie vor ihren Parteigenossen in Frankfurt hielt, hat Frau Rosa Luxemburg versichert, die Proletarier von Frankreich und Deutschland würden der Zumutung, sich gegenseitig niederzumorden, energisch widerstehen. Den 20. Februar 1914 (in Klammer: 1914) haben preußisch-deutsche Richter (in Frankfurt a. M.) Frau Rosa Luxemburg für diese stolze Zuversicht zu einem Jahr Gefängnis verurteilt.

2. Frau Rosa Luxemburg ist eine unheilbare Optimistin. Sie kennt unsere militaristische Sozialdemokratie. Sie kennt die Noske und Gesellen. Sie kennt das famose Parteiwort: „Sozialdemokraten sind Mustersoldaten“. Sie weiß: nur Karl Liebknecht kommt neben ihr als ernsthafter sozialdemokratischer Antimilitarist in Betracht. Hofft Frau Rosa Luxemburg dennoch, im Ernstfalle eines Krieges würden auch nur tausend, würden auch nur hundert, würde auch nur ein „Genosse“ bereit sein, proletarische Brüderlichkeit zu üben gegenüber den französischen „Feinden“? Ach, tapfere Frau: wenn es den Kriegslüstringen diesseits und jenseits der Grenze gefallen sollte, morgen eine Mordorgie zu inszenieren, die Anhänger der deutschen Viermillionenpartei würden Ihrem Optimismus wenig Nahrung geben. Die unterschiedlichen Besucher der Zahlabende würden allenfalls noch wagen, flink eine Protestresolution gegen den brüdermordenden Krieg anzunehmen, aber dann würden sie stramm marschieren. Denn diese Arbeiter-Bourgeoisie, rein auf Phrase dres-

siert, ist alles andere als antimilitaristisch erzogen.

Frau Rosa Luxemburg ist somit zu einem Jahr Gefängnis verurteilt worden, weil sie einer Hoffnung Worte gab, die, wenn's nach den Führern der heutigen Sozialdemokratie geht, noch jahrzehntelang eine leere Hoffnung bleiben dürfte. Frau Rosa Luxemburg ist verurteilt worden, weil sie die brutale Wirklichkeit so zu sehen wähnte, wie die Besten aller Zeiten sie forderten.

3. Dennoch wäre es falsch, wollte man die hohe Bedeutung des Frankfurter Gerichtsurteils bestreiten. Ideale haben noch immer den Zusammenstoß mit den harten Tatsächlichkeiten gut überstanden. Für die Idee des Antimilitarismus, des Völkerfriedens haben schon zu lange nur Teeschwestern gewirkt, als daß wir uns nicht freuen sollten, wenn die herrschende Macht uns durch ihre Vertreter zeigt, daß diese Idee trotz Haager Friedenspalast, trotz Suttner und trotz Friedenszar ernst geblieben ist. Das Urteil gegen Rosa Luxemburg macht vieles gut, was die Tanten der „Friedenswarte“ verdorben haben. Ja es ist, seit Liebknechts Verurteilung, die erste wichtige antimilitaristische Agitation.

Das sei der mutigen Frau gedankt.

4. War in Frankfurt der Wille zum Frieden angeklagt: diese Nummer der AKTION soll über den Krieg urteilen.

Franz Pfemfert

Glossen EIN UND KEIN FRÜHLINGSOEDICHT

I

Ein Doppeldecker steigt aus jeder Flasche
Und stößt sich heulend seinen Kopf kaputt.
Der Übermensch verzehrt die Paprikagoulasche,
Zerbröselnd Semmeln, rülpsend in den Kälberschutt.

Den Gästen hängt der Kiefer bis zur Treppe,
Dort hinterlist'ge Fallen tötlich legend.
Aus dem Aburte schlitzt Lolô die Tangoschneppe,
Verpestend mit dem Lockendampf die Absinth-
gend.

Denn siehe, ich bin bei euch alle Tage
Und meine schmettergelbe Lusttrompete packt
euch an.

Der umgekippten Erektionen Frühlingsklage
Buhlt veilchenblau im Bidet mit dem Schwan (n).

II

O du mein Hyazinth, die Wade knackte
Und Rolf, der Mops, fraß jäh das Strumpband auf.
Nach Grammophonen in dem Twosteptakte
Vollzog sich Notdurft Coitus und Lebenslauf.

Der Lampionen blutgeduns'nes Schwirren
Schuf große Monde aus den Wassergläsern.
Ein Schlachtgetöse gab es und ein Klirren
Der Kneifer von Beamten und Verwesern.

Da war auch Dame Wueh in einer Prunkkarosse,
Uns schrak nicht Kino mehr, nicht die Picasso-
fratze.

Wir schluckten Sperma wie Armeegeschosse,
Und fetzten unsren Hausgott Grünekatze.

Wir waren sehr vereckelt und verbiestert,
Dem Priapus verschrieben und dem Pan.
Wir rollten von den Dächern, sternverschwistert,
Und glaubten selbst an dieses nicht daran.

Ha. Hu. Baley

TRIUMPH DER WISSENSCHAFT

Nun haben wir auch den echten Schillerschädel.
Bis heute hat sich die Welt so durchfretten müs-
sen. Der Weimar-Pilger, an der Fürstengruft
stehend, ließ bislang wohlige Schauer der Pietät
über seinen Rücken rieseln — was tat's, wenn
unter den Steinfliesen die Gebeine eines Bürger-

meisters lagen?! Der Fetisch erhält seine Kraft
vom Subjekt, nicht aus sich selbst, und der Pietät,
die den Glauben hat, ist Echtheit Hekuba. Aber
die Wissenschaft, von je auf den Glauben eifer-
süchtig, duldet nicht, daß etwas geglaubt werde,
was sie nicht bewiesen hat, steigt in die Gruft,
sortiert vermodernde Knochen, treibt verglei-
chende Anatomie und ähnlichen Unfug, zerstört
die Pietät, und reicht ihr, der so vertriebenen,
den echten, einzig wirklichen und wissenschaft-
lich testierten Schillerschädel hin, damit sie an
ihm warm werde.

Der Typus des deutschen Ideologen, der es nicht
einmal zum Träumer gebracht hat, gibt immer-
hin noch einen Wissenschaftler, der zu nichts
taugt, ab. Der deutsche Gelehrte besitzt viel
Fleiß und Talent im Auffinden von „Problemen“,
die zu erforschen kein Bedürfnis vorliegt. Und
hat er erst einmal das Problem, so ruht er nicht,
bis ein Buch, ein recht dickes, daraus geworden
ist, und dann — o Fluch der bösen Tat —
spaltet sich die gelehrte Welt in zwei Lager; und
dann — ja dann ist das Malheur fertig, und das
Dasein ist uns etwas reicher, das man — trägt
es mit Fassung — den Kampf um Schillers
Schädel nennt.

Die Vorstellung, daß Alexanders Staub, zu Lehm
geworden, ein Loch verstopft, preßt Hamlet den
Seufzer ab:

O daß die Erde, der die Welt gebebt,

Vor Wind und Wetter eine Wand verklebt!

Aber Gelehrten ist der Gedanke, daß Schillers
Haupt zum Schädel und dieser Schädel zum Objekt
eines Wissenschaftlerehrgeizes und gelehrter Fin-
digkeit werden mußte, nicht schmerzlich. Küfern
ist es immerhin zuzutrauen, daß sie aus Alexanders
Staub einen Pfropfen formen, um ein Spundloch
zu verschließen. Aber deutschen Wissenschaftlern
blieb das Grauenhafte vorbehalten, aus Schillers
Gebein eine Gliederpuppe gelehrter Spielerei zu
machen.

O, über die Gründlichkeit, die darauf besteht,
daß auch der Fetisch echt sei! — Daß dem, der's
tat, August von Froriep heißt er, von seinem
Tun nicht graute in gelehrtem Eifer, wär' noch
begreiflich. (Denn Schiller ohne Kopf, wär' nicht
mehr verloren in der Welt, als Froriep ohne den
Schillerschädel.) Daß aber die, die zusahen, Bei-
fall trampeln, ist für die deutsche Gelehrtenwelt
bezeichnend. Man höre eine Stimme^{*)}: „... denn
wenn auch die definitive Entscheidung der Echtheit
der Gebeine nur von einem Anatomen ge-

^{*)} Das Zitat ist aus einem Feuilleton der „Vossischen Zeitung“.

troffen werden kann, so ist das mit heiliger Begeisterung geschriebene Buch so allgemeinverständlich, daß es auch in dieser Hinsicht als nachahmenswertes Beispiel in der wissenschaftlichen Literatur zu gelten hat.“ Kaum daß man sich von der Verwunderung, was für Bücher in Deutschland mit heiliger Begeisterung geschrieben werden, erholt hat, gerät man ins Staunen, was alles, in Deutschland, erlösend wirkt. Denn: „Wirkten schon die ersten Mitteilungen Frorieps auf alle, die . . . berechnete Zweifel an der Echtheit der in der Fürstengruft in Weimar beigelegten Skeletteile hatten, geradezu erlösend, so wird nun nach Lektüre des Werkes . . .“ — Was wird nun da geschehen? Wird ein heiliger Begeisterungstaumel Deutschland erfassen? Ist das die erträumte Erlösung? — Oder wird man dem Manne, dem man den echten Schillerschädel und das zusammengeklaupte Skelett einer gestörten Dichterstätte verdankt, die Fenster einwerfen? Man wird es nicht. Die nach Weimar gehen, um an der Stätte zu wandeln, wo, und nachdenklich zu werden, weil, dürfen zufrieden sein, daß alles so echt und reell ist und daß die Gefühle ein solides Skelett haben, an dem auch nicht ein Knörpchen zweifelhaft ist. Früher stand der Glaube da und war ergriffen, obwohl nichts erwiesen war. Jetzt macht man ihm alles zurecht, man präpariert den Fetisch, und doch könnte geschehen, daß der Glaube fehlt. Früher war er da um ein Imaginiertes, um ein Nichts. Jetzt tut er nichts mehr umsonst, und er könnte wütend werden, wenn ein gegnerischer Gelehrter erklärte, das Steißknöchelchen des Dichterskeletts rühre von einem schlichten Zeitgenossen Schillers her und nicht von diesem. Dann könnte es auch noch kommen, daß Herr Froriep Fensterscheiben klirren hört, nicht weil er die Pietät am Grabe störte, sondern weil der Glaube, verwöhnt und übel-launig, in unbewußter Gerechtigkeit für seine Impotenz sich an jenem rächt, der sie verursacht hat.

N. O. Kent

ÜBER DIE EFFEMINATION IN DER JÜNGST-DEUTSCHEN LITERATUR

Man nennt den Menschen einen Künstler, der mit Talent und Fleiß Kunstwerke anfertigt. Und da der deutsche Bürger nachgerade auf dem Standpunkt angelangt ist, daß die Kunst heiter sei, der kommerzielle Hintergrund des Lebens aber ernst, und da er ferner ein Bedürfnis fühlt, in seine Häuslichkeit Heiterkeit zu tragen, so

richtet sich die künstlerische Produktivität natürlich nach diesem Bedürfnis und verfertigt Dinge, die zur Verschönerung des Lebens dienen. Dies ist das Gesetz von der natürlichen Zuchtwahl in der Kunst.

Man spricht ganz ernsthaft von einem Kunstmarkt, man spricht von Angebot und Nachfrage und von anderen volkswirtschaftlichen Dingen in der Kunst. Und es muß wohl so sein: die Kunst ist eine Hure, und der Künstler muß ein Strizzi sein oder ein Krämer.

Das ist lange her, daß der Künstler von der bürgerlichen Gesellschaft verachtet wurde. — Dies könnte gut sein, wenn der Abstand zwischen Künstler und Bürger gewahrt bliebe. Aber es besteht heute eine unerhörte Vertraulichkeit zwischen dem Künstler und dem Bourgeois. Es ist heute das Schlimmste geschehen, was dem Künstler geschehen kann: die Grenze zwischen ihm und dem Bürger ist ausgelöscht. Und dies ist nicht etwa ein Zeichen davon, daß der Bürger künstlerisch empfinden gelernt hat. Denn dann würde er Ehrfurcht haben vor der Kunst. Sondern es ist nur ein Beweis dafür, daß die Kunst verbürgerlicht.

Die Anzeichen hierfür sind am sichtbarsten in der üblichen neueren Literatur.

In der Malerei ist es in der letzten Zeit etwas anders geworden. Hier haben wir seit sehr langer Zeit wieder den Fall gehabt, daß die wiehernde Dummheit des Bürgers verständnislos die Köpfe schüttelt. Es ist auf jeden Fall ein Verdienst, der Normalmenschheit eingeweicht zu haben, daß es noch andere Dinge gibt als die, die ihr Verständnis betasten kann.

Es gibt nun ja in der Literatur ähnliche Bestrebungen. Aber da die meisten Menschen keinen Sinn für Nuancen haben und da sie sich mit groben Händen eine Kompetenz auf einem Gebiete anmaßen, das sie zu beherrschen vermeinen, so wird durch eben diese Bestrebungen ein verhängnisvoller Snobismus gezüchtet.

Aber immerhin: relativ ist mir doch der Snob lieber, der für ein Kunstwerk plaidiert, obwohl er zu dumm ist, es zu verstehen, als jene andere Art von Beschränktheit, die ein Kunstwerk nur dann gelten läßt, wenn sie nicht mehr zu dumm ist, es zu verstehen.

Und diese Gattung ist es, für die die meisten heutigen Bücher geschrieben sind.

Was uns fehlt, ist: die Größe der Leidenschaft und der Mut zum Bekenntnis. Es gibt heute mehr Talente als je: Talente der Fingerfertigkeit.

Es gibt heute mehr Dichter als zu jeder anderen Zeit. Es wäre mir leicht, fünfundzwanzig Namen von heute lebenden Deutschen zu nennen, von denen ich mindestens je ein gutes Gedicht kenne. Gedichte, gegen die man nichts sagen kann: sie entsprechen allen Anforderungen der ästhetischen Lehrbücher, haben persönliche Eigenart und manchmal sogar Temperament. Es fehlt nur die Leidenschaft und das Bekenntnis.

Es sind Kunstwerke: aber Kunstwerke ohne Blut und Rückenmark, angefertigt von Literatengehirnen. Mit einem Worte: bürgerliche Kunstwerke. Doch in einem möchte ich nicht mißverstanden werden: Ich weiß sehr wohl, daß ein Mensch, der mit nüchternen Händen Verse schreibt, die ihm zwar persönlich fremd sind, die aber trotzdem gut sein können, hoch über der sabbernden Talentlosigkeit steht, die mit loher Begeisterung alten Dreck neu aufwärmt.

Selbstbeherrschung und Leidenschaftslosigkeit sind die ersten Erfordernisse, die man heute an einen Dichter stellt. Denn seine Werke sollen Anregung und Erbauung sein, und dabei wünscht man nicht, sich aufzuregen.

Zwar: so naiv idiotisch ist ja wohl niemand heute, daß er stoffliche Unterhaltung verlangt. Doch kann ich einen prinzipiellen Unterschied zwischen einem Schauerroman und einem psychologischen Experiment nicht finden.

Gewiß: es können gelegentlich beides Kunstwerke sein. Aber selbst dann sind sie so furchtbar überflüssig — — —

Es gab eine Zeit, in der es notwendig war, die Gleichberechtigung des Stoffes zu betonen. Zu betonen, daß ein Kunstwerk nicht danach beurteilt werden könne, ob es ein sphärischer Gesang an die Unendlichkeit oder eine Ode an die Kopflaus ist.

Diese Erkenntnis ist heute allgemein: der Künstler hat vollständige stoffliche Freiheit. Und er hat keine andere Absicht als: zu gestalten. Nur pflegt er die ersten Vorbedingungen für das Entstehen eines Kunstwerkes nicht zu kennen: die große Leidenschaft und den Mut zum Bekenntnis. Er gestaltet also nicht aus einem zwingenden Bedürfnis, sondern um zu zeigen, daß er gestalten kann. Der Urgrund seiner Kunst ist feminine Eitelkeit.

Wohlgemerkt: feminine Eitelkeit. Nicht etwa die berechtigte Eitelkeit des Künstlermenschen auf sein Werk, sondern die Eitelkeit des Bürgers, der stolz darauf ist, künstlerische Fähigkeiten zu haben. Und dies ist der Fluch unserer Kunst:

daß die künstlerische Produktivität den Bedürfnissen des Bürgers entspricht. Und zwar: daß sie ihr aus tiefster Seele entspricht.

Es konnte früher wohl einmal der Fall sein, daß ein Künstler seine Kunst verkaufte, weil er sonst verhungert wäre. Davon kann heute nirgends die Rede sein. Heute ist ein Künstler ein Prostituierter aus Veranlagung und nicht aus einem sozialen Grunde heraus.

Er ist in Harmonie mit seinen Mitmenschen, und er will gar nicht anders sein. Er ist glücklich und ein Bourgeois.

Wir aber, die wir abseits stehen, wir wollen den Himmel bitten, daß die Zeiten wiederkommen mögen, in denen Deutschland seine Künstler verhungern ließ.

Das schürte den Haß, den schönen, gellenden Haß, der Werke schafft. *Hugo Kersten*

HERR WALTER BLOEM

In einer „Festbeilage der Morgenpost“ findet sich neben Paul Ernst, Sudermann, Lothar Schmidt, Hermann Bahr, Georg Reicke, Sombart, Wilhelm Hegeler, einem „Geschichtchen“ von Zobeltitz usw. Walter Bloem.

... „Der Ozean des Berliner Theaterlebens brandet über den versunkenen Wracks meiner Stücke — da liegen sie mit vielen Tausenden. Und ich habe meine beiden letzten Dramen im Pult behalten.“ (Recht so!) — —

... zum Glück habe ich in Berlin, zwischen lauter dramatischen Durchfällen, den Romanschriftsteller in mir entdeckt, und selbst jene Leute, für welche die Tatsache, daß ein Roman oder gar eine Romanserie Riesenauflagen „erzielt“, ohne weiteres ein literarisches Verdammungsurteil bedeutet — selbst die werden nicht bestreiten, daß ich das Handwerk verstehe.“

Nach den „lauter dramatischen Durchfällen“ des Bloem stellt sich bei uns der Durchfall ein, wenn wir lesen:

... „Eine herrliche preußische Nüchternheit beherrscht die Begegnungen der Berliner Schriftsteller. Wer sich in ihrem Kreise auf den „Gottbegnadeten“ herausspielen wollte, würde sich heillos lächerlich machen.“

Woher das der Bloem nur weiß? — Aber weiter schreibt der Handwerker:

... „Nur die Leistung gilt — der Erfolg in allen seinen Abstufungen, der künstlerische wie der pekuniäre ...“

... „Nicht jeder kann diese dünne, scharfe (Berliner) Luft vertragen. Mancher muß wieder zurückflüchten in die Heimat, die den berühmt gewordenen Sohn tagtäglich in die Weihrauchwolken ihrer Vergötterung hüllt. Mein Fall war das nicht. Ich vertrage eigentlich nur noch das Berliner Klima, körperlich und

scellsch. Und wenn ich nun seit drei Jahren in Stuttgart tätig bin, so ist es darum, weil ich im Berliner Theaterleben den Platz nicht gefunden habe, an dem ich wirken könnte. Ob er mir noch aufgehoben ist, auf mich wartet?"

Spaßig, nicht wahr?, wie er das anfängt (der verkannte „Theatermensch“), den „Platz im Berliner Theaterleben“ zu erhalten! Uns kann ja noch allerlei von diesem Humoristen bevorstehen.

... „Und wenn Provinzfanatiker behaupten, Berlin ersticke alles kraftvolle und bodenständige Schaffen — das „Eiserne Jahr“ ist ein Berliner Gewächs.“

... „Gewiß, auch den salzigen Schaum um Helgolands Klippen brauchen wir und das Erröten um die Eiswangen der Jungfrau“ usw.

Man hätte gar nicht gedacht, daß der durch „künstlerische und pekuniäre Erfolge“ „berühmt gewordene Sohn“ „Eiswangen“ und den „Gnadenblick der Dresdener Madonna“ und „Bowlen-träume auf der Terrasse des Drachenfelsen“ nötig hat, um kraftvolle Berliner Gewächse zuzudecken.

„Ich aber lege nun die Feder hin, hier unten in Stuttgart, zünde mir eine frische Zigarette an und fühle ein verzehrendes Heimweh . . .“

Möge er doch wieder nach Berlin kommen und die gebührende Stellung einnehmen (im Theaterleben!). Jetzt ist er in Stuttgart: „aus einem Freier Melpomenens einer ihrer treuesten Diener geworden“ und inszeniert „fleißig die Stücke seiner glücklicheren Herren Kollegen von Shakespeare bis Wedekind“, und wir haben nichts von ihm; nichts. Jedoch zum Schluß ruft er die Worte aus, die uns noch hoffen lassen:

„Dennoch — Berlin! Ich habe Heimweh . . .“
Hört ihr??

Fritz Taendler

SCHON WIEDER: LEHRER SCHMIDT CONTRA NIETZSCHE

Nicht genug damit, daß der Volksschullehrer a. D. O. E. Schmidt, vulgo Otto Ernst, wohnhaft zu Altona bei Hamburg, sich gezwungen sah, in öffentlichen Vorträgen gegen Nietzsche, „den falschen Propheten“, dermaßen anzubölkern, daß sein (Herrn Schmidts) wampiges Bäucherl lebhaft oszillierte — nicht genug damit: er ist nicht abzuhalten, diese Vorträge als Buch herauszugeben. Herr Staackmann in Leipzig, Schutzpatron und Portemonnaie jegliches Schmarren-Produzenten, zeigt das hilflose Gequassel des rabiat gewordenen Appelschnutekens im letzten Börsenblatt an: „Ende März gelangt zur Ausgabe: Nietzsche, der falsche Prophet, mit einem angehängten Nietzsche-Kulturbild von Otto Ernst“. Er hat noch ein „Nietzsche-Kulturbild“ „an-

gehängt“! In Pappband M. 2,—. „Während eine fanatische Presse die Vorträge geschmäht hat, wurden sie vom Publikum mit stürmischem Beifall aufgenommen.“ Es ist hier der seltene Fall zu verzeichnen, daß die Presse höher steht als das Publikum, das sie liest. „... und von her ragendsten und berühmtesten Vertretern der Wissenschaft mit lebhaftester Anerkennung begrüßt. So schrieb einer unserer größten Philosophen und Universitätslehrer, dem das Buch in Korrekturabzügen vorgelegen hat (der Beneidenswerte!) an den Verfasser: „Der Eindruck Ihrer Schrift ist ein durchaus günstiger.“ Jawohl, ein durchaus günstiger. Wir sind es nachgerade gewöhnt, daß unsere — in Staackmanns Meinung — „größten Philosophen und Universitätslehrer“ nicht Deutsch können. „Ja, ich bewundere die Tüchtigkeit und das Geschick, mit denen sie die keineswegs einfache Sache behandelt haben.“ Es gehören schon Lehrer Schmidtsche „Tüchtigkeit“ und „Geschick“ dazu, um „diese keineswegs einfache Sache“, nämlich das Problem Friedrich Nietzsche, zu „behandeln“. Der größte Philosoph, wo wir augenblicklich haben und wo den Lehrstuhl schmückt und drückt (wie schade, daß sein Name nicht genannt wird!), schreibt weiter an den Gesinnungsgenossen und Bakelschwinger: „Meinerseits kann ich das nur auf das freundlichste begrüßen; Sie erwerben sich mit solchem Auftreten ein großes Verdienst um unsere Kultur.“ Meinerseits kann ich nur meinen, daß Sie, Herr O. E. Schmidt, sich mit solchem Auftreten nur unglaublich lächerlich machen. Vielleicht ist das Ihre Absicht, denn Sie sind ja „Humorist“, Sie Trauriger.

Dann setzt Herr Staackmann wieder ein: „Scharf — und feinsinniger Denker,“ „glänzender Stilist“ und so. Das bezieht sich nicht etwa auf Nietzsche, sondern auf den Lehrer Schmidt. Und dann: „Mit Sicherheit ist ein großer buchhändlerischer Erfolg zu erwarten.“ Brüder vom anderen Ufer: Hier wollen wir einsetzen. Literaten, die ihr noch Bücher kauft: Kündigt eurem Buchhändler den Boykott an, wenn er dies Buch in seinen Laden legt! O, Publikum, soweit du noch nicht „durchsonnt“ (um nicht zu sagen: infiziert) von dem „biederen, behaglichen Optimismus“ jenes dickbäuchigen Seichtlings bist: Setz dich zur Wehr gegen jenen breithintrigen und glattgestirnten Banausen! Dieser schleimige Impotenzler mit der goldenen Zufriedenheit soll bei seinem Hamur bleiben.

Hans Leybold

Vom Drama

Von Ludwig Bäumer

Die künstlerische Postulation des Aristoteles: Die Konzentration einer dramatischen Lebendigkeit als Kunst in einer Drittelung zu formieren, entsprang nicht einer Forderung an die Zukunft, sondern vielmehr aus einer kühlen Erwägung gegenüber der Entwicklung der damals gegenwärtigen griechischen Moraltragödie. Sie war die Objektivität jenes Griechen einer Kunst gegenüber, deren Psychologie ihn innerlich wohl kaum allzu stark berührte, zu deren Vorhandensein er sich aber als Gegenwartsmensch zu bekennen hatte und sich eben mit seiner Forderung zu ihr bekannte. Der Beginn des Christentums gab der moralischen Degeneration der Antike etwas wie eine Form. Die Sehnsucht der Dekadenten der vorchristlichen Zeit nach der Auflösung der menschlich-eigen-gesetzlichen Moral, einer Moral, deren Forderung die Ethik der Antike gewesen war, war somit erreicht. Die Moral war zur Religion geworden und umgekehrt, sie war die orthodoxe Forderung der Allgemeinheit, mehr noch, der Schwäche, mehr noch, sie war Gesetz der Gesetzlosen geworden, will sagen eine Lüge. So war die Erhebung eines einzigen subjektiven, seltsamerweise und doch wieder unerreichbaren, Willens zum Agens des Lebens der Irrtum, der Jahrtausende überdauern sollte und zwar am wesentlichsten als Einfluß auf die Kunst, bildende sowohl wie Literatur.

Die Dogmatisierung der dramatischen Momente als Schuld und Sühne war die notwendige Folge jener vermeintlichen Kunst. Diese Forderung wurde mit jeder dichterischen Generation neu verwirklicht, d. h. das Christlich-Moralische lebte sich zu seiner Eigentlichkeit durch, zum Amoralischen, bewies seine Fremdheit gegenüber der Objektivität des Lebens mit dem wirksamsten Mittel, mit der Kunst.

Schillers Dramatik ist das durchschlagendste Beweismittel dieser Entwicklung. Seine Dramen sind, so paradox es klingen mag, die objektive Lüge seines Menschseins, das allerdings bereits etwas wie der Kulminationspunkt menschlich-dichterischer Tradition ist. Goethe war zu sehr Genie, um die Bedingungslosigkeit seiner menschlichen Wahrheit zum Lebensmoment seiner Kunst machen zu können. Seine Empirität unterlag im Sieg über das Genie, und so ist das Endliche seines künstlerischen Daseins Perspektive. Er sagt es selbst, gleichsam wie aus Mißtrauen gegen die

ungeheure Tragweite jenes Perspektivischen, indem er vom Faust erklärt: ich habe viel hinein-geheimnist.

Die Wirklichkeit des Perspektivischen jenes größten goethischen dramatischen Erlebnisses mußte notwendig das Ende des Dramas als Kunstform herbeiführen, aber die Passivität der nachgoethischen Dramatiker, die nur zur Erkenntnis des Formellen reichte, schuf die Negationen goethischer Kunst zu einer krankhaften, weil negativen Wirklichkeit, aus der heraus der Naturalismus und Realismus des Dramas wucherte, und machte die Bejahungen goethischer Kunst zum — Geheimnis, führte also der Lebensfähigkeit einer aus sich im letzten Grunde unwirklichen Kunst neue Kräfte zu.

Das Neue der nachgoethischen Dramatik war also nur hemmendes Moment gegen das notwendige Zu-Ende-sein des Dramas, war das Aufhalten, das Sterilisieren einer Entwicklung, die aus der Vielfältigkeit der technischen Offenbarungen ihr psychologisches Merkmal wollte, allein die Erkenntnislosigkeit gegenüber der Dringlichkeit dieses Werdeganges realisierte nur das Perspektivische des Formellen, entfernte sich also von der psychologischen Wirklichkeit goethischer Dramatik.

Das gegenwärtige Drama ist seine eigene Berechtigungslosigkeit, und sie ist das notwendige Resultat des dramatischen Realismus, des Erstickens durch die Form. Die Ratlosigkeit der gegenwärtigen Dramatiker außer Wedekind gegenüber den Anforderungen ihres Schaffens ist das zur Leere gewordene Dämmern unter dem Gefühl des Künstlerseins, das sich in der unbewußten Lüge der Psychologie ihrer Dramatik beweist.

Der Tod im Drama als Ziel der Objektivität des Lebens ist eine Lüge, zu der wir uns nicht mehr bekennen können. Die Auslösungen von Mitleid und ähnlichen unmoralischen Empfindungen im Zuschauer sind eine Folge jener Verlogenheit, mehr noch, sie zeigen die Zweckmäßigkeit des Dramas und beweisen dadurch das Unkünstlerische des Dramas. Sie haben die Psyche des Zuschauers demoralisiert, und diese Demoralisation ist zu jener faulen seelischen Bequemlichkeit geworden, gegen die sich der Intellekt Wedekinds wundläuft (*cum grano salis*). Und gerade Wedekind ist der erste nachgoethische Dramatiker, dessen Dichtertum das Psychologische der Kunst in dem Perspektivischen goethischer Dramatik zu verwirklichen begonnen hat und verwirklicht. Seine Dramen sind der Extrakt des zweitausendjährigen

Sterbens des Dramas als Kunstform. Sie sind ihre eigene Dekadence, aber aus den Erschütterungen dieser Dekadence heraus wirkt die Bedingungslosigkeit einer neuen Geburt.

Anmerkungen

Von Carl Einstein

I

Über die spezifisch gesonderte Stellung hinaus bestimmt Kunst das Sehen überhaupt. Das Gedächtnis aller geschauten Kunst belastet den Betrachter, wenn er ein einzelnes Bild ansieht oder einen Natureindruck aufnimmt. Die Kunst verwandelte das Gesamtsehen, und der Künstler bestimmt die allgemeinen Gesichtsvorstellungen. Daher ist es Ziel der Kunst, jene zu organisieren. Damit die Augen der Allgemeinheit sich ordnen, sind spontane Gesetze des Sehens nötig, die das Material des physiologischen Sehens werten, um ihm einen menschlichen Sinn zu verleihen. Unsere räumlichen Vorstellungen werden uns bedeutend, da wir durch die Kunst imstande sind, sie zu bilden und zu verändern. Kunst wird wirkende Kraft, wie weit sie vermag, das Sehen gesetzmäßig zu ordnen. Zu oft verwechselt man die Typen des psychologischen Ablaufs des Kunstbetrachters mit den eigentlichen Gesetzen, indem man naiv den Betrachter mit dem Bildwerk verschmolz.

Kunstgesetze ergeben sich nicht aus den Begriffen, die dem Urteil über Kunst zugrunde liegen; vielmehr bauen sich die Kunstgesetze auf den Grundformen auf, die einem möglichen Kunstwerk zugrunde liegen. Unter dem Einflusse der Philosophie erhob man die Lehre vom Kunsturteil zur Grundlage der Ästhetik und glaubte hieraus das der Kunst Eigene konstruieren zu können. Es ist dies die Folge der Lehre, daß Philosophie die Wissenschaftslehre von den Begriffen sei, die unserem Erkennen zugrunde liege, so daß man daraus schloß, Ästhetik sei die Lehre von den Begriffen, die dem künstlerischen Urteil zugrunde liegen. Hier zeigen sich deutlich die Folgen eines indirekten Verfahrens, daß nicht die gegebenen Tatsachen zu Voraussetzungen erhoben werden, sondern einem psychologischen Verlauf oder intellektuellen Bestand, dessen Funktion wiederum gleichsam metaphysische Substrate unterlegt werden. Die entscheidende Tatsache ist jedoch nicht das Urteil über Kunst, dem stets als mindestens gleichberechtigt der Vorgang des Kunstschaffens entgegengestellt werden kann. Vielmehr ist es die einfache Tatsache, daß eine Reihe von

Leistungen vorhanden ist, die Kunst darstellen. Gewiß könnte man annehmen, daß man aus dem Urteil der Kunsterkenntnis bestimmen könne, was denn Kunst überhaupt sei, wo sie beginne und wo sie aufhöre; zumal eine erdrückende Menge angeblicher Kunstleistungen vorhanden ist, welche als schlecht, gemein oder unkünstlerisch bezeichnet werden. Hier setzt der Begriff des qualitativen Urteils ein, das zwar nichts Objekthaftes dem Gegebenen hinzufügt, aber auch nicht innerhalb des gegebenen Bestandes verharret. Zumal der Beschauende durch das Urteil für sich den Tatbestand bestimmend verwandelt und festlegt. Diese Widersprüche sind durch die Natur des Kunsturteils selbst bedingt, da dieses kein intellektuelles ist, vielmehr als objektives Urteil von den Elementen der Form auszugehen hat.

Vielleicht wird man, um zu einer deutlichen Vorstellung zu gelangen, die Ästhetik nicht mehr als ein Methodengebiet der Philosophie betrachten dürfen, worin die Methode der Kunsterkenntnis untersucht wird, und zwar Erkenntnis in dem Sinne definiert, daß Erkenntnis etwas Postumes sei. Vielmehr verlege man den Begriff der Kunsterkenntnis in das spezifische Schaffen selbst, in dem Sinne, daß das einzelne Kunstwerk selbst ein Erkenntnis- und Urteilsakt bedeutet, jeweils von seinen spezifischen Mitteln ausführt. Gegenstand der Kunst sind nicht Objekte, sondern das gestaltete Sehen. In das notwendige Sehen, nicht in die zufälligen Objekte ist das Schwergewicht zu legen. Von hier aus gelangt man zu den objektiven Elementen dessen, was apriorische Kunsterkenntnis ist, die sich im Urteil über Kunst nur a posteriori ausspielt. Der Erkenntnisakt, d. h. die Umbildung der Weltvorstellung geschieht weder durch das Schaffen des Kunstwerks oder das Betrachten, vielmehr durch das Kunstwerk selbst. Denn Erkenntnis, die über ein kritisches Verhalten hinausgeht, heißt nichts anderes, als Schaffen von Inhalten, die an sich gesetzmäßig, d. h. transzendent sind.

Die Gesetzmäßigkeit der Logik ist keine allgemeine, sondern Logik ist eine spezifische Wissenschaft wie Physik oder irgendwelche, die ihre eigenen Gegenstände besitzt, es aber nicht unternehmen darf, ihre besonderen Gegenstände zum Inhalt einer allgemeinen Wissenschaft umzufälschen.

Aus diesen Anmaßungen der Logik entsprang der Irrtum, daß man mit logischen Hilfen religiöse Systeme zerstören könne, während man nichts weiter erwies, als daß die Logik unfähig sei, die

gesamten geistigen Bestände zu erfassen und zu gründen. Wie die Scholastik glaubte, daß man mit dem Urteil das Sein erzeuge, so gab man sich dem nicht minder gefährlichen Irrtum hin, daß nur die Logik geistige Systeme auf ihr Daseinsrecht hin begründen könne. Logik ist nichts weiter als die Lehre von den Begriffen, die der Logik selbst zu eigen sind und die auf die geistige Welt nicht beherrschend oder rechtfertigend wirken können, vielmehr mit ihr nur so weit verbunden sind, als sie auch einen besonderen Teil dieses Bestandes darstellen und darum einige gemeinsame Merkmale besitzen. Aus dieser irrtümlichen, zu verallgemeinerten Anwendung der Logik ergaben sich in jedem Sondergebiet die sogenannten Antinomien der Vernunft, welche verschwinden, wenn man jedes Gebiet auf seinen besonders objektiven, wirklich erkenntnismäßigen Bestand prüft. Die Logik als allgemeine Wissenschaft ist eine Technik des Vergleichs, woraus sich unmittelbar ein dialektischer Charakter der logischen Praxis entwickelte, was der Möglichkeit, Gesetze aufzustellen, zuwiderläuft.

II

Die Psychologie ist nichts anderes als eine Reaktion gegen die Logik. Man hoffte zu bestimmteren Ergebnissen zu gelangen, wenn man einzelne Fähigkeiten oder Funktionen konstruierte. Die Psychologie begründete ihre Erkenntnis zu meist auf Tatsachen, die gänzlich außerhalb des Philosophischen liegen, die wohl Bestandteile unseres Seins ausmachen, jedoch niemals den besonderen Bestand gesetzmäßiger totaler Gebiete erklären können, da sie vielleicht Vorbedingungen erörtert, aber nicht den unmittelbaren Bestand (es ist einzufügen, daß Psychologie häufig mit Mischbegriffen operiert). Sie verfällt ebenso wie die Logik dem Irrtum, eine Wissenschaft sei fähig, mehr als über sich selbst auszusagen. Dies entspringt dem Fehlen einer allgemeinen Metaphysik, die, ebensowenig wie eine andere Wissenschaft, Regeln der Sondergebiete zusammenzufassen vermag und nur als geschlossene oberste Realität, als intensivste Gewalt unseren Fähigkeiten gelten darf, nicht aber als extensiv allgemeine.

VERSE

Mein Geliebter wandert in der Wüste,
In dem gelben Brand der sandigen Meere.
Heiße Winde stechen ihn wie Speere,
Und er weiß von keiner kühlen Küste.

Und die schweren Spuren seiner Schritte
Löscht der Sand. Die scheuen Himmel weichen
Vor dem starren Nichts des ewig Gleichen,
Vor der Unabwendbarkeit der Mitte.

O Geliebter, falte deine Hände.
Laß dein Blut aus deinen Poren dringen,
Laß die Glut in deinen Ohren klingen.
Halte ein — und bete um das Ende.

Maria Ramm

ES IST EIN FEUR . . .

Es ist ein Feur entglommen
Wohl mitten in der Nacht,
Es ist vom Himmel gekommen
Und hat mich in Himmel genommen,
Und also ward's vollbracht.

Es brannten die Decken und Kissen,
Mein Herz, das brannte zuvor,
Hat ganz verbrennen müssen
In einer Lohe von Küssen,
Die sprang aus einem Tor

Von Lippen, ah, so roten,
Wie waren die Lippen rot!
Und wüßte ich einen Toten,
Ah, solchen Lippen entboten,
Er bliebe nicht mehr tot.

Nun bin ich ganz veraschet,
Was willst du, daß ich tu?
Meine Seele ist ganz vermaschet
Und das Gebein verwaschet —
Legt mich in diese Truh,

Und schreibt mir da darüben:
Hier liegt ein seliger Mann,
Nichts ist von ihm geblieben,
Weil er es schlimm getrieben,
Gott nehm sich seiner an.

Nikodemus Schuster

Anmerkung des Verfassers: Dieses Gedicht dichtete ich für einen Gesangverein stark behaarter deutscher Männerbrüste — Bariton solo mit Chor —, den ich einmal im Vorbeifahren an einer sächsischen Station auf deren Perron furchtbar schön singen hörte. Ich versuchte, hingerissen, das Meine an dieser schönen nationalen, auch vom Kaiser so hochgeschätzten Sache beizutragen und verfaßte dieses Bariton solo mit Chor (Brummstimmen). Für eine ähnliche Gelegenheit schrieb ich früher schon einmal dieses herzfrohe Singelied:

Der Himmel ist blau,
Und grün ist die Au,

Und die Welt ist so rund
 Und zum Küssen der Mund.
 Ins Offne dahin
 Mit offenem Sinn
 Von Ort und zu Ort
 Fort geht es und fort.

Ich weiß, dieses Gedicht lehnt sich an das von Otto Erich Hartleben verfaßte und nach der Melodie: (ja, die fällt mir nun gerade nicht ein, aber ich kann sie singen) zu singende schöne Lied an, aber das macht nichts:

„O Gott, wie ist die Welt so schön,
 Wenn man gesunde Glieder hat . . .
 Wenn man gut hören kann und sehn,
 Das find't man nicht in jeder Stadt, in jeder Stadt.

Die Häslein springen in dem Klee
 Und dienen der Natur zum Schmuck.
 Die Fischlein schwimmen in dem See
 Und bilden so das Gegenstück . . .“

(Melodie von Mendelssohn geht so: la la la la—a usw.)
 Es müßte überhaupt viel mehr in diesem Genre und Sinne für das deutsche Volk gedichtet werden, sagte S. M. unlängst bei einem Frühstück. N. S.

KANALBRÜCKE

Dunstäugig schauen die Ufer
 und schweigend sich an.
 Wasser voll Dreck und Öl.
 Schleppdampfer. Kahn und Kahn.

Menschen glotzen nach unten.
 Gedränge. Lärmen. Gestank.
 Automobile und Droschken
 stehn das Geländer entlang.

Auf dem Dunkeln schwimmt ein Nacktes.
 Blinder mit Streichhölzern. Blumenverkäuferin.
 Männer ziehen eine Leiche
 in ihr Boot, geschwollen, grün.

Oskar Kanehl

ICH

sitze verloren unter meinem Niveau. Wenn ich die Augen schließe, lebe ich. Alles kommt dann zu mir, in mich: Wärme, Farbe, Licht. Das ist schön. So sauge ich die Welt auf. Offene Augen sind der Tod. — Ich bin im Café. Ein schöner Mensch ist bei mir. Er ist wie ein Laternenpfahl. Er hat Licht im Kopf. Sein Rock ist grün. Auf dem Sofa sitzt einer mit einem roten Auge. Eine elektrische Birne vergnügt sich an ihm. Jeder ist eine Liebesquelle. Ich nicht. Und doch habe ich so schöne Flecken auf der Seele — mit prächtigen wunden Rändern. Aber alles ist stumpf.

Plötzlich sagt der Laternenpfahl etwas. Zu mir, über mich hin, in die sehr gelbe Luft. Er leuchtet über viele Straßen. Er steht an einer Kreuzweg-ecke. Ich bin im Schatten eines großen Hauses.

Elsa Linden

Opium

Von Andreas Schreiber

. . . Das Opium riecht wie Schweiß der Dschinn.
 . . . Ich steige die zweitausend Stufen hinan, vorbei an den siebenhundert Einsiedlern. Die Einsiedler sitzen an der löcherigen Felswand wie Maden im Aas. Der scheußliche, den Göttern aber so wohlgefällige Geruch der Buße geht von ihnen aus, und es gelüstet mich, ihnen Reiskuchen zu geben, dick mit Alaun und Vitriol gepfefferte, daß sie samt ihren Eingeweiden davonfahren. Gewiß — menschlich gedacht — wäre es wünschenswert, doch die Götter würden mir dann weiß-violette Blitze als Kataplasmen auf die Seele legen. Ich denke daran, während ich mich einfältig, herabgekrümmten Mundes vor ihren Steinbildern neige.

In diese Schlucht, in diese Gruft fällt nie der Sonne Schein, und nur die Laternen vor den Götterbildern erhellen meinen Pfad. Hier in dieser Finsternis der Lebendigen und Toten drohen sie von weitem wie die glühenden Bimssteinwolken der Vulkane. Von den Lefzen der Steine hängen Moosbärte. Sollen sie die grünen Matten sein, an denen mein verzweifelter Blick sich erlabt? Doch vorwärts über die Granitschwellen, höher, höher! Da taumle ich, versinke in einem Abgrund. Die Bergwässer haben eine Granitschwelle unter-spült. Sie brauste mit mir hinab, ja, sie fiel neben mir in den tiefen, eisigen Tümpel, ein Sargdeckel, der erschlagen will und bedecken zugleich. Doch da sie brüchiger war als ihr böser Wille, wurde ich gerettet.

Ich fliehe weiter. Von allen Seiten trafen jetzt die Wasser. Wie lockige Wolle schäumen sie von den Wänden herab. Verfluchte, gurgelnde Kaskaden! Blicke ich zum Himmel auf, sehe ich durch den Wasserstaub, indes die Tropfen an meinem Gesichte gleich Blasen zerspringen, anstatt der Sonne eine bleifarbene Fratze. Dazu klatschen die Geißeln der Bänder ihre tönernen Kadenzen.

Auf einmal sehe ich Menschen. Sie sind dünn wie Stricke. Wem die sich um den Hals legen, den würgen sie! Sie tragen ihre verdorrten Zungen — sie haben sie geopfert — in edelstein-

geschmückten Anhängseln auf den eingesunkenen, behaarten Brüsten. Einer springt, das qualmende Rauchfaß in den Klauen, voran. Seine Gefährten schleppen den Sarg. Darin liegt ein gelber Greis. Seine Augen sind weit aufgerissen. Er hat ein blaues Maul, aus dem ein letzter Zahn phosphorisch blinkt. Der Bart wandert mächtig dem Kadaver voran. Er ähnelt einem Strauch, den Mehltau befallen. Des Toten Leib aber balsamieren Schwären und Wundmale nach Art verfaulten Rosen. Ich haste vorwärts und erblicke neue Menschennegative. Zwei mit goldenen Kränzen auf den Scheiteln vermauern ein Grab, aus dem die Hände eines Leichnams heraushängen, und von nun an muß ich jeden Atemzug lang die geballten Fäuste schauen. Oft löst der Luftzug meines Schreitens zermoderte Knöchelchen von ihnen ab. Sie fallen dann wie gesiebte Spreu zu Boden. Der Brodem der Verwesung umwallt giftig mein Haupt, wärmt liebevoll meine Glieder.

Hoflatithan! Der Grabesacker ist hinter mir. Die Felsen werden zu beiden Seiten niedriger. Eukalypten, saftig geschwollene Kakteen, schwarzgrüne Gebüsche verdecken aber ineinander verfilzt noch den Himmel. Schweißfliegen schwirren in Schwärmen auf mich los. Die ersten der blödsinnigen Fakire tauchen auf. Sie haben sich durch die Muskeln ihres Rückens spitze Pfähle getrieben. Andere schaukeln, in Ketten aufgehängt, wie reife Früchte im Winde. Immer dichter wird das Gewimmel. Man steht mit bratenden Füßen in glühenden Kohlenpfannen, man hat sich, um den Schlaf zu opfern und immerfort beten zu können, an Säulen geschnürt, man wälzt sich nackt in Sensen und Glasscherben.

Und nun bin ich am Ende, sehe das Meer, die Stadt.

Dort ist der Turm der Sanduhren, der Turm der Fahnen, der Portikus der abgeschlagenen Häupter, der Turm der hallenden Glocken, der Turm der Vögel, allda sich die Frömmsten, nachdem man sie vorerst mit Fett bestrichen, von den Geiern zerhacken lassen. Eben fliegen die Kondore so gewaltig auf, daß die Mauern unter ihren Flügelschlägen einzustürzen scheinen. Das Volk jubelt ihnen zu, und auf dem Turm der Fahnen toben Paukenschläger, Posaunisten, Oboenleute und Trompeten. Das Opferfest hat begonnen.

Auf dem Terrassendache des heiligen Flammentempels wirbeln die Weiber hin und her. Sie haben Pfauenfederkränze um die Hüften und brennen mit den Reizen ihres Leibes ein Feuer-

werk ab. Ein Teil von ihnen bläst auf Röhrenknochen. Andere gießen unter gellendem Gelächter auf die zu ihnen Emporstarrenden Wein, Öl und Salben hinab. Zu ihren Häupten wehen die Feuersäume um die Zinnen.

Durch die Alleen der steinernen Elephanten und Rhinocerosse, der Geier und Schakalmenschen, die Gefäße voll geronnenen Blutes in den Händen tragen, brausen das Geschrei der Besessenen und die Lobgesänge der Kinder heran. Die Garde hält, kupferne Masken vor dem Gesichte, unbeweglich auf ihren gefleckten Pferden, deren rasierte, tätowierte Köpfe gleich Cloisonné schimmern. Plötzlich geht ein Ruck durch sie. Sie schwingt ihre Dreizacke und treibt die Menge zurück.

Man opfert. Das reine Knäblein wird gebracht. Die Priester sitzen auf Filigranstühlen und kneten in rastloser Eile ihre geflochtenen Bärte. Sie feilschen mit der Mutter des Opfers um den Preis, denn so will es das Gesetz. Schließlich legen sie die Schuhe aus Menschenhaut an, schreiten die Stufen ins Heiligtum hinan und setzen das Kind auf den Smaragdtisch unter die große, kristallene Glocke, die an einem Seile aus Erz von der Tempeldecke herabhängt.

Tiefes Schweigen, nur die Harfen an den Bäumen rauschen und in der Ferne die Wogen des Meeres. Der oberste der Priester entblößt das Messer.

Es stürzen die Tänzerinnen herbei. Sie werfen ihre Schleier auf und ab. Man sieht zwischen den Ananashügeln ihrer Brüste das Svastika tief bis aufs Brustbein eingeätzt. Ihre Wangen werden röter und röter. Die Federschwingen an ihren Fersen schlagen Purzelbäume. Das Getön der Flöten macht sie toll. Sie mazerieren ihre Leiber durch Verrenkungen, bis sie halb tot hinschlagen.

Der Oberste der Priester hebt den Arm. Er sticht das Kind in den Hals. Schnell senkt sich die Riesenglocke, und das Blut springt, ein kleiner roter, heißer Bohrer, gegen die kristallene Wölbung. Die Glocke übersetzt das Lied des Blutes in eine Orgelfuge. Wie sie hallt, die gläserne Kapelle! Zugleich heulen Menschenlippen wie ein Blizzard die Hymne „Maleriza Maligno lo. Marino kat in teno“, und die Blutboten tauchen ihre Hände in die Schale unter dem Smaragdtisch und stürzen davon, hinaus in den Hain der goldenen Bilder mit den Karfunkelhäuptern und den amethystenen Händen und Füßen aus Narwalhorn, in deren Federkronen und Mänteln der Wind spielt, vorbei an den Teichen der singenden Schwäne. Sie schrecken mit blutigen Händen die

unter Orchideen vergrabenen Liebespaare, rennen durch den Wald der Agaven, Bernsteinobeliske und Aloën, daß sie blutüberströmt, zerfetzt ihn verlassen, tauchen für einen Augenblick in die Opalbecken der eisigen Fontänen, umtanzen den Zwinger der Riesenkraken, obwohl diese dunkle Moschussäfte verspritzen und einen der Höhnenden mit ihren Saugarmen fassen, springen durch den Bogen der Freunde des Krokodils in die Straße der Mahle und Becher und verschwinden . . .

. . . Und ich? Soll ich denn nie schlafen, nie wie andere Menschen ruhen, immer träumen? Blutig? Schmutzig? Ungeheuer? Herzzerreißend? Ist denn für ewig eingesargt mein Hoffen? Entrinne ich nimmer der Barke des Opiums? Soll ich stets den Niagarafällen des Entsetzens zutreiben? Ruhen! Ruhen! Ruhen!

. . . Kein Dämon hilft. — Steig auf, Rest des Willens, wie ein sich bäumend Pferd, und rette mich! Zieh ab den Hahn der Pistole, ach, so zitterige Hand des unheilbaren Philoktet! Zieh ab! Zieh!

. . . Vergebens. Lahm ist Hand wie Wille. — Gebt mir . . . eine frische . . . Pfeife Opium!

KLEINER BRIEFKASTEN

Nörgler in Magdeburg. Was haben Sie nur gegen Erich Mühsam? Daß die AKTION im September 1913 einen Aufsatz „Lob der Fremdenlegion“ brachte und darin gegen die chauvinistischen Machinationen unserer Teutschen protestierte, stimmt allerdings. Aber daß Sie sich jetzt über Herrn Mühsam erregen, weil er im letzten Kain-Heft so tut, als sei er der einzige und erste Bekämpfer der Hetze wider die Fremdenlegion, scheint mir recht überflüssig. Der Kain ist ja auch zwei Monate nach der AKTION zu der Einsicht gekommen, daß sich unsere Presse in der Gross-Angelegenheit kläglich benommen hat, wobei er vergißt, daß er recht lange dieses Benehmen gutgeheißen und selbst geübt hat. Also, wir wollen den Kain nicht wörtlich nehmen.

F. T. Nein, Herr Bloem ist untauglich, in die Schreckensgalerie aufgenommen zu werden. Fulda war schon etwas zu unwesentlich. Wir müssen wählerischer sein.

G. K. Unser nächster Autorenabend findet Sonnabend, den 4. April statt.

ZEITSCHRIFTENSCHAU

DIE WEISSEN BLÄTTER. Herausgeber Erik-Ernst Schwabach. Das Februarheft dieser erfreulichen Monatsschrift enthielt: Annette Kolb: Besuch bei Duchesne; R. Gournai: Der Deutsche Kaiser; Alfred Wolfenstein: Gedicht; Max Scheler: Der Bourgeois u. a. Das soeben erschienene Märzheft bringt: Rainer Maria Rilke: Puppen; Gottfried Benn: Ithaka; Paul Boldt: Der Versuch zu lieben; Gottfried Kölwel: Vier Gedichte; Feststellungen von Franz Blei u. a. Probehefte bezieht man gratis durch den Verlag Leipzig oder Berlin-Charlottenburg, Sybelstr. 22.

KAIN. Herausgeber Erich Mühsam. Das Märzheft bringt einen Aufsatz „Das Duell“; ferner Bemerkungen: Das Schicksal des Dr. Gross; Fiat justitia; Studentenfutter u. a.

DIE FACKEL Herausgeber Karl Kraus. Nr. 393/394 hat folgenden Inhalt: Glossen; Arzt und Künstler; Wenn die Lehrkanzel nicht besetzt ist; Glossen. Alles von Karl Kraus.

VORNOTIZEN

PAUL BOLDT. Junge Pferde! Junge Pferde. Gedichte. (Kurt Wolff Verlag, Leipzig.) Geh. 80 Pf.

CARL STERNHEIM. Busekow. Eine Novelle. (Ebenda.) 80 Pf.

MARCEL SCHWOB. Der Kinderkreuzzug. Erzählung. (Ebenda.) 80 Pf.

DREI NEUE BÄNDE DER PANTHEON-AUSGABE. Bürger: Gedichte; Chamisso: Gedichte; Hölderlein: Gedichte. (S. Fischer, Verlag, Berlin.) Lederband M. 3,—.

AN UNSERE ABONNENTEN

Das Inhaltsverzeichnis zur AKTION erscheint nur am Ende des Jahres. Wer die AKTION durch die Post bezieht, muß sein Abonnement sofort erneuern. Den direkten Abonnenten geht die nächste Nummer unter Nachnahme zu, falls das Abonnementsgeld nicht vorher eingesandt worden ist.

SECHZEHN NEUE KÜNSTLERKARTEN

der AKTION sind erschienen. Wer für die AKTION agitieren will, verwende diese Korrespondenzkarten.

VERLAGSNOTIZ

Der erste Jahrgang der AKTION ist bis auf wenige komplette Exemplare vergriffen. Er kostet M. 60,—, Jahrgang 1912 kostet M. 15,—, Jahrgang 1913 M. 10,—.

INHALT DER VORIGEN NUMMER: Gans: Gottfried Kölwel (Titelzeichnung) / Die Botschaft des Galeerensträflings / Carl Einstein: Die Sozialdemokratie / Hugo Kersten: Der Leser und der Schreiber / Carl von Felner: Objektivität / Ma. Ad.: Psychoanalyse einer Mode / Neues vom Tage / F. M. Huebner: Zwischen Anschauung und Begriff / Lassalles Tagebuch / Hans Koch (Düsseldorf): Traum aus einer Straßburgischen Landschaft / Alfred Wolfenstein: Mund / Hans Flesch von Brunnlingen: Die Büchse der Pandora / Hugo Hinz: Auf eine Siegniederlage / Gottfried Kölwel: Gott sprach im Zorn. Novelle; Drei Gedichte; Von meinem Dasein / Literarische Neuerscheinungen / Kleiner Briefkasten.

DER ANFANG

Monatsschrift für die Jugend

ist nicht nur die einzige Zeitschrift, die ausschließlich der Schuljugend gehört, sondern sie ist unter den Kulturverhältnissen der Gegenwart die einzige Tribüne, auf der Schüler unbevormundet zu Wort kommen. DER ANFANG soll der Jugend Gelegenheit geben, ihre Ideale und Ueberzeugungen, ihre Not und Sehnsucht zum Ausdruck zu bringen.

Man bezieht den ANFANG durch den Buchhandel, durch die Post oder vom Verlage, halbjährlich zum Preise von M. 2,— oder K. 2,50. Das Einzelheft kostet 50 Pf.

Verlag: DIE AKTION, Berlin-Wilmersdorf.

WIECKER BOTE

AKADEMISCHE MONATSSCHRIFT

(Herausgeber und Schriftleiter DR. OSKAR KANEHL)

Die einzige Zeitschrift für die gesamte Akademikerschaft. Auf daß sich uns kein Rost ansetze. Auf daß wir uns nicht durch vorsätzliche Inzucht verleben. Das ist die größte Gefahr: sich jugendlich irgendwelcher programmatischen Gruppe verschenken.

Ein Heft 25 Pf. 6 Hefte M. 1,25.

In allen Buchhandlungen.

Abonnenten wenden sich am besten an den „Wiecker Boten“, Wieck-Eldena i. P.

AUGUST STRINDBERG

Sämtliche Werke

FRANZ BLEI

Vermischte Schriften. 6 Bände

Man verlange kostenlos Sonderprospekte

GEORG MÜLLER, VERLAG, MÜNCHEN

Hyperiondrucke 5 und 6

Die Versendung der Prospekte über

Dantes Göttliche Komödie. Bd. I—III
und

Eichendorffs

Aus dem Leben eines Taugenichts

mit Originalithographien von Emil Prestorius

kann erfolgen. Reflektanten

erhalten sie auf Verlangen

KOSTENFREI

Hans von Weber, Verlag, München NW 16 A

F I R M

übernimmt Schreibmaschinenarbeiten jeder Art, Abschriften, Vervielfältigungen, Aufnahme von Maschinendiktaten, Stenogrammen. Spezialität: Dissertationen, literarische und wissenschaftliche Werke

F I R M

übernimmt das Übersetzen aus dem Russischen, Französischen, Englischen sowie die gewissenhafte Erledigung fremdsprachiger Korrespondenzen

München, Amalienstr. 16, II. — Tel. 3840

GALERIE ALFRED FLECHTHEIM

Düsseldorf, Alleestrasse 7

Kunst des XIX. Jahrhunderts

und unserer Zeit

F. E. Haag, Melle i. H.

Buch- und Kunstdruckerei

liefert

DISSERTATIONEN,
WERKE, ZEITSCHRIFTEN

und übernimmt auch deren Expedition

Illustrations-, Drei- u. Vierfarbendruck

CARL EINSTEIN: BEBUQUIN ODER
DIE DILETTANTEN DES WUNDERS

MIT BEGLEITWORTEN
VON FRANZ BLEI UND DEM
BILDNIS DES DICHTERS
VON MAX OPPENHEIMER

Preis M. 3,—

Verlag der Wochenschrift: DIE AKTION

Die Aktion

M/R

WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK, LITERATUR, KUNST
IV. JAHR HERAUSGEGEBEN VON FRANZ PFEMFERT NR. 14

INHALT: Kisling (Paris): Wasserträgerin in den Pyrenäen (Titelzeichnung) / Franz Pfemfert: Pressepranger / S. Friedlaender: Noch einmal Werters Leiden / Franz Jung: Kardinal Kopp / Hugo Kersten: Madame Caillaux / Stenogramm aus einer Religionsstunde / Die Bilanz des Futurismus / Ernst Angel: Eine Werfel-Antithese / Wieland Herzfeld: Die Ethik der Geisteskranken / Wilhelm Klemm: Perpetuum mobile / Kasimir Edschmid: Zwei Gedichte des Mönchs von Montaudon / Ferdinand Hardekopf: Die Vorgeschichte. Romanfragment / Kurt Striepe: Reflexionen / Kleiner Briefkasten / Buchkritiken / Programm des 7. Autorenabends der AKTION.



VERLAG / DIE AKTION / BERLIN-WILMERSDORF

HEFT 30 PFG.

VERLAG DER WEISSEN BÜCHER · LEIPZIG

ERNST STADLER

DER AUFBRUCH

Geh. M. 3,— GEDICHTE Geb. M. 4,—

ERICH VON MENDELSSOHN

NACHT UND TAG

Ein Roman. Mit einem Vorwort v. Thomas Maun

Geheftet M. 4,—, gebunden M. 5,—

MYNONA

ROSA, DIE SCHÖNE SCHUTZMANNSFRAU

Grotesken

Preis geheftet M. 3,50, gebunden M. 5,—

DIE WEISSEN BLÄTTER

EINE MONATSSCHRIFT

Herausgeber ERIK-ERNST SCHWABACH

Das siebente Heft enthält u. a.:

Rainer Maria Rilke: Puppen
Gottfried Benn: Ithaka
Gustav Meyrink: Der Golem
Henriette Hardenberg: Verse
Martin Buber: Ereignisse und Begegnungen
Otto Kaus: Flaubert und Dostojewski
Oskar Loerke: Das Goldbergwerk
Paul Boldt: Der Versuch zu lieben

Das Heft 2 M., 12 Hefte 18 M., 6 Hefte 10 M.

VERLAG DER WEISSEN BÜCHER
LEIPZIG

NEUE FRANZÖSISCHE MALEREI

Ausgewählt von Hans Arp

Eingeleitet von L. H. Neitzel

Gebunden M. 2.50

Das Buch versucht einen Querschnitt der wesentlichsten nach-impressionistischen Malerei zu geben, wie sie sich in Frankreich spiegelt; mit wissendem Auge die Jetztzeit schon historisch zu fassen, wirkende, lebende Künstler der Entwicklungsgeschichte als geschlossene Glieder einzureihen. — Von Hans Arp ausgewählte Reproduktionen charakteristischer Werke von Rousseau, Matisse, van Dongen, Dérain und Picasso bieten ein klares Bild der neuen Malerei, welcher L. H. Neitzel in einem Geleitwort ruhige Betrachtungen widmet, die gleichzeitig dem Leser das Verständnis der neuen Malerei erschließen werden.

VERLAG DER WEISSEN BÜCHER
LEIPZIG.

RENÉ SCHICKELE Benkal, Der Frauentröster Roman

Geheftet M. 3,— Gebunden M. 4,—

Nach der graziösen, temperamentvollen und innigen Geschichte von der „Freundin Lo“ tritt Schickele hier zum ersten Male wieder seit langer Zeit mit einem großen geschlossenen Prosawerk hervor. Wer noch jüngst an Schickeles Pariser Skizzenbuch „Schreie auf dem Boulevard“ Gelegenheit hatte, die scheinbar so völlig im Gegenwärtigen aufgehende Vitalität dieses Autors zu bewundern, der wird erstaunt sein, im „Benkal“ nichts weniger als einen modern-realistischen Roman zu finden. So sehr im Grunde hier alles auf Heutiges bezogen und selbst im Örtlichen an freilich nur angedeutete, aber doch unverkennbare Lokalität angeschlossen ist, so ist doch zugleich das Ganze in eine zeitlose und ungreifbare Atmosphäre gerückt, die alle Vorgänge, ohne ihre Wirklichkeitsnähe und Lebendigkeit herabzusetzen, in ein bedeutsameres Licht hebt.

VERLAG DER WEISSEN BÜCHER
LEIPZIG

Die Aktion

M.R.

WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK, LITERATUR, KUNST

4. JAHRGANG

HERAUSGEGEBEN VON FRANZ PFEMFERT

4. APRIL 1914

PRESSEPRANGER

I
Wir haben einen Schutzverband deutscher Schriftsteller. Wir haben Berufsorganisationen von Redakteuren. Läßt sich ein Bauunternehmer einem Arbeiter gegenüber eine Vertragswidrigkeit zuschulden kommen, dann treten die übrigen Proletarier für ihren Kollegen ein. Hier zeigt sich die demoralisierende Wirkung der Druckerschwärze: die Sklaven der Inseratenplantagen sind erhaben über solche selbstverständlichen Gefühle der Solidarität. Der Zeitungsverleger, dem der Geist nur ein Mittel ist, Leser für seine Annoncen zu ködern, hat nie zu fürchten, in der Würde des einzelnen Schriftstellers die Würde der anderen, etwa seiner Redakteure, zu begegnen. Er mag zehn Redakteure wie Hunde auf die Straße jagen, weil sie (vorsichtig, schonend, wie der Geist dem Geldsack gegenüber immer ist) die Ehre und das elementäre Recht des Elften als nicht durchaus belanglos bezeichnen, der Verleger hat keinen Streik zu erwarten. Zwanzig andere sind zur Fron bereit. Im Reiche der Presse ist, dank der Würdelosigkeit der Schriftsteller, ein Zustand von Leibeigenschaft erreicht worden, den der hungrigste Steinklopfer nicht einen Tag ertrüge. Das orakelt, prahlt, spielt den Tyrannen der Welt, bloß um über sein armseliges Kulidasein hinwegzutäuschen. Das posiert als öffentliche Meinung, als Gewissen der Zeit, als Hüterin der persönlichen Freiheit, bloß um zu vergessen, daß es selbst keine Meinung, kein Gewissen, keine persönliche Freiheit haben darf. Das mimt den Unerbittlichen vor Ministersesseln — ein Stirnerunzeln des Verlegers, und es sinkt in die Knie.

II
Der Schriftsteller W. Fred ist vom Verleger von „Zeit im Bild“ gemaßregelt worden. (Die Einzelheiten dieses Falles, der die völlige Ohnmacht

der Schriftsteller gegenüber Verlegertrust und Feigheit der Redakteure beweist, sollen hier noch ausführlich dargelegt werden.) Also der Schriftsteller braucht den Schutz seiner Kollegen, sucht die Hilfe der Redakteure. Der Rechtsbruch des Verlages ist so nackt, daß der „Reichsverband“ für Fred eintritt. Oder richtiger: eintreten möchte. Denn die Macht der Huckleute ist groß, und nur ganz vereinzelt wird die Kundgebung gegen „Zeit im Bild“ gedruckt. Sogar der revolutionäre „Vorwärts“ bringt es fertig, hämisch über den Schriftsteller herzufallen und so für das Kapital zu wirken.

III

Doch genug für heute von der Feigheit. Angeprangert sei hier das „Kleine Journal“, das nicht nur den Schriftsteller nicht schützte, das ihm sogar in den Rücken fiel. Man höre. Das „Kleine Journal“ veröffentlichte gegen den gemaßregelten Schriftsteller einen Angriff, der alle Tatsachen verdrehte. Als der Angegriffene eine absolut sachliche Berichtigung einsandte, was tat das Blatt? Was? Es druckte die Berichtigung nicht. Aber was noch? Der Chefredakteur Wagner sandte sie nach vierzehn Tagen dem Schriftsteller zurück. Aber was noch? Die Schamröte zurückdrängen! Inzwischen hatte das „Kleine Journal“ die Berichtigung dem Verleger von „Zeit im Bild“ übersandt, der sie im Prozeß, den Fred führt, gegen den Schriftsteller ausnutzte, obwohl die Berichtigung nicht gedruckt worden ist! Bei den Akten befindet sich eine „beglaubigte Abschrift“ der Berichtigung. Bei den Akten befindet sich also der Beweis, daß der Redakteur des „Kleinen Journal“ das Redaktionsgeheimnis gebrochen hat, um einem Verleger gegen einen Schriftsteller zu helfen.

Franz Pfemfert

Glossen

REBELLION

Eine Werfel-Antithese

Verfällt in Zunder der versengte Mut,
Dann werbe Taten lang verhalt'ner Schrei:
Gefühle schlägt gemach ein Hohn entzwei,
Erinnerungen rädert wache Wut.

Die Seele hat uns lang genug genarrt:
Wir brechen donnernd von der Liebe los
Und stürzen hingegeben und doch hart
Dem Chaos der Vergeltung in den Schoß.

Landsknechte ohne Löhnung, stets bereit,
An faulende Paläste Brand zu legen:
Uns schreit der Streit sein blutiges „Ihr seid!“
Und unsre Liebe dröhnt in unseren Schlägen.
Ernst Angel

NOCH EINMAL: WERTERS LEIDEN

Gemeint sind aber nicht die Goetheschen, sondern die Leiden des Wertenden und Wissenden; und gemeint noch einmal als Entgegnung auf den Artikel von Werner Sombart in No. 148 des „B. T.“.

Professor Sombart bleibt hier nämlich zwar seiner Meinung, daß der Wert aus dem „Herzen“ komme: „daß, wer Licht verbreite, nicht gleichzeitig Wärme verbreiten könne“ (beiläufig eine der niedrigsten Widerlegungen aller Sonnen). Er bleibt also bei seiner Meinung, daß niemand eigentlich wissen könne, was er werten solle, „aus dem Herzen kommt keine wissenschaftliche Erkenntnis“. Aber deswegen, meint Sombart, gehe dieses herzentquellende Werten doch gar nicht blindlings, ohne Wissen vor sich, sondern das wertende Herz gebrauche das ganze Licht der Wissenschaft, als Mittel, zu Zwecken freilich, die sich . . . nur herzlich und gar nicht anders bestimmen. So kommt es, daß, trotz dieser bloßen Herzlichkeit des Wertens, „der Kampf der Meinungen nicht einem Umsichschlagen mit Knütteln im Nebel gleiche“. Kurzum, das Herz wird vom Wissen begleitet, nicht geleitet: wollte jemand erklären, die Vermehrung der Menschen auf der Erde ist mir eine so zuwider Erscheinung, daß ich sie um keinen Preis, um keinen anderen Wert, begünstigen möchte, so kann dieser Meinung die wissenschaftliche Erkenntnis ebenso wenig widersprechen wie der entgegengesetzten: je mehr Menschen, desto besser, gleich viel, was sich sonst für Begleiterscheinungen ergeben.

Demgegenüber reizt es uns doch, das Inkognito dieses wertenden, aber offenbar ebenso warmen wie stockfinsternen Herzens zu lüften. Wir zerreißen diese affektuose Herzensnacht mit einem Schlage, wenn wir sie mit dem Blitz der Ganzheit, Universalität, Allgemeinheit treffen, mit dem Licht absoluter Weltbedeutung. Dieses sogenannte Herz läßt sich nichts verbieten, es will Alles in Allem, es will Freiheit, Unendlichkeit, Absolutheit.

Ja! Professoren! Schickt ihr diese brutale Unverschämtheit des Herzens voran, so wird hinterher alsdann diese sonnige Herzenswärme auch Licht in jedes Einzelne versenden. Ist euer Herz durch und durch vom lauterem Welt-Frieden erfüllt — so wird der Krieg eurer Herzen zur Symphonie werden müssen. Über allen Alternationen, die sich dem Herzen anbieten, die es zerreißen oder zerquetschen, steht diese seine noch allzu wenig erkannte Gewalt: Universalität an jedes Einzelne so zu verleihen, daß es keinem anderen Einzelnen anders Abbruch tue als — harmonisch. Denn grade, weil das . . . „Herz“ absolut revolutionär ist, bringt es alles in eine rollende Harmonie der Sphären.

Ist Ihnen die Vermehrung der Menschen zuwider, Herr? Oder wünschen Sie den bekannten jüdischen Wunsch? Comme vous voulez — prost! Aber, bedenken Sie's wohl: Sie haben jedenfalls Ihren Herrn Gegenwart zu respektieren! Das Herz will Alles, will Beides, es duldet nichts Apartes, es ist das Herz der Welt, das Herz des ∞ . Es wird also absolut verboten, daß eine solche Besonderheit, wie die Vermehrung von Menschen, ein rücksichtsloses Wertziel abgebe; befehlen, daß das entgegengesetzte Ziel ebenso sehr berücksichtigt werde; und in dieser Weise auf eine harmonische Proportion aller Extreme dringen. Die Wissenschaft, im Dienste dieses allgemeinen Herzens, soll die Gesetze dieser Harmonie bis ins Einzelne bestimmen.

Es ist das fatalste Mißverstehen des Allgemeinen, wenn man dafürhält, daß es jemals mehr bedeuten könne als die oberste Spielregel des Zusammenbestehenkönnens aller Sonderfälle; nur das Ordnende. Aus dem ∞ des Herzens fließt nichts als immerfort und jedes Mal der Tropfen Öl, mit dem jede Besonderheit königlich gesalbt werden soll, weil sie nolens volens zum All verurteilt ist. Alle Versuche des Herzens, seinem eignen Gesetz der Allheit zu entgehen, bleiben umsonst. Eure Kultur bleibt so lange ein riesiges Umsonst, bis es ihr gelingt, allen irgend möglichen Wert im Herzen zu konsoli-

dieren — bis die Seele als die einzige Weltsonne erkannt, erlebt ist, aus deren unteilbarem Zentrum sich Licht in alle Vereinzelung der Radien und Peripherien verbreitet.

Selbstverständlich darf man das Resultat, das Ordentliche, Geordnete, nicht mit diesem allgemeinen Prinzip aller Ordnung, mit dem Ordnenen verwechseln, das, als lebendig, die Erstarrung der Ordnungen immerfort verhindert. Von wahrer Freiheit des Herzens hat dessen Herz keine Ahnung, das, ohne All-bedenkung und -Umfassung, sich mit Willkür an was Einzelnes hängt. Sondern es soll dieses tun, es soll, was es besonders vorzieht, erwählen — aber immer unter dieser absoluten Bedingung der universalen Bedachtheit.

Eine im Innersten unverwundbare Seele würde sich äußerlich (leiblich), im Vertrauen auf ihre eigne Heilkraft, allen Luxus, alle Verwundungen leisten können. So können die Kriege, die ein unaussprechlicher Friede führt, sogar blutiger ausfallen, als eure friedlosen Schlachten. Befürchtet nicht die Gefahren der Unfruchtbarkeit, wenn ihr diese . . . Abdämpfung aller Besonderheiten durchs Allgemeine einführt! Im Gegenteil, erst wenn jedes Einzelne zum Allgemeinen verpflichtet, darauf eingeschworen ist, — nach diesem Fahneneid auf die universale Idee des Herzens — beginnt die tapfere Herzhaftigkeit, strömt Weltblut noch im letzten Lumpen, der ärgste Lausewenzel kriegt noch was Geschmücktes.

Und immer mal wieder sei es betont: Vom Allgemeinen wird das Besondere, jedes Einzelne bloß inspiriert, intendiert. „Gott“, „Menschheit“, „Welt“, „Freiheit“ und wie diese Bombastereien alle heißen, die auch nüchtern mit ∞ bezeichnet werden dürfen, sind nichts als Inspiration. Es gibt nichts als das konkret Einzelne. Und nun gehe, aber inspiriert, jeder an sein besonderes Tagewerk. Und wärest du Mörder, — wehe dir! wenn du, mit dieser Sonne im Herzen, nicht mehr morden könntest und Mörder bleibest. Jede Tat, die ohne die reinste Integrität des universalen Gewissens geschieht, ist „Untat“. Unter dem unmittelbaren Einfluß dieses Gewissens, dieses „Herzens“ ist keine Untat mehr möglich. Denn wenn sich auch nichts an allem Tun und Treiben änderte als ganz allein die Influenz, so würde eben, bei konstanter universalen Influenz, alles Tun und Treiben von Dem an um eine Axe rotieren, die echter wäre als jede sinnenfällig aufzeigbare.

Wir haben dadurch, daß wir den Sinn dieses

angeblich unfeststellbaren willkürlichen Herzens als universal offenbarten, jedem Herzen die Möglichkeit genommen, sich anders für Besonderheiten zu entflammen, als mit diesem immensen Cachet des Ein-Herz-für-Alles-habens. Und legt sich dieses nur wie ein himmlischer Tautropfen an welches „niedrige“ Treiben auch immer, so ist dieses zur „Allgemeingültigkeit“ erlöst, obgleich wahrscheinlich erst jetzt seine Besonderheit sich energisch an den Tag gibt. Nur deswegen ist das „Herz“ unaussprechlich, weil es alles auf einmal ausspricht: es zwingt zum Ganzen.

S. Friedlaender

KARDINAL KOPP

Die Nekrologe der Tagespresse hoben mit seltener Einmütigkeit als Verdienst dieses großen Mannes Begleiterscheinungen hervor, die nach seiner Stellung Selbstverständlichkeiten waren. Ein treuer Sohn des Papstes, ein guter Deutscher, mildtätig für die Armen, treusorgender Vorgesetzter, friedensliebender Diplomat usw. — Diese Idealbilder subalternen Gehirne wirken an sich und im Zusammenhang mit Kardinal Kopp besonders peinlich. Der Entschluß einer wie immer gearteten Individualität, die Würde eines Fürstbischofs zu tragen, schließt die Überwindung jener Klischees bereits in sich.

Man versucht darüber hinwegzuschweigen, daß Kardinal Kopp dem die Glaubensidee zerbröckelnden Modernismus in Deutschland den Garaus gemacht hat dadurch, daß er mit aller Entschiedenheit in seiner Einflußsphäre auf der Aufrechterhaltung von Konvikten und Alumnaten bestand, daß er auf Universitäten, wo die Theologiestudierenden die ersten 4 Semester einzeln, sozusagen draußen in der Welt lebten, diese Konvikte wieder einführte, und daß schließlich im letzten Jahrzehnt sein Bestreben dahin ging, mit diesen Internaten bis in die Gymnasien hinunterzugehen.

Diese ungeheuer große Tat, die durchweg im Klerus ungünstig beurteilt wurde, scheint Vorbild und Bestätigung einer kommenden glücklichen Zeit, die um den Glauben an die alles erlösende Liebe sich kristallisieren wird.

Sie beweist die innerlichst durchlebte Überzeugung, daß eine Probe auf die Balance widerstrebender Instinkte inferior bleibt, daß der erste Blick des Menschen in diese Welt entscheidend ist für die Qualifikation einer um die Menschenliebe getätigten Selbstaufopferung, einer dienen-

den Hingabe an die Idee eines Gottes zur Selbstübernahme des die Menschen erdrückenden Leides.

Sie beweist, daß das Priestertum den Adel individueller Intensität im Erleben der Welt für eine Idee heute und in allen Zeiten beibehalten soll.

Es ist müßig, in diesem Zusammenhange die Frage zu untersuchen, wie weit die Konzentration der aus diesem Glauben quellenden Wucht auf eine bestehende Religion der Erlösung jener durchlebten Intensität entspricht, wie weit dann die Seligkeit des Opfers allen Menschen über alle Zeiten gegenwärtig bleiben wird, zumal die heutigen Religionssysteme in ihrer Überwindung des aus dem Alleinsein stammenden Schuldgefühls der Allgemeinheit etwas greifbar Drittes bleiben, d. h. diese Konzentration doch nur scheinbar ist, dem Mitmenschen meistens unberührbar, zerfließt.

Zu sagen ist, daß ein Mann für immer die Augen geschlossen hat, dessen Stimme in der vorbereitenden Krise der Entscheidung um die Erlebensmöglichkeiten dieser Welt unersetzlich ist. Auf einer scheinbar so gegensätzlichen Seite — ein Bundesgenosse!

Franz Jung

MADAME CAILLAUX

Deutsche Männer sollen sich an dieser Frau ein Beispiel nehmen: sie hat einen Journalisten erschossen.

Man lasse sich die Motive zu ihrer Tat nicht verdunkeln. Was die Zeitungen da schwatzen, ist Unsinn und nichts weiter als impotente Verteidigung.

Der Tatbestand ist dieser: Madame Caillaux hat wochenlang den „Figaro“ eifrig gelesen und mußte daraufhin den Chefredakteur umbringen. Wenn ich wochenlang den „Figaro“ lesen würde, müßte ich auch unbedingt jemand umbringen. Man lasse sich von den Zeitungen nichts vorschwatzen: Wahlagitation und Minister Caillaux sind nur Erscheinungen an der Oberfläche. Diese Frau ist die Inkarnation der exuberierenden Empörung des Volkswillens gegen die Journaille. Sie ist die Jeanne d'Arc einer neuen Geistigkeit. Wir senden ihr unsere Grüße (wenngleich ich eins nicht verstehen kann: da sie nun doch einmal in der Redaktion des „Figaro“ war und fünf Schüsse in ihrem Revolver hatte, hätte sie da nicht wenigstens noch den Feuilletonredakteur niederknallen können?).

Und ich propagiere hiermit für Deutschland: Gründung eines Freiwilligenkorps. Es leben sehr viele Calmettes in Deutschland. Man wende sich an mich. Namen und Adressen werde ich angeben. Statt eines Revolvers paßt (um nicht Inzest zu treiben) ein Gummiknüttl besser ins Milieu. Es genügt auch die Faust.

Hugo Kersten

DIE BILANZ DES FUTURISMUS

Eben erscheint sie unter dem Vorwand, ein Buch zu sein: „Boccioni, der Futurist. Malerei und Bildhauerei oder der plastische Dynamismus (Edizioni Futuriste di 'Poesia', Milano). Mit 51 Reproduktionen von Boccioni, Carra, Russolo, Balla, Severini und Soffici.“ Ein eminent wichtiges Dokument, auf das die Kunstkriminalistik noch oft zurückkommen wird. Der Text ist unwesentlich; er bringt auf 456 Seiten futuristische Phraseologie, durch welche sich die intellektuellen Parvenüs kraß charakterisieren. Wichtig an dem Buch sind die mit Liebe und Sorgfalt wiedergegebenen Reproduktionen. Man sieht hier, wie italienische Familien-Kitschiers von Picasso nichts verstanden haben, sondern nur das rein Äußerliche, jedem Bourgeois Sichtbare lazaronenhaft trivialisierten. Man sieht aber auch, daß die Futuristen noch kleinere Ableger in Deutschland haben. Beispiel: Herr Kandinski, der seine kindlichen Dekorationsversuche dadurch in die Sphäre der Kunst zu bringen hofft, daß er sie mit 30000 Mark feuer-versichert. Als Picasso den Kubismus schuf, hoffte er, eine persönliche, unnachahmbare Kunst zu schaffen, die nicht zu vulganisieren wäre. Er hat, wie er neulich offen aussprach, sich arg getäuscht. „Ich hatte kaum drei kubistische Arbeiten gezeigt, da stürzte sich die böseste Talentlosigkeit darauf und schmierte die blödesten Variationen, die sie als ‚Kubismus‘, ‚Futurismus‘ und sogar als ‚Expressionismus‘ etikettierte . . .“ Picasso und sein Freund Braque wollten nur die Kunst an sich, keinen angewandten Trödel mit Manifesten und ähnlichem Klimbim. Heute sind sie die Opfer. Sie wollten, im Gegensatz zu den wohl-situierten Virtuosen, ihrem erfinderischen Geist neue Ausdrucksmöglichkeiten schaffen. Die Geistlosigkeit machte daraus eine nichtige Formel, und das Schöpferische in der jungen Kunst sehnt sich wieder nach einem neuen Naturalismus, dessen Werden wir schon verspüren.

EINE RELIGIONSSTUNDE

Der nachfolgende Bericht ist wortgetreu nach einem Stenogramm wiedergegeben, das während der betr. Lehrstunde aufgenommen wurde. Die Richtigkeit ist absolut erwiesen. Weitere Stenogramme werden folgen. P.

„. . . Der Friede des Herrn sei mit uns allen. Amen!“

„So, bitte, Ruhe jetzt! Hört doch einmal auf mit dem Stühlerücken! In den letzten Stunden haben wir über äußere und innere Mission geredet. Wir kämen also heute zum letzten Paragraphen unseres Lehrbuches: Kirchliche Dichtung und christliche Kunst. Christentum und Humanität.

Humanität von humanitas heißt Menschenfreundlichkeit. Ja, was man heute nicht alles unter dem Deckmantel der Humanität treibt! Da ist ein gewisser Dr. Sch. Woher er seinen Doktor hat, weiß ich nicht; was das für ein Doktor ist, weiß auch niemand. Nun ja, es wird schon so einer sein. Auf jeden Fall besitzt der Kerl eine Einbildung, wie wenn er schon zehnmal Professor und zwanzigmal Universitätsprofessor wäre. Dieser verrückte, schamlose Mensch will in W. einen religionsfreien Moralunterricht gründen. Das ist ja gerade wie eine Suppe, die man ohne Stoff und ohne Feuer kocht. Wenn es keinen Gott gibt, wer hindert mich dann, daß ich raube und morde? Warum soll ich denn dann nach Moralregeln mich richten? Eine Autorität muß da sein. Ja, ich sage es ja immer, bei uns fehlt überall das Autoritätsprinzip. Das sieht man ganz genau an unseren Volksschulen. Die Volksschullehrer arbeiten bloß noch für ihre Besserstellung. Da hab ich kürzlich einen Witz gehört, der jedenfalls sehr gut erfunden ist. Wer sind die zufriedensten Menschen? Die Volksschullehrer; denn sie sind mit nichts zufrieden.“

Es folgen einige Sätze aus dem Buch. Da taucht das Wort „Kunst“ auf. Der Herr Professor doziert über moderne Kunst:

„Heute haben wir überhaupt eine g'spaßige Kunst. Da spricht man immer von der Fortbildung unseres Volkes in der Kunst. Ja, wie kann denn unser Volk, wenn es den ‚Simplizissimus‘ oder die ‚Jugend‘ liest, einen Begriff von Kunst bekommen. Wenn man einem Esel einen Pinsel in den Schwanz steckt und stellt ihn rückwärts gegen eine weiße Wand, dann malt er ‚Simplizissimus‘ und ‚Jugend‘.

Schaut nur einmal die Kunstschule an. Was da drinnen ist, ist ja lauter Gschwärtl; Maler, Tüncher, Anstreicher und desgleichen.

Unsere Künstler haben überhaupt alle den Dreh-

wurm. Jetzt gibt's sogar Futuristen und Kubisten. Die malen alles viereckig, diese hirnverbrannten Trottel. Wie ich kürzlich mit meinem Sohn so ein Bild angesehen habe, da habe ich zu ihm gesagt: ‚Kerl, wenn du mir einmal so was malst, dann haue ich dir's so lange ums Maul herum, bis vom Gesicht und vom Bild nichts mehr da ist.‘ . . .

Heutzutage haben wir lauter syphilitische Maler. Der Kunstmaler ist der größte Lump, den's überhaupt gibt. Ich bin überzeugt, daß von all den Schweinekerlen, die den ‚Simplizissimus‘ malen, keiner fähig ist, eine Kopie von Michel-Angelo zu malen. Ja, ja, so steht's bei uns. Kunst haben wir überhaupt keine. Und warum? Goethe sagt schon: Die höchste Kunst ist Religion. Aber natürlich, was versteht denn so ein Saukerl von einem Kunstmaler davon! Der hat zwei Jahre Realschule, wird dann rausg'schmissen und kommt zu einem Tüncher in die Lehre. Da merkt auf einmal die Mutter, daß ihr Lausbub krumme und gerade Striche machen kann, und schickt ihn auf die Kunstschule. Dann kommt er mit der kleinen Matrikel auf die Akademie, und nun ist er Kunstmaler, dieser saudumme Kerl. So einem sollte man einen großen Quaderstein um den Hals hängen und ihn von der M.-Brücke in die X. werfen; mehr ist er nicht wert. Dann gäb's wenigstens einen Lumpen weniger auf der Welt . . .

Ja, freilich, was halbwegs ein echter Lausbub und Saubub ist, der kauft sich einen Kloben, steckt ihn ins Maul und raucht. Geht nur hinein in die K.-Straße! Da ist ein Automat. Da könnt ihr sie sitzen sehen, diese verfluchten Schweinehunde. Mit modernen, aufgestülpten Hosen, die Handschuhe im Stulp stecken, fein, nobel, elegant. Und ich weiß, daß dieser Kerl ein ganz gemeiner Zuhälter ist, der einen um 2 Pfennig ersticht. Neulich haben sie wieder einen zu 3 Jahren 7 Monaten Zuchthaus verurteilt. Das war ein guter Bekannter von mir. Da gibt's Korpsstudenten. Immer korrekt, immer korrekt. Aber syphilitisch bis ins Hirn. Ich habe so einen Leutnant gekannt. Immer korrekt, immer korrekt. Hat grüßen können ganz genau nach Vorschrift. Immer korrekt. Aber kein Dienstmädchen war vor ihm sicher. Dieser hundsgemeine Kerl! . . .

Wenn's auf die Liederlichkeit in X. ankäme, dann hätten wir bald einen Niedergang unserer ganzen Kultur. Ist auch kein Wunder! Heute glaubt jeder Ladenjüngling zum gebildeten Volk zu gehören, wenn er Monist oder freireligiös ist. Diese verfluchte Schweinebande! Ja, ja, wir haben's herr-

lich weit gebracht! Das Fleisch kostet 1 Mark 10 Pfennig. Wenn man seinen Ofen ausputzen läßt, dann kostet's gerade so viel, als wenn man sich einen neuen kauft. Die Bäcker sind die größten Schwindler; die backen lauter Luft in den Teig. Dabei gibt's in X. eine ganze Menge Freßvereine. Diese Leute fressen schlechter als die Schweine. Ein Schwein hört wenigstens auf, wenn's genug hat. Aber die nicht, diese Schweinebande. Wenn sie nur wenigstens als Säue auf die Welt gekommen wären, dann hätten wir wenigstens keine Fleischteuerung. Aber ich hab's auch schon immer gesagt. Das dümmste Volk in unserem Volk sind die Arbeiter. Es gibt nichts Saudümmes und Wahnsinnigeres als unser Arbeitergesindel. Die saufen sich alle zu Tode. Unsere Offiziere sind aber um kein Haar besser. Die Kerle gehen auch alle frühzeitig zugrunde. Es gibt unter diesen Offizieren Kerle, die schlechter sind als ein X.er Zuhälter, die mit fünf, sechs Frauen, Prostituierten, auf einmal umgehen. Und solche Leute werden in unserer Gesellschaft geehrt. Da wurde mir kürzlich in L. eine Villa gezeigt, deren Besitzer in der Umgegend sehr angesehen ist, weil er steinreich ist. Dieser Mann hat all sein Geld durch ein Hurenhaus verdient, das er früher in N. hatte. Trotzdem verkehren die besten Kreise mit ihm; ja, sie suchen sogar seine Gesellschaft. Pfui, sind das auch Leute? Solch ein liederliches Pack. Ja, es gibt hier noch viele Leute, die bloß angesehen sind, weil sie reich sind. Gelernt haben sie nichts, sie sind saudumm; aber sie werden geehrt. Was sollen denn solche Leute den ganzen Tag anfangen? Sie haben ja keine Ideale, rein gar nichts. Da hat mir kürzlich jemand erzählt: „Ich war voriges Jahr in der Weltausstellung in Brüssel. Wissen Sie, mein Ideal ist nämlich ein Rheinsalm.“ Da könnte ja die Sau gerade so gut sagen: Mein Ideal sind Eicheln; denn die frißt sie gern. Also steht die Sau auf demselben Standpunkt wie dieser feine Herr. Es heißt ja zwar, man soll die Perlen nicht vor die Säue werfen. Aber ich glaube, die Sau würde auch den Rheinsalm fressen. Wie, hat's geklingelt?“

„Ja.“

„Also, dann nehmt Ihr bis zum nächstenmal diesen Paragraphen durch. Wir wollen beten! Amen. Ich hab' es euch ja schon immer gesagt: Religion kann nicht gelernt werden, sie muß gelebt werden.“

Die Ethik der Geisteskranken

Von Wieland Herzfeld

Geisteskrank nennen wir Menschen, die uns nicht verstehen oder die wir nicht verstehen. Nur von letzteren sei die Rede.

Gemeinhin macht man diese Unterscheidung nicht. Die Kranken einer Irrenanstalt sind verrückt; das genügt. Wenn man von Geisteskranken spricht, stellt man sich Größenwahnsinnige, Tobsüchtige, religiös Irrsinnige usw. vor. Man bedauert diese armen Unglücklichen, lacht sie aus und graut sich vor ihrem Schicksal.

Dieses übliche Verhalten ist unberechtigt. Der Geisteskranke ist sicher fähig, glücklicher zu sein, als wir es vermögen: denn er ist natürlicher und menschlicher als wir. Ihn treibt Gefühl zum Handeln, nicht Logik. Sein Tun ist machtvoll, unmittelbar. „Religion des Willens“ nenne ich den Wahnsinn: nur der Wille kann das Gefühl zur Kraft erziehen.

Der Geisteskranke ist künstlerisch begabt. Seine Arbeiten weisen einen mehr oder minder ungeklärten, doch ehrlichen Sinn für das Schöne und Bezeichnende auf. Da aber sein Empfinden vom unsrigen abweicht, muten uns die Formen, Farben und Verhältnisse seiner Arbeiten meist fremdartig, bizarr und grotesk an: wahnsinnig. Davon bleibt die Tatsache unberührt, daß der Besessene arbeiten kann, schöpferisch und mit Hingabe wirken. So ist er vor der Langeweile, dem triftigsten Grund, um unglücklich zu sein, geschützt, obwohl es für ihn wenig Überkommenes, Aufgezwungenes gibt. Er nimmt nur in sich auf, was mit seinen seelischen Wallungen in Einklang steht, nichts Wesensfremdes. Seine Sprache behält er bei: sie ist seelischer Ausdruck, doch Rechtschreibung, Zeichensetzung, auch Wörter, Redewendungen, die nicht in seinem Empfinden wurzeln, vermeidet er; nicht aus Vergeßlichkeit, sondern aus Unwillen. Der Irre ist nicht vergeblich. Was sich in seine Seele einmal eingeprägt, bleibt in seiner Erinnerung. Für alles, was Eindruck auf ihn macht, hat er ein besseres Gedächtnis als wir, dagegen gar keins für ihm gleichgültige Dinge. Ähnliche Veranlagung hat auch dem Künstler den Ruf eines wirklichkeits-scheuen, wissenschaftslosen Träumers eingetragen.

Seinen Sinn für das Wesentliche und Besondere offenbart der Irre darin, daß er Sprache und Schrift nie ungewählt, schwerfällig und charakterlos gebraucht. Für Dinge, von denen er häufig spricht, wie Blumen, Kostbarkeiten, hohe Würden, ge-

nügen ihm unsre gezählten Begriffe nicht. Auch spricht er die Worte anders aus als wir, nicht aus Unvermögen, sondern aus künstlerischer Initiative: Erfindungskraft, Freude am Willkürlichen. Das nennt man leichthin verrückt. Dank ihrer Eigenart sind manche Künstler diese Benennung auch gewöhnt. Doch Duden ist bekanntlich eine von Menschen eingesetzte Instanz, und Knigge hat sich auch nicht vom lieben Gott belehren lassen. Man organisiert Triebe erst, wenn sie erlahmt sind, doch der Geisteskranke ist ein ewiger Entdecker.

Diese Lebendigkeit der Triebe könnte aber nicht so einflußreich auf sein Handeln sein, wenn nicht eine unbezwingliche Willenskraft damit verbunden wäre. Nur durch sie ist der Irre imstande, sein Gefühl zu der Kraft zu erziehen, die ihn so künstlerisch leben läßt, wie er fühlt.

Zwar hindert ihn unsre Übermacht an freier Willensentfaltung; nehmen wir aber an, alle Menschen außer den Kranken des Geistes stürben, unsre Kultur sei tot, alles, was von ihr zeugen könnte, verschwunden: Jetzt ist der Besessenen wahnsinniges Reden die alleinige, ich behaupte höhere Weltweisheit, da sie menschlicher ist. Nun kennt man keine unumstößlichen Gesetze der Materie mehr. Wer sich den Frühling wünscht, geht in Frühlingskleidern spazieren und friert nicht. Es mag schneien, für ihn sind es kosende Blütenblätter. Er sonnt sich im Lichte des Mondes — und erfriert. Doch er friert nicht. Der Tod ist zum Erlebnis geworden; ähnlich manchem andern, vielleicht romantischer. Man freut sich auf ihn, ist neugierig oder fürchtet sich auch. Aber man glaubt nicht, wie wir, an ein unvermeidliches Schicksal. Man glaubt nur an sich selbst. Selbstkult, Kultur des ehrlichen, rücksichtslosen Willens ist die Basis der herrschenden Ethik (vgl. unsre heutigen Künstler). Dem „vernünftigen“ Menschengeschlechte kann keine Religion die Angst vor dem Tode nehmen, weil keine die Religion des Ich ist, sondern jede das Zittern vor dem Unbekannten. Das hypothetische Menschengeschlecht wird vor unserm Todesbängen bewahrt, dank seinem Willensimpuls, seiner Unbekümmertheit — der Krankheit des Geistes. —

Unsre ethischen Bestrebungen haben bewußtermaßen das Ziel, uns von Zufälligkeiten unabhängig zu machen. Das haben wir noch nicht erreicht. Die Ohnmacht, die wir alle noch gegenüber dem Willkürlichen, Sklavischen in uns empfinden, macht uns alle im Innersten unglücklich. Der Irre kennt nicht die Zerknirschung, die diese Unfreiheit

in uns hervorruft. Ihm schlägt die Einbildungskraft Brücken von einer Unmöglichkeit nach der andern; zahllose Stege baut sie ihm, er wählt, wie's ihm beliebt, und springt während des Überschreitens zwanglos von einem auf den andern. Wieviel ärmer sind wir! Für uns gibt es nur die eine nüchterne, langweilige, unverrückbare, zwingende Wirklichkeit. Dem Künstler gelingt es zuweilen, sich aus den Fesseln des realen Seins zu befreien, doch bald schleppt ihn der Häscher der Notwendigkeit, der Bruder des Philistertums, die phantasielose, seelenfremde Logik wieder zurück in die Armut der nackten Tatsächlichkeit. Wie kleinlich sind wir! Wir schreien, wenn man uns schlägt, es ist uns unangenehm; der Hund zieht den Schwanz ein und entfleucht, es geht ihm gerade so wie uns: der Geisteskranke kann sich auch gezüchtigt fühlen, er kann aber auch zum Ritter geschlagen werden, wenn er will, sich im Kampfgewühl tummeln. Oder nickende Blumenstengel küssen seine Schultern, ein Platzregen hat ihn überrascht, widerspenstige Bäume greifen ihn an. Im Traume gleichen wir ihm darin: wenn die Tür zuschlägt, können wir im Schlaf Kanonen donnern, Sektpfropfen knallen, die Lampe explodieren, Hände klatschen hören, — aber nicht nach unserm Belieben. Denn wir sind im Traum noch abhängig von der Wirklichkeit. Das Geschrei beim Empfang einer Ohrfeige ist uns so selbstverständlich, daß wir es sogar im Traum ausstoßen, wenn wir eine zu empfangen glauben. Aber man kommt sich stets als Held vor, als Persönlichkeit, und darum ist das Träumen soviel schöner als das Wachsein.

Der Geisteskranke ist immer Held, immer Persönlichkeit, nicht nur im Traum. Er ist König, wenn er will. Hat er Verlangen danach, dann macht er sein Gärtchen zum Königreich. Er befiehlt Beamte, die seine Phantasie mit Namen nennt, und begnadigt Verbrecher da, wo sein Auge eine Gießkanne sieht. Weil es für ihn nichts Unerreichbares gibt, kennt er den Neid nicht, das unadligste der Gefühle. — — —

Zu diesen Darstellungen steht scheinbar in Widerspruch, daß wir geistig Gesunden uns vor dem Wahnsinn so sehr entsetzen und die von ihm Befallenen bemitleiden, daß die Kranken selber sich in ihren „lichten Augenblicken“ aufs höchste unglücklich fühlen und ihr trauriges Schicksal verfluchen. Diese „lichten Momente“ treten jedoch nur bei physisch Erkrankten auf, bei denen gewisse Teile des Hirns, nicht aber der gesamte seelische Organismus, anders als auf die übliche

Art und Weise funktionieren. Ich rede aber nur von Geisteskranken, die uns seelisch, ethisch entückt sind, wie Hölderlin, Nietzsche. Bei denen kann man nicht von „lichten Augenblicken“ sprechen. Das Einzige, was dazu verführen könnte, ist der Umstand, daß die geistige Verfassung des Kranken ihn gewöhnlich zu einem Gebaren treibt, das unsern ethischen Begriffen und Gewohnheiten einfach zuwiderläuft, manchmal aber auch Formen annimmt, die äußerlich unsrer Ethik und Lebensform völlig angepaßt sind, in Wirklichkeit aber nur auf einer zufälligen Konstellation beruhen. Glauben wir dann zu beobachten, der Kranke verwünsche sein „schreckliches Los“, so ist das nur ein Beweis für unsre schiefe Beobachtungsgabe. Und unser Entsetzen vor dem Wahnsinn beruht auf Anmaßung und Einsichtslosigkeit, zwei eng verbundenen Begriffen; der erste hat nur den Zweck, beim andern die Hilflosigkeit zu bemänteln. Wir verhalten uns ja ähnlich gegen alles, was uns unfaßbar, verborgen ist:

Sterben ruft in uns fast dieselben Gefühle hervor wie Irrsinn, außer Mitleid und Gleichgültigkeit, denn es betrifft alle Menschen. Wir fürchten uns und es graust uns davor, wir glauben Geheimnisse oder eine fremde Macht mit ihnen verbunden. Mit unsrer schwindenden Naivität verloren wir den Glauben an sie. Als in Angst und Ratlosigkeit das einzige Rückgrat aller Konfessionen zusammenbrach, fielen sie der Lächerlichkeit anheim. Auch die Wahnsinnigen verehrte man solange als Propheten oder Götter, bis man sie hohnlachend anlachte und einsperrte. Denn der Spott ist die Leibwache der Angst: man fürchtete Wahnsinn und Tod nach wie vor und spottete daher.

Doch es kamen Menschen, die begnügten sich nicht damit. Sie haben so lange nicht geruht, sich mit Tod und Weltall und Ewigkeit in absolut ethische Verbindung zu bringen, bis sie gelernt haben, daß — dies unmöglich ist. Sie haben begriffen, daß das Sein nach dem Tode mit unserm Leben nichts zu tun hat, daß unsre Ethik nur für unser Leben gültig sein kann und soll, aber stets unvereinbar mit Außermenschlichem, Außerdirdischem bleiben wird, daß jede Verknüpfung, das heißt jede Konfession ein Kompromiß ist, eine Fiktion. Sie haben einsehen gelernt, daß man das Weltliche nicht mit irdischen Augen betrachten und danach objektiv einschätzen kann, daß es einen menschlichen Objektivismus nur für menschlich-subjektive Dinge geben kann. In ihnen ist die Angst vor Tod und Ewigkeit nicht mehr, denn

sie haben erkannt, daß es ein Fürwitz ist, außerirdische Dinge mit menschlichen Gefühlen begreifen, meistern, kritisieren zu wollen. Es ist das Ergebnis jahrhundertelanger religiöser, metaphysischer Kämpfe, daß wir heute die Unmöglichkeit erkannt haben, uns in ein bewußt objektives Verhältnis zu den Begriffen Gott, Ewigkeit, Nichts zu bringen.

Warum haben wir diese Einsicht gegenüber der Welt des freien Willens und der Phantasie noch nicht gewonnen? Weil wir äußerlich die Herren des Wahnsinns sind, weil die Geisteskranken von uns vergewaltigt werden und wir sie daran hindern, nach ihren ethischen Gesetzen zu leben. So gut, wie es mancher Schulmeister für unmöglich hält, daß es noch andre berechnete, wertvolle Eigenschaften gibt, als solche, die er selbst besitzt, gerade so trauen wir den Geisteskranken nichts Wertvolles zu, das nicht unsern Werten gleiche. Aus diesem Grunde gestehen wir den Wahnsinnigen prinzipiell keine Ethik zu. Ausschlaggebender aber für unsere ungerechte Beurteilung ist die Tatsache, daß der Wahnsinn nicht jeden betrifft, wie der Tod, sondern nur einzelne, die es im voraus nicht wissen. Man läßt das Kosmische des Wahnsinns links liegen, weil man damit nichts anzufangen weiß. Man erkennt ihn nicht als eine für sich berechnete, uns unfaßliche Welt an, sondern lacht darüber, so wie etwa vor fünfzig Jahren über die Religion. Damals erklärte man nonchalant Frömmigkeit und Glaubensbedürfnis für ein Gemisch aus Dummheit, Rückständigkeit und Heuchelei, die Religionen für Humbug. Aber heute noch posaunt man die „Weisheit“ aus: „Der Wahnsinn ist das Schrecklichste, das einem Menschen widerfahren kann, der Irre ist das unglücklichste aller Geschöpfe, ist ein Gestrakter Gottes.“ In der Metaphysik haben wir uns eine ehrliche Anschauung erkämpft. Jetzt müssen wir den toten Punkt in unserm Verhältnis zur Geisteskrankheit zu überwinden trachten. Wir müssen die ererbte Vorstellung einer grauenhaften, weglosen unendlichen Leere und Abgestorbenheit aus uns herausreißen, um Raum zu schaffen für das neue Bild einer Bergspitze, die unsre graue Himmelskuppel durchstößt. — — —

Aber die Mehrzahl hat das Recht. Sie kann sich von einem Geistesgestörten nicht den Schädel einhauen lassen, weil er geruht, Freiübungen zu machen. Sie muß ihn einkerkern, nicht gemäß der Moral, die es nicht gibt, sondern gemäß ihrer Moral.

artige, selbst verliebte, kecke Mädchen, aber das alles nur, um wirklich Unerlaubtes zu verdecken. (In Wahrheit war freilich auch dieses Schlimmere, von Manon für unerlaubt gehaltene, nicht schlimm. Ja, selbst als Manon, ein Jahr später, mit aufrichtig gereizter Physis in die Wohnung eines Garçons aus Uruguay lief, da war nicht einmal das schlimm. Denn für reiche Mädchen gibt es nichts Schlimmes. Dies ist der Grund weshalb alle Romane Dramen Essais unter armen Leuten vorgehen.)

In ihrer komplizierten Seelenkunde heiter vervollkommnet, kehrte Manon nach Tarascon zurück und ward ihrem angebeteten Marcel von neuem so tonisch, daß der, so oft Manon sich ihm angesagt hatte, immer gleich ins Nebenzimmer die Cocotte engagierte, die dann, kaum war die Bürgerstochter fort, alle aufgewühlte Stimmung geruhsam empfang und regelte. So teuer kamen schon damals kindliche Besuche der Manon denen zu stehen die häufig keinen sehnlicheren Wunsch hatten, als von ihr in Ruhe gelassen zu werden.

Als, bald darauf, die Cocotte, von der Behörde leicht ausgezeichnet, nach Montpellier siedelte, ersann Marcells unerträgliches Gereiztsein das Meisterstück. Er überredete Herrn Camargue: zum Chic einer patrizischen Tochter des französischen Südens gehöre die deutsche Sprache. Und so sah sich Manon eines Tages nach Deutschland eingepackt, von dem sie nur das Grundlegende wußte: die Preußen haben unserem Vaterlande die blühendsten Organe amputiert, sie wissen keine galanten Dinge zu sagen, sie bedienen sich, bevor sie der Dame anbieten, und sie stopfen, unter der Pickelhaube, enorme Mengen Sauerkrauts in Münder, deren Erfahrungen dürftig sind. Man wird verstehen, wie sehr Manon erstaunte, benachrichtigt, daß, solcher Völkerschaft Sprache einzuüben, zum französischen Chic gehöre.

REFLEXIONEN EINES ARMEN IM GEISTE

Gestern schien die Sonne rot. Der Mond hatte die Bleichsucht. Seine Gesten hingen am grünen Himmel, wie die Gesichter eines Strangulierten. Wie mein Gesicht. — Mein Kopf ist wie eine spitze Blechhülse, schön in gelbes Papier gepackt. Man zeigt auf mich, — man meint, ich merkte das nicht. Nein, ich merke gar nichts mehr, ich bin nur zufrieden, daß ihr wenigstens auch einmal denken müßt, wenn ihr auf mich zeigt.

Denkt nur nicht zuviel! Man erhebt sich leicht über sein Denken, und dann — fragt meinen irren Freund, der sagt euch, was dann wird. Und man

kann ja auch ohne Denken leben. Ich weiß einen, der einen dicken Bauch hat, auf dessen Nabel goldene Medaillons hüpfen, mit den Bildern seiner sechs Kinder in sich. Er hat eine gute Hausfrau und ißt nur das Fleisch. Ab und zu knabbert er auch noch die fetten Knochen, deren Saft ihm dann schmelzend — wie Frühlingssonnenwärme — von fettigen Fingern trieft. Satt, wirft er sie rülpsend auf weißes Tischtuch. Ehrwürdig glänzt seine Glatze, wenn er des Nachts trunken und geil auf den Mädchen sich wälzt. Er hat Geld — aber Denken hat er nie versucht. . . . Seine Frau knöpft ihm ja auch die Hose auf, wenn er . . ., und wäscht ihn ab, sobald er Lust verspürt, einmal zu baden. Aber der Mann ist glücklich, ist sehr, sehr glücklich, und seine Frau liebt ihn sehr und seine Kinder lieben ihren Papa sehr, selbst wenn er des Morgens betrunken und satt von den Mädchen nach Hause kommt und sie schlägt. —

Heute bluten meine Nerven — ich kann nichts dagegen machen.

Meine Lampe steht vor mir — wie du in unserer ersten Nacht — eine glühende Ungewißheit. Ein Wunsch-befriedigt-sehen-wollen. So ins brennend Ungewisse habe ich alle meine Bitten gestellt. —

Vorhin war „Die Andere“ da. Glänzend in Weibmacht. Eine rote Rose welkte an ihrem stummgrünen Gürtel hin. Zitternd blühte ihre Brust durch das offene Visier ihrer zarten Bluse. Du müßtest die Augen sehen. Fragen, die unergründlich sind — ewig suchende Augen. Rot geschminkt fallen ihr Worte von harten Lippen. Alles ist zart an ihr. Ihre Brüste umspielen meinen Kopf — duftend, wie geträumte Wunder aus kommenden Zeiten. Ich habe noch nie ihr Knie geküßt — sie ersehnt diesen Moment, um mir alles zu geben. Ich bin zu steif in solchen Sachen. —

Es ist sehr spät. Drüben sehe ich schon einen hellen Streifen am Himmel. Durch meine vergilbten Schrägfenster sucht er vergeblich den Weg zu mir. Ich merke Tag und Nacht nicht mehr. Ich liebe — und weiß doch nicht, wen.

Warum konntest du nicht bei mir bleiben? Dann hätte ich Gewißheit.

Drüben ist Musik. Da tanzen sie. Tusch . . . „Daahamenwaahl“ gröhlt einer. Ob ich wohl da hingehöre? Nein — mein Freund weiß, wonach meine Sehnsucht steht. Bald werden wir zusammen sein! Auch der rote Mond kennt die blühenden Bitten meiner Fiebernächte. Aber ich harre vergebens auf die Erfüllung, wie ich schon lange vergebens auf ein warmes Mittagessen warte.

Kurt Striöpe

LITERARISCHE NEUERSCHEINUNGEN

ERNST BALCKE. Gedichte. (Buchhandlung Pollack & Glaser, Berlin.) Der Lyriker Ernst Balcke gehört zu den Entdeckungen der AKTION. Deshalb ist gegen diesen Band Lyrik Ernstes einzuwenden: er schädigt das Ansehen des Freundes von Georg Heym, da er geradezu leichtfertig alle Versversuche, Versuche, die Ernst Balcke für den Papierkorb bestimmt haben würde, gleich Offenbarungen druckt. Zehn Bogen umfaßt der Band; fünf Bogen davon sind absolute Makulatur, die ein wirklicher Freund des toten Balcke nicht preisgeben und ein Verlag, der ernst genommen sein will, nie drucken durfte. Man denkt an Selbstkostenverleger, wenn man es liest. Und noch ein Tadel soll nicht verschwiegen werden: das Buch ist auf völlig ungeeignetem Papier gedruckt. Die Lektüre verursacht Augenschmerzen, denn man hat es gleichsam mit dreifach übereinandergedruckten Versen zu tun, so durchsichtig sind die Seiten. Alles in allem: eine Publikation, die ihren Zweck verfehlt. Schade um die 400 Mark, die dafür aufgewendet worden sein dürften. *U. G.*

PAUL LEPPIN. Severins Gang in die Finsternis. (Delphin-Verlag, München.) Paul Leppins Roman „Daniel Jesus“ hat die Else Lasker-Schüler einen hymnischen Gruß gewidmet. Leppins neues Buch bewegt sich mehr auf der mittleren Linie einer freilich sehr gehobenen Unterhaltungsliteratur. Der junge Severin weiß mit seiner Jugend nichts Rechtes anzufangen und pflückt die Blümlein wo er sie findet, bis er der Leib-eigene der Barmaid Mylada wird. In seinem Freunde Nikolaus begrüßen wir einen der zahlreichen Epigonen des weiland blühenden Dorian Gray. Daß Leppin auch ohne Klischee auskommen kann, beweisen die anderen Gestalten seines Buches. Dieser Prager Gespensterroman gehört nicht in die Rubrik all der sonderbaren oder abenteuerlichen Geschichten, die ihr Eintagsdasein mehr Verlegerspekulation und Zeitlaune denn eingeborenem Trieb zur Groteske verdanken. Die schier unverwüstliche Romantik Prags ist bei Leppin kein lebloser Requisitenapparat, sondern Eigengewächs aus dem Garten eines Dichters. Die Landschaft ist erlebt und mit auserlesener Stilkunst gestaltet. *Paul Meyer*

KLEINER BRIEFKASTEN

S. H. Paris. Es ist alles Mögliche getan worden. Die Situation scheint uns allen äußerst hoffnungsvoll. Im übrigen habe ich die avisierten Manuskripte für die Anthologie nicht erhalten.

Postlagernd. Ein noch besseres Mittel, Verse nicht zurückzuerhalten? Verschweigen Sie Namen und Wohnung des Absenders und werfen Sie den Brief nichtadressiert in den Postkasten.

Caféhausstammgast. Richtig erkannt! Simon Wichtigkeit hört auch auf den Namen Simon Guttman.

INHALT DER VORIGEN NUMMER: Richter-Berlin: Badeszene (Titelzeichnung) / Franz Pfemfert: Revolver und Journalismus / N. O. Kent: Triumph der Wissenschaft / Hugo Kersten: Über die Effemination in der jüngstdeutschen Literatur / Fritz Taendler: Herr Walter Bloem / Leybold: Schon wieder: Schmidt contra Nietzsche / Ludwig Bäumer: Vom Drama / Carl Einstein: Anmerkungen / Maria Ramm: Verse / Nikodemus Schuster: Es ist ein Feuer... / Oskar Kanehl: Kanalbrücke / Else Linden: Ich / Andreas Schreiber: Opium. Novelle / Briefkasten / Ha. Hu. Baley: Ein und kein Frühlingsgedicht.

R. K. Düsseldorf. Gewiß ist es nicht erhebend, wenn ein Verlag, der Erwartungen zu erfüllen hatte, rapid auf den Tucholsky kam. Aber seine übrigen Autoren können kaum dagegen ankämpfen.

VORNOTIZEN

PETER KRAPOTKIN. Die französische Revolution. (Verlag von Th. Thomas, Leipzig.) 2 Bde. M. 5,—.

LAURIDS BRUUN. Vom Bosphorus bis nach van Zantens Insel. (S. Fischer, Verlag, Berlin.) M. 4,—.

MARIE VON BUNSEN. Im Ruderboot durch Deutschland. (Ebenda.) Mit 16 Abbild. M. 5,—.

ZEITSCHRIFTENSCHAU

SOZIALISTISCHE MONATSHEFTE. Das sechste Heft enthält: Wally Zepler: Frauenbewegung; Quessel: Gebrauchswert- und Mehrwerterzeugung in den Kolonien; Bruno Taut: Das Problem des Opernhauses.

DAS LITERARISCHE ECHO. (Verlag: Egon Fleischel & Co., Berlin W 9.) Das erste Aprilheft enthält: Moritz Kronenberg: Bergson und Hegel; Ernst Heilborn: Paquet, der Reporter; Friedrich Schulze: Unbekannte Karikaturen E. Th. A. Hoffmanns.

DIE NEUE RUNDSCHAU. (S. Fischer, Verlag, Berlin.) Das Aprilheft bringt das neueste Werk von Bernard Shaw „Die große Katharina“. Johannes V. Jensen setzt seine Reise nach der Mongolei fort. Samuel Saenger schreibt einen größeren Artikel über Disraeli, Bismarck und die konservative Idee. Moritz Heimann läßt sich zum Thema Goethe vernehmen. Richard Dehmel steuert einige neuere Gedichte bei. Robert Musil macht einige Aphorismen zu dem letzten Buche Walter Rathenaus.

FREUNDE DER AKTION!

Es ist Pflicht, der AKTION neue Anhänger zu werben. Man agitiere im Bekanntenkreise. Man schaffe Subskribenten für die Büttenausgabe! Unsere neuen Künstlerkarten sind ein wirksames Propagandamittel. Man lasse sich die Serie, die wir zum Selbstkostenpreis abgeben, senden 50 Stück kosten M. 1,—, 100 Stück M. 1,50.

DIE NÄCHSTE NUMMER

erscheint als Lyrische Anthologie.

VORTRAGSSAAL AUSTRIA

Berlin, Potsdamer Straße 28.

Sonnabend, den 4. April, 8^{1/2} Uhr:

7. Vortragsabend der AKTION

Program:

Max Mack: Aufgaben des Kinos.

Rudolf Kurtz: Korreferat.

Franz Pfemfert: Glossen.

Hanns Günther-Pollak: Was will die Jugend? (Mit Diskussion.)

Alexander Granach: Rezitation.

Jakob van Hoddis: Aus eigenen Manuskripten.

Karten im Vorverkauf M. 1,—, für Abonnenten 50 Pf., an der Abendkasse M. 2,—.

DER ANFANG

Monatsschrift für die Jugend

ist nicht nur die einzige Zeitschrift, die ausschließlich der Schuljugend gehört, sondern sie ist unter den Kulturverhältnissen der Gegenwart die einzige Tribüne, auf der Schüler unbevormundet zu Wort kommen. DER ANFANG soll der Jugend Gelegenheit geben, ihre Ideale und Ueberzeugungen, ihre Not und Sehnsucht zum Ausdruck zu bringen.

Man bezieht den ANFANG durch den Buchhandel, durch die Post oder vom Verlage, halbjährlich zum Preise von M. 2,— oder K. 2,50. Das Einzelheft kostet 50 Pf.

Verlag: DIE AKTION, Berlin-Wilmersdorf.

WIECKER BOTE

AKADEMISCHE MONATSSCHRIFT

(Herausgeber und Schriftleiter DR. OSKAR KANEHL)

Die einzige Zeitschrift für die gesamte Akademikerschaft. Auf daß sich uns kein Rost ansetze. Auf daß wir uns nicht durch vorsätzliche Inzucht verleben. Das ist die größte Gefahr: sich jugendlich irgendwelcher programmatischen Gruppe verschreiben.

Ein Heft 25 Pf. 6 Hefte M. 1,25.

In allen Buchhandlungen.

Abonnenten wenden sich am besten an den „Wiecker Boten“, Wieck-Eldena i. P.

AUGUST STRINDBERG

Sämtliche Werke

FRANZ BLEI

Vermischte Schriften. 6 Bände

Man verlange kostenlos Sonderprospekte

GEORG MÜLLER, VERLAG, MÜNCHEN

Hyperiondrucke 5 und 6

Die Versendung der Prospekte über

Dantes Göttliche Komödie. Bd. I—III
und

Eichendorffs

Aus dem Leben eines Taugenichts

mit Originallithographien von Emil Preetorius

kann erfolgen. Reflektanten

erhalten sie auf Verlangen

KOSTENFREI

Hans von Weber, Verlag, München NW 16 A

F I R M

übernimmt Schreibmaschinenarbeiten jeder Art, Abschriften, Vervielfältigungen, Aufnahme von Maschinendiktaten, Stenogrammen. Spezialität: Dissertationen, literarische und wissenschaftliche Werke

F I R M

übernimmt das Übersetzen aus dem Russischen, Französischen, Englischen sowie die gewissenhafte Erledigung fremdsprachiger Korrespondenzen

München, Amalienstr. 16, II. — Tel. 20 219

KÜNSTLER-POSTKARTEN DER AKTION

Soeben erschienen

Zeichnungen von Mopp / Kars / Schmidt-Rottluff / César Klein / Richter-Berlin / Nadelman / Feininger / Harta / Melzer / Tappert / Homeyer

50 Stück M. 1,—, 100 Stück M. 1,50
portofrei gegen Voreinsendung des Betrages

F. E. Haag, Melle i. H.
Buch- und Kunstdruckerei

liefert

DISSERTATIONEN,
WERKE, ZEITSCHRIFTEN

und übernimmt auch deren Expedition

Illustrations-, Drei- u. Vierfarbendruck

CARL EINSTEIN: BEBUQUIN ODER
DIE DILETTANTEN DES WUNDERS

MIT BEGLEITWORTEN
VON FRANZ BLEI UND DEM
BILDNIS DES DICHTERS
VON MAX OPPENHEIMER

Preis M. 3,—

Verlag der Wochenschrift: DIE AKTION

Die Aktion

H. 9

WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK, LITERATUR, KUNST
IV. JAHR HERAUSGEGEBEN VON FRANZ PFEMFERT NR. 17



VERLAG / DIE AKTION / BERLIN-WILMERSDORF

HEFT 30 PFG.

**ITALIENISCHE REISE
VON**

A N D R É S U A R È S

Deutsch von Franz Blei

E r s t e r B a n d

M i t 4 0 A b b i l d u n g e n

Preis kartoniert M. 5,—

Erscheint Ende April

im

**V E R L A G D E R
WEISSEN BÜCHER / LEIPZIG**

Die Aktion

WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK, LITERATUR, KUNST

4. JAHRGANG

HERAUSGEGEBEN VON FRANZ PFEMFERT

25. APRIL 1914

MALER BAUEN BARRIKADEN

Die besseren Deutschen sind ein zufriedenes Volk. Sie sind zufrieden, zu sein. Bedeutendere Schriftsteller sind hier verfeindet um die Meinungsverschiedenheit, ob man aussprechen soll, was „ist“ — oder ob man das nicht soll. Ton auf dem „ist“. Niemand fragt nach dem „Was“. Aber die besten Deutschen sind nicht mehr zufrieden, sondern phlegmatisch. Sie tun immer so, als kämen sie nach fürchterlichen Revolutionen einzig überlebend wieder auf die Erde gekrochen. Sie äußern: „Der Kampf ist ausgekämpft.“ Oder sie dichten: „Oh Daseyn!“

Für dieses Volk ist fleißige Tätigkeit und Hervorbringung dasselbe. Hier dichten sie, um zu dichten, malen, um zu malen, und jüngere Bildhauer sagen im dramatischen Halbschlaf: „Gebt mir Ton, zu kneten!“ Man nennt das Produktion.

Malerei ist nicht da, um gemalt zu werden. Aber ebensowenig, um von Armen genossen zu werden, oder um bei Reichen zu schmücken. Eine wirkliche Ausstellung ist immer eine wirkliche Polemik, und Politik heißt höchste Begabung, höchster Wille, unsere Erstmaligkeit auf der Welt organisch werden zu lassen. Es kommt nicht darauf an, innerhalb der jedesmaligen Vorstellung von Weltgeschichte eine Rolle zu spielen. Es kommt nicht darauf an, zu sein. Es kommt darauf an, vollkommen zu sein und zum ersten Mal zu sein: was immer dasselbe ist. Es kommt darauf an, jede Sekunde unseres Lebens mit der Unmittelbarkeit und Unabgenutztheit des ersten Tages zu haben. Dagegen gilt nichts von dieser Welt der Zeitlichkeit, in der eine Sonne und ein Mond immer viel zu lange Tage brauchen, um auf und unter zu gehen. Was sind die Seligkeiten unserer Telefongespräche vor der Umwälzung durch die Intensität, vor dem Aufstehen des ersten Tags! Dies aus uns Raum werden zu lassen, seinen Raum überhaupt zu

finden, ist die immerwährende ungeheure Revolution durch alle Zeiten. Es ist der Umsturz, überall, unter den Völkern, den Dichtern, Musikern. Den Malern. Der Maler: hat diesen geistigen Raum visionär zu schaffen. Das heißt, nach der Gestaltungskraft des Auges. Visionär ist Picasso, trotzdem er Akademiker ist. Nicht visionär, sondern nur Illustratoren ihrer Unmittelbarkeitsempfindungen waren Beardsley und Gauguin; illustrativ: heute schon ein Kitsch. Visionär ist Delaunay, trotzdem er Plakate malt (und wer privatim über Rubens so gerührt ist, müßte eigentlich in Delaunay dessen zeitgenössisches Gegenstück erkennen, mit genau demselben Anlaß zum Farbenexperiment). Visionär ist Kokoschka, dessen überzeitliche Gabe mächtig auf Defreggerium gepropft ist. (Ein berlinischer Maler darf

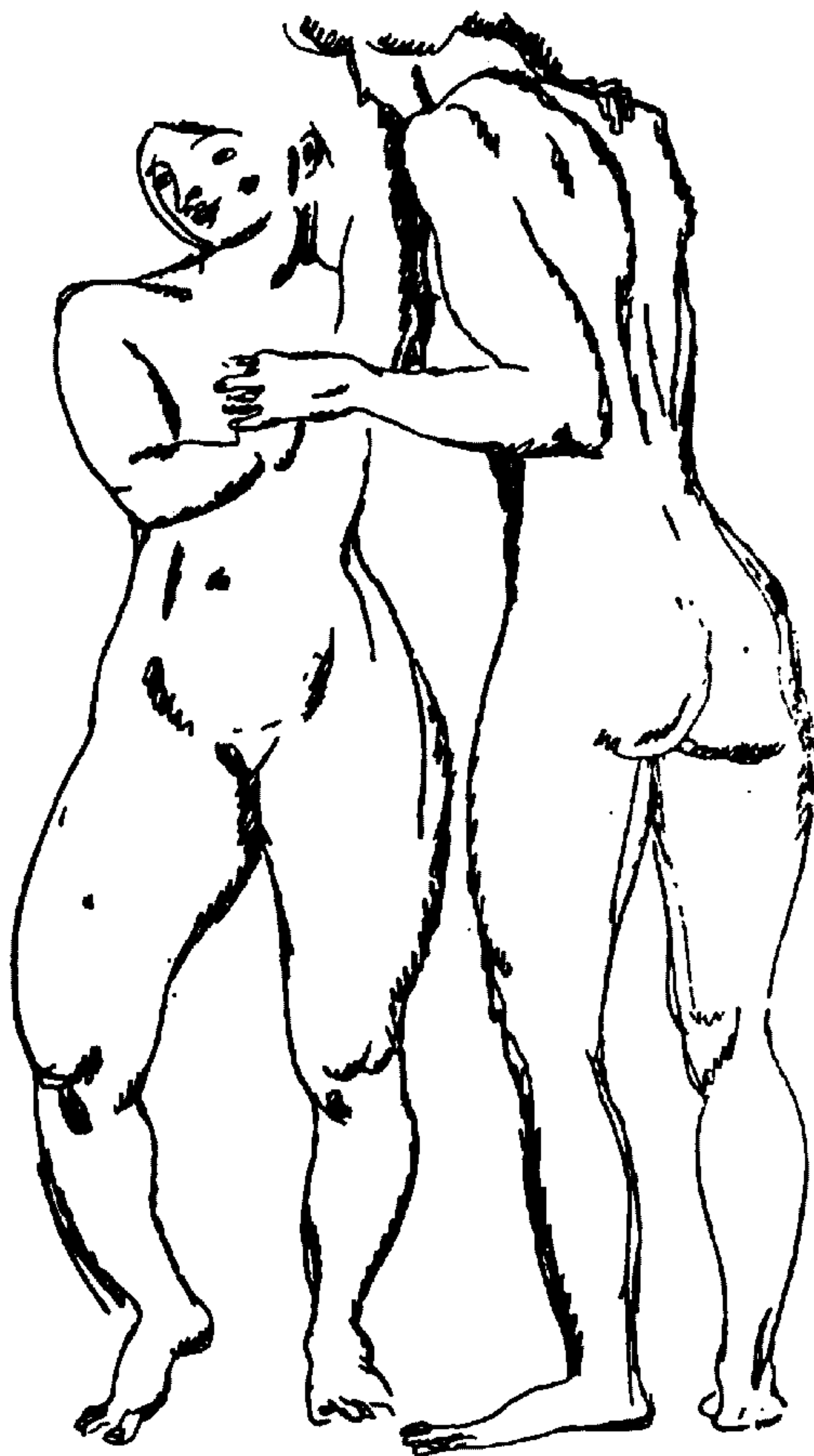


Wilhelm Morgner: Zeichnung

gelassen ein koloriertes Umriss-Compositum aus Delaunay und Kokoschka, eins nach dem andern, herstellen: der augenlose Berliner Kunstmob ist enthusiastisch epatiert.)

Maler, wißt, daß ihr geistige Wesen seid, oder bleibt uns vom Halse! Ihr seid da, um mit Gabe des Auges unser Geistiges, von dem wir alle herkommen, als Raum in die Welt zu setzen. Wer das tut — weniger: wer das nur versucht —, ist so stark, daß er diese Welt um uns, diese Welt des Angeschwemmten, Versandeten, des seelig Breiartigen, des Ruhenden, daß er diese Welt des Daseienden in die Luft sprengt. Immer wieder. Maler, du willst; du stürzest die Welt um; du bist Politiker! oder du bleibst Privatmann.

Ein Uhrmacher interessiert sich natürlich für die Uhren seiner Kollegen, auch wenn sie schlecht gehen. Das ist Bereicherung der Technik. Maler kümmern sich mit Recht um die Tatsache, daß gemalt wird. Aber wir? Was geht uns das an?



Kars (Paris): Zeichnung

Daß Kunstfreunde sich um die Malerei für die Malerei zu tun machen, ist der alte deutsche Schwindel: immer mit dabei sein. Des weiteren Verschämtheit, Mißverständnis, Schutz vor Unproduktivität. Der Deutsche glaubt, es ist nett, ein Dichter zu sein. Dichter dichten in Bildern. Bilder? Na, beim Malen hat er ja gleich richtige! Oder, Anschaulichkeit die große Mode. Aber beim Maler kann man die Anschaulichkeit sofort mit nach Hause nehmen. Und erst ganz zuletzt kommt ein steinalt Mütterlein: „Wie faß ich dich, unendliche Natur?“ Ei, beim Maler, auf dessen Werk sie nimmer welket. Das gibt es, natürlich, auch noch.

So brutal und blödsinnig einfach ist, daß in Deutschland alle besseren Damen und Herren Kunstgeschichte studieren. Deutschland das Land der groben Verwechslungen.

Der Deutsche hat sich ein erstaunlich treffendes Symbol erfunden: den Ruderapparat im Zimmer. Man rudert, rudert, rudert und kommt nicht vom Fleck. Man rudert, bis man ganz dumm wird. Man sagt, vom Rudern wird man gesund. Deutsche Verwechslung: vom Dummwerden wird man gesund.

Malen um des Malens willen ist der Ruderapparat im Zimmer.

Kapitalismus ist nicht bloß ein Zustand; es ist auch eine Handlungsweise. Ausbeutung des auf der Welt Vorhandenen, das nicht aus unserm eigenen Organismus kam. In der Kunst verbirgt sich die kapitalistische Handlungsweise hinter den Begriffen „Tradition“ und „Stil“. Aber wenn man fort war, und man kommt wieder nach Deutschland, dann sieht man, in dieser Kunst hier herrscht nicht einmal der Großkapitalismus. Das ist ja der lumpigste Zwischenhandel: Dekoration und Imitation! Der dekorative Maler ist der Mann mit der Kellnergesinnung. „Was wünschen der Herr?“ — „Schmücke mein Heim!“ Der Imitator: „Komme sofort nach Empfang einer Postkarte.“

Aber ich brauche ja den Secessionen nicht mehr erst zu erklären, daß ihr Schutzname bedeuten soll „Abmarsch des Volkes auf den heiligen Berg“. Die Secessio plebis in monte sacrum kennt jeder aus Sexta oder aus dem Lexikon.

Ich kann aber nichts dafür, wenn sie's vergessen haben. Der heilige Berg hat nichts mit dem zahlenden Publikum zu schaffen. Der Abmarsch nichts mit dem Kunsthandel. Das Volk sind nämlich wir, und die Secessio hat nur Sinn, wenn der Berg, auf den wir gehen, wirklich heilig



Schmidt-Rottluff: Original-Holzschnitt

ist: wenn von ihm aus die Welt der Beziehungen, Gewohnheiten, die Welt des Ausruhens und Genießens, die Welt der Tradition, Dekoration und Imitation erschüttert wird.

Und niemand wird hoffentlich noch albern genug sein zur Entgegnung: das sei eine Sache des Geschmacks. Geschmack gehört zum Kunstgewerbe, ist also eine Angelegenheit der Bequemlichkeit. Über den Geschmack kann man wirklich nicht streiten, denn es lohnt sich nicht; vernünftigerweise setzt man sich auf ihn oder man trinkt aus ihm.

Die Secessionen haben nichts zu tun mit jüngeren oder älteren Generationen. Sondern einfach mit Durchrüttelung, Umstürzung, Änderung der Welt. Sie haben auch nichts zu tun mit verschiedenen Schweisen verschiedener Maler, denn „verschiedene Schweise“ bedeutet, daß alle Maler in einem und demselben zeitlichen und zusammenhanglosen Material stecken, und jeder einer anderen Ecke verpflichtet ist. Impressionismus, oder „Wie ich es sehe“, ist aber nicht erst eine Erscheinung

vom Ende des neunzehnten Jahrhunderts, sondern gehört zu allen minderwertigen Kunstwerken aller Zeiten; nämlich zu jenen, die mit dem Bereitliegenden Vorhandenen und Daseienden zufrieden sind, und denen es nur noch aufs Sehen ankommt — nicht aufs Schaffen. Jede wirkliche Schöpfung, jedes Raumwerk, jede Spur von der Intensität des Organischen annulliert sofort im Moment der Vollendung die sogenannten Qualitäten der Impressionisten. Aber das sind so bekannte und selbstverständliche Dinge, daß sie nicht zu wiederholen wären. Wenn nicht die deutsche Vieldeutigkeit und die deutsche Gekniffenheit vor dem Scheck — vor dem, was ist — wieder es forderten.

Ich habe soeben den fürchterlichen Fall erlebt, daß ein Freund, den ich bisher für den Fähigsten hielt, auch für den wertvollsten Urteiler, daß der Freund gekniffen hat, bloß weil Maler malen und Kunsthändler reiche Leute sind.

Aber Feigheit ist Willenlosigkeit.

Ein willenloses Volk sind die Deutschen.

In Deutschland nennt man einen Milchkeller „Trinkhalle“. Gerade so pompös nennt sich die alte Liebermannsche Secession „Freie Secession“. Sie hat, um nicht ganz zu verfallen, Maler aufgenommen (aus der „Neuen Secession“), die ihr sehr unsympathisch sind. Zwangsweise. Mit demselben Recht könnten sich die Elsässer, welchen man den Polizeiminister Dallwitz vortsetzt, ein freies Volk nennen. Die „Freie Secession“ stellt dreihundertvierundvierzig Werke aus. Dreihundert von ihnen zeigen konzentriert die größte Schande, die der Gedanke an Deutschlands Willen, Mut und Geist je vorstellen könnte. Nicht vorzustellen ist, wieviel in Deutschland immer einer hinter dem andern hergemalt hat, und wie wenig gearbeitet wurde. Hier muß Einsteins gutes Wort zitiert werden von den Leuten, die „mit den schwierigen Fünden eines bedeutenden Mannes imitatorisch ihre Kleinheit maskieren“. Aber dreihundert Genossen der Freien Secession maskieren mit den leichten Fünden unbedeutender Männer. Dreihundert Werke, von denen zu reden man sich schämt, weil mit Recht der für einen Zeitverschwender gehalten wird, der das Wort „Salonmusik“ noch verächtlich ausspricht. Genüge die Mitteilung, es sind auch ganz Feine da. Die imitieren, vorgeschrit-
 tenerweise, Henri Matisse. Über allem steht symbolisch das einzige Bild, das auf dieser Ausstellung erschüttert, Renoirs großer „Spazierritt“. Es erschüttert, weil es der vollkommenste Ausdruck der Malerei aus dem neunzehnten Jahr-

hundert ist, hinter der die Ausstellung schleift. Die ungeheuerste Verschwendung von Kraft, Tüchtigkeit, Anständigkeit, Zeit, Farbe und Leinwand, die magisch riesige Projektion der Seele eines vollkommenen, getreuen Porzellanpfeifenkopfmalers von unerreichter Technik in der Porzellanpfeifenkopfmalerei: mit diesen Werken wird der Kunsthandel ewig Geld machen. Rechtsens. Da gehören sie auch hin.

Kameraden, ihr sitzt vielleicht in Hildesheim oder in Konstantinopel, ihr liegt vielleicht im Krankbett und Ihr werdet mit eigenen Augen diese Ausstellung nicht sehen. Dann denkt an alle Jahrgänge der verschwenderisch gedruckten Zeitschrift „Kunst und Künstler“, so habt ihr sie. Denkt an die Lebenden, die da als Vertreter gestellt werden. Maler Liebermann für ein sogenanntes Können, Maler Beckmann für ein sogenanntes Temperament, und abwechselnd Hodler oder . . . Walser für sogenannten Stil. Eine Zeitschrift, die genau wie die Secession plötzlich Bedürfnisse nach einer mystischen „jüngeren Generation“ hatte, und in verantwortungsloser Feigheit sich Kunst-Meinungen von neueren deutschen Malern schreiben ließ. Und nur von Malern, die eine eifrige Maltätigkeit für Arbeit halten, deren Künstlertum im Nachschreiben angejahrter Redensarten und deren Kunst im musivischen Zusammenhausieren fremder Motive besteht. Diese Zeitschrift voll frecher Unsicherheit wird geleitet von einer patzigen, stumpfen Unfähigkeit namens Karl Scheffler. Einem Mann, der sich



Moriz Melzer: Zeichnung



Richter-Berlin: Original-Holzschnitt

immer irrt, wenns aufs Unmittelbare geht. Kleinigkeiten beiseite: wie er vor Jahren zu Kokoschka allerlei von Unkunst eines — Russen geschwatzt hat (und heute soll Kokoschka auf einmal ganz still als bedeutender Mann wieder einziehen). Wie er gelegentlich Marc Chagall als Nachschmierer alter Miniaturen bezeichnete und dicht daneben einen kleinen, diebischen Graphiker pries. Wie er den unrettbar und vergebens von Abgestandenheit aufgewärmten Privatdruck-Illustrator Pascin seinen verblüfften Bankiers-Lesern als kühnen Versucher darbietet. Beiseite. Unmöglich zu reden von den Büchern dieses Kenners. Unmöglich zu erwähnen die gedunsene Geschwollenheit, das erregungslose Zuchthauswollespinnen in der Schreibart dieses Wortführers. Aber es ist die plumpste Herausforderung, daß dieses Produkt des Kunstkapitalismus, Karl Scheffler, daran gehen durfte, über den Schriftsteller Julius Meier-Gräfe linkische Worte, tadelnder Art, durch Druck zu äußern. (Meier-Gräfe übrigens meint von Picasso, aus seinem „Kubismus“ sähe überall die eigene Philistervisage hervor; ich halte Picasso für den bedeutendsten Menschen, der heutzutage den Pinsel auf die Leinwand setzt. Über dieser Verschiedenheit von Grund aus stelle ich fest, daß Meier-Gräfe der einzige mutige und unbedingte Mann ist, der seit hundert Jahren in deutscher Sprache zur Kunst spricht.) Karl Scheffler, vieldeutig aus Unbegabtheit, feige also aus Unbegabtheit wie seine Mitarbeiter, verzeiht keinen Mut.

Einige deutsche Maler stehen heut am Anfang. Wie weit sie überhaupt in Deutschland jetzt kommen können, mitten in der Berliner Tiefebene zurückzieherisch sich mästender Genügsamkeit, sieht man in der „Neuen Secession“.

Das Unbedingteste, was heut geschehen kann, sieht man auch hier nicht. Die „Neue Secession“ hätte die Pflicht, über private Mißstimmungen, über Personenkombination, und über Handelsfeindschaft hinweg nur Schöpfungen zu zeigen. Manche der wahrhaft Geistigen, Freundlich in Paris, der Russe Chagall, der Ungar Reith und der junge Düsseldorfer Mense stellen hier nicht aus.

Aber wenn jetzt von Bildern der „Neuen Secession“ gesprochen werden soll, so kann das nicht über Lob- und Tadelverteilung geschehen, über Bilderbeschreibung, über technischen Anerkennungen, nicht über zeitgeschichtlichen oder psychologischen Auseinandersetzungen. Denn hier geht es nicht um Ateliergeheimnisse, sondern um

das Gerüst des Schaffens. Um den Geist und um den Willen. Und alle sollen mit uns verkrachen, die sich bei der Feigheit besser stehen.

Ludwig Rubiner

Nachschrift: Einen zweiten Aufsatz über die „Neue Secession“ bringt die nächste Nummer.

Glossen

AUGENLEIDENDE KRITIKER

Es gibt eine Unter-dem-Strich-Anstellung, signiert Fritz Stahl. Inhaber dieser Position befaßt sich mit Kunstreportage; er zensiert, infolge unfähiger Augen, die Bilderverzeichnisse der Berliner Kunstausstellungen.

Dieser letzte Nachläufer malerischer Verfehlungen nährt sich davon, jede Ausstellung zu passieren; zwischen einer Fehlgeburt und dem besten Büstenhalter vollzieht sich unablässig das lebenslänglich engagierte Malheur seiner kritischen Unzulänglichkeit.

Für ihn besitzt Kunst einen reellen Zweck; ihn zu ernähren. Alle Bildner, von Tutmes bis zu Defregger, arbeiten und malen daran, Herrn Stahl zu ernähren. Das Ergebnis der Tätigkeit Michelangelos; was konnte sie anderes sein als Feuilleton oder Mädchenzirkel des Fritz Stahl. Tägliches und langgeübtes Schreiben hindern diesen östlichen Skeptiker, ein Bild je ausreichend zu bestarren.

Allerdings; es gibt jeweils nur wenige bedeutende Maler; diese Leute sind für Stahl unbrauchbar. Das Tun dieser Leute bleibt seinen säuerlichen Augen stets fremd. Die Masse der Talentlosen macht das Brot aus. Nur diese besitzen einen reellen Wert für den Reporter. Ohne sie verhungerte er, seine Situation wäre unhaltbar wie die eines Sauhirten ohne Schweine. Aber er löst die Unfähigen aus der verdienten Anonymität und willfährig lassen sie sich von Stahl, dem sie Brot bringen, mißgebären. Aber wie geschieht Ihnen vor wichtigen Malern? Dort geraten Sie zur permanenten Groteske. Nie fanden Sie einen; zögernd bläute man Ihnen, als dem Blindesten, von Ausstellung zu Ausstellung die Namen der französischen Impressionisten ein. Man dachte: wehe, wenn er sie lobt. Wann bemühten Sie sich an der Quelle zu lernen, wann haben Sie je etwas gelernt? Einmal verließen Sie Ihre Skatpartie: um sich den Cézanne, den Sie annoch tadelten, in Paris zu besehen. Man führte Sie und Sie begannen zu loben: bis dahin entnahmen Sie Ihrer skrupellosen Ignoranz das Recht zu schimpfen.



G. Tappert: Chansonette (Original-Holzchnitt)

Sie betraten also mit verspäteten Matjüngfern die Zimmer Pellerins und sahen bei Vollard einige zur Wand gedrehte Bilder. So geriet Ihnen Cézanne nach Ladenschluß zum großen Mann. Aber Stahl: dann passierte wieder was. Ihren hilflosen Augen gerann die Sache natürlich zur Schablone. Sie predigten von Cézanne, aber ohne eine Ahnung zu besitzen. Ohne fähig zu sein, Schlüsse zu ziehen. Auch in diesem flagranten Fall konservierten Sie Ihre einzige Unwissenheit und glaubten, Malerei sei nur Vorwand zu einem gefaselten Feuilleton. Wann hätten Sie die Methode dieses Künstlers gekannt? Aber Sie hätten ja nur ihn selbst lesen müssen. Aber, Fritz Stahl, über dem Zensuren schreiben vergaßen Sie eines: die Selbstkritik, die zur Arbeit zwingt. Damit meine ich nicht das automatische Ableiern geldhaltiger Gemeinplätze, sondern Nachlesen von Oeuvrekatalogen, Kenntnis des Marktes, geschichtliches Wissen. Welchen Maler von Bedeutung kannten oder fanden Sie selbständig? Keinen. Welchen Alten entdeckten Sie? Keinen. Was wissen Sie von neuerer Bildergeschichte? Nichts. Zu welcher Expertise eines Kunstwerks wären Sie fähig? Nie im Leben. Welche Ausstellung haben Sie angeregt? Keine.

Weisen Sie aus den Hunderten Ihrer Schreibe-
reien einen Satz auf, der Verständnis verrate,
der eindeutig beweisen könnte, daß Sie je etwas
begriffen. Sie sind dazu nicht imstande. Sie
kennen sich vielleicht in den Anfangsgründen
der Kunstgeschichte aus. Vielleicht darf ich, ohne
mein Gewissen zu beschweren, Ihnen die Kennt-
nisse eines ersten Semesters zugestehen. Aber
mehr gewiß nicht.

Bleiben wir noch etwas bei Cézanne. Eines kön-
nen Sie. Mit Hilfe der Annoncengewitztheit Ihres
Patrons gelingt es Ihnen, in der Rotationsmaschine
die Dinge zur Mode zu massakrieren. Man
geniert sich dann von Cézanne, man kriegt
das Kotzen und stellt ihn weg; ich weiß nicht,
Stahl und Cézanne. Man braucht eine starke
Gesundheit, um mitanzusehen, wenn Stahl Dela-
croix oder Gericault censiert. Aber man reiße
den Esel vom Gott hinunter. Schließlich kostete
diese Groteske zuviel gute Bilder. Sie verlangen
heute Ihren täglichen Cézanne und kaufen Mosse
den wohlverdienten Kiesel.

Sie setzten Ihren unfähigen Augen ein kostspie-
liges Monument: die Mossesammlung. Diese
Entgleisung stellt die reifsten Urteile Ihrer ab-
genutzten Blindheit dar.

Aber wie soll ich mich gegen das komplette
Nichts wehren?

Sie begriffen an der neuen Kunst so wenig wie
beim Impressionismus, worum es geht. Sie kön-
nen nicht die Qualität unterscheiden; zumal Sie
den Gehalt der Angelegenheit nie faßten. Sie
besitzen nicht irgendwelche Anschauung. Sie
sehen nur das Wüsten; ich eine wichtige Ange-
legenheit. Und mit einem maskierten kleinen Klaps
wollten Sie sich bei mir lieb Kind machen, uns
so ein bisserl mißdeuten. Ich versuche die Jungen
in meinem Vorwort vor Ihren traurigen Protégés
zu bewahren. Damit es doch diesmal Ihnen vor-
beigelänge, den Kitscher statt des Könners hoch-
zubringen. Damit diesmal nicht wieder alles um-
gefälscht werde. Denn Sie sehen ja keine Bilder,
nur das Ergebnis Ihrer unwissenden Augenlosig-
keit, die verschlafen vom Skat aufblökt. Ich will
im Zusammenhang mit Ihnen nicht von mir
sprechen; denn das hieße die ursprüngliche
Einzigkeit Ihrer Unfähigkeit verkennen. Aber wir
sagen auch zu verschiedenen Gegenden Guten
Morgen. Das Ihre hieß immer Gute Nacht; Sie
gähnen schon zu lange. Und als Sie wachen
sollten, verschliefen Sie gründlich in Ermange-
lung eines Lichts.

Sie erschließen aus Ihrem Engagement das Recht,
über Kunst zu schreiben; aber was nagen Sie
an meinen paar Sätzen Geschriebenem herum?
Da ergeht es Ihnen wie bei der Negerplastik.
Sie haben davon nicht den leisesten Schimmer.
Sie können keinen haben. Sie kennen diesen
Markt und diese Ware nicht. Sie müssen es
zugeben. Und Sie schreien Fälschung. Und bei
mir murmeln Sie, ich schreibe schlecht. Wie
können Sie auch anders, von Gott auserwählt,
nachzuhinken in ungemessenem Abstand; nur
verdeckt durch die Annoncensuggestion Ihres
Blattes.

Aber ein liebes Wort, sentimental erstapelt, ließen
Sie in das Herz Ihrer gerührten Leser gleiten:
Wir verfolgten alten Kritiker. Sie meinen wohl,
der Hase lief ungefähr: Vasari, Thoré-Burger,
Stahl, Winkelmann. Kein Mensch hat nämlich
gegen die alten Kritiker gekämpft; ich glaube
auch nicht einmal gegen die blöden, wozu Sie
gehören. Aber selbst dies, was jeder weiß, wissen
Sie nicht.

Fix, gehen Sie endlich mit der von Ihnen be-
brüteten Unkunst in Pension.

Carl Einstein



César Klein: Original-Holzschnitt

Briefe von Peter Hille an Else Lasker-Schüler^{*)}

11. VII. 01. (Poststempel.) Ansichtskarte aus Großmoellen. Bild vom Leuchtturm Funkenhagen.

I. Mein lieber, hoher Kamerad! Macedonia te non capit.

Wenn Du Deinen gesamten Hofstaat hierher verlegen wolltest, weiß ich ob Unterkunft. Hast Du es vor, so schreib bestimmt, daß ich mich genau umhöre, wo ihr verbleiben könnt. Zeit ist versunken. Esse noch von Deinen Cakes. Die geleerte Pulle blieb im Eisenbahnwagen. Komme vom Bade. 10 Minuten ins Wasser, dann wie ein Huhn oder Robbe (die klugen Tiere!) in den Sand, dann wieder ins Wasser und nun neue Wärme im Sand, den ich mir inbrünstig gegen die Brust drücke. Dann nachmittags wieder Strand, barfüßig, Sand vergraben die Füße — neue Gemeinschaft von Hund, Kind — die 10-jährige Gisela liest als Dottoressa den ewig jungen Eulenspiegel, wie er Fürsten und Höfe prellte — und dann die Sonne ins Meer tauchen sehn. Und Paul kann Unterricht bei mir nehmen im Milchtrinken. 2 große Töpfe täglich. Und faul, faul! Göttlich faul! Sind Peter Baum und Schlieper wieder da? Kommen lange Briefe an sie und Dich, so wie mal was Regenwetter. Diese werten (oder weisen) Sonnentage muß man genießen, Sünde, dann zu Hause zu hocken. Da scheuert man den Leib blank wie einen Kupferkessel und ist Weltfrieden am Strande. Studiere Meermelodie: Ob die Wellen zerschellen, Wellen müssen sein. So sind auch die Leidenschaften zum Zerschellen da. Erst stark, dann Klage und wieder stark, dann Scherzo — etwa wie nicht losgegangener Schuß, dann wie geteilter Donner. Dann die Algen: Laub vom Walde des Meeres. Mein Traum Tino! Träumte, Du sagtest, wir hätten Dich alle nicht verstanden. Antwortete: „Mit Rätseln geb' ich mich nicht ab“ und ging fort. So nahm dieser mein Traum Rache, daß Du wie ein rechter Judas mich hast verkaufen wollen (notariell beglaubigte Abtretung).

Auf ein Stück Postkarte an P. geschrieben, das vom 24. VII. 02 datiert.

Liebe Tino! War hier, Sonntag Abend $\frac{3}{4}$ 8. Ich möchte Dir meinen Roman „Sappho, die Dichterin von Lesbos, Roman der Schönheit“ widmen.

^{*)} Else Lasker-Schüler sucht für einen Band wundervoller Peter-Hille-Briefe einen jungen kapitalstarken Verlag.

Ja? Er paßt zu Dir und wird den Anfang einer Auswahl bilden des Buches P. H.

Ich nehme an es geht Dir gesundheitlich besser, da Du aus bist. Komm ich, wie anzunehmen, diesen Winter geldlich an die Reihe, kann ich Dir Vorschuß auf unsere dramatische (?) Arbeit geben.

Gruß!

P. H.

Szene

Von Thomas

Thomas: Jetzt ziehe ich die Ruder ein —

Clara: Ja. Doch weshalb die Betonung? — Oder habe ich dich im Satze unterbrochen?

Thomas: Selbstverständlich. Nun warte, bis ich ihn zu Ende tue.

Clara: Ich genieße inzwischen das Meer.

Thomas: Genießen — welch ein Wort für dich seelenvolle Frau! Ist dir denn etwas Minderes als lieben möglich?

Clara: Du hast recht, abzüglich deiner Ironie. Also ich liebe inzwischen das Meer.

Thomas: Weil es ohne Ironie ist. — So stürze dich hinein.



Wilhelm Morgner: Zeichnung

Clara: — Wie? — Was machst du überhaupt für ein Gesicht?

Thomas: — Man gibt sich dem, was man liebt, hin. — Ich bin zwar nicht dieser Ansicht, aber du. — Sieh, hier zwingt das Meer, das den Stolz weniger verletzt als der Zwang der Ehe, — uns nicht auszuweichen. Auch ist schon jedes Schwanken hier gefährlicher; — und deutlicher. Merke ich dir nicht an, daß du hier weniger meine Frau bist als auf dem Lande — —?

Clara: Ich bin immer gleich, nur meine Miene vielleicht nicht. Weil mir ist, als tätest du mir irgendwie Gewalt an.

Thomas: Aber das wäre ja — erschrick nicht — meine Art von Liebe, — — wogegen die weibliche Weltanschauung bekanntlich unter Liebe ganze Hingabe verstehen muß. Darum empört mich deine Inkonsequenz; du liebst das Meer, sagst du, — und bleibst im Lande deines Bootes — —

Clara: Mit dem Meere meinst du dich, — denn ertränken willst du mich ja nicht, — obwohl du augenblicklich mörderisch aussiehst, — sage ich dir. Ich liebte sonst auch keine Gewalttätigkeit, weil sie so echt ist; aber jetzt berührt deine Stimmung mich unmenschlich, unmäßig! Lähmt mich — —

Thomas: Es war nie anders. Den einzig wichtigen Kahn hast du dir immer reserviert. Jetzt kann ich ihn dir nehmen —. Hingabe — das klingt, nicht wahr, als höre damit alles göttlich auf, — während Hernahme, Besitz, böse knurrt, wie der Anfang einträglichsten Genießens — —. Wie wäre es, — wenn es sich umgekehrt verhielte? Bin ich dir, Geliebte, ein Ozean, in dem du untergehst, — oder nur Wein, in dem du nicht anders ertrinkst als du willst? in dem du nicht ein Mal nur hinsein willst, sondern immer wieder und immer besser und erhaltener! Denn jedes Mal dieser selbstlosen Liebe . . . verstärkt dein Leben . . . oder soll sie das nicht . . .? Jede Auflösung festigt dich neu . . . Oder nimmt deine Hingabe diesen Lohn etwa nicht an, aus peinlichster Furcht, sie könnte doch Benützung, egoistischer Genuß sein . . .?

Clara: Schade um den schönen Tag, es wird schon dunkler, — aber ich soll eine Antwort ausarbeiten —: dein Paradox von meiner und deiner Liebe ist Unsinn, und das darf, soviel ich von Philosophie verstehe, gerade ein Paradox nicht sein, wenn man das empfindliche Vertrauen zu ihm nicht verlieren soll. Was steht noch fest,

wenn die Selbstlosigkeit der Frau bestritten wird —! Sie hat ja nichts als ihr Gefühl —!

Thomas: Deshalb gibt sie es nicht weg.

Clara: Sie lebt nicht, wenn sie sich nicht hingibt.

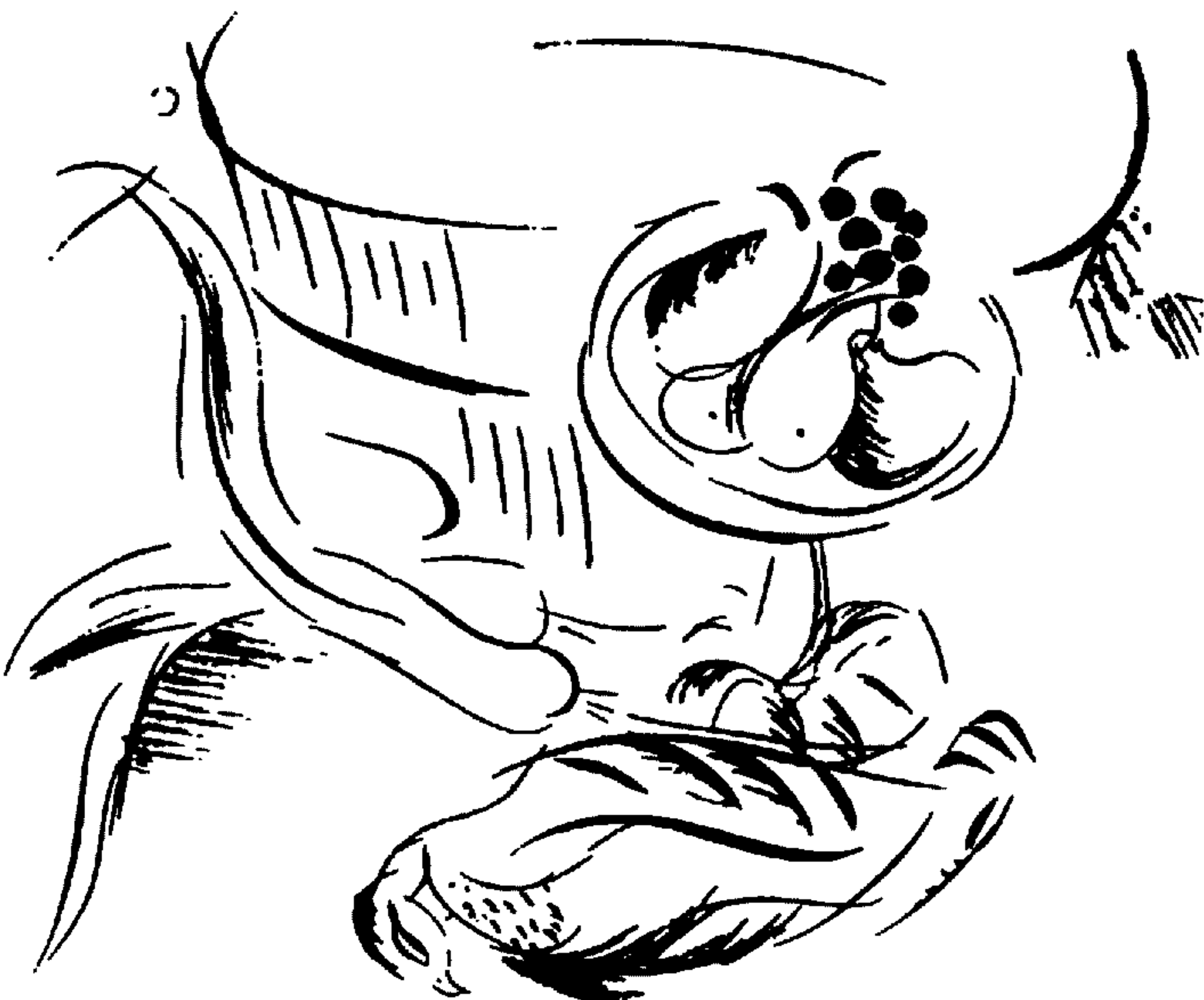
Thomas: Also lebt sie nicht. Ihr ertragt auch das.

Clara: Sie weiß nicht, daß sie sich bereichert.

Thomas: Sie will nur nicht wissen, daß sie es weiß.

Clara: Wenn ich absichtslos von Schicksals wegen Nutzen habe, — was soll ich denn gegen das Schicksal tun —?

Thomas: Endlich stellst du dich mir, meiner Antwort, meinem Plane. Was du gegen das Schicksal tun solltest, damit die weibliche Liebe so rein sei, wie ihr sie renommiert? Wünschen, deine Hingabe, möge die letzte, die einzige, dein Tod sein, um Hingabe zu sein! — Solch ein Wunsch liegt dir fern. — Nicht so fern aber mir die Erfüllung des meinen. Denn ich, in meiner Art von Liebe, will jetzt bis zu dem äußersten Grade erobernd sein, bis zu dem du Heuchlerin nicht opfernd sein willst. Das ist das Unvergleichliche an Männern: sie denken, mögen sie viel oder wenig denken, das Ihre ganz bis in seinen Gipfel — und bloß wegen



K. Dufy

R. Dufy: Stilleben

seines Gipfels! — Du aber bist die Verehrerin der Reste; du bist wie die Natur, die sich nie ausgeben, sondern noch immer wieder das gleiche tun will; — dir ist die Liebe nur Mittel und Genuß! Mir ist sie die erfüllende Idee, der nichts mehr folgen darf! — — Endlich begreifst du, — wie sehr ich dich haben will — restlos — restlos —: daß ich das Boot jetzt umwerfen will — — —!

Clara (schreiend): Du bist wahnsinnig! — ich schreie! — bleib in der Mitte — warte — höre — Thomas: Schnell —

Clara (in Tränen ausbrechend): O —! — hier im Kahn — — keine Hilfe — — Du!! Was hast du davon, wenn wir beide tot sind!

Thomas: Jetzt habe ich es davon! — Herrlicher Augenblick —

Clara: — Freiwillig — freiwillig könnte ich für dich sterben —

Thomas: Das hätte deine Lust werden können, — dies ist meine. Aber du weißt ja gar nicht, was Sterben ist, du willst ja nur immer reicher werden, du denkst ja, du bekommst auch nach dem Tode noch Kinder, und kannst mich immer noch weiter benutzen! Ach, ich freue mich ja, nicht geliebt zu werden, nur zu lieben! Dich nur zu verfolgen, deine Mienen, die meinem herrschenden Boote entfliehen, aus dem sie nicht hinaus können außer mit dir! Auf diesem trockenen Fleck im Ozean bist du nur für mich da —!!

Clara (schreiend): Halt, halt, warte — — du hast mich so wahnsinnig gemacht — mir ist jetzt alles gleich — — paß auf, was ich dir sage: — Wenn du jetzt versuchst, den Kahn umzuwerfen, — wehre ich mich auf jede Weise, — — aber ich selbst werde ihn umwerfen —! Um dich zu strafen, um mich nicht zwingen zu lassen! — Ich werde das jetzt mit dir tun!

Thomas: Was? was ist das für eine Perversität —!? (Aber während er sich einen Moment bückt, um die Füße aus den Riemen zu bringen, hat sie ein Ruder ergriffen und schlägt es ihm geschickt an den Kopf, schwach, doch genügend. Er fällt betäubt ins Boot; — sie kriecht zu ihm, horcht an seiner Brust; — nimmt die Stangen, rudert durch Tränen lächelnd dem Lande zu.)

KLEINER BRIEFKASTEN

Dr. Paul . . . Robert Zech. Sie gehen in berliner Redaktionen und lügen, die AKTION greife Sie an, weil Sie ihr keine Manuskripte gegeben haben. Daß Sie mir Gedichte aufdrängten, die noch heute (abgelehnt) in meinem Schreibtisch liegen, verschweigen Sie. Ein seidener Charakter sind Sie.

Dr. Paul Schlenther, Berlin. Gibt es in Ihrem journalistischen Denken nicht eine Ecke, die sich dagegen auflehnt, Leute als kritische Richter zu beschäftigen, die, wie Herr Zech, Sie arglistig getäuscht haben? Dieser Zech hat, als Dr. Paul Robert, über sich im B. T. Lobgesänge gegröhlt, Sie selbst, Hofrat, waren darüber sittlich entrüstet. Trotz alledem: Wieder darf Zech unter Ihrer Verantwortung faseln.

VORNOTIZEN

EUGEN LOEWENSTEIN. Nervöse Leute. Betrachtungen eines Laien. (Kurt Wolff, Verlag, Leipzig.) Geh. M. 3,50.

TSOU PING SHOU und LEO GREINER. Chinesische Abende. Novellen und Geschichten. (Erich Reiß, Verlag, Berlin.) M. 4,50.

JOHANNES GUTHMANN. Die Pfeile Amors. Novellen. (Ebenda.) M. 3,50.

HENNING BERGER. Bendel & Co. Ein Chicago Roman. (S. Fischer, Verlag, Berlin.) M. 4,—

GUSTAV WYNEKEN. Die neue Jugend. Ihr Kampf um Freiheit und Wahrheit in Schule und Elternhaus in Religion und Erotik. (G. C. Steinicke, Verlag, München.) M. 1,—.

GUSTAV WYNEKEN. Was ist Jugendkultur? (Ebenda.) 70 Pf.

OTTO ALSCHER. Zigeuner. Novellen. (Albert Langen, Verlag, München.) M. 2,—.

8. AUTORENABEND DER AKTION

Sonnabend, den 25. April, im Vortragssaal Austria, Potsdamer Straße 28. Programm: Else Lasker-Schüler: Neue Novellen. Jakob van Hoddis: Verse. Alfred Lichtenstein: Aus neuen Manuskripten. Adolf Knoblauch: Übertragungen aus William Blake. Mynona: Polare Grotesken. Karten im Vorverkauf M. 1,— (für Abonnenten 50 Pf.), abends M. 2,—.

BEMERKUNGEN

Die Holzschnitte in dieser Nummer sind direkt vom Stock gedruckt worden. G. Tappert schnitt die Umschlagzeichnung.

INHALT DER VORIGEN NUMMER: Sophie Wolff (Paris): Akt (Titelzeichnung) / Die Lage Irlands / Ludwig Rubiner und F. M. Huebner: Heinrich Manns Untertan / Georges Barbizon: Verkalkte Revolutionäre / Hugo Kersten: Der Kunstwart / Franz Pfemfert: Stefan George vor 700 Jahren; Belastendes gegen Frau Caillaux / In Oesterreich / Schreckensgalerie der AKTION / Oskar Graf: Knaben und Mädchen / Jakob van Hoddis: Morgens / Carl Einstein: Totalität / P. von Gütersloh: Zwischen der Sinnlichkeit / Tagebuchblätter Lasealles / Briefkasten / Autorenabend / Buchbesprechungen / G. Tappert: Stilleben (Federzeichnung).

Die Aktion

M.R.

WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK, LITERATUR, KUNST
IV. JAHR HERAUSGEGEBEN VON FRANZ PFEMFERT NR. 18

INHALT: Hermann Huber (Zürich): Titelzeichnung / Franz Pfemfert: Beschlagnahmt / Hugo Kersten: Lösung der sozialen Frage / Ein Tucholski / Carl Einstein: Brief an Ludwig Rubiner / Kurt Kersten: Deutsche Hiebe / Marie Holzer: Kinoglosse / Gabriel: Der liebe Gott in Salzburg / Oskar Kanehl: Tingeltangel / Victor Noack: Werner Hegemann / Wilhelm Klemm: Müdigkeit / Leo Sternberg: Regen und Wind / Käthe März: Vers / Alfred Wolfenstein: Abschied / Jakob van Hoddis: Karthago / Carl Weiß: Der große Schrei / Werner Kraft: Stefan George und Rudolf Borchardt / Richter-Berlin: Zeichnung / Literarische Neuerscheinungen



VERLAG , DIE AKTION , BERLIN-WILMERSDORF

HEFT 30 PFG.

ITALIENISCHE REISE

VON

A N D R É S U A R È S

Deutsch von Franz Blei

E r s t e r B a n d

M i t 4 0 A b b i l d u n g e n

Preis kartoniert M. 5,—

Erscheint Ende April

Im

V E R L A G D E R

WEISSEN BÜCHER / LEIPZIG

Die Aktion

HR

WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK, LITERATUR, KUNST

4. JAHRGANG

HERAUSGEGEBEN VON FRANZ PFEMFERT

2. MAI 1914

FESTSTELLUNGEN

BESCHLAGNAHMT

wurde Nr. 14 der AKTION. Sie soll gegen die §§ 111 und 184 des Strafgesetzbuches verstoßen, soll aufreizen zum Widerstand gegen die Staatsgewalt und soll unzünftig sein.

Wo in dem Caillaux-Artikel der erhabenen Staatsgewalt die Ehre einer Erwähnung zuteil wird, dürfte kein Leser der AKTION erraten können. Und daß Kasimir Edschmids Übertragung des Minnesangs unzünftig gescholten wird, kann ich nicht verhindern. Denn Kunst ist in Deutschland vogelfrei.

Ich will nicht vergleichen. Es hieße meine Arbeit degradieren, wollte ich mich darüber entrüsten, daß die vom literarischen Sachverständigen des Berliner Polizeipräsidiums, Professor Brunner, befür- und bevorworteten bunten Heftchen „Die Botschaft des Galeerensträflings“ und „An der Schwelle des Todes“ (die mit Recht schlimmste Schundliteratur genannt wurden), unbeanstandet die Volksköpfe verwüsten dürfen, während die hervorragendste literarische, die radikalste politische Wochenschrift Deutschlands, DIE AKTION, das Schicksal der Wachsbüsten erleidet.

Also keine Entrüstung. Und auch kein In-die-Brust-werfen, als sei es schon eine Leistung, sich eine Zeitschrift beschlagnahmen zu lassen.

Nicht einer Meinung bin ich mit den Freunden, die in der Konfiskation einen Akt wirksamster Propaganda für die AKTION erblicken. Ich möchte jene Zweiflüßler, die jetzt, angegeilt durch das staatsanwaltliche Betasten der Kunst, zum ersten Mal nach der AKTION fragen, mit dem Knüppel verjagen. Sie haben bei den „Lustigen Blättern“ zu bleiben. Und bei den Protektionskindern des Polizeiangestellten Brunner. Ich wünsche mir meine Leser selbst zu suchen. Die Beihilfe der Staatsanwaltschaft lehne ich ab.

F. P.

SCHMOCK IM FRÜHLING

„Die Bäume und Sträucher streckten verlangend die dünnen Zweige gen Himmel, sehnstüchtig den lang entbehrten Sonnenkuß erwartend. Wie mit einem Zauberschlag entfalten sich...“

Nicht aus dem Lokalanzeiger, sondern aus dem B. T.

DER „ZIELBEWUSSTE“ SCHMOCK, der seit Jahren den „Vorwärts“ füllt, hat auch schon hübsche Leistungen aufzuweisen.

„Auf Abwegen“

... In einem ... Hotel logierte ... Nächte ein ... aus ... ein. Er hatte eine junge Dame in seiner Begleitung, die er für seine Frau ausgab. Die wirkliche Ehefrau traute aber der Reise ihres Gatten nach der Residenz nicht so recht und schickte kurzerhand einen Detektiv hinterher. Dieser hatte denn auch bald das Hotel ausfindig gemacht, in dem der Gatte mit seiner neuen „Frau“ abgestiegen war. Telegraphischer Benachrichtigung zufolge eilte die Frau Nr. 1 im Schnellzuge in Begleitung eines Rechtsanwalts nach ... wo sie kurz vor Mitternacht eintraf und ebenfalls in dem kritischen Hotel abstieg. Vor einer Zimmertür des Hotels bemerkte die Frau zwei Paar Schuhe stehen, von denen sie ein Paar als die ihres Mannes erkannte. Sie ließ von der Polizeiwache in der ... straße einen Gendarmen kommen, um den Namen des Mädchens festzustellen. Um Mitternacht wurden der ... und seine angebliche Gattin aus dem Schläfe geweckt, damit der Polizeibeamte seine Erörterungen aufnehmen konnte, während der von der Frau mitgebrachte Rechtsanwalt die nötigen Aufzeichnungen machte, die zu einer Ehescheidung nötig sind. — Über das weitere schweigt des Sängers Höflichkeit am besten.“

Der „Vorwärts“ sperrt folgende Worte: Detektiv, abgestiegen, zwei Paar Schuhe, aus dem Schläfe geweckt. Außerdem (natürlich) das Herkunftsnest des „Abwegigen“. Der „Vorwärts“ ist das Zentralorgan jener Partei, welche ... Aber wenn er ein Blatt von Revolverjournalisten wäre, könnte er die Bettangelegenheiten nicht blumiger zurechtmachen.

F. P.

Glossen

KINOGLASSE

I

Ich finde es sonderbar, daß es Menschen gibt, die allwöchentlich ins Kino gehen, es nicht anstaunen wie etwas Merkwürdiges, Fremdes, sondern das schon einen bestimmten Raum in ihrem Gefühls- und Geistesinventar eingenommen hat. Die körperhaft gewordenen Wunder des Geistes beachten sie nicht, wenn sie durch die Gassen gehen, wo die Häuser Hand in Hand nebeneinander stehen, hinter Fenstern kleine Studierlampen brennen oder strahlende Lüster, die immer anderer Menschen bunte Schicksale beleuchten. Wenn Automobile an ihnen vorbeijagen, die Elektrische sie mit fliegender Eile von einem Ort zum andern trägt. Eines Domes schwermütige Kuppel oder einer Kirche hohe Türme hineinragen in Sonnenlicht oder Dunkel. Einer Gartenanlage breitästige Bäume, niedrige Sträuchergruppen und duftende Blumenmärchen zwischen zwei Straßen im Mondlicht glänzen. All die Wunder, die zu ihnen kommen zu jeder Stunde, sie sehen sie nicht, erst wenn für das Sehendürfen ein Entree gezahlt wird, dann lernt man schauen. Und alles wird lebendig und beredt, weil es nicht stille steht und wartet, wie die verzauberte Königstochter auf den Prinzen, sondern eine aufdringlich laute und übersprudelnde Sprache spricht.

II

Es ging vor einiger Zeit die Nachricht durch die Blätter, daß eine deutsche Schriftstellerin, der eine Filmgesellschaft 50 000 Mark für die Verfilmung eines ihrer Romane geboten hat, das Anerbieten mit der Begründung ablehnte, künstlerische Motive hielten sie zurück. Es ist das erstemal, soviel mir erinnerlich, daß jemand einer solchen Lockung widerstanden. Und es ist wohl tief in der Psyche der Frau begründet, der man seit Jahrtausenden eine Verachtung vor dem Tausch ethischer Güter gegen materielle eingeflößt, weil mit dieser Wertung ihre Ehre blieb oder fiel. Und daß eine Frau, trotzdem gerade auf diesem Gebiet jetzt andere sittliche Anschauungen regieren, standhielt, ist ein Beweis dafür, daß die Frau noch immer die Wahrerin wirklicher Ideale zu bleiben versucht.

Wie beim Maler die Farbe, beim Musiker der Ton, so ist das Wort des Dichters vornehmstes Requisit. Aus Worten schafft er seine Kunst, Worte sind ihm der Ton, aus dem er Gestalten formt,

aus Worten baut er seine Welt. Worte haben Klang, haben Inhalt, tragen der Menschheit Geist, der Menschheit Weisheit und Tiefe. Worte verraten das Leid, das tief, tief unten auf dem Grunde lebt, das Glück, das in den Sternen wohnt. Und es ist ein Verrat an der Kunst, an jener Kunst, deren Seele Worte sind, wenn wir Menschen, die eines Dichters Hirn festgehalten, deren Herzen klingen und deren Gedanken leuchten, in Gebärdengespenster verwandeln, die an uns vorübergehen, wie leblose Schatten, ohne Inhalt und ohne Sinn.

Marie Holzer (Innsbruck)

DEUTSCHE HIEBE

Dies ist uns gewiß wie der Tod: wir kommen nicht vom Fleck.

(Man braucht ja nur eine viertel Stunde auf sich selber acht zu geben. Was geht in einem vor? Ein bißchen Geilheit, ein bißchen Leere, ein bißchen Rohheit, ein bißchen Sehnsucht und ein bißchen Aufgeblasenheit. Zuletzt hat man an diesem Zustand noch seine helle Freude.)

Wir kommen nicht vom Fleck.

Römer — selber einst von Etruskern verprügelt — peitschten die Germanen.

Germanen peitschen nun die Neger.

Weshalb?

„Entwickelte Soldatenehre und Untertanenfreude“ sei nicht vorauszusetzen.

Menschen, die aller Entwicklung ins Gesicht schlagen, postulieren die Entwicklung.

Tragisch? Komisch? Ich weiß es nicht. Preußisch auf jeden Fall.

Moraht machte im „B. T.“ auf einen Erlaß des Reichskanzlers aufmerksam, der Negerstrafen betrifft. Der Kanzler liebt keine Versöhnlichkeit, er pflegt ja noch dann heftige Vorwürfe zu machen, wenn der ganze Reichstag berechtigt gegen ihn ist.

Dieser Erlaß spricht von „freier Auffassung der gesetzlichen Bestimmungen“ und bringt also Prügel- wie Kettenstrafe. Ein Verurteilter kann „in aufrechter Stellung, den Rücken nach einer Wand oder einem Baum gekehrt, dergestalt angebunden werden, daß er sich weder setzen noch legen kann“.

(Humane Marterpfähle.)

Jeder Leutnant darf diese Strafen vollziehen lassen. Leute wie Forstner sind willkommen. (Zabern ist eine Versuchsanstalt, die Tiere sind für Vivisektionen da, die Deutschen spielen Probekandidaten für Neger, etwas voraus haben also die Schwarzen schon.)

Wir haben Tierschutzvereine, aber wir haben noch keine Menschenschutzvereine. Wir schreiben für russische Gefangene und wenden uns an Menschen, die ähnliche Zustände billigen und ausüben. „Die Biester wollen nicht 'ran.“ Ich ließ aber eher die Finger davon, bevor ich selbst das Biest spielte. Ich weiß nicht, ob die Schwarzen sich anständig zeigten, wenn man sie von Beginn milde behandelte, ich weiß nur, daß man auf Gewalt zuletzt mit Gewalt reagiert, hohe Kultur keine Gewalt kennt und daß ich unbedingt mich selbst erniedrige und mit gleichen Mitteln kämpfe, wenn ich gegen Widersätzliche brutal werde.

Eher ließ ich die Finger davon.

Die Neger sind Landsleute. Mehr. Erdenleute. Sie haben nichts vor uns voraus. Ich ginge nicht feindlich vor, wenn ich einem Marsmenschen begegnete, denn sicher muß er Ähnliches durchmachen wie ich.

In diesen Negern wird jetzt langsam manches wach und will Antwort haben. Wahrscheinlich läßt sich mit vielen unter ihnen besser reden, als als mit manchem Oberlehrer, Leutnant oder Priester.

„Man kommt nicht mit den Menschen aus“, ist meist nur das Geständnis eigenen Unvermögens (der Fall höchster Überlegenheit liegt anders) und heißt, nicht sehen wollen. Vielleicht aber auch, nicht anders können. *Kurt Kersten*

BRIEF AN LUDWIG RUBINER

Sie tadeln, daß ich Rubens für einen guten Maler halte, und wollen mich durch diese etwas banale Tatsache binden, Delaunay als dessen Gegenstück zu erkennen. Delaunay gilt mir als Journalist ohne Grenzen. Er besitzt mehr oder weniger die Malerbegabung, worüber jeder wohl verfügt, der das Malen erlernen will; darüber sitzt ein durch „geistige“ Gemeinplätze gänzlich enthaupiteter Flachkopf; so mißrieth er zum Journalisten der platteren Idiologien, der nie vom bereits durchformten Gegenstand wegkommt, der über den Eiffelturm, über Kinderstubenkosmos malt. (Ungefähr, wie wenn Picasso nur Violinschlüssel malte.) Am gleichen Abend, da ich Ihnen Rubens erwähnte, zeigte ich Ihnen ein Bild des entscheidenden Konrad Witz, das Delaunay in seinen Kathedralenbildern usw. traurig abschwächte. Sie sagen von Picasso, er gelte Ihnen für den bedeutendsten Menschen usw.; deswegen müßten Sie verstehen, daß Delaunay kein Apodikt, kein Entscheidender ist, sondern breit plauschige

Malersnatur; Pikassos Erschütterung hält vor, so daß er zur nötigen Konstruktion gelangt; er verpflichtet sich und uns. Sie wissen, Picasso war früher ein öfters schwächlicher Erzähler; er ist es nicht mehr; wohl aber Delaunay, dessen Leinwände, ein belangloses, journalistisches Revolutionspathos vorfärbten, aufgeweicht von kosmischer Geistigkeit, wollte sagen leerer Weiberart.

Zu Rubens: der nicht nur die „Vision“ des Barock besaß und sie im Malen erschaffte, der tatsächlich einen Bezirk bestimmte, dessen bürgerliche Klischeedefinition auf etwas Böses herauskommt. Aber halten Sie sich nicht an die Cooc-Verhaerensche Sinnlichkeit; bedenken Sie, Rubens und die Religiosität, die Jesuiten usw.

Die Barrikaden Delaunays schillern kosmetisch wattig; eine hoffnungslos futuristische Pubertät verkriecht sich dahinter.

Geist nenne ich nicht den weitläufigen, unbestimmbaren Gemeinplatz; der im Geschrei und Flugblatt den Gemeinen (d. i. den immer Bestimmungslosen) anreißt; vielmehr die Konstruktion, die unverminderbar, ohne Täuschung den Armen hält und aufbaut. Es geht mir um konstruktive Menschen, nicht um Journalisten.

Sie verzeichnen noch Freundlich und Chagall als wahrhaft Geistige. Des letzteren Bilder erzählen: Rußland ist eine Kuh, dort wird den Leuten der Kopf abgeschlagen, obwohl die russischen Kirchen laut Bädker Kuppeln tragen usw. Gut, meinetwegen die Metaphysik möge in jedem Rülpsen hermetisch eingeschlossen sein. Aber ich sehe nicht, wo sie hier steckt. Wo wäre hier das Dogma; nur die Unterstrichmalerei. Und Freundlich? Wie er hinter dem trüben Dekorateur Pikabia hinterdreinhängt; ein nichtiger Dilettant, ein Pathetiker der Armseligkeit.

Wir wissen es bis zum Überdruß, daß ein betrübendes Vermächtnis der Gartenlaube Beckmann heißt. Gegen Scheffler hätten Sie im Fall Kokoschka nicht einräumen sollen, was man als Lenbachsches Verhängnis bezeichnete; denn Scheffler liebt wohl gerade den Kitsch an Kokoschka. Aber warum für Meier-Gräfe? diesen Typ des impressionistischen Schreibers? Glauben Sie wirklich, er verstehe nur von Picasso nichts? Es heißt doch nicht mutig sein, über schon Gemanagtes Feuilletons zu schreiben, wohl aber für einen Freundlich hoffnungslos einzutreten.

Es heißt doch nicht unbedingt zur Kunst sprechen, wenn man, wie dieser Meier-Gräfe, vor Begeisterung geschwollene Backen bekommt, falsch wertet

(Greco, Marées usw.) und die Besinnung verliert. Das ist mir peinliche Impressionistenschreiberei, die im Einzelfall ertrinkt.

Man maßt nicht gegen; Polemik im Bild, das ist journalistische Umdeutung; Kunst betreibt keine Psychologie des Nachbarn; der Polemiker gilt mir, als der niemals von seinem Gegensatz losgelöste Mensch, der zur entscheidenden Form sich nicht zusammenschließen kann. Au fond polemisiert man immer gegen etwas in sich, und sei es nur eine leere Reizbarkeit.

Allerdings rate ich niemandem, sein Menschliches auf die jetzige deutsche Malerei zu gründen; in diesem Fall garantiere ich für eklektische Gefährlosigkeit. Ist der „visionäre Raum“ anderswo geschaffen, gut; aber wir sind nicht dazu da, nur ihn zu besprechen oder als polemisches Fahrzeug auszuleihen. Dies eben ist Politik: jedes Ding zum Surrogat abzunutzen. Wir Schreiber mögen endlich präzise Ideen, Menschen und Geschichte in der uns gemäßen Form geben.

Carl Einstein

DER LIEBE GOTT IN SALZBURG

Man sollte es nicht glauben, aber es ist doch so: der fleißige Hermann Bahr im Salzburgischen hat bei allen Romanen, Stücken, Feuilletons und Erinnerungen immer noch Pausen in seiner Produktion, die er, wie er schrieb, mit nichts und nichts ausfüllen konnte. Und da hat der allgütige liebe Gott den Schmerz Bahrs nicht mehr mit ansehen können, und brachte sich in freundliche Erinnerung. Bahr dankte dem lieben Gott in einem gerührten Feuilleton für sein allgütiges Einspringen und empfiehlt das Caféhaus zum lieben Gott allen Kollegen für jene fatalen Pausen aufs wärmste. Da käme der liebe Gott lebenswürdig lächelnd auf den müden Gast zu: „Schale Gold, Herr Bahr?“ bringt einem die beliebten Zeitungen, die angezündete Virginier, und es sei höchst komfortabel.

Gabriel

EIN TUCHOLSKY UND VIERZIG ALTE HERREN

Dieser Tucholsky läßt Prospekte verschicken, in denen er meint, daß man einmal etwas anderes machen müsse. Zu diesem Zweck soll ein Unternehmen gegründet werden, das 260 Abonnenten haben soll, welche in einen „Freundeskreis von vierzig feinen Menschen“ („unsere besten Wissenschaftler, Dichter und Graphiker sind darunter“) „hineingestellt“ werden möchten. Die vierzig

feinen Menschen (mit Namen!) verpflichten sich, sich in der persönlichsten und reizvollsten Art zu äußern. Dies geschieht, indem sie Briefe schreiben, welche des reizvollen Bildes der Handschrift bedürfen, um vom Schreiber auf den Empfänger zu wirken: von Mensch zu Mensch. Diese Briefe werden faksimiliert und an die Abonnenten versandt. (Das Original wird verlost; die Abonnentenliste wird auf den Einbanddeckel gedruckt.)

Dies alles ist zwar etwas blöde, aber reichlich belanglos. Und ob der Herr Tucholsky der geeignete Freundschaftsvermittler ist, das mögen die Kommerzienrätinnen, die auf den „Orion“ abonnieren werden, unter sich ausmachen. Es steht aber ein Satz in dem Prospekt, der über diese Atmosphäre hinausragt:

„Aber auch von denen, die einen Namen haben, ist noch mehr zu erwarten, als wir von ihnen zu lesen gewohnt sind. Sie müssen sich, wie jetzt die Dinge liegen, zu oft anpassen: die Öffentlichkeit verlangt das gewohnte Klischee oder gar zu häufig die künstliche Gespreiztheit des großen Mannes.“

Ich finde, daß dies eine unerhörte Schweinerei ist. Die vierzig alten Herren mögen diesen Tucholsky dafür durchpeitschen.

Die vierzig alten Herren, die einen Namen haben, sollen ihr Maul auch aufmachen, wenn sie zu der Öffentlichkeit reden.

Oder sie mögen sich aufhängen, wenn sie den Schutz einer (zahlungsfähigen) Exklusivität brauchen.

LÖSUNG DER SOZIALEN FRAGE DURCH EINEN STAATSMINISTER

Wo sind die Führer, nach denen man so oft rufen hört? Wir sind an ihren Fehlern selbst schuld, weil wir ihnen nicht den Grundstein legen in der Jugend, um ihnen die Willenskraft zu vermitteln, im Spiel den Ernst des Lebens zu begreifen. Ich möchte darauf hinweisen, das wir ein Volk der Denker, ein Volk der Kritiker sind, das vielfach dem Wort eine höhere Bedeutung beilegt, als der Tat. Doch Altmeister Goethe sagte schon: „Im Anfang war das Wort. Hier stock ich schon . . . Im Anfang war die Tat.“ Vergessen wir sie beide nicht! Die Tat aber, die von uns verlangt wird, der sich Staat, Gemeinde und Private nicht entziehen können, diese notwendige Tat ist die Schaffung von Spiel- und Sportplätzen, nach der Erkenntnis, daß das Kind ohne Spielplatz der Vater des Mannes ohne Arbeit ist.

Staatsminister von Podbielski
in einem Aufsatz: Schafft Spielplätze!

Wie schon Altmeister Schiller sagt: „Das Leben ist doch schön!“ Heben wir den hingeworfenen

Handschuh auf zur Verteidigung unserer Flagge, Deutschlands Kraft und Deutschlands Ehre! In diesem Sinne, meine Herren, sehen Sie doch hinein in die kulturelle Entwicklung. Treten Sie mannhaft ein für Ihre Ideale, Ihre Ehre, Ihre Zukunft und Ihr Vaterland! In den Runen der Geschichte ist es eingeschrieben, daß der Vater des Mannes ohne Arbeit das Kind ohne Spielplatz ist. Überblicken wir die Vergangenheit und schauen wir hinein in die Ergebnisse der Olympiaden, jener alle vier Jahre wiederkehrenden internationalen friedlichen Wettbewerbe zum Ruhme unseres Vaterlands und zur Ehre unseres Kaisers. Verschließen wir uns nicht der Anschauung, daß Deutschland die erste Stelle auf dem Erdenrund zukommt. Die deutsche Jugend wird mit Freude eintreten zur Vertretung deutschen Namens und deutscher Art, des bin ich sicher! Darum sage ich immer und immer wieder: Schaffen wir Sport- und Spielplätze! (Bravo, bravo!) Meine Herren, denken Sie sich doch hinein in die Seelen der Kinder, die die Väter der Männer ohne Arbeit sind! Sie sehen an dem Blumentopf der Mutter, wie vorsichtig man sein muß, wie man ihn vorsichtig herumrückt. Und ich frage Sie, meine Herren, können solche Kinder der Männer werden, wie wir sie haben wollen zur Wahrung der Ehre unseres Vaterlandes und seiner Armee? Nein, meine Herren! Und ich frage Sie, meine Herren, warum haben wir heute keine zielbewußten Männer, warum gibt es heute so viel Unzufriedenheit im Volke? Weil wir keine Spielplätze haben. (Bravo, bravo!) Darum gründen wir Spielplätze, und wir werden wieder zufriedene Gesichter sehen nach der Erkenntnis, daß das Kind mit Spielplatz der Vater des Mannes ist, den wir haben wollen. Und in diesem Sinne sage ich mit den Worten des Dichters: Deutschland, Deutschland über alles!

(Herr von Podbielski, Staatsminister, tritt ab. Es herrscht eitel Freude. Sämtliche anwesenden Sozialisten sind inzwischen verstorben. Erstickt. An Gemeinplätzen. Weil wir ein Volk der Denker und Kritiker sind, die dem Worte eine erhöhte Bedeutung beilegen.)

Hugo Kersten

TINGELTANGEL

Durch dicken Qualm von Zigaretten
bricht peinlich blechernes Gekreisch
schon etwas älterer Soubretten,
und Flitterzeug und nacktes Fleisch.
Von Tisch zu Tisch geh'n bunte Schneppen,
salzmagere und busenschwer.

Ankratzen, kitzeln, kneifen, neppen.
Kommis, Zuhälter, Militär.
Um einen alten Kahlkopf schwärmen
sie wie ein Geiervolk um Aas.
Geilheit schwitzt ihm aus den Gedärmen,
geschmeichelt schenkt er jeder was.
Die Stimmung steigert sich aufs höchste.
Sie fangen schon an mitzusingen.
Wat meenste, Franz, nu mal int nächste,
da wo die dicken Damen ringen.

Oskar Kanehl

Werner Hegemann

Von Victor Noack

Es kennzeichnet den ganzen Werner Hegemann, daß er die Vorbemerkung zu seinem Werke*) schließt mit dem Worte Emersons, von dem er sagt, daß es ihn während der Arbeit, deren ungeheure Tragweite er wohl erkannte, nicht verlassen wollte: „Ihr werdet hören, daß man in erster Linie nach Land und Geld, nach Stellung und Namen streben muß . . . sollte trotzdem einer von euch dazu ausersehen werden, Untersuchungen über Wahrheit und Schönheit anzustellen, dann sei er: kühn, fest, zuverlässig.“ Kühn, fest, zuverlässig: die Grundzüge des Bildes, das ich von Werner Hegemann empfangen habe. Auf welchem Felde des Meinungskampfes wären diese Charaktereigenschaften seltener und gälten sie mehr als auf dem der Bodenpolitik, des Städtebaues, der Kommunalpolitik? Man liest, daß Männer, von Hause aus ganz friedliche und ehrenhafte Menschen, die nach den Goldfeldern auswanderten, durch das Geschäft des Goldschürens so entarten, daß ihnen das Leben des nächsten Leidensgefährten, daß ihnen der Mord des Kameraden als Preis für den Besitz des Ertrages seiner harten Arbeit nicht zu hoch ist. Die Goldgier entmenscht sie. Der Boden, worauf unsere Städte erbaut sind, trägt Goldeswert in sich, weit höhern noch als die strotzendsten Adern irgendeines überseeischen, im Nebel des Abenteuers schimmernden Goldlandes; und unsere Terrainspekulanten erfreuen sich der Begünstigung durch die Staatsregierung und deren Gesetzgebung bei ihrem Unterfangen: diese Schätze, die mit viel soliderem Rechte als das Gold eines

*) „Der Städtebau.“ Nach den Ergebnissen der allgemeinen Städtebauausstellung in Berlin nebst einem Anhang: Die Internationale Städtebau-Ausstellung in Düsseldorf. Verlag: Ernst Wasmuth, A.-G. Berlin 1913.

Ödlandes Gemeingut sind, dir, mir, uns allen wie jenen gehören, in ihren ausschließlichen Besitz zu bringen. Wenn dort, weit draußen in Wild-West, ein Goldgräber ab und zu mal seinen Kameraden niederschlägt und beraubt, so stoßen inmitten unserer „gottgefügtten Staatsordnung“ täglich tausend Goldgräber, unsere Terrainspekulanten und Bodenwucherer nämlich, in schnöder Gewinnsucht Millionen, durch das Gesetz und ererbte Anschauungen (ein böses Erbe!) geknebelter Staatsbürger in ein Wohnungselend hinein, das sie langsam tötet, das ihre Seelen täglich hundertmal beschmutzt, das die körperliche Gesundheit dieser Millionen, die ein Volk bilden, aus der die Nation ihre Kraft schöpfen muß, ruiniert. Unsere einheimischen Goldgräber, deren antisoziales Beginnen das Gesetz schützt, richten die Nation zugrunde. Mithin begeht der Staat durch das Gesetz Selbstmord.

Man kann sich nun vorstellen, daß Kühnheit, Festigkeit und Zuverlässigkeit einem Manne nötig sind, der gegen die in unserer obwaltenden Staatsregierung so fest verankerte Macht des privaten Grundkapitals kämpfen will. Ein harter Schädel muß es schon sein, der sich an dieser Granitmauer nicht einrennende.

Werner Hegemann paart mit Kühnheit, Festigkeit und Zuverlässigkeit die Bedachtsamkeit. Nicht die Bedachtsamkeit des Spießbürgers, die dem geraden Wort in den Weg fiele, vielmehr die Bedachtsamkeit des Realpolitikers, der sich sein Ziel im Rahmen des Möglichen steckt.

Die Bodenreformer können Hegemann als einen der Ihren betrachten, obgleich er sich nicht ausdrücklich zu ihnen zu bekennen scheint. Und wenn auch nicht, so ist sein Werk „Der Städtebau“ dennoch ein Arsenal, ein Zeughaus für den Bodenreformer, das für die Kämpfe der Gegenwart (Wertzuwachssteuer) und der Zukunft von unschätzbarem Werte ist.

Ich nannte die Wertzuwachssteuer. Wer's noch nicht weiß, erfahre durch Hegemann, um wieviel glücklicher die Völker heute lebten, hätten die Staatsregierungen als Sachwalter des Gemeingutes nicht bis auf den heutigen Tag die Pflicht versäumt, von den Grundeigentümern den Tribut für die Allgemeinheit einzuziehen, auf den die Gemeinde einen naturrechtlichen Anspruch hat.

Schauen wir nach Frankreich hinüber. Wie wurde aus der kleinen Seineinsel die Weltstadt Paris, die Königin der Städte? „Es ist eine ganz kleine Insel,“ äußerte, wie Hegemann erzählt, nach 357 Kaiser Julian, „eingeschlossen in die Umgürtung

seiner Wälle und nur durch zwei Holzbrücken erreichbar.“ Handel und Gewerbe erstarkten. Die Bevölkerung wuchs, und ihre Zunahme steigerte den Bodenwert. Es ist wie im Märchen: unter dem wandelnden Tritte des Volkes verwandelte sich der Boden in Gold. Aber das Volk selbst war blind für seine Zauberkraft, für die Wirkung seiner bloßen Gegenwart und Anhäufung, war auch blind für sein Anrecht auf die im Boden erstehenden Goldschätze. Wenige, besonders listigen Sinnes, waren es, die den gleißenden Segen der Massenanhäufung auf begrenztem Territorium entdeckten, ihn einzuheimsen begannen und sich mittels seiner zu Herren und Besitzern des Bodens machten und so zu Vampyren wurden, die dem Volkskörper das Mark aussaugen. Im Boden liegt der größte Teil des Volksvermögens; aber das Volk wurde darum betrogen. Die Regierungen selbst halfen zum Betrug. Die Könige schufen mit dem Vermögen des Volkes breite Straßen, schöne Brücken und imposante Plätze; ihr Wunsch ließ auf Kosten des Volkes prachtvolle Paläste entstehen. Und wo sich der Prunk und Luxus entfalteten, schnellten die Bodenwerte empor. Aber der Boden gehörte ja nicht mehr dem Volke, war Eigentum weniger Schlauer, Gerissener, und die Wertsteigerungen schufen nur diesen Riesenvermögen. Das private Bodenkapital verstand es von jeher, weitere Wertsteigerungen künstlich herbeizuführen, und je teurer der Boden ward, um so enger mußte sich die Masse des Volkes aneinanderdrängen, um so weniger Raum hatte sie zum Wohnen, und sie geriet in Wohnungsverhältnisse, die in ihren Folgen, wie Hegemann mit Recht sagt, der Pest gleichkommen. So ward das Gold, das unter dem werktägigen Wandel des Volkes im Boden sich mehrte, dem Volke zum Fluch. Es spürte nicht seine beglückende, Reichtum und Freude und Lebensgenuß erschließende Kraft, es spürte nur sein Bleigewicht im Nacken, fühlte sich davon in den Staub gedrückt und gezwungen, jenen als Schemel zu dienen, die sich von seinem Mark nähren, als Schemel, worauf sie ihre trägen Füße legen.

Die Könige schufen mittels des Volksvermögens Prachtplätze; aber diese Plätze nützten dem weitab von ihnen in enge Quartiere zusammengepferchten Volke wenig; sie kamen nur einigen Leuten von hohem Range und großem Vermögen zugute. Dem Könige selbst und gewissen Hofbeamten erwuchs aus dem Unternehmen reicher Gewinn. Lies bei Hegemann: „Das Unternehmen (die Anlegung der Place Royale) brachte nicht

nur dem Könige finanziellen Vorteil, sondern bei der Vergebung der Baustellen scheint auch eine flotte ‚Schiebung‘ zugunsten einer Reihe von Hofbeamten, die sich die Konzessionen sicherten und dann weitergaben, gemacht worden zu sein.“ Das war also um 1600 in Frankreich unter dem guten Heinrich IV. schon so, wie es anderwärts im 20. Jahrhundert noch immer ist. „Welche finanziellen Erfolge Heinrich IV. beim Verkauf der von ihm persönlich erbauten Häuser erzielte, ist nicht bekannt,“ schreibt Hegemann; „doch zeigen die zufällig erhaltenen Verkaufsakten eines der am Platze (Place Royale) erbauten Häuser, des Hôtel de Guéménée, welche Geschäfte in dieser schnell in Mode kommenden Gegend zu machen waren. Das Hotel war 1612 für 48 000 Pfund (livres) verkauft worden und wurde 1639 von einer der stolzesten französischen Familien, den Rohans, Prinzen von Guéménée, für 120 000 Pfund erworben . . .“

Es würde den Rahmen eines Artikels überschreiten, wollte ich auf Hegemanns Darstellung der gewaltigen Häuserspekulationen des allmächtigen Richelieu eingehen. Das fällt noch in die erste Hälfte des 17. Jahrhunderts. Die zweite Hälfte des nämlichen Siècles charakterisiert der unglückliche Erfolg eines Versuches Vaubans, durch ein sehr geistvolles, mutiges, von hohem Idealismus getragenes Buch seinen König für ein gerechtes Grundsteuersystem einzunehmen.

Ein Zeitgenosse des Marschalls, der Herzog von Saint-Simon, ließ sich darüber wie folgt aus (zitiert nach Hegemann): „Das Buch ruiniert eine Armee von Finanzleuten, Agenten und Kommiss der verschiedensten Arten; es hätte sie gezwungen, künftig ihren Lebensunterhalt auf eigene Rechnung, statt auf Rechnung der Allgemeinheit zu suchen, und es untergrub die Grundlage dieser unermesslichen Vermögen, die man in kurzer Zeit entstehen sieht. Das war genug, um das Buch zu Fall zu bringen.“ Saint-Simon führt weiter aus, wie die Durchführung der Vaubanschen Steuervorschläge die gesamte im herrschenden System wurzelnde Bürokratie gegen sich hatte, und fährt fort: „ . . . es war also kein Wunder, daß der König den Marschall Vauban sehr übel empfing, daß die Minister ihn nicht besser aufnahmen. In diesem Augenblicke waren seine Leistungen, seine einzigartige militärische Tüchtigkeit, seine Tugenden und die königliche Gnade, die so weit gegangen war, daß der König geglaubt hatte, durch die Ernennung Vaubans zum Marschall sich selbst mit Lorbeer

zu krönen, alles war plötzlich verschwunden. Er sah in ihm nur noch einen durch die hingebende Liebe für das öffentliche Wohl wahnsinnig Gewordenen, einen Verbrecher, der ein Attentat auf die Autorität der Minister und damit auf seine eigene wagte.“

Hegemann bemerkt hierzu: „Genau wie heute wurden damals Reformvorschläge mit politischen Verdächtigungen bekämpft. Man kann sich gegenwärtigen, mit welchen Mitteln damals gearbeitet worden sein mag, wenn man sich erinnert, daß z. B. die Vorschläge zur Verbesserung unserer Bodenbesteuerung von der Vertretung der Bodeninteressenten regelmäßig als ‚sozialistisch‘ bezeichnet werden, oder daß im September 1904 der Berliner Bodenspekulant Georg Haberland als Mitglied der Berliner Stadtverordnetenversammlung den Magistrat mit einem Antrage ersuchte, Schritte gegen den endlich erschienenen, etwa seit 1886 vorbereiteten Wohnungsgesetzentwurf der Regierung zu tun, weil er die Selbstverwaltung bedrohe.“

Genau wie heute. Die Kurzsichtigkeit der Menschen, die den Völkern als Lenker ihrer Geschicke so beschieden sind, mehr noch — ja am meisten die Brutalität der Terrainwucherer, das private Eigentumsrecht am Boden, häufen Übel über Übel auf das armselige Volk.

Wie sehr heute die Grundbesitzer aller Länder es als ihr selbstverständliches Vorrecht betrachten, aus den auf Kosten der Gesamtheit geschaffenen öffentlichen Anlagen für sich Kapitalien zu gewinnen, dafür gibt Hegemann Beispiele: „Eine sich als Abhandlung über Verkehrswesen gebärdende Propagandaschrift einer New Yorker Bodengesellschaft sagt 1909 ganz naiv: ‚Eine einfache mathematische Berechnung ergibt für die Besitzer des Grund und Bodens von New York in den nächsten zehn Jahren einen Nutzen von 2278 Millionen Dollar.‘ Die Grundlage für diesen beträchtlichen Aufschwung der Bodenwerte haben die unter Leitung des Eisenbahnmagnaten Jay Gould gebauten und über weite Flächen unbebauten Geländes dahinfahrenden Hochbahnen wesentlich mit legen helfen. Genau wie in Berlin wollten aber natürlich auch in New York die Grundbesitzer nicht nur eine gewaltige Bodenwertsteigerung erleben, sondern sie wollten sie auch möglichst schnell erleben.“ „Aus diesem ungerechtfertigten Privatinteresse heraus entwickelte sich die bekannte hochbahnfeindliche Stimmung des Hausbesitzers,“ schreibt Hegemann. „Diese verhängnisvolle Hochbahnfeind-

schaft wurde bei Gelegenheit der Debatten im Berliner Rathause über die Hochbahn in der Schönhauser Allee vom Stadtverordneten Ladewig treffend charakterisiert: „Also sehen Sie, worauf die Herren hinaus wollen, es ist ihnen nicht genug an der Wertsteigerung der Grundstücke, die schon dadurch eintritt, daß sie überhaupt eine Schnellbahn bekommen, daß man schnell in die Gegend kommen kann. Nein, die Schwebebahn und die Hochbahn bringen ihnen nicht genug ein, die Wertsteigerung ist nicht hoch genug, und darum muß eine Untergrundbahn gebaut werden. Das ist das einzige, was die Herren in dieser Frage bewegt.“ Es läßt sich berechnen, daß die Häuser an der Berliner Hochbahn in den Jahren 1902 bis 1910 im Durchschnitt um 40 % gestiegen sind.“ —

KARTHAGO

Der eherne Stier speit Flammen. Durchs offene Tempeldach

Blitzern die Strahlen der Sonne.

Männer mit offenen Armen beten.

Einer verschwand in dem krachenden dampfenden ehernen Maul —

Knabenmänner, die zum Tanz sich drehen.

O blaue Tage, Tage der blutigen Rosen,

Wo die bewaffneten Kähne die ewig bewegliche See durchschnitten.

Tage des Opfers und menschenmordender Bitten.
Wo die beschnittenen Priester mit sanft gleitenden Schritten

In den Winkeln der Gärten mit Frauen kosen.
Als Weib mit dem Weibe.

Und es zittern und klirren die Goldgeschmeide
Am heiligen Leibe.

Tage der purpurnen Sonnenstrahlen.

Tage der Glut in der steinernen Stadt.

Tage der Liebe und Tage der Qualen.

Tage des Zorns in der totwunden Stadt.

Über der blau donnernden Flut unermüdlicher Meere

Droht dir der Tod.

Hoch am Himmel steht der Komet bluteiternd und rot,

Ein Schwert, das die Leiber verzehrt,

Ein Drache der Wut.

Blut bedeutet das träumende Licht in den Straßen,
Vernichtung und Blut.

Umsonst heult der eherne Stier mit feurigem Schlunde,

Eure Töchter und Söhne verbrennt ihr im gräßlichen Feuer vergebens.

Horch, es klingt der gläserne Tod durch die wüste Stunde.

Und es erstarrt im Mittagswunder der Traum und die Kraft eures Lebens.

Jakob van Hoddis

ABSCHIED

Die sonderbarste aller Trennungen —

Wir hatten immer uns nur fremd geliebt,

Nur das von uns in uns gesiebt,

Was nackten Stoff gab unsern Brennungen;

Und küßte meine Brust an deinen zweien,

Dein Mund an meinem von Gelüst und Geiste doppelten

— Die Scham, daß sie so uneins sich verkoppelten,
War schwächer als die Lust, sich nichts zu sein.

Ach . . . Liebe . . ., dachten wir, umarmt . . .
und hinter Mauern,

Verworrner Wunsch, sich füreinander hinzutöten,
Der guten Grenzen plumpe Überschreiterin!

Und nun, als hätten wir uns doch betreten,

Als sei Genuß auch tief, . . . erfaßt uns Trauern

. . . Wär' nicht der Zug da, dehnten wir's vielleicht noch ewig weiter hin . . .

Alfred Wolfenstein

VERS

In deiner Stirn geweihtes Saatenfeld

haben auf Pferdes Rücken

zwei Reiter sich eingewühlt.

Die niederträchtig plumpen Hufe
krümmten der Ähren keuschen Leib
und rissen zwei tiefe Schächte
in den heiligen Wald.

Dort ist der Sommerklang nun tot.

Und deiner Augen Rosenfelder

Stehen in leise schüttelnder Furcht.

Käte März

REGEN UND WIND

Ein grauer Himmel, weiß am Horizont . . .

Die Tannenspitzen trüb, in Regenwolken . . .

Die Wege aufgeweicht . . . Die strähnenwirren,
noch unbelaubten Bäume dunstversponnen . . .

Stoßweiser Wind . . . In Mäntel eingeschlagne

Gestalten, schwarz, mit aufgeklappten Kragen . . .

Die Raben in der Luft wie schräge Segel . . .

Im Straßengraben schlafend ein Betrunkner . . .

Durchnäßte Hunde, ziellos, schlammbespritzt . . .
 Aus Schenken Kartenspielerlärm, Gequäl
 und Biergestank . . . Mit leeren grauen Augen
 an kalte Scheiben angedrückte Köpfe . . .
 Ein Obdachloser, der sich unterstellt . . .
 Windstöße wieder . . . Dächerschiefer klappern . . .
 Gefangne hinter dicken Eisenstäben,
 breit aufgestützt. Es kommt die Nacht. Kein Stern.

Leo Sternberg

MÜDIGKEIT

Die himmlischen Ankläger und riesigen Advokaten

Streiten noch immerdar im hohen Raum.

Unten liegt ein Stilleben in den Mitternachtsstaaten:

Tote Adler, Menschenherzen und schwarzer Getränke Schaum.

Nur noch ein Haufen von Erinnerung und Unlustgefühl

Ist mein Dasein. Die Stirne verzweifelt reibend
 Sehn' ich mich, fern diesem schmerzlichen Gewühl,

Eines Immortellenkranzes schwarze Schleife zu beschreiben.

Wilhelm Klemm

DER GROSSE SCHREI

Wie unendliches Blau schreiend durch die Wolken
 bricht und sich in den Frühlingssturm wirft, so
 wollte Johannes in den Himmel auffahren.

Kirchtürme reckten sich vor seinem Fenster hochauf, und er sah, wie das Geläute in bunten Garben zu den Luken herausströmte und wie wallende Seidentücher auf die Dächer sank und in die Straßen hinabfiel.

Er mußte hinaus und trug nun durch alle Gassen das große Kinderstaunen. Ohne Frage. Er war aufgerissen wie die schwarzen Frühlingsäcker. — So nah war er allem.

Kinder peitschten Kreisel und rollten Schusser. Alle Fenster standen offen, und die Augen der Mütter hingen über den Spielen. Alles war von Gottes milden Händen aufgebrochen: das sanfte, himmelblaue Mädchen und der bange, schlüpfende Greis und die Tiere und die Steine. —

Jauchzend alles, wie große rote und gelbe Blumen, der feuchtduftenden Erde entsprossen.

„Oh, Johannes, Johannes!“

Draußen sah er das hohe Licht auf den Feldern stehen und sah die Vögel durch die Unendlichkeit stürzen und wie der Wind von allen Dingen flatternde Fahnen riß.

Da schloß er die Augen und hörte von allem nur mehr den einzigen zitternden Schrei: von der Sonne und den Sternen, von den brennenden Büschen und den tollen Kinderkreisen, von den Türmen, von den grellen Seidenfahnen und von allen gelben und roten Blumen.

Gellend lange hielt sich der Schrei und erfüllte alles mit seiner bebenden Heftigkeit.

Johannes erinnerte sich: einmal hatte er diesen Schrei gehört — von einem Tier, dessen Leib vor Lust und Schmerz zerbrechen wollte.

Und da schrie er selbst; denn schmerzhaft kreisten alle Dinge in ihm.

Dann fingen seine Gedanken an, hastig eine Leiter hinaufzuklettern. Gehetzt von dem großen Schrei, der schon in die Tiefe zurücksank. Abstrakt und verloren ging es höher, höher, höher! Bis ihn der Schwindel packte und er in die endlose, jenseitige Leere abstürzte.

Carl Weiß

DER „STERN DES BUNDES“ UND „WANNSEE“

„Schon trat ich schweigsam in die andre Riege.“
George

„Die ganze Mühsal meiner Sendung.“
Borchardt

Diese beiden Werke treten mit einem ungeheuren Anspruch auf Ewigkeit auf; beide fordern die Unbedingtheit des Kritikers, die Unvergleichlichkeit des Objekts. Man kann es ja frei voraussagen, daß es noch anderes Schönes neben diesen beiden gibt, aber die echte Geste der Einzigkeit, die aus beiden leuchtet, muß man bewundern. Hier und da zwar verlautete es schon früher, hier bei Borchardt, da bei Blei, George habe seinem Werke nichts mehr hinzuzusetzen. Das stimmt. Dafür ist dies Buch ein Beweis. Denn wohl verstanden: über die dichterischen Themen des Lyrikers, die Liebe etwa, die Landschaft, die Seele, ist er hinaus. Er tut nichts anderes mehr als seine Theorie, die Borchardt schon in der Rede über Hofmannsthal ad absurdum geführt hat, ausbauen. Diese ist: Er und Sein Kreis. Er? Wer ist Er? Darauf antwortet ein ungeheures Gedicht. Stellte George in den „Zeitgedichten“ den Gegensatz zu sich dar und fand diese Darstellung in „Porta Nigra“ ihren hinreißendsten Ausdruck, so übertrumpft er in diesem Gedicht noch diese Kühnheit: denn hier preist er sich selbst als die Vereinigung aller Gegensätze; oder anders ausgedrückt: er nimmt für sich allein die Einheit in Anspruch. Um dieses Gedicht „Ich bin der Eine und bin Beide“*) gruppiert sich dem Sinne

*) In der AKTION Nr. 16 als Nichtgeorgisch gezeigt.

nach alles; zur Vernichtung der Zeit findet er ungeheure und klare Worte; riesenhafte Ideen, freilich auch Dinge, die bei manchem Lächeln hervorrufen oder Ingrimm; man könnte für Stellen dieses Buches das Schlagwort prägen: geformte Unsittlichkeit. Es ist dies nicht neu, manche Stellen des „Siebenten Ringes“ weisen darauf hin; unnötig, sie auszuführen, es ist das schließlich Gefühlssache. Grandiose Töne findet der Meister für seine Jünger, wohl nicht allein für sie: „Doch alle Jugend sollt ihr Sklaven nennen, die heut mit weichen Klängen sich betäubt, mit Rosenketten überm Abgrund tändelt! Ihr sollt das Morsche aus dem Munde spein!“ Der „Schlußchor“ klingt wie ein Kreuzfahrerlied; und wenn erst einmal die „Blätter für die Kunst“ in alle Winde zerstreut und aller Jünger Namen verschollen sind: dann wird er noch schöner und reiner klingen, dann kann sich die Phantasie für diese ulkigen Dummlinge wahre Schöne und wahre Jünglinge einsetzen, dann erst wird man die wahre Musik dieses Meisters vernehmen; dieses Meisters, der Nietzsches Wort verschmäht, seine Schüler vor sich zu warnen und nun sich allerdings Einen Schüler aufgezogen hat, der ihn überwindet: Rudolf Borchardt.

Ich will jetzt nicht weiter ausführen, wieso diese Behauptung richtig ist, ohnehin wird sie jeder wahre Kenner der ganzen Persönlichkeit dieses Mannes, jeder, der nur einmal die „Ode mit dem Granatapfel“, das Lied auf die „angeschossene Taube“, die „Sestine von der Magnolie im Herbst“ voll auf sich hat einströmen und wirken lassen, mir ohne weiteres bestätigen; sondern ich will von diesem Gedicht „Wannsee“ sprechen, da es nicht nur an sich die Großartigkeit dieses Mannes in ihrer vollsten Blüte zeigt, sondern auch zusammen mit einem Buche an die Öffentlichkeit tritt, das wahrscheinlich das alte Für und Wider um die Person Georges' wiederum als grotesk gewohnter Kampf der Dummheit gegen Dummheit hervorrufen wird, während kein Berufener hervortritt, die schlackenlose Schönheit dieses Werkes zu preisen. Kein Berufener? Und ich wage es? Ich bin zwar nicht berufen, aber sehr jung und von sehr tiefer Liebe beseelt, und was der „Berufene“ an mir mangelt, wird vielleicht der „Begeisterte“ an mir rühmen.

Ein Jüngling hat eine trübe Jugend erlebt, an den Mauern des torigen Unverstandes rannte er die Stirn wund. Die Seinen verlassen das angestammte Heim, er selbst stürmt in die Welt, „dem Schnee, dem Regen, dem Wind entgegen“; man darf hier

wahrhaft an Goethe sich erinnern! Nach zehn Jahren kehrt er zurück. Aber das ist das Wunderbare, was man atemlos erleben muß: er gibt nicht eine schlafe Seele an tote Dinge hin, er kost nicht ein träges Gefühl, wie so oft ein verfehltes Leben sich nur durch Erinnerung bestätigt, er ist nicht hergekommen, „um den Preis des hier in Tod versunkenen Einerleis, Dem todgeweihten Einerlei zu klagen und (sich) den Tott demütig heimzutragen“; er verarbeitet die Vergangenheit mit dem gerechten Gehirn dessen, der die Gegenwart besitzt: er hält Gericht über sich. Es gibt da nichts zu sagen, man muß das erleben, der Dichter kommt einem durch die Macht seines Ausdrucksmittels, durch die Sprache entgegen. Nicht nur daß dieses ungeheure Gericht befreit, wie die gewaltige Anrede an die „Gewalten, die zeitlebens nach (ihm) zielten“, beweist, sondern es wächst auf der anderen Seite zu einer fürchterlichen Anklage, die sich freilich nicht gegen die ein (wenig zu abstrakte) „Zeit“ richtet, sondern gegen die Menschen, gegen die, so nicht ahnen, daß sie gewogen und zu leicht befunden sind, deren Gefühl bricht, wenn's fürchterlicher Ernst wird, deren blühende Farbe den Wurm ihres Herzens nicht eher offenbart, als bis das Ganze auseinanderklafft und birst und die Chimäre zeigt. Der Gegenpol dieses Trusts von Negationen ist dieser Mann („da Unrecht aller, tätig und geduldet, sich auf



mein Haupt erwachsend übertrug, bis ich von aller Schuld und meiner überschuldet, den Blitz herbeirief, und zu Boden schlug“). Nicht nur das, nicht nur die Gewalt der persönlichen Leidenschaft, die in der wunderbaren dunklen Darstellung einer wilden Liebe zu einem Mädchen gipfelt, das er in seine dunkeln Bahnen verstricken will — nicht nur das, sondern die Verse, die ganz generell den Lauf der Jugend im Spiel seiner eigenen darstellen: ich kann nicht anders, als auf sie verweisen, sie müssen jedem ans Herz greifen — — Müssen? Aus welchem Grunde? Ich vergaß, daß wir ja Lilienkron besitzen und Dehmel und Rilke, ich vergaß so manches noch, ich saß scheinbar auf einem fremden Stern. Höre ich nicht die Einwände, die man gegen das Werk hätte, wenn — — — Dieses Wenn wird ja nicht verwirklicht, die deutsche Literaturgeschichte wird ja vorzüglich ohne ihn fertig, die deutsche angesehene und unangesehene Kritik nicht minder, Rudolf Borchardt, das ist ein Schall — aber nehmen wir trotzdem einmal an . . . Diese Dunkelheit, diese Konstruktionen mit Klammern und Binde- und Gedankenstrichen und Doppelpunkten, sollen wir verdauen, wir Volk, wir Cerebralen, wir Naiven, wir Religiösen, wir Mystischen, wir Weltlichen — — ? Und ich erwidere: Nein!!!

Dies Werk ist aus dem Geist geboren; es gebiert den klaren, wunderbaren, einfachen, jedoch nur zur elegischen Darstellung geeigneten, lyrischen Vers des Jungen Hofmannsthal mit Goethes oder Fausts Hilfe zu einer organisierten Form um, die beweist, daß nunmehr auch die tiefsten, härtesten, leidenschaftlichsten Erregungen der menschlichen Brust zur Wiedergabe in deutscher Sprache ihre formale Berechtigung haben: und das ist ein Ergebnis! Zum Schluß möchte ich folgendes sagen: Man wird bemerkt haben, und es liegt mir daran, daß man es deutlich merke, wo ich, junger Wille, stehe: George, der Seine Menschliche Einheit zum Prinzip der Kunst macht, kann den Menschen nichts mehr sagen, er wird aus dem Konkretesten aller Landschaften — die wirkliche und die seelische! — vollständig abstrakt, Borchardt geht den umgekehrten Weg, er wird völlig konkret, so ist seine Entwicklungsmöglichkeit, gartz abgesehen von seinem viel größeren geistigen Gesichtskreis, grenzenlos.

Werner Kraft

LITERARISCHE NEUERSCHEINUNGEN

JOSEF TRESS. Bettelkönig. Gedichte. (Im Baldur-Verlag, Münster i. W.) Ich habe von Josef Tress

schon bessere Verse gelesen als diese Sekundanergedichte, die (vielleicht von dem Eingangsgedicht abgesehen) an übelste Pierson-Sänger gemahnen: — — — edle Höhenmenschlichkeit — — — Goldringelein senden zum Sternnachtweltenmeer — — — rosigen Schaumwein trinken, trinken — — — und so geht es fort. Selten ein gestalteter Vers. Selten ein gesehenes Bild. Und kein einziges Wort, das Energien in sich hat, das auch nur eine Zukunftsmöglichkeit hätte. Darüber wird man auch nicht durch die forcierte (übrigens reichlich geist- und witzlose) Vorrede hinweggetäuscht.

Dieses Buch ist nicht die Materialisation eines Willens (als welche es alleine eine Berechtigung hätte), sondern es ist allenfalls ein Ornament ums Dasein. Es ist ein Schmarren. (Anmerkung für Schwachköpfe: dies besagt nichts gegen den Lyriker Josef Tress, sondern nur gegen die Verse dieses Heftes!)

Beigegeben sind dem Bande drei Zeichnungen von Lovis Wachsmeier, die ich für stärker halte als die Verse. Doch konnte ich eine Beziehung zwischen den Zeichnungen und den Versen nicht auffinden.

Es ist bedauerlich, wenn ein Mensch mit offenbarem Talent wie Josef Tress sich um jeden Preis gedruckt sehen will. Wenn er (anscheinend nur um einen Band zu füllen) seine reichlich mittelmäßige Pubertätslyrik an die Öffentlichkeit bringt.

Doch warten wir auf die angekündigten „Neuen Gedichte“.

Hugo Kersten

ZEITSCHRIFTENSCHAU

DAS LITERARISCHE ECHO (Verlag: Egon Fleischel & Co., Berlin W 9). Das 1. Maiheft enthält: Edgar Steiger: Paul Apel; Paul Apel: Autobiographische Skizze; Rudolf Pechel: Otto Brahms kritische Sendungen; Leon Kellner: Eine moderne Dramaturgie. U. a.

PHÖBUS, Monatsschrift für Ästhetik und Kritik des Theaters, herausgegeben von Heinz Eckenroth (München). Das erste Heft enthält: Arthur Kutscher: Theater und Literatur; Georg Hecht: Das Problem und die Krise in den Münchener Kammerspielen; Heinz Eckenroth: Der Münchener Theaterwinter; W. Schendell: Berliner Briefe; Gedichte von Friedr. W. Wagner u. a.

VORNOTIZEN

WLADIMIR SOLOVJEFF. Die geistigen Grundlagen des Lebens. (Eugen Diederichs Verlag, Jena) M 7,—

EMIL LUDWIG. Der Künstler Essays. (S Fischer, Berlin.) M. 4,—.

SCHRENCK-NOTZING Der Kampf um die Materialisations-Phänomene. (Ernst Reinhard, München.) M. 1,60.

NOTIZ

Der Artikel über die „Neue Secession“ erscheint in der nächsten Nummer.

INHALT DER VORIGEN NUMMER (Sonderheft „Neue Secession“): Ludwig Rubiner: Maler bauen Barrikaden / Carl Einstein: Der Kunstkritiker Fritz Stahl / Briefe von Peter Hille an Else Lasker-Schüler / Thomas: Szene / Briefkasten / Holzschnitte von Schmidt-Rottluff, Tappert, Cesar Klein, Richter-Berlin, Zeichnungen von Moriz Melzer, Morgner, Kars, Dufy.

Lyrische Anthologien der AKTION

Es sind bisher vier Lyrische Anthologien erschienen. Die I. brachte u. a. Beiträge von Hans Baas, Ernst Balcke, Gottfried Benn, Alexander Beßmertny, Ernst Blass, Paul Boldt, Max Brod, S. Friedlaender, Max Herrmann (Neiße), Georg Heym, Jakob van Hoddis, E. F. Hoffmann, Rudolf Kayser, Alfred Kerr, Willy Küsters, Alfred Lichtenstein (Wilmsdorf), Leo Matthias, Paul Mayer (Bonn), Alfred Richard Meyer, Erich Mühsam, Richard Oehring, Erich Oesterheld, Anselm Ruest, René Schickele, Mario Spiro, Ernst Stadler (Brüssel), Hellmuth Wetzell, Alfred Wolfenstein.

Diese Anthologie kann einzeln nur noch in wenigen Exemplaren zum Preise von 1,50 M. abgegeben werden.

Die II. Anthologie enthält Beiträge von Peter Scher, Hugo Ball, Ludwig Bäumer (Worpswede), Johannes R. Becher, Gottfried Benn, Alexander Beßmertny, Ernst Blass, Franz Blei, Paul Boldt, Max Brod, Friedrich Eisenlohr (Paris), Henriette Hardenberg, Walter Hasenclever, Hermann Hendrich, Max Herrmann (Neiße), E. F. Hoffmann (Konstanz), Rudolf Kayser, Oskar Kanehl, Gottfried Kölwel, Willy Küsters (Konstanz), Alfred Lichtenstein (Wilmsdorf), Hans Luft, Fritz Mangold, Friedrich Mellinger, Paul Mayer, Erich Mühsam, Heinrich Nowak, Richard Oehring, Arthur Sakheim, René Schickele, Ed Schmid, Ernst Stadler, Leo Sternberg, Gustav Specht (Moskau), Mario Spiro, Hellmuth Wetzell, Alfred Wolfenstein.

Es erschien, drittens, eine „Anthologie jüngster französischer Lyrik“, ausgewählt und übersetzt von Hermann Hendrich. Sie enthält Gedichte von Henri Martin Barzun, Nicolas Beauduin, Blaise Cendrars, Jean Clary, Tristan Derème, Léon Deubel, Fernand Divoire, Henri Hertz, Louis Mandin, F. T. Marinetti, Alexandre Mercereau, Florian Parentier, Lucien Rolmer, Jean Royère, Valentine de Saint-Point, Theo Varlet.

Jede dieser beiden Anthologien kostet 50 Pfg. Wer den vollständigen III. Jahrgang bezieht (10 M.) erhält die drei Anthologien ohne Preiserhöhung.

Die erste Januar-Nummer 1914 erschien als IV., die No. 15 als V. Lyrische Anthologie. Sie kosten einzeln 50 Pfg. Den Abonnenten werden sie (wie alle sonstigen Sonderhefte) ohne Preiserhöhung geliefert.

Verlag DIE AKTION, Berlin-Wilmsdorf.

Verlag „Die Freie Generation“, Rainer Trindler, Zürich III, Werdstraße 10.

Soeben erschienen:

Jahrbuch der Freien Generation für 1914.

Zum fünfzigsten Jahrestag der Gründung der Internationalen Arbeiter-Assoziation und zum 100. Geburtstag Bakunins.
128 Seiten. M. 1,—.

P H Ö B U S

Monatschrift für Ästhetik und Kritik des Theaters.
Herausgeber Heinz Eckenroth, München, Ainmillerstr. 4.
Das erste Heft erscheint Mitte April.

Abonnementspreis vierteljährlich M. 2,—, Einzelheft 75 Pf.
Der „PHÖBUS“ ist durch jede Buchhandlung oder direkt durch den Verlag zu beziehen.

AKTIONS - SONDERDRUCKE

Bisher erschienen: Anonym: Gertrud Eysoldt; Max Oppenheimer: René Schickele / Peter Krapotkin / S. Friedlaender / Carl Einstein / Ferdinand Hardekopf / Heinrich Mann / August Strindberg. Jedes Blatt kostet M. 2,—, alle acht Drucke M. 10,— inkl. Porto.

GUSTAV WYNEKEN

Schule und Jugendkultur

M. 3,—

EUGEN DIEDERICH'S VERLAG / JENA

LA NOUVELLE REVUE FRANÇAISE

REVUE MENSUELLE
DE LITTÉRATURE ET DE CRITIQUE
35, Rue Madame, PARIS

L A P H A L A N G E

Monatschrift für Literatur und Kunst
Schriftleiter: Jean Royère
Abonnement: Jährlich 15 Francs
Paris, 84 Rue Lauriston.

GUSTAVE FLAUBERT

Sämtliche Werke in zehn Bänden
Autorisierte Ausgabe
Geheftet M. 40,— Gebunden M. 50.—
J. C. C. Bruns' Verlag in Minden i. W.

HEINRICH MANN

Sämtliche Werke
Prospekt kostenlos
Paul Cassirer, Verlag, Berlin W 10

Die Aktion

HR

WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK, LITERATUR, KUNST
IV. JAHR HERAUSGEGEBEN VON FRANZ PFEMFERT NR. 19

INHALT: Richter-Berlin: Senna Hoy (Titelbild) / Franz Pfemfert: Senna Hoy ist gestorben / Senna Hoy: Verse aus dem Moskauer Gefängnis / Senna Hoy: Blutstropfen (nach Sologub) / Else Lasker-Schüler: Lauter Diamant / Ludwig Rubiner: Um die Neue Secession / Paul Mayer: War dies alles? / Unveröffentlichte Briefe von Elisée Reclus / Kleiner Briefkasten / Hugo Kersten: Literarische Neuerscheinungen.



VERLAG, DIE AKTION, BERLIN-WILMERSDORF

HEFT 30 PFG.

Im Verlage der WEISSEN BÜCHER, LEIPZIG, erscheint Mitte Mai:

GESAMMELTE AUFSÄTZE

von

Max Scheler

Inhalt:

Erster Teil:

ZUR ETHIK,
ZUR REHABILITIERUNG DER TUGEND,
DAS RESENTIMENT IM AUFBAU DER
MORALEN,
ZUR IDEE DES MENSCHEN.

Zweiter Teil:

ZUR PHILOSOPHIE,
DIE IDOLE DER SELBSTERKENNTNIS,
VERSUCHE EINER PHILOSOPHIE DES
LEBENS,
ÜBER DAS TRAGISCHE.

Dritter Teil:

ZUR SOZIOLOGIE,
DIE RENTENHYSTERIE UND DER KAMPF
GEGEN DAS ÜBEL,
HORIZONTE DER FRAUENBEWEGUNG,
DER KAPITALISMUS.

Der kartonierte Band kostet ca. M. 8,—.

Bestellungen nimmt schon jetzt jede bessere Buchhandlung entgegen

Die Aktion

WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK, LITERATUR, KUNST

4. JAHRGANG

HERAUSGEGEBEN VON FRANZ PFEMFERT

23. MAI 1914

Die AKTION und der Staatsanwalt

I

Gestern, den 16. Mai, besuchten mich Beamte der Kriminalpolizei in meiner Redaktion, um die Nummer 13 der AKTION im Auftrage der Justiz zu beschlagnahmen. Die beanstandete (wie meine Leser nachprüfen mögen: sehr gute) Nummer war bereits vergriffen, die Mühe der Besucher daher vergeblich.

II

Ich habe, vor drei Wochen, an dieser Stelle begründet, weshalb ich den Konfiskationen keinen Reklamewert beilege: ich wünsche nicht, meinen Leserkreis mit Hilfe des Staatsanwalts zu vergrößern. Der Herr Staatsanwalt scheint die Aufrichtigkeit meines Wunsches anzuzweifeln. Oder ich war, verwöhnt durch das Niveau der Lesergemeinde meiner Zeitschrift, vielleicht in meiner Abwehr nicht . . . massiv genug. Ich will also zum Staatsanwalt im Zeitungsdeutsch zu sprechen suchen. Populär will ich sein.

III

Hören Sie, Herr Staatsanwalt! DIE AKTION ist eine Wochenschrift für Politik, Literatur, Kunst. Für menschlichste Politik. Für (Verzeihung, Leser und Mitarbeiter) erstklassige jüngste Literatur. Für jüngste, heiligste Kunst. Die Besten, Herr Staatsanwalt, sind meine Mitarbeiter. Die Besten, Herr Staatsanwalt, sind meine Leser. Was in den drei vergangenen Jahren in meiner Zeitschrift gedruckt worden ist, es ist so wertereich, so voll heißen Lebens, so (Gott, ein populäres Wort noch!) pyramidal, daß kommende Historiker der Literatur, der Kunst, der Politik die Geschichte des heutigen Deutschlands nicht schreiben werden, ohne DIE AKTION studiert zu haben. Der Literaturhistoriker z. B. wird dann feststellen: Das wichtigste, temperamentvollste, mutigste, moralischste Wochenblatt der jungen Literatur um

1910 war die Berliner AKTION. Hier (wird der Geschichtsschreiber sagen) haben die besten Köpfe des Jungen Deutschland ihre ersten Schlachten geschlagen, hier haben Dichter wie . . . (ich könnte prophetisch Namen nennen, Herr Staatsanwalt, aber Sie sind literarisch sicher „unbewandert“) . . . Dichter wie . . . ihren Weg zur Öffentlichkeit gefunden, hier hatte eine Stätte, wer das Deutschland der Krupp, Presber, Otto Ernst und Moabiter Glaspalast haßte. Das (und Ruhmvolleres) werden einst die Historiker von der AKTION melden, Herr Staatsanwalt.

IV

Ahnen Sie nun, weshalb ich gegen Ihren Eingriff in meine Lebensarbeit, gegen die Verdächtigung meines Wollens protestiere? Sie ahnen es nicht, wette ich. Denken Sie, bitte, über folgenden Zustand nach (langsam; es eilt nicht): ein Staatsanwalt hätte dunnemals Verse des Goethe konfisziert. Würden Sie heute Ihren Kollegen um diese unsterbliche Blamage beneiden? Sie haben (in Nummer 14 der AKTION) neben F. H.s Kunstwerk, jenes Gedicht des Mönchs von Montaudon beanstandet, als unzüchtig geschmäht, das an den Hochschulen Unterrichtsstoff ist! Sie haben (in Nummer 13) ein Gedicht so gelesen, wie kein Leser der AKTION es zu lesen vermag. Wissen Sie, was ich damit sagen will? Dies: Sie haben mit der Konfiskation mir, meiner Zeitschrift, den Lesern der AKTION, eine Beleidigung zugefügt, gegen die wir nur deshalb nichts unternehmen können, weil (in Deutschland) Kunst und Literatur vogelfrei sind. Sie haben, behaupte ich, nicht das Organ, Kunst zu würdigen. Sie haben, behaupte ich, irrtümlich die AKTION, als welche das führende Wochenblatt des jüngsten literarischen Deutschlands ist, so etwa gelesen, wie ich es mir ernstlich verbitten muß!

Glossen

WIR SIND DER AUFRUHR!

Wir, die wir nur noch aus Feigheit am Leben
sind,

arme Geschlagene in hundert Schlachten,
die wir die Welt und den Tod und das Leben
von Herzen verachten

und aus Rauschsucht der Welt und dem Leben
mit Inbrunst ergeben sind,

wir sind die Verdammten, die nachts eure Träume
erschrecken,

lüstern nach euren Töchtern und Knaben und
Weibern!

Wir sind die Hunde, die an den Zäunen verrecken,
das fiebernde Zucken der Lust in krampfstarren
Leibern!

Wir sind die Nacht, die eure Tage in Entsetzen
hüllt,

der halbe Schrei des Grauens aus blutender Kehle!

Wir sind der Aufruhr, der über die großen Städte
brüllt,

wir, mit dem Ekel um den Mund und dem ver-
fluchten Hunger in der Seele!

Hugo Kersten

GUTMANN

DAS ENDE EINER AGENTEN-LAUFBAHN. Emil Gutmann, der bisherige Inhaber der seinen Namen tragenden Berliner Konzertdirektion, ist wegen finanzieller Schwierigkeiten von der Leitung des Unternehmens zurückgetreten und hat eine Stellung als Beamter der österreichischen Staatsbahn angenommen. Damit hat eine Agentenlaufbahn ihr Ende gefunden, die . . . einen nicht sehr erfreulichen Typus aus dem modernen Musikleben spiegelt. Gutmann war eines der rührigsten und findigsten Talente jener Art, deren Aufgabe darin besteht, Kunst in Geld umzusetzen, ihr einen Marktwert zu geben. Er begnügte sich nicht mit der Vermittlerrolle, sondern er setzte seinen Ehrgeiz hauptsächlich darein, als selbständiger Manager amerikanischen Stils Kunst und Künstler in den Dienst seiner Geschäftsideen zu stellen und damit dem Musikbetrieb jenen Zug kaufmännischen Unternehmertums aufzuprägen, der ihrem innersten Wesen entgegengesetzt ist. . . . Aber im allgemeinen hat sein Bemühen, die Kunst zu einer nach rein merkantilen Gesichtspunkten betriebenen Industrie zu machen, mehr Schaden als Nutzen gestiftet und schließlich ist er selbst . . . ein Opfer seines allzu waghalsigen Unternehmertriebs geworden. (Frkf. Ztg.)

Wenn nur die Hälfte jener Kunstagenten, deren Geschäft nicht Vermittlung der Kunst ist, sondern diese selbst, wenn nur ein Drittel jener rührigsten und findigsten Talente, deren Aufgabe darin besteht, Kunst in Geld umzusetzen, das verdiente Schicksal Gutmanns fänden, die österreichische

Staatsbahn müßte sich sagen, daß sie, bei aller Nibelungentreue, unmöglich eine Sineküre für bankrottierte Großkaufleute, die in Literatur und Kunst machten, abgeben kann.

Wenn Emil Gutmann nicht einem frühzeitigen Bankerott erlegen wäre, sondern in voller körperlicher und finanzieller Frische sein 25jähriges Berufsjubiläum hätte feiern können, wir hätten die Frankfurter Zeitung bei einer anderen Gesinnung ertappt!

So aber schmätzt das Handelsblatt den Handelsmann. Einen Marktwert hat er der Kunst gegeben, verspekuliert hat er sich, nicht gedacht soll er werden. Der Handelsteil dieser Zeitung, der gewiß anständiger redigiert wird als das Feuilleton, sollte nicht dulden, daß hier einem tüchtigen Geschäftsmann, dem sich nichts nachsagen läßt als Mißerfolg, unverdienter Tadel ins finanzielle Grab nachgerufen werde. Der Handelsteil müßte den Kaufmann vor dem Feuilleton in Schutz nehmen, das engherzig und heuchlerisch sich über das Natürlichste von der Welt, nämlich darüber entrüstet, daß dem Agenten das Ethos der Ware der Gewinn ist, den sie abwirft. Warum geht das Feuilleton mit dem Handelsmann, der nie ein Hehl daraus gemacht hat, daß ers ist, so streng ins Gericht, mit dem Agenten, der der Kunst einen Marktwert verleiht, und nicht mit jenen „Ausübenden“, die der Ware einen Kunstwert verleihen, was zweifellos das Schlimmere ist?! Nicht der Kunstagent ist das Übel, sondern die Kunstgenossenschaft, die sich seiner bedient.

Der Name Gutmann täuscht nicht; jeder weiß, was er sich darunter zu denken hat; niemand wird so etwas mit Kunst verwechseln. Aber es gibt auch Namen, von denen man nicht weiß, ob sie einen Künstler bezeichnen oder eine Geschäftsfirma. Und daß über diese Gesellschaft der große Bankerott hereinbräche, ist aufs innigste zu wünschen — auf die Gefahr hin, daß die österreichischen Staatsbahnen um Beamte bereichert würden, die das Eisenbahnfahren illusorisch machen. Aber die Atmosphäre in Kunst und Literatur wäre wenigstens gereinigt.

N. O. Kent

DAS SPITZELPROBLEM

In Österreich gab es in den letzten Monaten zwei Sensationen, die das Interesse der großen Welt für sich hatten. Eine Affäre, bei der ein hoher Offizier sein Land, eine zweite, bei der ein politischer Vertrauensmann seine Partei verriet. Beide

um des Geldes willen, der eine, um ein luxuriöses, der andere, um ein gut bürgerliches Leben führen zu können. Und daneben tauchen immer wieder ähnliche kleine Histörchen auf, die unterdrückt werden, ehe die Alarmglocke der Sittlichkeit in Schwung kommt. Die Sache ist interessant. In allen Tönen der Empörung singen die Tugendhüter, die Erregung bläht sich ins Ungeheuerliche, große Worte verkünden die Fanfarenbläser. Und der Mann wird gerichtet, im Angesicht der großen Öffentlichkeit, ist ein Verfemter, Ausgestoßener. Jeder, der sich ehrsam fühlt, trägt noch einen Span Holz zum Scheiterhaufen, und die Sittlichkeit ist gerettet und tritt von neuem ihre glorreiche Herrschaft an. Die Hehler, die nach einem alten Sprichwort so schlecht sein sollen wie die Stehler, leben ihr ehrsam Leben weiter. Ja, ihre ganze Mission besteht ja auf dem Zuträgertum der Verräter, und wenn einer einmal den richtigen Ehrgeiz hat, es besonders gut zu machen und einen Fachmann als Gewährsmann dingt, dann kommen allemal Entgleisungen vor. Staat und Polizei müssen sich also ein für allemal bei diesen Aktionen mit Dilettanten begnügen, und der Name und die Funktion wäre doch gewissermaßen eine Sicherstellung, daß sie nicht genasführt werden, und das teure Geld bei Leuten anlegen, die auf der einen Seite verraten, auf der andern lügen.

Der Staat verlangt mit Recht von seinen Beamten die eidliche Versicherung, daß sie ihn nicht verraten, dafür nimmt er den Verrat der Nachbarn unter seinen besonderen Schutz. Und läßt sich die Sache ein hübsches Stück Geld kosten. Aber die Kapitalsanlage ist zweifelsohne nur dann sicher, wenn ein Mann in Stellung für sie haftet, und deshalb werden die Preise bei den schweren, unsicheren Zeiten immer höher werden, so lange unsere schöne, liebe, erbgessene Frau Moral ihr goldenes Szepter schwingt, oben seidene Röckchen trägt und unten unsaubere Wäsche, auf der einen Seite empört tut und entrüstet und auf der andern Seite entzückend zu lächeln versteht. Das erste Kapitel der Abrüstungsfrage wäre gelöst, wenn der Verräter nicht hüben, sondern drüben gehenkt würde. Denn es wäre eine interessante Frage, die jedem Steuerzahler nahe gehen muß, zu konstatieren: ist der Staat der Angeschmierte, wenn seine Beamten ihn verraten, oder ist er der Angeschmierte, wenn sie sein Geld zweifelhaften Individuen geben, die ohne staatliches Patent eigentlich eine sichere Garantie für ihre Angaben nicht zu bieten imstande sind.

HERR SOMBART ENTDECKT RUSSLAND

Dort gibt es, wie wir durch diesen wunderlichen Kolumbus erfahren: Steppen, Wälder, Raum für viele Menschen, Städte und Gouvernements mit russischen Namen. Das gibt es dort. Wir haben bisher unserm Geographielehrer und unseren Frauen das blindlings geglaubt. Unser Glaube ist jetzt Wissen. Im Ernst gefragt: wieviel Arroganz ist nötig, um in einem verbreiteten Blatte das als Offenbarung hinzulegen, was jeder vierzehnjährige Volksschüler interessanter zu sagen weiß? Werner Sombart ist doch sozusagen Professor. Er wird sicher einmal von einem gewissen Professor Masaryk gehört haben. Dieser Masaryk hat, bevor Sombart sich aufraffte, Rußland zu erleben, zwei gründliche Arbeiten über Rußland erscheinen lassen (bei Diederichs in Jena). Wenn Werner Sombart auch nur das Vorwort zu Masaryks Werk kennen würde, er hätte nicht die Courage aufgebracht, über seine belanglose Spritztour Gedankenloses zu quasseln.

F. P.

DISZIPLIN DER GEGENWART

Soldaten werden sein. Unermeßliche Heere, die den dröhnenden Schritt der Arbeiterscharen noch überstampfen. Der Reichstag, der eine „Horde“ geworden ist, die Bewilligungsmaschine, die Herren mit den kahlen Köpfen, „langweilige Ableser“ brüllen nicht so laut. Oldenburg ist lauter und Roethe, der Professor, und die Soldatenscharen, die kommen werden. Schlacht bei Helgoland. Auf die grands unités der vereinigten Geschwader englischer, französischer, russischer Provenienz platzen die Bomben der Mutigen, die in Zeppelin lauern.

Saverne est morte. Vive Saverne! Unermeßliche Heere der Reaktionäre werden dröhnen. Voilà! Staub. Pulverdampf. Die Reaktion hat eingesetzt. Die Kontreanarchie hat eingesetzt.

Und nichts mehr wollen sie wissen von der „hysterischen Renaissance“ Heinrich Manns. Das Gotische wird wieder modern. In den Flugblättern deutscher Nation, die der Autor des Rastaquär druckt, haben sie das Hildebrandslied aufgetan und seine steifen Rhythmen, so sie auch Ernst Lissauer beherrscht. Die deutsche Kultur, die heute nicht existiert, hat einmal existiert, bis der Dreißigjährige Krieg kam und sie vernichtete. Das ist der Sinn der Pose. Darum wühlen sie in abgelagerten Chansons. Wie in Amerika, wo sie Lifts einbauen in dorische Tempel, wo die Kratzer Symbol sind für das Manko jeglicher Kulturtradi-

tion, so seien wir zerfallen in ein Tohuwabohu in sich verschiedenster Richtungen. Zerflattert. Zerstampft. In Gefahr, uns aufzulösen. Schon melden sich die Partikularisten. Nicht wahr? Ist das wahr? Ja! Das ist wahr. Sie fordern Religion nach ihren Zwecken, weil sie die Priester zur Staatserhaltung und zu ihrer Unterhaltung benötigen. Herr Oldenburg-Januschau fordert Religion. Auch die Kontreanarchie fordert Religion, weil sie glaubt, daß nur da Kunst, Kultur sein könne, wo großer Glaube ist.

Beide wollen sie das Germanische.

Diese Richtung mußte einsehen, daß die politische Einheit, die der große Krieg gab, sich in der Konsequenz erschöpfte, daß die kulturelle Einheit, das spezifisch Deutsche noch nicht geworden ist. Da sie einsehen, daß es ihnen nicht gelungen ist, nach außen zu wirken, wollen sie neue Mittel. Beispiele finden sie in dem Kampf um das Elsaß, wo sie nicht ganze Arbeit machen konnten. Das Fiasko von Zabern empfinden sie sehr ehrlich als ein Fiasko der deutschen Kultur.

Alles scheint zu beweisen, daß die Deutschen müder geworden sind und programmloser denn je. Selbst Herr Fouquiére bemitleidet uns. Wir sind das „unschickeste“ Volk der Erde. Wir haben uns nicht sehr geändert seit jener Zeit, da wir unter den deutschen Eichen saßen und träumten, so lange, bis eines Tages Madame de Staël kam und uns entdeckte.

Warum haben es die Franzosen politisch wieder zu Bedeutung gebracht, regieren sie die Welt mit ihrem Vermögen (das geringer ist als das unsrige), warum? Nachdem sie durch die furchtbaren Tage von 1870 fast vernichtet waren. Die Macht ihrer alten Kultur, die eine zeitlang scheintot gewesen ist, erscheint uns eine ungeheuerliche. In Deutschland herrscht statt dessen Kasernierung auf jedem Gebiete.

Richard Huelsenbeck

AUS OTHELLO

Shakespeare hat in diesem Werk nicht gelacht. Was geschieht bei Reinhardt, dem immer so viel am Stil liegen soll?

Hoho, das Publikum hält es aber nicht aus, fast über vier Stunden ernst zu bleiben; es läuft davon, wenn es nicht grinsen kann, und gekitzelt wird. Vor allem jetzt bei Sommersanfang. Und dann ist dieser Bassermann so unerbittlich ernst, auch diese Heims trotz ihrer Bürgerlichkeit so

leidvoll, sogar dieser mittelmäßige Winterstein so ulkfremd und korrekt, so handfest und ungallisch! Humor muß deshalb her. Um jeden Preis.

Also: Rodrigo wird vom Komiker gegeben, affenmäßig ausstaffiert, zwinkert mit den Augen wie ein Clown, zwickt jede Silbe und bewegt sich wie ein Hampelmann, kommt — ein Theaternaturbursche — aus einem Familienschrank von 1875, und bindet sich einen blonden Bart ums Kinn, den ihm der „finstere“ Jago im „teuflischen“ Scherz alle Minute abreißt. Humor.

Der Jago Shakespeares ist noch kein Schurke; was er sagt, genügt nicht. Gute Regisseure werden nachhelfen. Also: er muß den ohnmächtigen Othello treten, kitzeln, zupfen und mit „satanischem“ Glucksen die Augenlider hochziehen. Man muß eben auch den Ernst in einem Werke sichtbar herausheben.

Jagos Scherzen müssen alle neugierig zuhören, um vor Lachen zu bersten, mögen auch die Zuschauer die Witze albern finden; wenn oben alles lacht, müssen sie auch, oder sie haben den Dichter nicht verstanden.

Überhaupt: Gelächter auf der Bühne wirkt stets, wenn kein Grund vorhanden ist. Es muß nur gesteigert werden, bis alles lacht.

Und ja, ja zum Jago recht freundlich sein! Shakespeare hat noch lange nicht genug dafür gesorgt. Man muß Verständnis für die Schwächen eines Dichters zeigen.

Alle Kunst gipfelt in Körperkultur. Lernen wir vom „Stadion“! Die peinlichste Genauigkeit der Raufszenen und des Schwerterrasseln ist ein Gipfel. Hier kommt es darauf an, wer am besten schnauft und keucht, nach Atem ringt und sich den Schweiß abwischt. Eine Büste im Foyer ist ihm gewiß.

Sind erst diese Szenen vorbei, spektakelt nur noch die Seele des Mohren, und es wird tragisch und langweilig. Nur noch einmal darf Rodrigo gestelzt kommen, und der Humor „dämonisch-dumm in den Abgrund grinsen“. Schade, schade.

Kurt Kersten

MIRJAM HORWITZ

1

Diese Frau! Ich sah sie einmal einen hysterischen Anfall spielen. Der kam plötzlich; schreiend; zwingend. Sie fiel in sich, die Arme hängen lassend. Ihr Körperchen (man darf bei ihr nicht

Körper sagen) agierte mit, bis zum letzten Nerv. Alles war Hysterie. Die Fingerspitzen, die schwarzen Wimperhaare: Hysterie.

2

Mirjam Horwitz ist die unverstandene Frau. Nicht die spezifische unverstandene Frau . . . die zetert, keift, wenn sie nicht verstanden wird. Nein, die sehr kultivierte: mehr Innerlichkeit, abgründigere Seele. Trägt ihr auch die Rolle auf: zu zetern, zu keifen — es zittert das innere (blutende) Weinen mit.

3

Tages- (besser: Nacht-) Kritiker machen „Einseitigkeit“ ihr zum Vorwurf. Bis zum Erbrechen sind wir es gewöhnt: daß man uns unsern einzigen Vorzug immer vorwirft. Einsichtige wissen: daß Moissi immer Moissi ist. Daß Tilla Durieux eben sich spielt. Daß Mirjam Horwitz keine Verwandlungskünstlerin ist. Sondern mehr. Viel mehr.

4

Sie ist, Gott sei Dank, nicht intellektuell. „Kalte, zwingende Größe“ (Ida Roland) eignet ihr nicht. Sie ist . . . Sinnlichkeit zur höchsten Potenz. Orientalische, soll heißen unherbe, nicht kompakte Sinnlichkeit. Ströme strahlt sie aus: die zwingen nicht das Hirn, zu denken: wie klug, wie geschickt, wie raffiniert. Die zwingen das Blut.

5

Mirjam Horwitz geht: wie wohl eine Welle zum Strand kommt; weich, langsam, nicht aus eigener Kraft die Bewegung nehmend; sondern . . . von Dahinterstehendem gedrängt. Bei ihr ist diese Gewalt: das Geschlecht.

6

Mirjam Horwitz im Kino: „Die schwarze Natter“. Zwei überwältigende Details hat sie da: ein langsames Augenöffnen und ein langsames Mundöffnen (eine Zeile aus Gottfried Benn wird nun bildhaft). Mehr zeigt sie auf der Leinwand, als die Szene des Theaters ihr erlaubt. Das Kino duldet, nein, erfordert (seelische) Entblößungen.

7

Bei aller nahezu primitiven Sexualität, die aus Mirjam Horwitz spricht, spielt sie vorsichtig. Ein wenn auch obsoletes Bild: als lenkte sie vom Kutschbock ein Vollblut-Achtergespann. Sie weiß: es droht — Übersäumen. Sekunden hat sie, da läßt sie sich los. Dann ist sie häßlich; wie alles Losgelassene. Zum mindesten unkünstlerisch. Seelische Nuditäten gehören nicht auf die Bühne.

8

Dies letzte ist zu abstrahieren bei der Betrachtung dieser Frau. Begründung: der Reiz am Theatralischen ist die verschleierte Erotik. Parfüm im Wattebausch. Bitte . . . keine Essenz auf Flaschen gezogen.

Hans Leybold

Totalität

Von Carl Einstein

PSYCHOLOGISCHE ANWENDUNG

Innerhalb des seelischen Verlaufs nehmen wir totale, d. h. geschlossene Gebilde auf.

Diese Gebilde machen das Gedächtnis aus und funktionieren als geschlossene Qualitäten, da gerade die Totalität ihren Sinn ausmacht, insofern sie von der Totalität die qualitative Bestimmung erhalten. Wir wären nie imstande, Bestimmtes vorzustellen und zu bestimmen, wenn unser Gedächtnis nicht die Vereinigung prägnanter qualitativer Gebilde darstellte, welche, da Totalität eine Funktion ist und als solche eine zeitliche Bestimmung erfahren kann und muß, die zeitliche Funktion schaffen, da sonst die Zeit für uns nie Unterschiede enthalten könnte. Zeit, rein vorgestellt, muß qualitativer Unterschied der Erlebnisse bedeuten, der, allegorisch an Hand geometrischer Vorstellungen betrachtet, räumliche Folge bedeutet, während Zeit nur Unterschied der Qualität ist.

Da wir Erkennen als Schaffen konkreter Gegenstände definieren, sind Prinzipien erst an Hand des Seins, dieser Art des Erkennens, vorstellbar. Die apriorische Voraussetzung des Prinzips ist die Qualität resp. die Totalität. Alle qualitativen Prinzipien sind Umschreibungen a posteriori der Totalität. Kunst erkenntnismäßig betrachtet, geht nicht auf Begriffe, sondern auf die konkreten Elemente der Darstellung.

Der totale Gegenstand absorbiert jeden psychologischen Verlauf, der auf ihn hinzweckt, als auch jede Kausalität. Die kausale Betrachtung ist eine rein rückschauende, welche stets den konkreten Gegenstand überschreitet, die Ursachen sind konstruiert, nicht das Totale. Die Ursachen eines Gegenstandes liegen stets in einer anderen Ebene als der Gegenstand selbst. Kausales Denken löst in eine ungegliederte Vielheit auf und veräußert ihren Gegenstand zur Allegorie eines unsinnlichen Vorgangs, der außerhalb des Gegenstandes liegt. Darum sagt sie nicht über die Form, die Qualität desselben aus.

Das Gedächtnis ist die reine Funktion qualitativ verschiedener Erlebnisse, welche ihrer Qualität

untergeordnet werden und simultan latent sind, um zu agieren innerhalb eines qualitativen Erlebnisses, das Entsprechendes oder Entgegengesetztes hineinnimmt. Am konkreten Erlebnis besitzen wir die Zeit unmittelbar, an der Beziehung des Qualitativen bewußt. Wir messen die Zeit mittelbar wissenschaftlich mit Hilfe der Größe und verwandeln sie in ein simultan Räumliches, während sie unmittelbar Differenz der Qualität ist.

In der Beziehung des konkreten Erlebnisses zu den qualitativen Funktionen der Gedächtnisvorstellungen greifen wir die Zeit unmittelbar.

Jeder Gegenstand kann total sein, insofern es keine einfachen Gegenstände gibt.

Totalitäten unterscheiden sich voneinander durch Intensität, d. h. je kräftiger und reicher der Bezug ihrer Inhalte ist, je mehr diese selbst vielseitige Elemente darstellen.

Diese Denkweise geht vor allem auf Erschaffen von Gegenständen aus und knüpft aufs engste an den unmittelbaren Lebensprozeß an, der, wie das Gedächtnis, rein qualitativ bestimmt ist, denn die Zahl ist das Mittel eines retrospektiven Denkens, das die Erlebnisse simultan vorstellt und zurückwirkend uns zu der Täuschung veranlaßt, eine Kontinuität sei nur möglich durch das Unqualitative und nur durch die Zahl verbürgt, während die Totalität eine bis ins kleinste gegliederte Zeitfolge erweist, die in jedem Punkt zeitlich, d. h. qualitativ unmittelbar interpretiert, deren Intensität bald zu-, bald abnimmt, je nach Art und Intensität der Erlebnisse. Die Totalität ermöglicht es, daß wir an jedem beliebigen Punkte unserer Erlebnisse diese wie ein Ganzes betrachten.

Während die quantitative Betrachtung es uns verböte, an irgendeinem Punkte stehen zu bleiben, da ihre Kontinuität niemals qualitativ bestimmt werden darf, was eine Begrenzung ausschließt. Die qualitative Betrachtung der Erlebnisse erlaubt uns nicht, irgendwie eine nur kleinste Einheit festzustellen, d. h. unsere Erlebnisse lösten sich vollkommen chaotisch auf und wir verlieren jeden Weg, unsere Erlebnisse zu latenten bestimmten Funktionen umzudeuten, welche qualitativ bestimmt an jedem beliebigen Punkte hervortreten können.

Da das Quantitative nichts Neues erzeugen kann, sondern nur die Wiederholung einer Einheit darstellt, so kann es niemals als Darstellungsmittel irgendwelcher zeitlicher Prozesse benutzt werden, außer wenn diese selbst rein quantitativer Art sind,

d. h. man wiederholt rückschließend einen Prozeß, was jedoch im unmittelbaren Leben uns unmöglich erscheint, denn die zeitliche Anschauung stellt immer eine neue Konstellation dar. Trotz der stets qualitativen Verschiedenheit zersplittert unser Sein nicht, da es als Qualitatives eine der verschiedenen Totalitäten darstellt.

DIE SONNE

Zwischen meinen Augenlidern fährt ein Kinderwagen.

Zwischen meinen Augenlidern geht ein Mann mit einem Pudel.

Eine Baumgruppe wird zum Schlangenbündel und zischt in den Himmel.

Ein Stein hält eine Rede. Bäume in Grünbrand. Fliehende Inseln.

Schwanken und Muschelgeklingel und Fischkopf wie auf dem Meeresboden.

Meine Beine strecken sich aus bis zum Horizont. Eine Hofkutsche knackt

Drüber weg. Meine Stiefel ragen am Horizont empor wie die Türme einer

Versinkenden Stadt. Ich bin der Riese Goliath. Ich verdaue Ziegenkäse.

Ich bin ein Mammuthkälbchen. Grüne Grasigel schnüffeln an mir.

Gras spannt grüne Säbel und Brücken und Regenbögen über meinen Bauch.

Meine Ohren sind rosa Riesenmuscheln, ganz offen. Mein Körper schwillt an

Von Geräuschen, die sich gefangen haben darin. Ich höre das Meckern

Des großen Pan. Ich höre die zinnoberrote Musik der Sonne. Sie steht

Links oben. Zinnoberrot sprühen die Fetzen hinaus in die Weltnacht.

Wenn sie herunterfällt, zerquetscht sie die Stadt und die Kirchtürme

Und alle Vorgärten voll Krokus und Hyazinthen, und wird einen Schall geben

Wie Blech von Kindertrompeten.

Aber es ist in der Luft ein Gegeneinanderwehen von Purpur und Eigelb

Und Flaschengrün: Schaukeln, die eine orangene Faust festhält an langen Fäden,

Und ist ein Singen von Vogelhälsen, die über die Zweige hüpfen.

Ein sehr zartes Gestänge von Kinderfahnen.

Morgen wird man die Sonne auf einen großrädri gen Wagen laden

Und in die Kunsthandlung Caspari fahren. Ein
viehköpfiger Neger
Mit wulstigem Nacken, Blähnase und breitem
Schritt wird fünfzig weiß-
Juckende Esel halten, die vor den Wagen ge-
spannt sind beim Pyramidenbau.

Eine Menge blutbunten Volks wird sich stauen:
Kindsbeterinnen und Ammen,
Kranke im Fahrstuhl, ein stelzender Kranich,
zwei Veitstänzerinnen,
Ein Herr mit einer Ripsschleifenkrawatte und
ein rotduftender Schutzmann.

Ich kann mich nicht halten: Ich bin voller Se-
ligkeit. Die Fensterkreuze
Zerplatzen. Ein Kinderfräulein hängt bis zum
Nabel aus einem Fenster heraus.

Ich kann mir nicht helfen: Die Dome zerplatzen
mit Orgelfugen. Ich will
Eine neue Sonne schaffen. Ich will zwei gegen-
einanderschlagen

Wie Zymbeln, und meiner Dame die Hand hin-
reichen. Wir werden entschweben

In einer violetten Sänfte über die Dächer eurer
Hellgelben Stadt wie Lampenschirme aus Seiden-
papier im Zugwind.

Hugo Ball

SCHWÜLE

Das Gewitter schwitzt in den Bergen.
Wir liegen beieinander in unsrer alten Baracke.
Staffagen mit winzigen Püppchen und Zwergen
Dehnen sich faul, und die Wolken rollen und
wackeln.

Neben mir räkelt sich ein böses, schwarzes Weib.
In Ekel, Geilheit und Faulheit versink ich weich.
Ihre Schlammküsse klatschen lau an meinen Leib.
Wem paßt das nicht? Leute, im Grunde ist
alles gleich!

Es wird furchtbar schwül. Wer wie ich alle
Nuancen sah,
Weiß, wie nichtig es ist, was die Regentropfen
schwätzen.

Siehe, nun blitzt es. Und nun sind die goldenen
Drachen wieder da,
Und packen meine Seele mit ihren unsterblichen
Tatzen!

Wilhelm Klemm

LIEBE

Du trittst in meinen Tempel ein:
Deine Arme, die jungen Hände
Wirfst du zur Kuppel auf,
Wo meines Atems Flüsse alle
In unerschöpflichen Liedern zusammenrauschen.

Du wirst zur Säule,
Du, trägerstark, doch heißbeschwingt,
Und mit den Säulenbrüdern meines Körpers
Singst du in reichem Glockenchor mein Lob. —

Käte März

IM MENSCHENSTROM

Da sah ich die Menge, verloren im Labyrinth
der Riesenstadt, sich wie einen Heerwurm schieben,
Gesichter wogen, auf denen die Angst geschrieben,
und die doch lächeln und schön im Schmerz sind,
begegnen und knixendes Vorüberwinden . . .

Ein Freundlichkeiten-Sagen mit Grübchenwangen.
Umdrehn im Plaudern . . . Und immer dazwischen
das Bangen

der flackernden Augen, den Ausgang wiederzu-
finden.

Überschütten mit Worten, Sich-Kreuzen der Ge-
spräche,

die das wunde Hirn herüber, hinüber zerren . . .
Ein Liebesblick, ein Traumlaut — da versperren
Gesichter Gesichte und weiter wirbelt der Tanz
der Oberfläche.

Und jeder möchte die Flucht der fiebernden Blicke,
die Blässe der Angesichte, die feuchte Röte



der Lippen vergessen, und fühlt nur seine Nöte über die Reden hinweg und Händedrucke. Und hört gemartert rufen die Stimme der Seelen, die draußen vor den Wällen zurückgelassen, trauern rings um den Irrgarten dieser Gassen und zittern, Glück und Dasein zu verfehlen. Nicht einem ist die Sehnsucht ganz verglommen; in Weite aufzuatmen, sich hinauszuretten in Waldesstille, mit der Seele zu verketteten sich wieder, mit der Fülle des Weltraums selig verschwommen!

Und die, zu entfliehn der Einsamkeit und Leere, — ein flüchtiger Aufglanz selber — sich gewöhnen, zu schaukeln in diesen Wogen, sah ich am meisten stöhnen, wie abgeschlagne Häupter treiben auf dem Meere.

Leo Sternberg

SENNA HOY

Epilog

Es ist um das Schema dieses Todes, der ihn verlangsamte, und es ist nichts um ein Denkmal dieses Toten, und es ist wie ein mühseliges Staunen, daß er, einer von den Einzelnen, jenen Tod irgendeines starb. Eingegangen an Schwindsucht unter Umständen, die der Anästhesie des Geistigen ein paar Worte abpreßten: jeder Tag, katastrophal, — eine aufreizende Gebärde, in der schon etwas von seinem Letzten schimmerte.

Und sein Sterben kommt über uns wie ein Geschehen, und es gilt irgendwo und bleibt und hängt in den Gedanken wie ein unerfüllter Kontur. Es überfällt wie ein Lahmsein und wie ein Locken zur Resignation, preßt das Gehirn zusammen, schrillt wie ein Lästern hinein in den Kampf der eigenen Überlegungen und splittert zu Augenblicken, in denen man mit einem wunden Stöhnen zu der fixen Idee des eigenen Ringens unterliegen möchte. Aber der Tod verblaßt wie der Tod irgendeines, und sein Leben geht auf, ein weiter gewonnener Buchstabe des Gesetzes, das sich aus der Angst der Jahrhunderte schält.

Es war nichts an ihm gut zu machen; das ist eine der Verborgenen aus dem Willen seines Todes. Aber es ist zugleich der Schrei nach uns und nach unserer Bestätigung der stürmenden Forderung seines Lebens. Es ist nichts an ihm gut zu machen, und ob um sein langes Sterben der Firlefanz einer grotesken Entrüstung der „Gewissenhaften“ gehängt oder sein Ende hilfsbereit pathologisch gefirnißt wird: was geht das uns an?

Er und wir, eine Geste, die seine Notwendigkeit zeichnet und unsern Willen rot umläßt, denn — es ist um das Schema dieses Todes.

Ludwig Bäumer

Marusja

Erinnerungen an die russische Revolution

Von Senna Hoy

Ich ging durch die „Prager Vorstadt“ den „Alleen“ zu. Ein prachtvoller Frühlingsnachmittag mit der Eleganz, dem Luxus und mit der nervösen Spannung in der Luft, die nur Warschau kennzeichnet in den Tagen des Kriegszustandes, da jeden Augenblick jeder Begegnende Bomben schleudern, aus der nächsten Quergasse Kosaken mit geschwungenen Nagajken herausgaloppieren oder die an jeder Straßenecke stehenden Militär- und Polizeiposten und die unaufhörlichen Patrouillen zu schießen anfangen können. Nur ein geübter Blick findet einen Unterschied im gewöhnlichen, bewegten, glänzenden Straßenbild der Trottoirs: Offiziers- und Beamtenuniformen sind selten zu sehen; dagegen beständig die Kostüme, die der Russe Erbsen-Paletots nennt, und in ihren Trägern die Physiognomien, die der Berliner mit „Achtgroschenjungen“ bezeichnet.

Ich glaube nicht, daß ich besondere Aufmerksamkeit wendete auf Begegnende und Mitpassanten. Instinktiv, wie die Berührung schleimiger Molluskenhaut, fühlen sich die schmutzigen Blicke der Gattungsgenossen Shakespeares und Buddhas, die in diesen Jahren das Schicksal und das Leben von Millionen in ihren dicken, roten Fingern halten; und instinktiv umklammert die Hand fester den Griff der Waffe in der Tasche des eleganten Frühlingspaletots. Aber der Blick verliert sich nicht an diese Figuren. Überdrüssig. Und langweilig.

Ich glaube, den Leuten, die bei Mukden zwei Wochen die Mimosen über ihren Köpfen zischen hörten, war zuletzt zum Ekel langweilig.

Vor zwei Stunden war einer der kleinen Straßenkämpfe beendet, die zum Tagesrepertoire gehören. War ich zu spät, waren andre zu früh gekommen — ich weiß nicht — und in diesen Zeiten endloser Katastrophen läßt sich dergleichen auch nicht feststellen. Aber die gelben Paletots hatten, wie immer, nicht sauber gearbeitet; der erste Kamerad, der sich dem Hause näherte, in dem unser konspirativer Rendezvousort entdeckt und besetzt war, eröffnete das Feuer auf die Spione, die in allen benachbarten Haustüren hungerten. Die zwei nächsten, fast gleichzeitig mit ihm in

einer Droschke angekommen, unterstützten ihn, konnten ihn aber nicht mehr herausreißen: er hatte alle anderen gerettet, mich in deren Zahl, war aber selbst auf dem Platze geblieben, bedeckt von einigen blutüberströmten professionellen Bluthunden.

Wahrscheinlich ist er nicht tot; und nachher erfuhren wir, daß er nur verwundet worden war. Aber das macht keinen Unterschied: aus der Ochrana wird er tot herausgetragen; und hernach erfuhren wir, daß er am andern Tage „starb“.

Die Beiden im Wagen waren eine halbe Stunde später in einem anderen Stadtviertel zufällig verhaftet worden. Eben kam ich vom Polizeirevier, wo ich erfahren hatte, daß es ihnen bereits selbst gelungen war, sich zu befreien.

Sie hatten nicht nur Brownings, sondern auch Geld bei sich gehabt.

Einer von ihnen hatte schon den Posten vor dem Hause des Gefallenen bezogen. Der Dwornik des Hauses war unzuverlässig. Vor dem Hause spielten seine Kinder. Durch sie war es zu erfahren gelungen, daß in der Wohnung des kaum Verhafteten schon der beliebte Hinterhalt inszeniert war. Diesmal wird das schlaue Polizeistück erfolglos bleiben.

Wieviel waren das in den letzten zwei, drei Tagen? Heute nacht . . . das letzte vor zwei Stunden? Seltsam; als wären Wochen vergangen.

Übrigens nein, nicht Wochen. Der Sinn faßt keine Zeitbestimmungen. Stunden, Wochen, Monate — Worte, für die im Bewußtsein kein Inhalt ist.

Diese verdammten schmutzigen Blicke. Wieviel dieser Bestien hier spazieren. Ihre Reihen füllen sich schneller wieder, als die unsern.

Zwei Stunden . . . Man muß seine Frau benachrichtigen, die im Gefängnis bei der Ochrana sitzt. Übrigens weiß sie vielleicht schon. Vielleicht liegt er, tot oder halblebendig, in einer ihrer Nachbarkammern, und erst nachts „vernimmt“ man ihn in der Ochrana. In der Ochrana wird immer nachts gearbeitet.

Seine Braut . . . Ihre Verhaftung hat ihm den letzten Rest dessen genommen, was man im gewöhnlichen Leben kaltes Blut nennt. Übrigens sind die Begriffe des gewöhnlichen Lebens sehr relativ. Schon längst nicht nur auf uns nicht anwendbar. Haben all diese Leute, die fast jeden Tag Blut sehen und jeden Augenblick ihr eigenes fließen zu sehen erwarten und dabei geputzt und angeregt plaudernd durch die glänzende „Prager

Vorstadt“ und die „Alleen“ spazieren, kaltes Blut? Vielleicht. Es kann auch sein, daß sie einfach Verrückte sind. Wenn die Norm der normale Zustand des normalen bürgerlichen Lebens ist, sind sie sicher Verrückt. Es kommt auf das tertium comparationis an. Hier ist keiner, der nicht rücksichtslose Durchsuchungen auf der Straße oder im eignen Hause, Pogrome, Attentate, Demonstrationen, Kosaken- und Polizeimordereien durchlebt, nicht nahe, verwandte Freunde verloren oder im Gefängnis oder in Sibirien hätte. Gestern, vor zwei Wochen — im vorigen Monat: die Kalenderzeiten haben ihre Geltung verloren. Überhaupt — die Psychologie des Kriegszustandes ist eine sehr verwickelte Sache.

Oder sehr einfache? Überdruß, Abstumpfung, Gewöhnung, Langeweile . . .? Ich weiß nicht.

Aber es scheint, als sei die Psychologie des Kriegszustandes eine sehr einfache Sache. Wie die des Massenmörders, des Mörders aus Profession und Gewohnheit. Es gibt solche; auf Sachalin und in den Kabinetts der Satrapenpaläste.

Seine Frau muß jedenfalls benachrichtigt werden. Als sie vor einigen Monaten verhaftet wurde, hatte sie die Aussicht auf Wiedersehn mit ihm im Gefängnis. Sieht sie ihn jetzt?

Wahrscheinlich lebt er noch. Bis zur Nacht . . .

Später, auf den Stühlen vor dem Kriegsgericht, saßen wir nebeneinander. Dieses Mädchen war im Alter von 16—17 Jahren verhaftet worden. Im Gericht wußten die „reifen“ Männer in Generals- und Obersten-Uniformen, die über sie zu Gericht saßen, kein Wort zu sagen auf die leidenschaftlich-ruhigen, fürchterlich ernsten Anklagen dieses Kindes an Jahren, dieses Greises an Lebenserfahrung, dieses biblischen Propheten in seiner wundervollen Begeisterung, seinem zornvollen Haß und messianischen Glauben in leuchtende Zukunft . . .

Ophelien der russischen Revolution, hat Herzen gesagt. Nur ist in diesen Ophelien auch die rächende Judith — und die Rahel, die an der Landstraße um ihre Kinder weint.

Wieviel Anstrengung es kostet, die Hand ruhig in der Tasche zu lassen. Diese schleimigen Molluskenblicke quälen physisch.

Das geht aber zu weit. Wohin das führen soll — schrei ich mich an. Wie lange schau ich nun auf die graziöse, schlanke Gestalt da vor mir, geh hinter ihr drein, „weiß“, daß sie ein bekanntes, nahes Wesen ist, ohne daß es mir zum

Bewußtsein gekommen wäre — daß ich es klar gedacht und überdacht hätte? Gut, daß sie durch ihre Schönheit und den ausgesuchten Geschmack ihrer Kleidung allgemeines Aufsehen erregt; sonst hätte mein starrer Blick ihr schaden können . . .

Ich stieg in die nächste Droschke, fahr' bis zum Ende der Straße. Geh' langsam zurück. Begrüß' sie wie ein guter Bekannter, der gestern im Salon mit ihr zusammen Tee getrunken hat. Gut, daß diese Mollusken-Menschen den höhern Ton nicht kennen; sonst hätt' unsre Begegnung ihr schaden können. Sie geht doch allein . . .

Oder bin ich auch schon so weit, daß ich überall Gefahren seh? Gefahren für andre. Das ist das allgemeine, erste Symptom. Dabei gewissenloses Spiel mit dem eignen Leben, wie mein philosophischer Marbacher Doktor gefunden hat. Übrigens fand er: nicht nur mit dem eignen Leben.

Natürlich ist sie nicht die Spur verwundet. Gibt es überhaupt etwas, das sie verwunden kann? Das den Ausdruck unendlicher Fremdheit, steter, stiller, tiefer Trauer und einer angehauchten, aber durchdringenden Gleichgültigkeit wandeln kann? Das hat mich Boris gefragt, auf dem Bahnhof in Genf. Und am Ton seiner Stimme hab' ich zum erstenmal in die Seele dieses eisernen Menschen gesehn, und mir schien es selbst, ich hätte es erwartet, als die Zeitungen nach einer Woche die Nachricht von seinem wahnsinnig kühnen, schönen Ende brachten. „Unsinnig,“ sagten die andern. Es lohnte nicht, solchen Einsatz zu setzen gegen solchen Gewinn.

Aber ich weiß, daß Boris nicht richtig gesehen hat.

„Ah, c'est vous,“ als begegneten wir uns im Foyer der Großen Oper. Sie ist sehr erfreut.

Aber nach einigen Augenblicken leuchtet es auf in diesen verschatteten Augen steter Trauer. Sie ist erfreut.

„Sie haben heut gegessen?“ — Sie schüttelt den Kopf. Wir gehen in ein Restaurant.

Sie ist in leichtem Straßenanzug. Ich seh' nach der Uhr. Sie fragt, leicht beunruhigt: „Sie haben keine Zeit? Ich störe Sie?“

„Haben Sie Geld bei sich?“ — Sie gibt mir ihr Portemonnaie. Darin sind ein paar Silbermünzen, in allem kein Rubel.

„Hören Sie, Marusja. Ich fahr' um 11 Uhr an die Grenze; nach Norden. Hab' nur das nötigste Reisegeld, und vorher müssen Sie fort sein. Wir haben also keine Minute zu verlieren. Geld heut zu erhalten, ist fast unmöglich.“ Ich erzähle in

Kürze die Geschichte der letzten Wochen, der letzten Tage. „Wie kommen Sie hierher?“

Sie sieht mich lange an. Und dann . . . nein, Boris, Du warst nicht recht. Von durchdringender Gleichgültigkeit ist keine Rede . . .

„Marusja! Wir sind nicht allein, und . . . quälen Sie uns nicht. Von ihnen allen sprechen wir später — dort. Jetzt geht es um Sie. Sie waren doch zu Hause. Haben gearbeitet.“

Sie nickt. Sie schaut schon nicht mehr auf mich.

„Ach, Marusja, denken Sie, Sie schreiben mir einen schriftlichen Bericht . . . Sie sind plötzlich von Hause abgefahren?“ — Ich blick' auf ihr Kostüm.

„Ja.“ — Der Vater weiß nicht.

„Sie sind um 4 Uhr angekommen? Nachts fortgefahren?“

„Ja.“ — Mir wird heiß. — „Sie haben Ihrem Vater kein Wort hinterlassen? — Er wendet sich natürlich zur Polizei. — —.“

„Zur Polizei?“ Sie sieht mich an. Dann erzählt sie.

Der Adjutant ihres Vaters hat ihr die Wahl gelassen. Er übergibt das Material, das er über ihre Agitation in der Brigade ihres Vaters gesammelt hat, dem Gendarmeriegeneral, der mit der Militärgesellschaft in offener Feindschaft lebt, oder sie besucht ihn. Das war auf einem Spazierritt. Sie hat ihn mit der Gerte ins Gesicht geschlagen. Abends brachte man ihr ein Billet von ihm. Ihr Bruder, in der Annahme, daß sie beleidigt worden sei, hat ihn gefordert. Er hat die Ehre, um ihre Hand zu bitten. Bekommt er bis zum Morgen ihre Einwilligung nicht, ist er genötigt, dem Ehrenrat eine Anzahl Papiere zu übergeben, die in seinem Besitz sind; hofft aber, daß er die Auszeichnung haben werde, sie nach Empfang ihrer Zusage in Begleitung ihrer Mutter zu sehn (selbst ist er krank und kann nicht ausgehn) und ihr die Dokumente zu übergeben. Nennt vorsichtig die Namen, die außer dem ihren darin kompromittiert sind. Sie habe dann natürlich die Freiheit, mit den genannten Personen nach Gefallen über das Material zu verfügen.

Der edle Mann hatte nicht ganz richtig gerechnet. Um zu zeigen, wie viel er wisse, und um Ausnützung des Briefes gegen sich (das hielt er für möglich) unmöglich zu machen, hat er gezeigt, was er weiß. Mit dem Gelde, das sie hatte, sind die Meistkompromittierten schon in Sicherheit, für sie, auf der Reise ins Ausland, reichte es nur bis Warschau.

Sie wußte natürlich nicht, daß ich in Warschau

bin. Vermutete mich in Paris. Übrigens — über das, was sie tun werde, hatte sie nicht nachgedacht.

Sie hatte darüber nicht nachgedacht. Und in ihrem schönen Straßenanzug ging sie vom Bahnhof . . . spazieren. Wie all die vielen geputzten Menschen, unter denen sich die Männer mit den großen roten Händen und den scheuen, frechen Blicken drängen.

Aber während sie ihren Bericht abstattete über ihre und ihrer Genossen Tätigkeit, über den Stand der Bewegung in der xten Brigade und die „Bindungen“ übergab, dachte ich nicht über psychologische Sonderbarkeiten nach. Die Psychologie des Kriegszustands ist sehr einfach.

Ich dachte darüber nach, wer unverzüglich dorthin fahren könnte, um im kritischen Moment nicht die Arbeit langer Zeit zusammenbrechen zu lassen und um die unumgänglich nötigen sofortigen Maßregeln zur Sicherung, speziell der Soldaten und ihrer Organisationen, vorzunehmen, und darüber, woher ich gleich jetzt das Geld für Marusjas Billet zur Grenze nehme.

Es ist acht Uhr geworden. Auf der Straße beständige Durchsuchungen der selten gewordenen Passanten. In einer Stunde werden die Häuser geschlossen . . . Irgendwohin zu fahren, um Geld zu bekommen, ist mir nicht möglich: ich kann sie nicht allein lassen, kann sie nicht mitnehmen, würde sie zweifellos Gefahr aussetzen. Im Kursbuch überzeug' ich mich, daß mein Geld gerade reicht für ein Billet dritter Klasse bis zur Grenze und zwei Telegramme von dort aus; in der Toilette füll' ich den Paß-Blank aus, deren ich zwei bei mir hab'; bleibt die Frage, wie sie in ihrem eleganten Kostüm dem Verdacht der grauen Pölets entgeht? — Gut, daß der Anzug von ausgesuchter, geschmackvoller Einfachheit ist und die Mollusken den „höhern Ton“ nicht kennen. Bleibt die Frage, wie die Gendarmen sich mit der Tatsache abfinden, daß eine Dame, die ins Ausland reist, nicht einmal eine Handtasche bei sich hat. — Gut, daß die traurigen Augen mit der großen Fremdheit und der steten, verschleierte Frage nicht auf die Praxis des Kriegszustandes gerichtet sind . . .

. . . Ich setz' sie in den Wagen. Der fährt langsam an. Da macht sie eine hastige Bewegung, mit beiden Händen, als wolle sie mich halten . . .

Marusja, Marusja, sieh mich an, wie du Boris angesehen hast. —

AUFRUF

Am 24. Juli d. J. wird Frank Wedekind 50 Jahre alt. — Um diesem Dichter, der als einer unserer bedeutendsten Dramatiker um die Freiheit seines Schaffens bis auf den heutigen Tag schwer kämpfen und leiden mußte, ein schwaches Entgelt hierfür und besonders ein Zeichen öffentlicher Verehrung zu bieten, hat sich das unterzeichnete Komitee gebildet.

An alle Freunde seiner Persönlichkeit und seines Werkes ergeht hiermit die Bitte, sich durch Stiftung einer Summe zu der geplanten

Ehrengabe,

die Frank Wedekind an seinem Geburtstage überreicht werden soll, an dieser Feier zu beteiligen und in ihren Kreisen dafür zu wirken. — Es handelt sich hier selbstverständlich nicht um die Unterstützung eines Bedürftigen, sondern um die demonstrative Ehrung eines hervorragenden Dichters. —

Die Zahlung der Beiträge, zu denen das Komitee mit 1000 Mark den Grund gelegt hat, wird an die Bayerische Vereinsbank, München, Promenadestraße 1, Konto „Ehrengabe Frank Wedekind“, erbeten. Quittung über die Beiträge erfolgt im „Zwiebelfisch“ und im „Neuen Merkur“.

Das Komitee:

Herbert Eulenberg. Maximilian Harden.

Friedrich Kayßler. Thomas Mann. Kurt Martens.

Georg Müller. Baron zu Puttlitz, Generalintendant.

Felix Salten. Hans von Weber.

VORNOTIZEN

DEUTSCH-NORDISCHES JAHRBUCH. Für Kulturaustausch und Volkskunde. (Eugen Diederichs Verlag, Jena.) M. 2,—.

ARTHUR HOLITSCHER. Geschichten aus zwei Welten. (S. Fischer, Verlag, Berlin.) M. 3,—

GOTTFRIED KOELWEL. Gesänge gegen den Tod (Kurt Wolff Verlag.) 80 Pf.

CARL SPITTELER. Meine frühesten Erlebnisse. (Eugen Diederichs Verlag.) M. 2,50.

DIE NÄCHSTEN SONDERNUMMERN der AKTION werden gewidmet sein:

Paris von Gütersloh,
Dem Staatsanwalt,
Johannes R. Becher,
Hanns Flesch von Brunningen.

INHALT DER VORIGEN NUMMER: Schmidt-Rottluff: Frauenkopf (Titelzeichnung) / Franz Pfemfert: Schon wieder die AKTION beschlagnahmt / Kleiner Briefkasten / Sidney und Beatrice Webb: Der „Moralfaktor“ im Problem der Armut / Jakob van Hoddiss: Der Visionär / Kurt Kersten: Eduard Engel / A. R.: Der andere Engel / K. A. Burger: Die Rundfrage / André Salmon: Der Salon der „Artistes Indépendants“ / César Klein: Zeichnung / Sylvester von Babenhausen: Elegie auf den Tod eines treuen Dieners / Wilhelm Klemm: Agonie / Käthe März: Gedicht / Gottfried Kölwel: Der kahle Baum / Karl Otten: Gefangen! / Angela Hubermann: Die Dirne (Novelle) / Hugo Kersten: Buchkritik / Appell an unsere Freunde!

SONDERNUMMERN DER AKTION

Von folgenden Autoren erschienen bisher besondere Hefte: René Schickele / Heinrich Mann / Carl Einstein / Franz Blei / Nikodemus Schuster / Ferdinand Hardekopf / Gottfried Kölwel / S. Friedlaender (Mynona) / Alfred Lichtenstein / Senna Hoy. Jedes Heft ist einzeln zu beziehen (Preis 30 Pf.) durch den Verlag.

Lyrische Anthologien der AKTION

Es sind bisher vier Lyrische Anthologien erschienen. Die I. brachte u. a. Beiträge von Hans Baas, Ernst Balcke, Gottfried Benn, Alexander Beßmertny, Ernst Blass, Paul Boldt, Max Brod, S. Friedlaender, Max Herrmann (Neiße), Georg Heym, Jakob van Hoddis, E. F. Hoffmann, Rudolf Kayser, Alfred Kerr, Willy Küsters, Alfred Lichtenstein (Wilmersdorf), Leo Matthias, Paul Mayer (Bonn), Alfred Richard Meyer, Erich Mühsam, Richard Oehring, Erich Oesterheld, Anselm Ruest, René Schickele, Mario Spiro, Ernst Stadler (Brüssel), Hellmuth Wetzels, Alfred Wolfenstein.

Diese Anthologie kann einzeln nur noch in wenigen Exemplaren zum Preise von 1,50 M. abgegeben werden.

Die II. Anthologie enthält Beiträge von Peter Scher, Hugo Ball, Ludwig Bäumer (Worpswede), Johannes R. Becher, Gottfried Benn, Alexander Beßmertny, Ernst Blass, Franz Blei, Paul Boldt, Max Brod, Friedrich Eisenlohr (Paris), Henriette Hardenberg, Walter Hasenclever, Hermann Hendrich, Max Herrmann (Neiße), E. F. Hoffmann (Konstanz), Rudolf Kayser, Oskar Kanehl, Gottfried Kölwel, Willy Küsters (Konstanz), Alfred Lichtenstein (Wilmersdorf), Hans Luft, Fritz Mangold, Friedrich Mellinger, Paul Mayer, Erich Mühsam, Heinrich Nowak, Richard Oehring, Arthur Sakheim, René Schickele, Edschmid, Ernst Stadler, Leo Sternberg, Gustav Specht (Moskau), Mario Spiro, H. Wetzels, Alfred Wolfenstein.

Es erschien, drittens, eine „Anthologie jüngster französischer Lyrik“, ausgewählt und übersetzt von Hermann Hendrich. Sie enthält Gedichte von Henri Martin Barzun, Nicolas Beauduin, Blaise Cendrars, Jean Clary, Tristan Derème, Léon Deubel, Fernand Divoire, Henri Hertz, Louis Mandin, F. T. Marinetti, Alexandre Mercereau, Florian Parmentier, Lucien Rolmer, Jean Royère, Valentine de Saint-Point, Theo Varlet.

Jede dieser beiden Anthologien kostet 50 Pfg. Wer den vollständigen III. Jahrgang bezieht (10 M.) erhält die drei Anthologien ohne Preiserhöhung.

Die erste Januar-Nummer 1914 erschien als IV., die No. 15 als V. Lyrische Anthologie. Sie kosten einzeln 50 Pfg. Den Abonnenten werden sie (wie alle sonstigen Sonderhefte) ohne Preiserhöhung geliefert.

WIECKER BOTE

Akademische Monatschrift. Herausg. u. Schriftleiter Dr. Oskar Kanehl
Die einzige Zeitschrift für die gesamte Akademikerschaft. Auf daß sich uns kein Rost ansetze. Auf daß wir uns nicht durch vorläufige Inansicht verlieben. Das ist die größte Gefahr: sich jugendlich irgendwelcher programmatischen Gruppe verschreiben.
Heft 25 Pf. 6 Hefte M. 1,25. In allen Buchhandlungen und durch den „Wiecker Boten“, Wieck-Eldena i. P.

THOMAS G. MASARYK

Rußland und Europa
Soziologische Skizzen
Zwei Bände. M. 24,—
EUGEN DIEDERICH'S VERLAG IN JENA

WILHELM HERZOG

Heinrich von Kleist
Sein Leben und sein Werk
Geb. M. 7,50
C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, München

PETER KRAPOTKIN

Memoiren eines Revolutionärs
Zwei Bände. M 11,—
ROBERT LUTZ, VERLAG, STUTTGART

EUGÈNE DELACROIX

Literarische Werke
Deutsch von Julius Meier-Graefe
Erschienen im INSEL-VERLAG, LEIPZIG

LAPHALANGE

Monatsschrift für Literatur und Kunst
Schriftleiter: Jean Royère
Abonnement: Jährlich 15 Francs
Paris, 84 Rue Lauriston.

GUSTAVE FLAUBERT

Sämtliche Werke in zehn Bänden
Autorisierte Ausgabe
Geheftet M. 40,— Gebunden M. 50.—
J. C. C. Bruns' Verlag in Minden i. W.

HEINRICH MANN

Sämtliche Werke
Prospekt kostenlos
Paul Cassirer, Verlag, Berlin W 10

Die Aktion

M/R

WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK, LITERATUR, KUNST
IV. JAHR HERAUSGEGEBEN VON FRANZ PFEMFERT NR. 23

INHALT: Georg Walter Rößner: Pariser Fiaker (Titelzeichnung) / Franz Pfemfert: Wo bleibt die Pest? / Hugo Kersten: Über Kunst, Künstler und Idioten / N. O. Kent: Der Nekrolog / Hans Leybold: Herr Ägidius von / Hans Siemsen: Logik und Sinnlosigkeit / Max Oppenheimer: Porträtskizze / Ha Hu Baley: Der Geliebten / Unveröffentlichte Briefe von Elisée Reclus / Gottfried Kölwel: Der Figurenstand / Rudolf Kurtz: To verhöhnt die deutsche Menschheit / Lassalles Tagebuch / Karl Brand: London / Oskar Kanehl: Einfahrt / Wilhelm Klemm: Der Tod in Berlin / V. J. Paukner: Die alten Gassen / Richter-Berlin: Holzschnitt / Carl Weiß: Der Regen / Kurd Adler: Der andere Tag / Paul Boldt: Der Spaziergänger / Veranstaltungen der AKTION / Zeitschriftenschau.



VERLAG / DIE AKTION / BERLIN-WILMERSDORF

HEFT 30 PFG.

ITALIENISCHE REISE
VON

A N D R É S U A R È S

Deutsch von Franz Blei

E r s t e r B a n d

M i t 4 0 A b b i l d u n g e n

Preis kartoniert M. 5,—

V E R L A G D E R
WEISSEN BÜCHER / LEIPZIG

Die Aktion

M.R

WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK, LITERATUR, KUNST

4. JAHRGANG HERAUSGEGEBEN VON FRANZ PFEMFERT

6. JUNI 1914

WO BLEIBT DIE PEST?

London, 30. Mai

An Bord befanden sich 1467 Personen, so daß insgesamt 446 Personen gerettet und 1021 Personen ertrunken sind. Mister Davis erzählte, wie seine Frau ihm vor den Augen von Deck gespült wurde und verschwand. . . . Unter furchtbaren Schreien, Rufen und Gebeten stürzte alles ins Wasser. Dort entspann sich ein furchtbarer Kampf aller gegen alle. Ich fühlte nackte Körper unter mir. Ein halbes Dutzend Menschen hing sich an mich. Ich schüttelte sie ab, so gut als ich konnte. Nach über einer Stunde wurde ich von einem Boot aus dem Wasser geholt, mehr tot als lebend. . . . kann man sich allmählich ein Bild von den Ereignissen der furchtbaren Nacht machen. Die Tragödie spielte sich mit solcher Schnelligkeit ab, daß keine Zeit blieb, die Rettungsgürtel anzulegen noch für die Offiziere und Stewards, die schlafenden Passagiere zu wecken. Gleich nach dem Zusammenstoß erfolgte eine Explosion der Kessel. Die Dynamomaschinen arbeiteten nicht mehr, und die um ihr Leben kämpfenden Menschen befanden sich in tiefster Finsternis. . . . Einige der Leichen hatten noch den Rettungsgürtel um. Viele ertranken mit hochgestreckten Armen. Mit der „Empress of Ireland“ versanken 1000 Silberbarren in den Fluten. . . . 400 Leichen sind bereits geborgen. Hier in London ist auf dem Hause der Canadian Line auf Halbmast geflaggt. Alle Theater spielen jedoch. Auch das Flugderby in Hendon wurde unter großer Beteiligung abgehalten.

London, 30. Mai

Bei Lloyds herrschte die allergrößte Aufregung. Das Schiff war mit 12 Millionen versichert, wovon 6 Millionen auf das Schiff selbst, 4 Millionen auf die Ladung und 2 Millionen auf das Passagiergepäck und die persönlichen Wertsachen der Passagiere entfielen. Die Versicherungsprämie betrug ursprünglich $5\frac{1}{2}$ Prozent vom Werte. Nach den ersten Telegrammen, die meldeten, das Schiff sei mit einem Eisberg zusammengestoßen, begann ein wahrer Kampf um den Weiterverkauf der Anteile an der Rückversicherung. Wenn durch eintreffende Nachrichten der Verlust eines versicherten Objektes wahrscheinlich wird, so müssen natürlich die Prämien, die für die Übernahme von Anteilen an die Versicherung dieses Objektes gezahlt werden, sehr in die Höhe gehen.

So schnellten gestern die Prämien-Kurse für Empress-Versicherungen beim Eintreffen der ersten Nachrichten 10—15 Prozentweise in die Höhe. Die Makler überstürzten ihre Angebote, während zunächst auch gegen die erhöhten Prämien niemand das Risiko übernehmen wollte. Erst als der Kurs der Rückversicherungsprämien auf 50 Prozent gestiegen war, wurden noch eine Anzahl Rückversicherungen auf die „Empress“ übernommen.

Als beruhigende Telegramme einliefen, von denen einige sogar meldeten, daß sämtliche Passagiere gerettet seien, sank der Versicherungssatz auf 35 Prozent, um dann wieder rapide in die Höhe zu schnellen, bis schließlich keine Übernehmer selbst zu den höchsten Kursen am Markte waren. . . .

Es ist gut, daß die beruhigenden Telegramme Schwindel waren. Wenn auch 1000 Silberbarren ersoffen sind, die 50 Prozent sind der Schmerz. Wenn die hochgestreckten Arme auf der einen Seite nach Rettung griffen und leere Luft erhaschten, so waren die hochgestreckten Arme bei Lloyds auch nicht glücklicher. Als sie das Risiko übernehmen wollten, war's zu spät. Sie büßen es jetzt, daß sie nicht die Hoffnung an den Untergang des Schiffes gehabt haben. Für sie ist auf dem Hause der Canadian Line auf Halbmast geflaggt. 60 Prozent! Und da steht man mit leeren Händen da. Meschugge könnte man werden.

Wo ist die Pest? Der Ozean kann die ganze Arbeit nicht allein leisten. Messina ist immer dort nicht, wo man's braucht. Wo bleibt die Pest, die aufräumt mit diesem Menschenschutt? Hat die Seuche etwa Angst vor den zweibeinigen Hyänen, die aus Massengräbern Prozente kratzen? Hat die Mutter Erde die letzte Scham verloren? Warum blieb sie bei Lloyds geschlossen? Wo blieb das Beben vor Ekel? Warum wühlte sich ihr Inneres nicht auf? Sie sah, daß furchtbares Schreien, Rufen, Kämpfen aller gegen alle ums Leben nicht etwa starren Schrecken auslöste, sondern furchtbares Schreien, Rufen, Kampf aller gegen alle um Prozente. Sie blieb ruhig. Sie versagte jämmerlich.

Alle Theater spielen jedoch. 400 Leichen sind bereits geborgen. Auch das Flugderby wurde unter großer Beteiligung abgehalten. Einige Leichen hatten noch den Rettungsgürtel um, aber sie werden das rapide Emporschnellen des Versicherungssatzes nicht mehr gefährden können. Ein halbes Dutzend Menschen hing sich an mich, die Makler überstürzten ihre Angebote, ich schüttelte sie ab, so gut ich konnte, so müssen natürlich die Prämien sehr in die Höhe gehen.

Wo bleibt die Pest?

Franz Pfemfert

Glossen

DER GELIEBTEN

Der Blas- und Eu-Phemieen reiche Kette
 Hab' ich geschlungen dir, Geliebte, um das Bein.
 Und wenn ich sonst nichts von Belang mehr täte,
 So könntest du mir Kakadu und Sperber sein.
 Erinnre dich der Nacht in jenem Bette,
 Als eine Spinne alle weißen Perlen fraß,
 Als über dich gebeugt die Freundin Juliette
 Zu Häupten dir und mir zu Füßen saß.
 Empörte Fistelstimmen stelzten aus der Mette.
 Tuberkulinsaft blumte groß auf Tisch und Wänden.
 Der Mond hing sich ans Morgenrot in Glatzen-

glätte

Und malte grüne Ringel deinen Händen.
 Dann kam der Sommer und ein groß Gefrette.
 Auch Kraniche geruhn, sich hoch zu schneuzen.
 Und wenn ich dies nicht zu bemerken hätte,
 So hätte jenes nichts zu benedeuzen.
 Nur sollt ich nicht gehabt die Telegraphendrätte
 Zu sehr bewegt nach dir, als schließlich du ent-

schwandest.

Denn dieses tatest du in der Magensätze
 Des ersten Tags mit dem, den du nicht kanntest.

Ha Hu Baley

ÜBER KUNST, KÜNSTLER UND IDIOTEN

Es ist ein schlechtes Zeichen für die jeweilige
 Literatur, wenn sich die Wissenschaftlichkeit in
 ihr so anmaßend gebärdet, wie sie es heute tut.

Es kommt nicht darauf an, mit Hilfe gewonnener
 wissenschaftlicher Erkenntnisse Charaktere dichterisch
 zu gestalten, sondern höchstens kann die
 Wissenschaft ihre Erkenntnisse aus den dichterisch
 gestalteten Charakteren ziehen.

Bücher entstehen aus überströmendem Mut zum
 Bekenntnis und haben nur durch das Bekenntnis
 eine Berechtigung.

Eine Dichtung, die psychoanalytische Erkennt-
 nisse als Prämisse nimmt, ist psychoanalytischer
 Plunder.

Sie ist entweder ein frivoles Prunken mit philo-
 sophischem Wissen oder eine höchst überflüssige
 Folgerung, die auf jeden Fall belanglos sein muß,
 da sie ihr Resultat in die Voraussetzung nimmt,
 und die deshalb nicht einmal der Wissenschaft
 von Nutzen sein kann.

Der Normalmensch gebraucht die Worte der
 Dinge wegen; der Künstler die Dinge der Worte
 wegen. In der Kunst entheiligt ein Zweck die
 Mittel. Doch schließt dies nicht die Tendenz
 eines Kunstwerkes aus: Kunst ist Tendenz.

Der vollkommenste Künstler wäre der, der in
 einem Worte alles sagen könnte, was es zu sagen
 gibt. Wer mehr Zeit dazu braucht, eine Stim-
 mung wiederzugeben, als sie zu erleben, hat päd-
 agogische Interessen. Kunst und Pädagogik schlie-
 ßen sich aus. Pädagoge zu sein ist eine Unver-
 schämtheit seinem Leser gegenüber. Ich wünsche
 mir ein anderes Auditorium als bildungsbeflissene
 Kommiss.

Der Künstler hat nicht den Willen zur Schönheit
 oder zur Wahrheit oder zu sonst irgend etwas.
 Er hat nur den Willen zum Werke.

Jeder Künstler ist begeistert: von sich und seiner
 Kunst. Niemals und unter keinen Umständen von
 etwas anderem. Man muß die Dinge einseitig
 sehen, um sie zu gestalten.

Wer es gelernt hat, in sich zu sehen, hat kein
 Interesse mehr daran, um sich zu sehen. Doch
 ist die Welt nicht überflüssig: wir brauchen die
 Dinge, um Worte zu bilden, und die Worte als
 Vorwände.

Der Künstler steht immer außerhalb. Auch von
 sich selbst. Es genügt nicht, abseits zu stehen.
 Das ist immer noch ein Verhältnis. Es genügt
 auch nicht, die Bourgeoisie zu verneinen. Eine
 Verneinung läßt immer noch die Möglichkeit einer
 Beziehung zu.

„Mitten im Leben stehen“, das ist kein Stand-
 punkt für Künstler. Wir ersehnen oder verachten
 das Leben!

Es gibt Menschen, denen die Kunst nur ein Vor-
 wand ist, um zum Leben zu gelangen. Diese
 machen bestenfalls aus ihrem Leben ein Kunst-
 werk. Künstlern ist das Leben nur ein Vorwand,
 um zum Werk zu kommen.

Ein Künstler, der aufhört, mit sich selber im
 Widerspruche zu sein, hört auf, ein Künstler zu
 sein. Eine harmonische Persönlichkeit ist eine
 erschöpfte Persönlichkeit. Werke entstehen aus
 Zwiespältigkeit.

Gestalten kann man auch, was man nicht fühlt.
 Verächtlich ist nur der, der etwas nicht gestalten
 kann, was er fühlt. Es gibt Menschen, die fest
 davon überzeugt sind, daß sie an sich glauben.
 Sie fühlen etwas, das sie nicht ausdrücken können,
 und meinen deshalb, sie empfinden mehr, als sich
 ausdrücken läßt.

Man kann alles gestalten, was es auf der Welt
 und im Geiste gibt. Stoffliche Beschränktheit ist
 meistens ein Vorwand für Beschränktheit im Ge-
 hirne: das Problem der sogenannten Heimat-
 kunst.

Der Gegensatz der Kunst ist Wissenschaft. Kunst

ist Beweglichkeit des Gehirns; Wissen Ruhe. Doch ist nicht gesagt, daß jedes Wissen von Nachteil ist. Die Entwicklungsgesetze sind zwar sehr peinlich, aber sie lassen sich doch nicht wegleugnen. Auch der produktive Kopf muß alle Stadien bewältigen, bevor er über sie hinaus gelangt. Und es ist immerhin besser, seinen Weg vorher zu kennen. Nachher, wenn man das Kulturgequatsch von Jahrtausenden in sich hat, gibt es nur ein Ziel: darüber hinaus zu gelangen. Diejenigen, die von hier aus eigene Wege finden, nennt man Künstler. Aber um bis zu diesem Punkte zu gelangen, darf man skrupellos in der Wahl seiner Mittel sein. (Wer aber über diesen Punkt nicht hinaus gelangt, bleibt im Zeitgeist stecken und ist Journalist.)

Ein Kunstwerk zu loben, ist eine Anmaßung. Kunst steht über Religion, denn sie kann nicht entweiht werden. Sonst wäre jede Rezension Tempelschändung. Man kann es nicht vermeiden, angegriffen zu werden. Aber man kann verhindern, daß man verteidigt wird. Das Wort Rezensent ist eine Blasphemie. Und jemand, der es ernsthaft aussprechen kann, hat weder den Glauben an sich noch an die Kunst. Der Glaube aber und die Liebe sind das Höchste auf der Welt: der Glaube an sich und die Liebe zu seinem Werke.

Der Künstler muß sich entweder verschwenden oder ganz enthaltsam sein. Ein Mittelding gibt es nicht. Jeder Künstler hat die große Liebe zur Pose. Primitiv sein ist pervers. Ein Künstler kann nicht ehrlich im gewöhnlichen Sinne sein. Der Bürger ringt sich zur Wahrheit empor, der Künstler hinab. Jeder Künstler liegt ständig auf der Lauer, um sich selbst hinter die Kulissen zu sehen. Erst wenn er gefunden hat, daß die auch nur von Pappe sind, beginnt er sich als Experiment zu betrachten. Ich glaube wohl daran, daß man einer Leidenschaft willen sein Leben lassen kann; doch glaube ich nicht an die Leidenschaft. Selbstkritik bringt uns um den Lebensgenuß. Aber das muß so sein. Schon der Glaube an eine Erfüllung macht unfruchtbar.

Die Dichtkunst ist die stofflichste und daher unkünstlerischste aller Künste. Es gehört eine gewisse Roheit zum Schriftsteller. Menschen mit differenziertem Schamgefühl können nicht schreiben. Lyrik ist Prostitution. Oder besser: ein Surrogat für die Prostitution. Sie ist das Verhängnis des geistigen Mannes, dessen Dirnenatur in seiner Psyche begründet ist. Lyrik ist aber infolgedessen auch die ehrlichste Kunst.

Ihr Gegensatz ist Epik. Sie steht hart an der

äußersten Grenze (wenn sie nicht schon jenseits der Grenze steht und Geschäft ist). Epik ist nur zu dulden, wenn sie keine ist. Wer da behauptet, daß Epik Kunst sei, ist ein Rindvieh, das von der Seligkeit des Wiederkauens träumt. Ein Romanschreiber ist ein Mensch, der vom Schicksal dazu bestimmt ist, das in einem Satze zu sagen, was man in einem Worte sagen kann. Romane sind divergente Aphorismen. Aber sie sind notwendig: unvermischter Spiritus taugt nicht für den Pöbel.

Wer sich durch Division multiplizieren kann, ist Dramatiker. Ein Dramatiker, der dramatische Stoffe braucht, lebt in dem Irrtum, daß die Kunst Gattungen hat. Die Sehnsucht nach dem Menschen und die Verachtung für die Menschen sind die beiden ersten Notwendigkeiten für den, der Menschen gestalten will.

Wer Satiren schreibt, ist ein verschämter Lyriker. Ironie ist die Fähigkeit, Gehirnsrudimente glauben zu machen, daß sie Gehirne seien. Man glaubt gar nicht, wie naiv einer sein muß, der ironisch schreiben kann.

Was so der normale Mensch Literatur nennt, ist für ihn überhaupt nur ein Präzedenzfall für Heimatkunst und Bodenständigkeit.

Deutschlands Literatur ist in eine Kruste eingekapselt, die sich aus dem Gehirnschweiß vieler Philologengenerationen kristallisiert hat.

Wenn jemand behauptet, das Genie sei notwendig und nützlich, so zeugt das zwar von strebsamer Gesinnung, aber auch von mangelhaftem Verständnis. Notwendig ist das Genie immer nur für sich selbst und nützlich für niemand. Und für die Weiterentwicklung des Menschengeschlechts tragen Bankdirektoren, Fabrikanten und Handlungsreisende sicher mehr bei. Der ist ein Optimist, der da glaubt, daß die Nachwelt ihn gerecht zu würdigen wissen wird. Aber die Anwartschaft auf Ruhm ist notwendig für die, die ohne Existenzentschuldigung nicht zu leben wissen. Menschenverachtung ist zugleich Furcht vor den Menschen. Die Menschenverachtung des Künstlers ist ein Gefühl der Keuschheit. Wir fürchten, daß die Schnodderigkeit unseres Jahrhunderts uns jemals etwas anderes sein konnte, als Stoff zu einer Satire.

Kunstrichtungen gibt es zwei: Wer nicht für mich ist, ist wider mich. Man kann nicht zugleich an sich selbst und an andere glauben. Kunst ist Inzest. Es gibt keine Brücke zu fremden Menschen. Das oberste und letzte Kunstgesetz ist: jedes zu brechen!

Hugo Kersten

DER NEKROLOG

Es gibt zwei Arten von Toten: solche, über die zu schreiben ein Vergnügen ist, und dann die anderen, wo man sich nicht auskennt und wo man nicht weiß, und überhaupt. Der Grad der Verwandtschaft mit dem Verstorbenen gibt den Ton. Den Totengesang für die ganz Großen hat man fix und fertig — gut ist gut, aber besser ist besser, und bereit sein ist alles — man hält den Braus von Orgelton und Glockenklang zurück und öffnet erst das Redaktionsarchiv, wenn das Ereignis eintritt. Berühmtheiten ersten Ranges sind diffizil, Koschat — unter uns gesagt — ist mir lieber. Wenn, Gott behüte, Richard Strauß stirbt, muß die erste Harfe 'ran, bei Koschat wird bloß gemütvoll und familiär geplaudert; etwa so: „Der Sänger des allbekannten Liedes ‚Verlassen bin ich!‘ (folgt nähere Charakterisierung: eines der schönsten, verbreitetsten . . ., volkstümlicher Ton, selbst gedichtet, selbst gesungen) — ist nicht mehr.“ Man zerdrückt eine Träne, aber daß man so etwas überhaupt besessen hat, muß Trost sein. Gehen wir nunmehr zum Kern über. „Von dem herrlichen Kärntnerland aus haben sie sich, ursprünglich für Männerquartett geschrieben, in ein- und mehrstimmigen Bearbeitungen, mit oder ohne Zither- oder Klavierbegleitung in allen Tonlagen das ganze deutsche Sprachgebiet erobert, während auf ihrem geistigen Heimatboden, Kärnten, mehr und mehr das Deutsche mit dem rapid anwachsenden Slovenisch zu kämpfen hatte.“ Da steckt viel drin. Man möchte nicht glauben, wie geräumig eine Periode ist und wie nah beieinander die Gedanken wohnen, während sich die Worte neblich hart im Raume stoßen. Nicht nur, daß das Kärntnerland herrlich ist, es haben sich von hier aus die Lieder, ursprünglich für Männerquartett bestimmt, das deutsche Sprachgebiet erobert, aber das ist schneller gesagt als getan, das ging nicht so einfach, sie haben es sich in ein- und mehrstimmigen Bearbeitungen, mit oder ohne Zither- oder Klavierbegleitung und, nicht genug damit, sogar in allen Tonlagen erobert — Atemholen — während auf ihrem geistigen Heimatboden, Kärnten, mehr und mehr das Deutsche mit dem rapid anwachsenden Slovenisch zu kämpfen hatte. Aha, hier liegt das Problem. Während Koschats Lieder das ganze deutsche Sprachgebiet eroberten, eroberten — man denke nur — in dem gleichen Kärnten, das uns einen Koschat schenkte, die Slovenen das deutsche Sprachgebiet. In Österreich sind sogar die Liedersänger ein Nationalitätenproblem. Das assoziierende Journalisten-

hirn ahnt nicht, daß die Zusammenhänge tiefer, als die Sprünge seiner Gedankenflöhe — Koschat — Kärnten — Sprachenstreit — weit sind. Die Slovenen lassen uns Koschat und behalten sich Kärnten. Das deutsche Männerquartett singt: O—o du hi—immemblau—au—er See — und die Slovenen nehmen sich ihn. Die Gesangsvereine, die Deutsch-Österreich bilden, finden diese Teilung der Dinge ganz in Ordnung, haben bel canto, Urwüchsigkeit und G'müat, singen: „Verlassen, verlassen, verla—a—assen bi—in ich“, sind es auch, und überlassen es den anderen Völkern, schnöde nach realer Macht zu geizen. — Kehren wir, nach diesem Ausflug in ein Völkerleben, wieder zu seinem Toten zurück, den es jetzt beklagt. In . . . geboren, absolvierte Koschat, studierte dann . . . und gab sich ganz hin, natürlich der Kunst. So ist das Leben; ich habe es mir nie anders vorgestellt. „Seine Dichtungen . . . spiegeln das Empfinden des Volkes wieder . . . —“ wie ist aber das Empfinden des Volkes? — „im Grunde unendlich einfach, hat es (nämlich das Empfinden) durch die Berührung mit Kunstdichtung und Kunstlied einzelne Elemente dieser Faktoren vollständig mit seiner Eigenart verschmolzen.“ So ist das Volk; das leuchtet ein. „. . . Koschat veröffentlichte auch Gedichte ohne Musik und Feuilletons, alles innerhalb des Spezialgebietes, in dessen konzentrierten Erfassen seine Größe bestand.“ Das ist das Genie; in der Beschränkung zeigt sich erst der Meister. „Seine geistige Bildung war zu solid, als daß er sich zu zweifelhaften Exkursionen in andere Gegenden der Kunst hätte verlocken lassen.“ Recht hat er; warum soll er sich, wenn er eine geistige Bildung hat, die überdies noch solid ist, sich zu Exkursionen verlocken lassen? Er hätte können, aber er wollte nicht. „Der scharfe lebhafteste Verstand, der sich besonders in dem markanten Profil aussprach“ — das ist das Profil, das sie alle haben in Österreich, auch wenn sie den scharfen Verstand nicht haben — „führte ihm neben der gesunden warmen Gemütskraft stets die Feder.“ Und das ist der Nekrolog-Schmock, dem man die Feder, die zu je einem Substantiv zwei Adjektiva patzt und eine Metapher daraus macht, aus der Hand schlagen sollte. N. O. Kent

HERR AGIDIUS VON

Feistritz ist von mir in den Adelsstand erhoben worden. (Ich finde, das „von“ gehört zu dem Namen.) Er aber ist bescheiden und nennt sich bloß Egyd Feistritz.

von Feistritz versucht in der Staackmannschen gackernden Hühnerhofhenne, auch Turmhahn genannt, mit großer Geste schützend vor den genialen corrector philosophiae O. E. Schmidt, Volksschullehrer a. D., zu treten. Lieber Otto Ernst, warum tratet Ihr nicht selber schützend vor Euer „Werk“? Ihr seid doch wenigstens berufsmäßig witzig, während Herrn Ägidius von Feistritz die Gabe des Polemisierens gänzlich abgeht.

Herr Von „erwidert“. Erwiderungen pflegen gemeinhin den Zweck zu verfolgen, Vorwürfe „gebührend zurückzuweisen“. Herr Ägidius von Feistritz versäumt das. Er schützt weder Herrn Staackmann vor der ehrenvollen Bezeichnung „Schutzpatron und Portemonnaie jeglicher Schmarren-Produzenten“, die ich ihm beigelegt habe, noch den Lehrer Schmidt vor der Charakteristik „glattgestirnter und breithintriger Banause, dickbäuchiger Seichtling und schleimiger Impotenzler“. Herr Ägidius von Feistritz, in seiner Erwiderung, begnügt sich damit, auf zwei Spalten festzustellen, daß man mich mit Herr Hans Leybold anreden müßte. Das wollte ich ihm auch geraten haben. Und zum Dank dafür habe ich ihn ja in den Adelsstand erhoben.

Hans Leybold

LOGIK UND SINNLOSIGKEIT

Man muß sich wirklich wundern, daß es überhaupt noch interessante Dramen gibt, wenn man bedenkt, nach wie vielen sonderbaren, langweiligungstreichen Regeln die Dichter und besonders die Dramatiker sich richten zu müssen glauben. Vor allem der logische Aufbau — du lieber Himmel! Alle richten sich nach ihm, so sauer es ihnen wird. Sollte man aber nicht eigentlich meinen, daß er noch viel mehr Dramen ruinieren müsse, als er es schon tut? — Gewiß ist Logik nützlich und schön; aber, ich frage, ist sie dramatisch? Hebbel verlangt von einem Drama nicht nur, daß es wahrscheinlich und glaubhaft sei; es soll „überzeugend“ sein, so daß die Zuschauer denken: So mußte es kommen, jawohl, und konnte nicht anders sein.

Wahrscheinlichkeit wäre ja noch mit einer lückenhaften Motivierung zu erreichen; aber dies totsichere „So mußte es kommen!“ verlangt für jedes Drama eine unantastbare, vollkommene Motivierungsreihe. Alles, was passiert, muß begründet sein — genau und logisch — psychologisch. Jede ernsthafte, wichtige Handlung muß

eine ebenso ernstzunehmende, wichtige Motivierung zur Grundlage haben. Eins soll sich immer logisch aus dem anderen entwickeln. Man muß sich wirklich wundern, daß es dabei noch gute Stücke gibt.

Die brave Gerechtigkeit der immer belohnten Tugend und der endlich bestraften Missetat kommt Literatureuropäern lächerlich langweilig vor. Aber diese Motivierungsgerechtigkeit, die dafür sorgt, daß immer etwas passiert, was vorbereitet wurde, daß nichts geschieht, was nicht auch seine guten Gründe hätte, die gefällt ihnen nicht nur, die verlangen sie sogar von dem gehetzten Dichter.

Ich finde die bloß moralische Gerechtigkeit der Vergeltung viel angenehmer als diese preziöse Gerechtigkeit von Ursache und Wirkung, die sich dazu so elend künstlerisch tut.

Es ist nicht nur langweilig, es ist auch arrogant, wenn jeder Dramatiker zum Schluß immer gerade das passieren läßt, weswegen er die ganze Sache überhaupt geschrieben hat.

Es geschieht ihm schon recht, wenn man dann wenigstens von ihm verlangt, daß er motiviert und uns vorschwindelt, es hätte so kommen müssen. Nur interessanter wird die Sache dadurch nicht. Nur ganz großen Leuten gelingt es, bei so künstlicher Konstruktion doch gute Stücke zu schreiben.

Und es wäre doch so leicht, wenn man weniger regelmäßig dichten wollte!

Vergeßt die Motive, die Logik, die Gerechtigkeit! Schreibt Dramen voll von unlogischen Überraschungen, voll von ungerechten Unverhältnismäßigkeiten.

Sollte nicht der unerwartete Ausgang, der dem Vorhergegangenen nicht entsprechende Erfolg überraschender, packender, irrsinniger, ergreifender wirken, als die wohl abgewogene Gerechtigkeit in Ursache und Wirkung?

Gewiß: auch der hineingefallene Betrüger tut uns leid.

Aber haben wir nicht mit dem Jüngling, der wegen der geklauten Portokasse am Montag früh ins Wasser geht, mehr Mitleid als mit dem Bankier, der wegen unterschlagener Millionen sich erschießt? Und warum?

Wegen 5 Millionen sich erschießen, das lohnt sich ja schon fast, das ist schon beinahe ein Geschäft. Aber wegen 6,80 Mark ins Wasser gehen? Da zittern wir.

Sinnlosigkeiten jagen einem Schauer über den Rücken.

Logik heischt höchstens zur Bestätigung ein nachdenkliches: „Tja gewiß!“

Ein Arbeiter stiehlt Kohlen. Dann kommt die Polizei. Er hängt sich auf.

Das ist sicher sehr traurig; und wir werden ein wenig irrsinnig, wenn wir denken: Wegen der Kohlen? Wegen eines Sacks voll Kohlen?

Aber dann hört man, wie die Geschichte wirklich war.

Die Polizei war gar nicht Polizei. Ein Fremder hatte sich den Scherz erlaubt, als Kriminal zu kommen, vielleicht um nachher eine Mark als Schweigegeld zu verlangen.

Also: Ein Selbstmord wegen eines Sacks voll Kohlen? Das wäre ja auch schon beinahe ein Geschäft!

Ein Selbstmord wegen Personalverwechslung. Und das ist tatsächlich passiert!

„Tja,“ sagt Holzbock, „tja, das Leben! Es erfindet doch noch immer schrecklichere Dramen, als der gewiegteste Dramatiker.“

Recht hat er!

So einen Blödsinn denkt sich niemand aus. Motiviert muß alles sein, sinnvoll abgewogen. Ihr habt nicht den Mut, irrsinnig zu werden und sinnlos zu sein.

Deshalb werden wir nicht irrsinnig vor euren Dramen. Seufzen höchstens: „Tja, gewiß!“ Meistens aber bloß: „Nu, wenn schon!“

Hans Siemsen

Unveröffentlichte Briefe von Elisée Reclus

An Frau Wilderding

Sèvres, den 15. Oktober 1892

... Was das Werk Mackay's „Die Anarchisten“ betrifft, so habe ich es gelesen und finde es ziemlich schlecht. Er stellt, glaube ich, seine Personen und ihre Ansichten mit einer vollkommen ehrlichen Überzeugung dar, aber gegen das Ende zu überspringt er große Schwierigkeiten.

Und was sind seine Schlußfolgerungen? Daß man trotz allem in der Welt vorwärtskommen muß, nicht, indem man den Weg geht, welcher vom Anarchisten als der richtige angesehen wird, sondern indem man den gewöhnlichen Weg des Profitmachens und Betruges einschlägt. Carrard hat Erfolg, weil er seine Verleger terrorisiert und betrügt.

Es ist wirklich nicht notwendig, Anarchist zu sein, um dazu zu gelangen. Auch muß man, in diesem Fall, in den Reihen der Privilegierten sein. Wenn die Verleger ihn nicht brauchen

würden, würde er der Elendeste unter Elenden bleiben. Das ganze Buch mit seinen Diskussionen und seiner Philosophie ist also auf einem bloßen Zufall aufgebaut. Es ist kein prinzipielles Werk.

Brüssel, September 1896

... Meiner, so wie Ihrer Ansicht nach bin ich überzeugt, daß die naturgemäße Vereinigung zwischen zwei Menschen so „frei“, so ungezwungen und persönlich sein muß, daß niemand von derselben wissen sollte. Die Sache geht nur die Beteiligten an. Außerdem sind die Formen dieser Vereinigung naturgemäß verschieden, je nach den Menschen, ihren Leidenschaften, ihren jeweiligen Bedürfnissen. Eine Minute, ein Tag, ein Monat, zum Versuch, einer Laune folgend, dauernd, abwechselnd, für immer — das alles geht niemanden etwas an. Jeder Mensch, jedes Menschenpaar muß uns heilig sein in seinem Begehren unter der einen Bedingung, daß der Wille der beiden sich Vereinigenden vollkommen übereinstimmt. In dieser Hinsicht mache ich keinen Unterschied zwischen der tierischen Welt und jener anderen ebenfalls tierischen Welt, welche die Menschheit ist.

Wenn ich mich aber auch wohl hüte, die Menschen zu beurteilen, kann ich doch konstatieren, daß es höhere und niedrigere Formen der geschlechtlichen Vereinigung gibt. Jedenfalls ist die wertvollste Form jene, welche die gegenseitige Leidenschaft, die innige Freundschaft, die vollkommen gegenseitige Achtung und die Beständigkeit der Liebe — welche aus der fortwährenden Umwandlung und der lebenslänglichen Erneuerung beider Teile durch ihren gegenseitigen Einfluß entsteht — umfaßt. Diese Vereinigung, welche von so wenigen Menschen erreicht wird — enthält die Liebe sie nicht im Keime? Wenn die instinktiven Versprechen, die sich die Liebenden geben, sich nicht verwirklichen — und wie groß ist die Möglichkeit, daß dies so kommt! —, so wird die Einheit des Lebens auseinandergerissen.

Sind wir einer Meinung, liebe Kameradin? Ich wünsche es von ganzem Herzen, denn die Zukunft der Kinder hängt vom Lebensideal ihrer Vorfahren ab.

An August Rouveyrolles in Ganges

Clarens, 9. Juli 1899

Jeder von uns hat seinen eigenen Charakter, seine natürlichen Neigungen, sein Temperament, und folglich muß die tägliche Handlungsweise eines jeden anders sein.



Richter-Berlin: Holzschnitt

Wenn diese Handlungsweise immer überlegt und aufrichtig ist und wenn sie, wie bei den Sozialisten, vom Verständnis der persönlichen Freiheit und der Solidarität unter Kameraden beseelt ist, läßt sich weiter nichts sagen.

Nochmals: Tue, was du willst. So hab ich Ihnen auch keine Ratschläge zu geben. Jeder soll tun, was er für richtig hält. Dieser hat Recht; jener hat auch Recht. Das hängt vom Charakter eines jeden ab.

Der Mensch, dessen Hände gebunden sind, handelt nicht so wie jener, dessen Hände frei sind. Ich bewundere den Mutigen, der nie den Rücken gebeugt, der seine Art zu denken, immer laut herausgesagt hat, dessen Hand immer zum Schlag erhoben ist und der sein Leben im Gefängnis verbringt.

Ich bewundere aber auch den Unerschütterlichen, der nie redet, wo es nicht nötig ist, der seine Worte abwägt, um ihnen ihren vollen Wert zu geben und der sie nur dann ausspricht, wenn er von ihnen einen Nutzen für die Propaganda erhofft — den Menschen, der seine Zeit abwartet, um mit Erfolg kämpfen zu können, dessen Seelenstärke aber nichts in der Welt verändern kann.

Jeder handle seiner Natur gemäß, und aus der Verschiedenheit der Bestrebungen entstehe das gemeinsame Handeln. Keine Befehle; ein Jeder sei selber sein eigener Ratgeber

Arbeitet auf eurer Seite, wir werden auf unserer Seite arbeiten, und das Werk wird gelingen.

Ich bitte Sie, lieber Genosse, Ihren revolutionären Kameraden die herzlichen Grüße eines Kameraden zu übergeben.

Tagebuchblätter des jungen Lassalle

Als Handelsschüler in Leipzig. Mai 1840 bis Mai 1841. *)

Freitag, 10. Juli

Herr Director hat etwas verlauten lassen in Betreff der Kinder. So scheint es also wahr zu sein, daß sie mich verleumdet!

„Fort in meine stille Kammer!
Mich verzehret noch die Gluth.
Fluch der Welt und ihrem Jammer!
Fluch der ganzen Menschenbrut!“

Wem soll ich glauben, wenn dieses Weib, das ich so liebte, wahrhaft liebte und nicht nur schmeichelte, wenn dieses Weib mich betrogen hat!

*) Vgl. AKTION 8, 10, 12, 16 und 20.

Doch er beobachtet noch immer sein früheres Betragen, ist gütig und offen, rund heraus gegen mich. Aber beim Teufel! ich will kein Urtheil mehr fällen, nachdem ich so betrogen. Auch Philippsohn kehrt die gemeine Seite her und mahnt mich dringend, drohend, er werde es in der Schule erzählen. Über den Lumpenhund! Ich will ihm sein Geld ins Gesicht werfen, ihn ansucken und kein Wort mehr mit ihm reden.

Sonntag, 12. Juli

Ich war im Theater. Loewe spielte den Hamlet. O, wie gelitten die Worte in mir wieder: „Ich will es aufschreiben, daß Einer lächeln kann und doch ein Schurke sein!“ Ich war von der Wahrheit dieser Worte, die so treffend auf meine Lage angewandt werden konnten, so hingerissen, daß ich sie hätte laut wiederholen mögen. Loewe spielte ausgezeichnet und gab den Hamlet, wie sich ihn Shakespeare gedacht haben mag. Dieser Hohn, dieses Racheverlangen, diese Verachtung des ganzen elenden Menschengeschlechts. „Sein oder Nichtsein,“ sagt Shakespeare. Ob ertragen, ob durch Widerstand kräftig vernichten. Nichtsein! ruft jede Faser an mir.

Montag, 13. Juli

Ich weiß nicht, wie es kommt, daß ich mit meinen Mitschülern so schlecht stimme, da ich doch Keinen beleidige und mich bestrebe, Jedem gefällig zu sein. Bürgte mir nicht mein Isidor und so manche andere Person dafür, ich würde auf den närrischen Gedanken kommen, daß ich ein Narr bin.

Sonabend, 18. Juli

Die Ferien sind angegangen. Alle Handelsschüler sind verreist: die zu ihren Eltern, die ins Gebirge, die in die große Stadt. Nur ich, ich allein bin dazu verdammt, hierbleiben zu müssen. Vier ganze Wochen! Zwar hat mir mein Vater das Schwimmen erlaubt. Will ich mich aber vier ganze Wochen mit Schwimmen amüsieren, werde ich zuletzt eine Ente werden.

Sonntag, 19. Juli

Ich war im Theater. Loewe gab den Fiesco. Bei Gott, ein großartiger Charakter, dieser Graf von Lavagna! Ich weiß nicht, trotzdem ich jetzt revolutionär-demokratisch-republicanische Gesinnungen habe wie Einer, so fühle ich doch, daß ich an der Stelle des Grafen Lavagna ebenso gehandelt und mich nicht damit begnügt hätte, Genuas erster Bürger zu sein, sondern nach dem Diadem meine Hand ausgestreckt hätte. Daraus

ergibt sich, wenn ich die Sache bei Licht betrachte, daß ich bloß Egoist bin. Wäre ich als Prinz oder Fürst geboren, ich würde mit Leib und Leben Aristokrat sein. So aber, da ich bloß ein schlichter Bürgerssohn bin, werde ich zu seiner Zeit Demokrat sein.

Montag, 20. Juli

Ich las heut Lessings Meisterstück, „Nathan den Weisen“. Was ich dabei fühlte, als ich von solchem Meister so meisterlich mein Volk vertheidigen sah, läßt sich denken. Und ob ich es gleich hundert und aberhundert Mal gelesen.

Dienstag, 21. Juli

Daß noch kein Brief von Isidor kommt!

Donnerstag und Freitag, 23. und 24. Juli
Fiel nichts vor, außer daß ich meinem Vater schrieb und ihn um Geld bat. Herr Director hat mir bereits schon zehn Thaler gegeben, von meinem Vater habe ich sieben erhalten, und das alles in zweieinhalb Monaten. Ich weiß nicht, wie das Michaeli mit dem Verrechnen werden wird.

Ich lese Börnes Briefe, die mich ungemein ansprechen. Wenn man sieht, was für ein großer Kerker Deutschland, wie Menschenrechte mit Füßen getreten werden, wie dreißig Millionen Menschen von dreißig Tyrannen gequält werden, so möchte das Herz weinen ob der Dummheit dieser Leute, die ihre Ketten nicht zerreißen, da sie es doch könnten, wenn sie nur den Willen hätten. Ich bewundere Börne. Wahr ist, was er sagt, wahr seine Verwünschungen gegen Deutschlands und Europas Tyrannen, die Asiens Despoten nichts nachgeben. Aber seine Worte: „Kein europäischer Fürst ist so verblendet, daß er glaubt, seine Enkel werden seinen Thron besteigen,“ diese Worte muß ich leider bezweifeln. Es muß ärger werden, ehe es besser wird.

DER SPAZIERGÄNGER

Die Vegetation da ist nicht eine Tote.
Die Wälderinnen stehen warm und glatt.
Die Straße nimmt das kleine Häuserrote
Der Ebene in eine bleiche Stadt

Und steigt. Ebenen schweben ohne Ende.
Das Auge herrscht über die Grüns und Blaus.
Himmelumblasen schwenkt das Blut die Hände.
Das Herz, erstaunt, bricht in ein Lachen aus.

Paul Boldt

DER ANDERE TAG

Die silbernen Gespräche sanken ein. Gleich
Festeskerzen,
die die Nacht jauchzend durchbrannt.
So löste sich das Band
von dunkelfüllenden Gewalten los
und fiel zu Boden zwischen müden Scherzen.
Und flog im Wind und lag so nackt im Schoß
von überschweren Unbarmherzigkeiten.
Und keiner fand das Wort,
das irgendwo an steilen Bergen hing.
Allein die Öde wuchs und wuchs und ward so groß,
daß in den Dornen sich der Stolz verding.
Gleich Kindern stehen wir in Einsamkeiten
gedankenhart vor einem hohen Ding.
So drückend schwer, wie ein romanischer Dom.
Wir ahnen Flüsse jenseits aller Zeiten,
Männer und Frauen stehen auf beiden Seiten,
doch alle Brücken schwimmen längst im Strom.

Kurd Adler

REGEN

Aus immer offenen Türen kommen wir durch
die Nacht gestürzt, durch dunkle, irre Gassen
und über weiße, schwankende Plätze.
Wir finden den Morgen von Wolken und Regen
verschüttet. Häuser, Straßen, Türme, Brunnen und
Brücken von fallenden Tüchern überhangen.



MOPP.

Von den roten Betten wissen wir nur mehr
wie von tiefen Schächten, und wir haben alle Lust
vergessen und jeden Schrei. Und unser Mund ist
versiegt und trocken wie Wüste. Nur unsere
nackte Haut zittert noch wie Schiller auf sonne-
überbrüteten Schlangen und ist gleißend heiß.
Wir möchten riesenhaft über der Erde liegen.
Den blanken Leib in borstige Wälder gedrückt.
Flächenhaft und ohne Horizont, gleich endlos ge-
dehnten Ebenen. Die Arme weggeschleudert —
Querbalken vom Kreuze — die Hände an die Erde
gepreßt; suchend diese Schmerzen: Menschen,
Steine, Tiere!

Dann Gottes Erbarmen und die Wohltat: nasse,
fallende Tücher über uns, und kühle, kühle Perlen
in unsere toten Augen.

Carl Weiß

EINFAHRT

Als ob er immer schneller führe.
Widerwärtig wahnsinnig.
Letzte Perrons werden durchs Fenster gerissen.
Aus Dunkelheiten
springen Lichter stechend ins Auge.
Weichen werfen durcheinander.
Eine Pomeranze (neben mir) freut sich geil
Auf den so oft geträumten Sündenpfuhl.
Ich speie sie mit Blicken an.
Du meine starke, stolze Hütte,
einsame, makellose, du am Meer.
Hohe Häuser rennen vorbei.
Wie Säbelhiebe schlagen Schienenstränge in die
Nacht.

Vorortzüge kreuzen uns.
Einsame, makellose . . . zwei Schippen Kohle noch,
— ich krieg die Gänsehaut —
Dann bin ich in die Stadt verschleppt.

Oskar Kanehl

DER TOD IN BERLIN

Unglücklicher Mann, Gott plante dein letztes
Verderben:
Im Wanzenkrater der Großstadt läßt er dich
sterben.
Deines ärmlichen Zimmers Verfall und Zwie-
lichts verlassenheit
Erstickt dich. Du fühlst das Ende, denkst an
die Ewigkeit.
Über dir spielt man vielleicht „Puppchen“ in-
dessen.
Unter dir werden Heringskartoffeln gegessen,
Einen Ziegelstein weiter brüllt ein Mann mit
seiner Frau,
Ein Abtritt gurgelt, ein Säugling schreit sich blau.

Lastautos stürmen auf der Straße vorbei.
Und in diesem Moment wird deine arme Seele,
Seele! frei.

Eine Schriftsetzerseele oder ein Tintengeist,
Oder wie sonst deine Berufsarbeit heißt.
Sie schleppt sich aufs Dach. Schornsteine steh'n
in rußigem Runst,
Von Hypotheken zerfressen. Unter saurem Dunst
Liegt die Stadt, wo die Konkurse schlummern
in großen Banken-
Übel! Und ihre neuen Flügel rudern wie Krücken
eines Kranken.

Wilhelm Klemm

LONDON

Remembers of the wrong way to work
Ich bin ins Gedärm eines Riesen hinabgestiegen,
aber die bodenlose Weite wird mir eng.
Alle Umgebung ist ekelnder Eiter.
Kloaken reißen sich unter meinen Angstschritten
ihr Gift tötet mir alles gesunde Blut. [auf,
Geschwür überall wohin ich finster greife.
Käme ich los von diesem Gefängnis!
Überführe mich eine Untergrundbahn,
irgendwo in einem finsternen Gefängnis.
Aber kein Licht flackert mir auf;
Nebel machen mich blind.
Hurengespräch und Zeitungsschwall ist Tages-
sorge.

O Lärm der Untergrundbahn, Arbeit . . . Qual.
Karl Brand

DIE ALTEN GASSEN

Ihr altersgrauen, gradlinigen Gassen,
welch Krafthauch barg sich doch in euren Ziegeln,
daß ihr's vermögt, mit zauberhellen Spiegeln
einmal Gelebtes felsenfest zu fassen!

Geh heut ich noch so stimmungslos-gelassen,
ihr laßt nicht ab, mein Sinnen aufzuwiegeln —
was schweigend ich erdrückt mit tausend Siegeln,
könnt ihr unendlich wiederleben lassen.

Das längst Gestorbne schwirrt in meiner Nähe,
begrabne Schmerzen rasseln durch mein Wännen
und Herzensschläge brausen wilder, wilder — —.

Mir wird so seltsam, hilflos und wehe, —
Das stolze Ich gelöst in Kindestränen,
ein müder Spielball alter Stimmungsbilder.

V. J. Paukner

DER FIGURENSTAND

Nahe bei den rauhen, neulackierten Stiefeln und stinkenden Käseläuben, die ihren Hauch an die benachbarten Lebkuchen-, Schokoladen- und Bonbonstände verschwenden, zwischen hungrigen Tellern, leeren Häfen, durstigen Krügen, schamhaft übermalten Tassen und nackten Puppen lebt der Figurenstand.

Obwohl beschränkt und in die Menge gedrängt wie alle anderen Stände, hat sich doch eine ganze Welt auf seinem flachen Bauch versammelt.

Am Rand des Tisches, wie ein Reklamewächter vor nächtlichen Tanzlokalen, Kinematographen und kunterbunten Schaustellungen brüstet sich ein schwarzer Löwe, reißt den Rachen auf zum Brüllruf und setzt den Schweif, majestätisch wie einen betretenen Stab, zwischen die gespreizten Hinterbeine.

Vor glatten Wandtellern, auf denen windgeblähte Schiffe segeln und Kanonen morden, steht Napoleon und denkt an spanische Frauen und italienische Trauben, an ägyptische Störche und russische Eisschollen; er sinnt und träumt; auf höhnenden Meeresfluten schwimmen ihm blutende Inseln entgegen; und sein Auge wird starr.

Neben zwei Kindern, die aus Tellern und Blech-eimern lärmende Töne schlagen, faltet Richard Wagner die Stirne; der taube Beethoven ahnt und sinnt, daß sein Auge tief wird.

Ein wunderliches Höllentier mit harten Schnäbeln öffnet als Hals einem geizigen Krüge den Schlund und giert nach Dante, der starr wie eine Maske steht.

Hinter einem knirschenden Totenschädel ragt Goethe, vor dessen himmlisch-glatte Stirne jede Falte des Lebens erschrecken muß, siegreich auf und leuchtet; sein Auge fängt an zu fliegen, fliegt vorbei an nackten Puppen, fröhlichen Krügen, an Lebkuchen, neulackierten Stiefeln und stinkenden Käseläuben, vorbei, vorbei, hinaus ins sonnentönende Land, zwischen Himmel und Erde dahin, weit, heit hinaus in die Unendlichkeit.

Gottfried Kölwel

TO VERHÖHNT DIE DEUTSCHE MENSCHHEIT

To liebkost ihr gelbes Stöckchen. Ihr rechtes Bein ist locker übergeschlagen: ein tief ausgeschnittener Schuh reflektiert ein mattes Glanzlicht. To lacht ganz breit unter ihrem grauen Lederhut.

Eine kurze blaue Frau geht vorbei. Neben ihr schreitet gemessen ein hellgrauer Gehrock mit

einer goldenen Kneiferschnur, die kokett hinter das Ohr läuft. Ein ernster Robbenbart durchschneidet stumpfwinklig das Gesicht.

„Kalter Kaffee macht schön!“ ruft die Frau herrschsüchtig. „Solche Hausmittel . . . solche“

Der Blitz hat sie getroffen. Ihre fetten Arme schnappen nach Luft.

„Edgar!“ explodieren krachend ihre Kiefern. „Edgar!“ Ihre Haut zerknittert grünlich. Der Erdboden hat plötzlich alle Geräusche verschluckt. „Edgar!!!“

Sie faucht aus allen Poren. Der Veteran neben ihr blickt hilflos in die Wolken. In Tos feste grinsende Zähne blitzt ein giftgeschwollener Blick. Alle Motore sind in der blauen Frau los. Mit einem asthmatischen Stöhnen spurtet sie zum Ausgang. Der hilflose Blick des älteren Herrn fällt traurig auf To, die ganz schnell ihre lustige erdbeerrote Zunge hervorstreckt. O, wie sein Blick gefriert, wie seine knöchigen Finger den struppigen Bart massieren! Mit einer exakten Wendung strebt er seiner Gattin nach, die fern, ein kleiner blauer Ofen in Gluthitze, verschwindet.

To stößt ein helles elektrisches Lachen aus. Sie klatscht strahlend in die Hände. Alle Bäume sind voll froher, lebendiger Musik. Dann wird To ganz ernst. Ihre blauen Augen füllen sich groß mit Feuer. Ihr dünnes Stöckchen zischt böse durch die Luft.

Wie ein Fluch bricht es hervor:

O deutsche Menschheit!

Im Schlafrock bist du entworfen und auf Sofaschonern gezeugt.

Sanfte Aprilfeuer glühen in zarten Abenden,
In die platt eure Füße hinter schreienden Kinderwagen stampfen.

Verwesung rinnt in eure Blutbahnen.

Eure Gehirnschale ist ein Napf unreinlicher Gedärme

Aus dem beschmutzt jedes noch so strahlende Bild wiederkehrt.

Mit eurem Gemüse schluckt ihr fette Respektabilität.

Jedes Steak setzt massiven Lebensernst an.

Und jedes Glas Bier befeuert die Seele

Zu ihrer jubelnd umschwärmten Forderung

Die tausendstimmig verbrauchende Forderung der deutschen Menschheit.

Daß der Kalender einen Tag wie den andern ausspuckt,

Leer von ihrer kahlen Sehnsucht.

In grüne Landschaften blau von spielenden Wassern umsäumt

Kriechen fettbäuchige Dackel: quer durch die Mäuler den Regenschirm balancierend.

O unfruchtbare Trägheit, die ein Reiz erst erfrischt

Wenn irgendwo schielende Verachtung lockt.

O deutsche Menschheit!

Symbol des gefräßigen Sterbens,

Fanfare, daß triumphierend über die blauen Zeiten bleibt,

Über Fäulnis des Zarten, über qualvolles Hinsiechen des Schönen,

Das steinerne Hirn des apokalyptischen Spießers.

Die sumpfige Stille der ewigen Starrnis.

Und über sie,

Verzweiflung und Ekel in die Lande verströmend,

Die stumpfe Fratze der deutschen Menschheit.

Tos großes Gesicht ist ganz weiß. Die Luft ist warm geworden, viele Menschen gehen vorüber, Kinder kriechen bunt über den Rasen. Ein Zweidecker knattert energisch durch die orangefarbenen Wolken.

Die deutsche Menschheit zelebriert ihre Sonntagsorgien. Die Gedämpftheit des Feiertages befleckt sie mit fauligen Lyrismen. Weiße Dampfer vibrieren tönend von gefühlvollen Kärtnerliedern. Hinter allen Menschen steht eine geöffnete Bühne: die gute Stube, von gelbem Lampenlicht erhellt und vor dem braunroten Sofa mit Deckchen der weiße Tisch mit dem fetten Abendbrot.

O Perleninseln im grünen Ozean, wo um leuchtende Brände buntglitzernde Kannibalen tanzen, bereit, jeden Dackel mit nackten Zähnen zu zerfleischen. Traum von saphirnen Horizonten, wo edel wandelnde Elefanten die Vorstellung eines deutschen Turners hinreißend lächerlich machen!

Auf zernarbten Holzbänken breiten sich schnalzend Pärchen aus. Am grauen Ufer gehe ich neben To, deren weite Augen kühn die Segelbote widerspiegeln. Wellen kommen heran, die Sonne ruht, ein goldener Dunstbauch, warm auf den spielenden Wassern: und das Antlitz starr in den violett sich verfärbenden Horizont gereckt, eine dunkle Madonna aus Urwald und Orchideen, steht To . . .

Rudolf Kurtz

ZEITSCHRIFTENSCHAU

„DIE NEUE RUNDSCHAU“ (S. Fischer, Verlag, Berlin). Aus dem Inhalt des Juniheftes treten beim

INHALT DER VORIGEN NUMMER: Heinrich Vogeler (Worpswede): Ekstase (Titelzeichnung) / Franz Pfemfert: Mit ungleichen Waffen / Hugo Kersten: Wir sind der Aufruhr! / N. O. Kent: Gutmann / Richard Huelsenbeck: Disziplin der Gegenwart / Hans Leybold: Mirjam Horwitz / Carl Einstein: Totalität / Kurt Kersten: Aus Othello / Hugo Ball: Die Sonne / Käthe März: Liebe / Schmidt-Rottluff: Aktstudie / Leo Sternberg: Im Menschenstrom / Wilhelm Klemm: Schwüle / P. Sombart entdeckt Rußland / Das Spitzelproblem / Ludwig Bäumer: Senna Hoy / Senna Hoy: Erinnerungen an die russische Revolution / Aufruf für Wedekind / Die nächsten Sondernummern.

ersten Blick die Beiträge von Maurice Maeterlinck, Gustavus Myers, Robert Musil und Alfred Wolfenstein hervor. In einer umfangreichen Studie analysiert Maeterlinck die Intelligenz der Pferde und kommt zu Negationen und kritischen Vorbehalten, die der Tierpsychologie entgegengesetzt sind. Gustavus Myers führt seine Carnegiestudie zu Ende. Arthur Schulz versucht der ideellen deutschen Linken ein Arbeitsprogramm für die nächsten Jahrzehnte zu geben. Die Gedichte von Alfred Wolfenstein werden dem Leserkreis der Neuen Rundschau zeigen, wie das Vollbringen der neuen Dichtergeneration aussieht. Reich ist diesmal der kritische Teil, den Robert Musil, Moritz Heimann, Oscar Bie und Junius je auf ihrem Gebiet vertreten, Robert Musil beginnt in dieser Nummer mit seinen kritischen Literaturberichten. Daneben und dazwischen geben Eugen Lerch, Wilhelm Hausenstein, Felix Braun, Fritz Schotthoefer Beiträge.

„PHÖBUS.“ Herausgeber Heinz Eckenroth (Phöbus-Verlag München). Das zweite Heft enthält: Kurt Kersten: Über Brahm und Reinhardt; F. W. Wagner: Die Heilung, Novelle; Eugen Kilian: Shakespeare — der Schauspieler; Hugo Ball: Münchener Künstlertheater; F. M. Huebner: Notizen zum „Bürger Schippel“; Karl Adrian: Gedichte; Eine Kundgebung für die AKTION u. a.

„KAIN.“ Das Maiheft enthält: Gedichte; Das große Morden; Senna Hoy u. a.

VORNOTIZEN

EMIL FAKTOR. Die Temperierten. Auseinandersetzungen in drei Akten (S. Fischers Verlag, Berlin) M. 2,—.

SIGURD IBSEN. Robert Frank. Drama. (Ebendort.) M. 2,50.

VERANSTALTUNGEN DER AKTION

Donnerstag, den 11. Juni, spricht Siegfried Bernfeld im Vortragssaal Austria, Potsdamer Straße, über „Jugend und Alter“. Zu diesem Vortrag, dem eine Diskussion folgen wird, sind alle dringend eingeladen, denen die Jugendbewegung mehr als ein Schlagwort bedeutet. Karten im Vorverkauf 75 Pfennig, an der Abendkasse 1 Mark.

IM VORTRAGSSAAL DER BUGRA, LEIPZIG, veranstalten wir Donnerstag, den 18. Juni, eine „Vorlesung der AKTION“. Das Programm lautet: Max Oppenheimer: Über moderne Graphik; Carl Einstein: Aus neuen Manuskripten; Wilhelm Klemm: Verse; Ferdinand Hardekopf: Zwei Novellen; Franz Pfemfert: Glossen. Wir bitten unsere Leipziger Freunde, zahlreich zu erscheinen.

DIE NÄCHSTEN SONDERNUMMERN der AKTION werden gewidmet sein:

P a r i s v o n G ü t e r s l o h ,
D e m S t a a t s a n w a l t ,
J o h a n n e s R. B e c h e r ,
H a n n s F l e s c h v o n B r u n n i n g e n .

Die Aktion

M.R.

WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK, LITERATUR, KUNST
IV. JAHR HERAUSGEGEBEN VON FRANZ PFEMFERT NR. 24

INHALT: C. Mense: Tänzerin (Titelzeichnung) / Hugo Kersten: Lösung der sexuellen Frage durch einen Staatsanwalt / N. O. Kent: Die Korruption / Karl Brand: Dem Staatsanwalt / Franz Held: Die goldene Bombe. Eine Plauderei / Elie Nadelman: Federzeichnung / Ludwig Bäumer: Ein imaginäres Porträt / Gottfried Kölwel: Budapester Caféhäuser / Kurt Striepe: Pubertas / H. Flesch von Brunningen: Zwei Liedchen / Karl von Felner: König Lear / Kurd Adler: Rückkehr / Iwan Lassang: Die beiden Schwestern / Käte Brodnitz: Verlangen / F. W. Wagner: Skizze / Eine Kundgebung für die AKTION von Heinrich Mann, Thomas Mann, Frank Wedekind u. v. a. / Ha Hu Baley: Narzissus / Neue Bücher / Ankündigung.



VERLAG / DIE AKTION / BERLIN-WILMERSDORF

HEFT 30 PFG.

**ITALIENISCHE REISE
VON**

A N D R É S U A R È S

Deutsch von Franz Blei

E r s t e r B a n d

M i t 4 0 A b b i l d u n g e n

Preis kartoniert M. 5,—

**V E R L A G D E R
WEISSEN BÜCHER/LEIPZIG**

Die Aktion

M.R.

WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK, LITERATUR, KUNST

4. JAHRGANG

HERAUSGEGEBEN VON FRANZ PFEMFERT

13. JUNI 1914

GLOSSEN

DEM STAATSANWALT

Wir sind stark und hart geworden.

Blaueisenhart.

Unsere Geste bricht die Fesseln einer trüben Nacht.

Uns soll keine Träne in den Wimpern bluten.

Wenn sich auch Nebel über unsere Gefilde breiten;

wir atmen Kraft zum Durchbruch ein;

jede Mauer muß sich vor uns weiten,

wir sind das Sein!

Karl Brand

NARZISSUS

Ein helles Mädchen spitzt die Kniee, tanzend.

Narzissus sanft vibrierend küßt ihr blaues Haar.

Zwei gelbe Autos keuchen, fort sich pflanzend,

Und trollen dumpf, geschwächt, zu der Kasinobar,

Es lästern oft Kokotten und Chauffeure.

Doch vor der Taube beugen sie den Nacken tief.

Der Bauch des Universums schwillt aus einem

Göhre,

Und Hahn und Pferd verdrehn die Hälse schief.

Es auch geschieht ein ungeheures Tun:

Maria hebt sich von dem Wolkensitze.

Die Zeppeline schreien, Dreatnoughts fliehn.

Ein Grenadier feikt in die Opiumspritze.

Es bleibt kein Hund im Schoße der Madonnen.

Viel Senatoren, Patriarchen jappt das hohe Seil.

Auf Sacco-Ösen schrillen Querpeif-Wonnen

Der Teufel, die aus Lüften schießen steil.

Ha Hu Baley

LÖSUNG DER SEXUELLEN FRAGE DURCH EINEN STAATSANWALTSCHAFTS- ASSESSOR

Ein Staatsanwaltschaftsassessor (sein Name hat nichts zu bedeuten: es kommt auf die Gattung an) sagte im Prozeß Brumm dieses:

„Man hat staunend sehen müssen, wie eine Frau,

die Mann und Kinder hat, sich einer selbständigen Existenz erfreute und in dem schönen Jagdschloß W. ein behagliches, beneidenswertes Heim hatte, sich so weit vergessen konnte, daß sie sich einem Manne an den Hals warf, der nichts war und nichts hatte, sondern ein Abenteurer der schlimmsten Art ist. Es ist dies nur dadurch erklärlich, daß Brumm auf diese Frau einen dämonischen Einfluß ausgeübt hat.“

Wie also nennt man die geheimnisvollen Kräfte, die eine Frau dazu bewegen, bei einem Manne zu schlafen? Wir werden jetzt beruhigt schlafen können, da wir es heraus haben: es ist der dämonische Einfluß! Wie aber wirkt dieser dämonische Einfluß? Antwort: indem eine Frau, die Mann und Kinder hat, sich einer selbständigen Existenz erfreut, sich so weit vergessen kann, daß sie sich einem Manne an den Hals wirft, der nichts ist und nichts hat!

Was denkt sich denn diese Frau nur? Mit einem Manne zu Bett gehen, der nichts hat? Schöne Schweinerei das! Wenn sie sich schon unbedingt jemand an den Hals werfen will, suche sie sich jemand in gesicherter Position, einen Staatsanwaltschaftsassessor etwa.

Welche Beziehungen aber hat ein Staatsanwaltschaftsassessor zu einer Frau, die sich einem Manne an den Hals wirft, der nichts hat? Antwort: er sieht staunend zu! Nun wissen wir also auch, was ein Staatsanwaltschaftsassessor in seiner freien Zeit tut.

Und nachdem nun alles so schön geklärt ist, möchte ich nur eins noch in Ihrem Jargon erfahren, Herr Assessor: wie nennen Sie die dunklen Kräfte, die einen Mann dazu bewegen, bei einer Frau zu schlafen, die nichts ist und nichts hat und die man in Deutschland eine Hure nennt?

Hugo Kersten

DIE KORRUPTION

Das Beste, was wir zurzeit auf dem Gebiet der Antikorruption haben, ist zweifellos Herr Lieb-
knecht. Im sozialdemokratischen Lager herrscht
eitel Freude und Jubel über den Vortrefflichsten,
und den Liberalen bleibt das Bravo, das sie für
ihn haben, im Halse stecken, weil der, dem es
gilt, ein Roter ist. Der Parteiliberalismus kommt
aus peinigenden Dilemmen überhaupt nicht mehr
heraus — es scheint seine Bestimmung, sich zwi-
schen ihnen zu zerreiben —, seine insgeheim be-
geisterte Zustimmung macht, zu mißtrauischem
Zuwarten abgekühlt, an der Parteischranke halt
und gerinnt hier zu einem schleimigen Behagen
über die enthüllte Verderbtheit des Titelschachers
und Ordenskaufes.

Ich glaube, daß der stille Neid der Liberalen
einer Großtat gilt, die keine ist. Ich habe eine
viel zu hohe Meinung von Korruption, als daß
ich das, was aufspritzt, wenn ein eifriger breiter
Fuß in eine Pfütze patscht, für Pfuhl und Ver-
derbnis halten könnte. Ich fasse die Sache viel-
leicht falsch auf, aber ich kann mir nicht helfen,
ich halte die Enthüllung, daß um Geld alles zu
haben ist und daß der irregeleitete Lauf dieser
Welt von Leistung und Gegenleistung gelenkt
wird, für sehr harmlos. Ich halte es für ein grobes
Mißverständnis, für eine Oberflächlichkeit des
Denkens, die beinahe schon Heuchelei ist, wenn
eine Menschheit, die in Schacher lebt, die Hände
über dem Kopf zusammenschlägt, weil einer, der
großen Einfluß, viele Ehren, aber wenig Geld
besitzt, einem anderen, der viel Geld, aber keine
Ehren besitzt, diese für jenes verschafft. — Man
habe den Mut, dem Weltzahnrad in die Speichen
zu fallen, man halte aber den, der an der Karies
eines Zähnnchens herumstochert, nicht für den Arzt
dieser Welt noch jene für Korruption!

*

Herr Liebknecht, um zu zeigen, wie verderbt die
Welt der Reichen ist, gibt folgenden Titel- und
Ordenstarif wieder:

Roter Adlerorden 4. Klasse: Für Akademiker	8000 M.
Für Nichtakademiker	12000 „
Kommerzienrat für Preußen: Im regulären Verfahren (unter Innehaltung des üblichen Instanzenzuges)	50000 „
bei beschleunigtem Verfahren unter Um- gehung dieser Instanzen	60000 „
Für Hessen, Baden, Koburg usw. stellt sich der Kommerzienrat um etwa 10000 M. billiger.	
Preußischer Kommissionsrat	25000 „
wobei man sich bis	20000 „
herunterhandeln lassen kann.	
Preuß. Professor für Ärzte, Künstler usw.	25000 „

In Koburg und den anderen Bundesstaaten macht	
der Professortitel nur	20000 M.
zuweilen sogar nur	18000 „
Hoflieferant des Kaisers oder der Kaiserin	15000 „
Hoflieferant des Kronprinzen oder der Kronprinzessin	12000 „
Eventuell abzuhandeln bis auf	10000 „
Hoflieferant in Koburg, Hessen usw.	8000 „
Hoflieferant in Waldeck-Pyrmont nur	5000 „
Kammersänger je nach dem Bundesstaat zwischen	5000 „
und 10000	„

Konsul- und Generalkonsultitel auswärtiger Staaten
je nach der Größe und Bedeutung des Staates
von 10000 M. bis 30000 „

Nobilitierung Adelsprädikat in Preußen 300000 M.

bis 400000 „

In Koburg

250000 „

Ich glaube, daß sich die Antikorruption nicht leicht
kurzsichtiger an das Nächstliegendste stoßen und
etwas an den Pranger stellen konnte, das der
Nachahmung wert ist. Dieser Tarif, der anzeigt,
wie man befördert wird, ist vorbildlich. Der Eisen-
bahntarif tut auch nichts anderes, und was diesem
recht ist, kann jenem billig sein. Bemängeln
möchte ich nur, daß man, um 10000 M. mehr,
den Kommerzienrat bei beschleunigtem Verfahren
unter Umgehung der Instanzen bekommen kann.
Das soll nicht sein! Bitte, das ist nicht korrekt —
wer wird auch —! Das ist ja beinahe Beamten-
bestechung! Das Verlassen des Instanzenweges
sollte, in Preußen wenigstens, bei Strafe verboten
sein. Unschön finde ich es auch, daß der Bundes-
staat Koburg dem Reich Schmutzkonzurrenz macht
und die Nobilitierung um fast 50 Prozent billiger
gibt als Preußen. Aber das sind kleine Unzuläng-
lichkeiten, die sich leicht ausmerzen lassen.

Schwieriger wird es sein, den Leuten begreiflich
zu machen, daß dieser Tarif das Schlichteste und
Ehrlichste darstellt, wozu Menschendummheit je
geführt hat. Und daß nicht die Existenz eines
solchen Tarifs, sondern sein Mangel ein Krebs-
schaden ist. In Preußen weiß ich, was ich zu
tun habe, wenn ich Kommissionsrat werden will.
Man hat nichts weiter zu tun, als überflüssige
25000 M. zu haben und sich an das betreffende
Ressort zu wenden. Der Preis schwankt zwar
ein wenig, ist aber doch limitiert. Dem Verdienst
seinen Kronenorden, wenn es mit den nötigen
Moneten naht! Es wickelt sich alles glatt ab.
Aber die Scherereien möcht'ich nicht haben, die
man in Österreich durchmachen muß, um Kaiser-
licher Rat zu werden. Überhaupt sollte einmal
einer erzählen, was er erlebt hat, bis die Ver-
öffentlichung im k. k. Wiener Amtsblatt und der
Druck der neuen Visitenkarten erfolgen konnte.
Aber er wird sich hüten, obzwar seine Leidens-
geschichte dartun würde, wie ungesund der

Mangel eines Ordenstarifs ist, und obgleich ich der Meinung bin, daß die Überwindung der Willkür der Ressorts und der Schlamperei der Instanzen an sich schon den Kaiserlichen Rat reichlich verdient macht.

N. O. Kent

KÖNIG LEAR

Man nennt ihn die Tragödie des Undankes. Das heißt, man nimmt das Bild für den Nagel, an dem es hängt.

Lear, das ist: die Tragikkomödie des Menschentumes. Jeder Zoll ein Narr. Das Schauspiel eines Sturzes über eine eingebildete Felswand, wie der des geblendeten Gloster. Denn Lears Königsgröße war eine imaginäre Höhe. Das zeigt ja das ganze Spiel.

Lear, das ist: das Schwelgenwollen im eigenen Menschentume, das entbürdet, und dennoch mit königlicher Pose, dem Grabe zuwanken will. Lear entkleidet sich vor den anderen und merkt es nicht. Alle anderen aber merken es: die einen zu ihrem Nutzen, einige zu ihrem Schmerze. Und Lear versteht sie alle mitsammen nicht, denn er weiß nicht, was er tut. Die anderen zeigen ihm Zug für seine Nacktheit. Die einen verbannt er dafür, den anderen flucht er später dafür. Sie reißen ihm sein Menschentum Stück für Stück vom Leibe. Der Narr aus Beruf und der Narr aus Not: das sind die Lappen, die um den Narren von Geburt flattern, bis er nackt und der Narrheit bloß dasteht: ein armes zweizinkiges Tier — jeder Zoll ein Mensch.

Wölfe, Tiger und alle viehischen Bastarde zerfleischen ihn und machen ihn selber zum Tiere, das in die grauenvolle Wüste des Irrsinns hinaushetzt. Das Animalische ist das vitale Element des Learspieles. Es lebt in Ibsens dramatischem Epilog, in dem der Dichter die Erde mit Tierfratzen bevölkert sieht. Und es lebt in Frank Wedekind. Aber Shakespeare nahm die ganze Weltkugel in die Hand und drehte sie nach allen Seiten um, ehe er abbildete, was er bilden wollte. Wie das der Dichter tun muß, der sie uns zeigen möchte, wie sie ist, nicht wie er sie für sich sieht.

Wenn das letzte Bild des Learspieles über die Bühne rasselt, dann ist das Learerlebnis schon längst zu Ende. Lear brauchte nicht am gebrochenen Herzen zu sterben und Cordelia nicht erwürgt zu werden. Man verlangte das vor dreihundert Jahren auf der altenglischen Bühne. Vielleicht kommt der Dichter, der das nicht mehr nötig

hat und uns zeigen kann, daß seine Zeit größer ist als jene, aus deren Herzblut der Leardichter schöpfte: jeder Zoll ein König.

Karl von Felner

BUDAPESTER KAFFEEHÄUSER

Am Eingang, hinter talmibetreßten Türen, vagiert eine Zigeunerkapelle.

Der Obergerger, der umherläuft wie ein Hund an der Kette, trägt Brunstschreie unter die Gäste, die an kleinen Marmortischen warten.

Vorbei an gaukelnden Spiegeln, die den Talmiglanz der Lampen vervielfältigen, schäkern und schleichen geldgierige Mädchen.

Die eine läßt sich von der alten Büffetdame am gepuderten Kinn kitzeln aus Barmherzigkeit gegen selige Erinnerungen.

Eine andere setzt sich einem Gast gegenüber und kreuzt den rechten Unterschenkel über den linken Oberschenkel, daß der rote Seidenrock aufgeht wie der Vorhang eines Kabarets.

Sehnsüchtigere belasten die Schenkel der Männer und reizen das empfindliche Fleisch.

Ganze Tafelrunden der unkeuschen Venus, nächtliche Blütenbeete voll Orchideen locken.

Die willigen Kellner tragen blaue Ringe unter den Augen.

„Darf ich den Herren einladen ein paar Damen?“ — —

Sie sprechen, als servierten sie Kaffee oder irgendein Genußmittel.

Gottfried Kölwel

Das imaginäre Portrait eines 25jährigen

Von Ludwig Bäumer

Die kulturellen Bestrebungen zur Menschlichkeit des Menschen zielen seit Jahrtausenden mit der ganzen Verbogenheit subjektiver Unzulänglichkeit auf die Entfernung vom Menschlichen ab. Das Christentum wurde das Dogma dieser Bestrebungen, da die christlichen Fanatiker, die ausschließlich restlosen Macher der christlichen Bewegung, aus Todesangst, in der wirklichen Tiefe der Auffassungen eines Christus zu versinken, mit der ganzen Hinterhältigkeit rettungsloser Dummheit den andern, Noch-fähigen, die Oberflächlichkeit ihrer Anschauungen mit Blut, Kreuz und Märtyrertum aufzwingen, und ihnen das „credo ut intellegam“ durch verpfuschte Bibelauslegungen und spanische Stiefel annehmlicher zu ge-

stalten suchten und wußten. Mit der radikalen Trennung des Instinkts und des Geistes, mit der Halbierung der Sinnlichkeit wurde dann schließlich das Übel erreicht, mit der Lüge des Glaubens die Verlogenheit des Gefühls erzwungen.

Die Sinnlichkeit des Menschen ist das Agens seiner Existenz. Der Instinkt vermittelt dem Gefühl die Unmittelbarkeit bestehender und für die Individualität des Einzelnen in Betracht kommender Werte, und der Geist verwertet: Erlebnis. So ist eins ohne das andere undenkbar und nur als Sterilität möglich. Die Möglichkeiten der verwertenden geistigen Organisationen sind abhängig von der Receptivität des Instinkts und umgekehrt. Die erfüllte Aufnahmefähigkeit des Fühlens, das Gefühl, erlöst die Grenzen seiner Gegensätzlichkeit, des Geistes, zu der Verwertung des durch das Gefühl Übermittelten, aber diese geistige Verwertung erlöst resultierend neue Grenzen des Fühlens zu einer reicheren Aufnahmefähigkeit und erreicht unter normalen Bedingungen, Absterben des Verbrauchten, diese reichere receptive Organisation des Fühlens: Urfruchtbarkeit. Diese Bewegung des Gefühls zum Geiste und umgekehrt ist der Wille der menschlichen Sinnlichkeit, die Seele, das Entwicklungsgesetz, das die Autonomie seiner Logik: der individuellen Veranlagung, beherrscht, indem es ihr unterliegt. Das physische Wachstum des Menschen ist die wachsende Möglichkeit seiner fühlenden Komplexe, und die Steigerungen dieser Möglichkeiten erfolgen gemäß dem mehr oder minder (individuell) exakt einsetzenden Willen der Sinnlichkeit, und aus diesem Grunde erklärt sich der zeitlich so verschiedenartige Anfang des sexuellen Fühlens beim Menschen.

Das sexuelle Fühlen des Menschen ist ein durch die geistige Verwertung des Mannbarwerdens erscheinender neuer Komplex receptiver Gefühlsmöglichkeiten. Das sexuelle Fühlen, wie alles Fühlen Schaffensinstinkt, will zunächst die Erfüllung seiner Receptivität (sexueller Wille) und erreicht diese Erfüllung, wird also sexuelles Gefühl in der Begattung, will aber dann nach dem Entwicklungsgesetz seine Verwertung durch den geistigen Komplex, dessen Grenzen sich in dem sexuellen Gefühl erlösen. Die Konzentration dieser dreifachen Willenserscheinung ist die Erotik. Und darum ist die Annahme, das Schaffen eines neuen Menschen, des Kindes, aus dem Complementieren zweier Sexualitäten, des Mannes und des Weibes, sei die Ethik der

Erotik ein barer Unsinn und nur den infizierten Gehirnen orthodoxer Staatsphilosophen entsprungen. Denn wäre das der Fall, so bestände keine Entwicklungsmöglichkeit für den Menschen über das sexuelle Gefühl hinaus, und die Frau, die nicht mehr gebären könne und der Mann einer aus gleichgültigen Gründen nicht mehr fruchtbaren Frau und der Mensch, dessen sexuelles Fühlen aufhöre, wären erbarmungslos zu einer endlichen Trottelhaftigkeit prädestiniert. Nein, die Ethik der Erotik liegt in dem Willen nach geistiger Verwertung zur Erreichung einer reicheren Gefühlsorganisation. Das Kind ist eine natürlich-unwillkürliche Wirkung, ein Resultat, aber keine Wirksamkeit des sexuellen Gefühls, kein Resultierendes der Erotik, das Kind ist der Form gewordene Wille des objektiven — weil unbeeinflussbaren — Lebens, ein Sinnlichkeitsmoment der Natur. Als Beweis führe ich das homosexuelle Gefühl an, das ohne Resultat, ohne Wirkung bleibt, das nur resultierend im obigen Sinne wirkt. Die Würdigung dieses Beweismittels setze ich nur bei den wenigen Normalen voraus, deren Gesundheit noch nicht durch die sphinkterialen Instinkte der Berufspathologen und „unverantwortlichen“ Gesetzgeber, die die Homosexualität milde als geistige Infektion bzw. als Vergehen gegen die Sittlichkeit betrachtet wissen wollen, beeinträchtigt ist.

Zweifellos ist die erotische Sphäre eins der Hauptmomente menschlicher objektiver Wirksamkeit in der Beziehung der Individualität zum Menschen und des Menschen zur Allgemeinheit. Die Beziehung zur Allgemeinheit synthetisch lösen und klären zu versuchen, hieße die Hypothese einer Möglichkeit von der Zukunft aufstellen, einer Möglichkeit, die durch den Schein einer Wahrscheinlichkeit notwendig nur Verwirrungen auszulösen vermöchte. Die Zukunft will gelebt sein, um wahr zu werden, objektiv also wahrhaftig, oder in der Linie weiterer subjektiv moralischer Erlösungen (Traub, Jatho usw.), will sagen, verlogen. Wesentlicher, weil da, ist das Tragen der erotischen Merkmale durch den gegenwärtigen Menschen. Es muß mir schon zugestanden werden, daß meine Ausführungen sich letzten Endes auf die notwendigste Beschränkung beziehen, nämlich auf mein individuell empirisches Vermögen aus meiner Erotik zu der der menschlichen Gegenwart; und zwar sind meine Erkenntnisse — und damit erhebe ich den Anspruch, nicht philosophisch im Sinne der „Philosophie“ genommen zu werden — Resultate homogener

Gefühlsmomente, einmal Intuitionen meiner Sinnlichkeit und zum andern Befruchtungen meiner Sinnlichkeit aus der Kunst Goethes und Wedekinds . . .

Die Ehe ist ein erotisches Verhältnis, und da der Egoismus die Moral der Erotik ist, so hat die staatliche Ehe mit der wirklichen Ehe nur dann mehr als den Namen gemeinsam, wenn sie ausschließlich auf erotischen Egoismus aufgebaut ist. Erlischt der sexuelle Wille zweier Ehegatten einseitig oder gleichzeitig zu einander, so hört die Ehe auf zu existieren, und dies Aufhören macht die staatliche Institution sofort unmoralisch. Das Ehegesetz, das Merkmal des Selbsterhaltungstriebes einer subjektiv beherrschten Allgemeinheit, ist Jahrtausende lang das tiefgehendste Hindernis menschlicher Einzelentwicklung gewesen; denn es belegte die Notwehr des Individuums, deren Begleiterscheinung der notwendige Bruch der staatlichen Ehe war, gegenüber der staatlich willkürlichen Behinderung seiner Entwicklung mit den härtesten Strafen. Und endlich war doch keine Strafe hart genug, um in einzelnen Individuen nicht Augenblicke einer unbeschränkten Freiheit des Handelns zuzulassen, will sagen, den autonomen meist unbewußten Willen seiner Sinnlichkeit an seiner souveränen Herrschaft zu hindern, d. h. wahr zu sein.

Die Ehe ist ein erotisches Verhältnis. Die Schlußfolgerung, daß jedes erotische Verhältnis eine Ehe ist, liegt also nahe und ist eine Tatsache, die nicht zu widerlegen ist. Und somit erledigt sich der Ehebruch als eine haltlose Fiktion. Allerdings ist nicht jedes Verhältnis erotisch, und niemals das, wo zwar sexuelles Fühlen (scheinbar) recipiert, Kinder (wirklich) gezeugt werden, die Wirksamkeit des sexuellen Gefühls aber nicht vorhanden ist, seine Erforderlichkeit in der Erlösung geistiger Komplexe zu einer weiteren Erlösung von Gefühlskomplexen sich nicht beweist: ein derartiges Verhältnis beruht auf sexueller Wahllosigkeit. Die Ursachen dieser geschlechtlichen Wahllosigkeit liegen in der Verwirrung der fühlenden Organisationen, die subjektiv erfolgt ist und die die Lehre von der Trennung des Gefühls- und Geistesleben propagiert und die die Sterilität ihrer in Betracht kommenden geistigen Komplexe bedingt. Und so beweist sich jede subjektive Beeinflussung auf den objektiven Daseinswillen der menschlichen Natur als eine Trübung der Sinnlichkeit, als eine Verletzung des menschlichen Entwicklungsgesetzes,

beweist die staatliche Ehe ihren demoralisierenden Einfluß als das Resultierende der geschlechtlichen Wahllosigkeit.

Die Forderung der staatlichen Ehe begründet aber nicht nur die Demoralisation der unter diesem kaudinischen Joch Vegetierenden, sondern sie hemmt — und darin liegt ihre gefährlichere Wirksamkeit — und vernichtet gegebenenfalls die Entwicklung der noch nicht zu ihr Zugelassenen (der „Zu-Jungen“) und der Menschen, die aus gleichgültigen Gründen die staatliche Ehe nicht eingehen können, wenn diese beiden menschlichen Kategorien nicht wahr genug zu sein vermögen, außerhalb der gesetzlichen Ehe ihr sexuelles Fühlen zum sexuellen Gefühl, der Begattung, recipieren zu lassen, will sagen, die unbedingt notwendigen Befruchtungen ihrer Sinnlichkeit zu ermöglichen: erotisch zu sein.

Ich habe bisher vermieden, das Wort Liebe auszusprechen. Die allgemeine Anwendung dieses Wortes auf ein, meist unbewußt, fingiertes Gefühl steht in ihrer Häufigkeit in einem reziproken Verhältnis zum wirklichen Da-Sein der Liebe. Der Begriff Liebe ist heute — übrigens traditionell — sentimental so verwässert, daß tatsächlich einiger Mut dazu gehört, durch eine Beschränkung des Begriffs Liebe auf seine Notwendigkeit, die ihn gebär, den ungeheuren Reichtum der Liebe zu beweisen. Liebe ist erotischer Egoismus. Mit diesem Satz konzentriere ich den Inhalt der betreffenden vorhergehenden Ausführungen auf sein kompliziertestes, also reichstes Maß. Die Liebe ist eine subjektiv unabhängige Lebendigkeit, weil ihre Momente naturgesetzlicher Art sind. Subjektiv unbeeinflußt findet die Liebe notwendig ihren Gegenkomplex, den sie zur Erlösung ihrer Fruchtbarkeit bedarf, findet der Mann seine Geliebte, das Weib seinen Geliebten, entsteht das erotische Verhältnis, aus der die beiden gegensätzlichsten menschlichen Individualitäten die Erlösung ihrer Egoismen zu der Entwicklungsnotwendigkeit und Möglichkeit finden.

Um subjektiv unbeeinflußt sein zu können, ist die freie Wahl der Geschlechter zu- und aus einander und in Bezug auf die Umwelt die erste Bedingung der Möglichkeit einer Liebe. Gegenüber dem erotischen Verhältnis zweier Menschen, ihrer Liebe, existiert kein Anspruch eines Dritten; wird er geltend gemacht, so bedeutet er das Resultat einer Amoralität, weil Ausfluß einer, wenn auch unbewußten Verlogenheit. Ich setze den nicht ungewöhnlichen Fall eines dreieckigen Verhältnisses: Ehemann, Ehefrau und Geliebte,

oder Geliebter. Bei dem ersten Fall ist die sexuelle Forderung der Ehefrau gegen ihren Ehemann eine Amoralität der Ehefrau, im zweiten Falle des Ehemanns, die Erzwingung der Erfüllung jener Forderung ein Verbrechen, ebenso das Verlangen des Unbeteiligten nach Enthaltsamkeit.

Die Dauer des erotischen Verhältnisses zweier Liebenden ist zeitlos. Mit dem Erlöschen der Liebe erlischt die Erotik, aber das sexuelle Fühlen und sein Wille nach Reception dauert fort. Die Ursachen des Erlöschens der Liebe liegen in der Unmöglichkeit, die sich steigernden Forderungen des erotischen Egoismus zu erfüllen, der erotische Gegenkomplex versagt, er entwickelt keine reicheren Organisationen, oder seine Steigerung entwickelt sich in der ähnlichen Linie der Steigerung seines Gegenkomplexes, die individuelle Gegensätzlichkeit ist paralysiert, und die gegenseitige Erlösung der Egoisten wird unmöglich, das sexuelle Fühlen des einen recipiert an dem des andern nicht mehr zum sexuellen Gefühl, der gewollten Begattung. Aber aus dem Selbsterhaltungstrieb, der Gemeinsamkeit alles Natürlichen, aus der Sinnlichkeit des Menschen heraus sucht das sexuelle Fühlen seine Receptionsmöglichkeiten bei einer andern menschlichen Individualität; findet es sie, so entsteht ein neues erotisch-egoistisches Verhältnis, eine neue Ehe, und das Finden kann und muß garantiert werden.

Und so bleibt das bestehen als Quintessenz des Gesagten: Alle subjektiven Beeinflussungen, gewollte oder ungewollte, auf die Sinnlichkeit des Menschen sind unmoralisch, denn sie führen zu Verlogenheiten. Das Leben will sein, der Mensch ist eine seiner sichtbaren Formen, das Leben ist wahr, und die Bejahung des Lebens ist die Forderung menschlicher Moral, die Lüge des Lebens ist Verneinung, und weil sie Verneinung, ist sie unmoralisch.

PUBERTAS

Ihr wißt nichts von uns
und kennt uns nicht,
wenn mit uns unsere Kindheit bricht
und wenn wir außer uns geraten.
Wie rote Fahnen glühn aus Dunkelheiten,
fühlen wir alle Schatten von uns gleiten
und wissen uns verraten.
Und unser zittriges Denken

wagt sich hervor aus grauem Ödsein
— sehenden Auges fallen die Stunden
aus der Ewigkeit in den gläsernen Mund der Zeit.
Müde Geigen, liegen wir des Nachts in Betten,
bang und vor Lust verstört,
rufen euch, uns zu befreien aus den Ketten
— niemand hört.
Und nur der Mondschein glittert durch die Fenster,
zu mehren unser Zweifeln,
aufpeitscht er Sinnlichkeiten —
aus jedem Dunkel schrecken sie uns an.
Weit offene Augen suchen zu begreifen,
was uns Erwachen gibt an Rätseln und an Wahn.
Bleich und verfallen die Wangen,
Nebel die Augen umhängen,
um Kinderlippen sprechende Falten
— niemand von euch unser Zweifeln nahm.
Ihr krochet zurück in eure Häuser,
oder schluget ein Kreuz
oder sprach einen Fluch
und tranket Karthäuser.
Uns aber hießet ihr gehn —
wir müssen unsere brennenden Fackeln weiter-
in dunkle Tage, [tragen,
in helle Gebrechen,
und dürfen nicht wagen
die Brände zu löschen,
aus denen neue Qualen
wie Blitze brechen.
Und unsere Hände fahren farblos fahl
an schleimige Wände, den Ekel entlang.
Wir staunen allen Frauen ins Gesicht,
suchen, erbitten des Schweigens Lösung.
Wir wissen unsere Zweifelt.
— Doch vor allen Rätseln und Raten
kommen wir nie zu Taten.
Nur Hohn trifft uns,
und so zerfallen wir an uns.
Wir fühlen uns uns selbst entgleiten —
wir blicken fremd ins eigene Gesicht.
Und unser Lachen steht —
wenn sich die Dirne uns um Dirnenlohn verspricht
und uns herniederzieht zu ihren Niedrigkeiten.
Dann sind wir Männer —
dann sind wir erwachsen — —
Von allen Süßigkeiten
bleibt nichts als ein schales Erinnern.
Manchmal,
still und verhalten
eine flehende Stimme — —

Kurt Striepe

DIE RÜCKKEHR

Früher war meine Liebe grenzenlos,
und keiner war, der sie bescheiden bände,
der in der Wirrnis über dem Gelände
der Füße Andacht mir nur einmal wies.
Ganz taumelnd schaut ich um das Paradies,
das ich hinter der banger Wüste fände.
Damals war alles Hoffen städtegroß.

Da fand ich feil und offen eine Lende
einer geschmückten Frau, und Feuerbrände
loht ich in sie; und alle Süße ließ
ich in sie strömen, und so pries
ich tagehin nur Seele, Mund und Hände.
Aus trübem Wissen wuchs ein quälend Ende.
Ich sah und sank, nun steh ich nackt und bloß.

Kurd Adler

ZWEI LIEDCHEN

Die Jungfrau
Ohne Hände,
Ohne Herzen steig ich nieder.
Krank sind meine Augenlider
Und mich drückt der Sitte Mieder.
Mach ein Ende.

Daß mich fände
Doch der Freund, der mich einst suchte,
Den ich höhnisch dann verfluchte,
Und mich schände.

Geburtsschmerzen

Ein Bauch ist mir geboren,
Ein milchiger, weißer Bauch.
Er wächst mir bis zu den Ohren
Und läßt auch Rauch.

Im Bauche trag ich tiefe
Ein wächsenes Kindelein.
Wer nur bei sich selber schlief!
Ich bin so klein.

Hans Flesch von Brunningen

VERLANGEN

Den Rausch gib mir:
Goldregen wie Samen
schütte in meine durstige Brust.
Das Meer zum Trunk,
Zum glühenden Tanzplatz die Sonne.
Der Menschen Werke zum Spielzeug.

Schmiede mir schmiegsame Flügel
aus Platinsträhnen; dünn
aber stark und brennend von Glanz. —
Ich will viel Höhen kennen lernen.

Käte Brodnitz

DIE BEIDEN SCHWESTERN

Sie tragen in ihren weißen Blusen
So einen zarten Busen
Und lächeln dabei,
Als ob gar nichts sei!
Und es ist auch nichts
Als ein Schimmer feuchten Augenlichts,
Als dann und wann ein flüchtiges Neigen
Der Hände und süßes, langes Schweigen . . .

Iwan Lassang



Ch. A. 1911

Die goldene Bombe

Von Franz Held

Ehern nackt, uneingeschränkt in ihrer eigenen Kraft ruhend, ragt im Luxembourg-Museum die freudig-gewaltig bemuskelte Statue des Selbstmenschen.

Der Bildner (Daru hieß er, glaub' ich — zur Zeit, wo ich dies erzähle, sind alle Kataloge verloren gegangen — —) der Bildhauer hatte sein Werk „L'âge de fer“ genannt. Ein vorgestreckter Machtarm stützt sich selbstsicher auf den Speer. Unter der erdrückenden Wucht des rechten Fußes liegt ein bezwungener Feind.

— — — — —
Grand Boulevard. Vor dem Café Americain. Eisig unbarmherzige Winternacht.

Vor den Fenstern der seidenen Unzucht hält eine lange, müde Droschkenreihe. Lackschuh-trippelnde, halbtote Jammermännchen drängen die pelzumschmeichelten Lohnweiber in die Wagen-schläge. Durch die dunklen Seitenstraßen schieben sich scheu-verzweifelt baumstarke Arbeitslose. Die Wissenschaft nennt das den „Sieg des Stärkeren“.

Tadellos gekleidete Hurer werden von abgerissenen Arbeitswilligen angebettelt.

Ein schnauziges, krankhaft feistes Gesicht in rot-blau gestreiftem Foulard weist eine Bettlerin, die ein aschfahles Kind an die platte Brust drückt, saugrob ab.

Hat der Mann mit dem eisigen Römergesicht es bemerkt, der hinter ihm geht?

Auf einer Bank unter den schneebedeckten Boulevardbäumen, an der Ecke des strahlenden Cafés, ist ein zerlumpter Alter wie gelähmt vornüber gesunken. Rumpf und Oberschenkel bilden einen spitzen Winkel. Neben dem Regungslosen liegt sein zerknitterter steifer Hut im Schnee.

„Paß auf, Jeanne! Ich werde dem Lumpen für einen ganzen Monat zu saufen geben. Das wird sehr rigolo —!“

Der Fette wirft wirklich ein Goldstück in den schäbigen Hut an der Erde. Die Kokotte lacht kreischend.

Der Mann mit dem Römergesicht hat die Manipulation verfolgt. Als die beiden in die Droschke gestiegen sind, rüttelt er den Alten, um ihn, eh' ihm das Goldstück von Vorübergehenden weggenommen wird (der Haken des mégo- [Zigarrenstummel-] Suchers stöbert in der Nähe) auf sein Glück aufmerksam zu machen. Aber der Alte regt sich nicht. Sein Gesicht ist bläulich geschwollen.

Von Hunger geschwächt, ist er soeben auf der Bank erfroren.

Der Mann mit dem Römerkopf nimmt das Goldstück aus dem Hut des Toten heraus und trägt es in sein geheimes Atelier, wo er am selben Abend erst eine Dynamitbombe fertiggestellt hat.

Mit dem geschmolzenen Louis-d'or vergoldet er seine Bombe.

Das Zerstörungswerkzeug ist rund, Format „cocotte en fonte“. Von dem „marmite“-Format war man zurückgekommen, weil die Polizei es bereits zu gut kannte. Kein Zünder, eine Sturzbombe.

Am andern Abend, im Café Americain. Der Markt ist höchst animiert, die menschlichen Vollblutstuten geben ihren Reizen die günstigsten Posen und Emballagen. In dem feinen Herrn, der jetzt grad herein tritt, ist der Dynamitard von gestern nicht wieder zu erkennen.

Er trägt im chamoisfarbenen Glacéhandschuh einen rundlichen, mit blutrotem, kokett ausgefranstem Seidenpapier ebenso sorglich wie niedlich umwickelten Gegenstand. Er läßt sich auf einem Plüschdiwan nieder.

Die Kokotte neben ihm vermutet in der rot umhüllten Kugel eine Bonbonnière und insinuiert sich ihm deshalb mit geistreich-lasziven Witzen. Er erlaubt ihr, das Seidenpapier ein wenig zu lüften — —

Sie sieht die große goldene Kugel. Ihre Augen funkeln in toller Gier. Ihre Gedanken stehen still beim Anblick dieses riesigen Goldklumpens, der mindestens eine Million aufwiegen muß. Die nächstsitzenden Damen umdrängen gleichfalls den Tisch. Verheißendste Augenblitze zucken auf das eiskalte Gesicht des Krösus. Der regt vornehm-lässig die Hand nach der Goldkugel — wem wird er sie schenken?!

Ein tagheller Blitz. Ein Bergsturzdöhnen — —

Die Vorderwand des Cafés ist glatt fortgerissen. Weit über den Boulevard, bis zur Maison dorée, liegen runde, geschmeidige Beine in kostbaren, blutbesudelten Spitzenhöschen; glieder- und kopflose Rumpfe, mit wilden Brüsten, die aus zer-rissenen Atlaskorsetts vorbrechen. Wie Torsi von Venusstatuen. Die höchst notierten Gliedmaßen liegen nur so umher, jedem auf schiefen Absätzen heranschlotternden Sans-le-Sou zugänglich.

Entsetzen. Prozesse. Einige irrtümliche Hinrichtungen. Der Täter aber wird nicht gefaßt.

Racheputschs und Repressionskanonaden. Zwan-

zig neue Bombenwerfer werden vom Kriegsgericht auf einen Schlag zur Guillotine verurteilt.

Der Schleuderer jener Goldbombe (seine Mitverschworenen hatten ihm zum Andenken an die geistreiche Idee den Ehrennamen „tête-dorée“ gegeben) war diesmal unter den Delinquenten.

Der graue Hof des Gefängnisses La Roquette, der bei Hinrichtungen dem Publikum zugänglich ist, sieht eine unerhörte Orgie der Gaffergier und Kokottenreklame.

— — — — —
École de Médecine, nah dem fröhlichen Boul.' Mich'. Im Anatomiesaal des berühmtesten Physiologen von Frankreich (Großkreuz der Ehrenlegion) liegen auf einem langen Marmortisch die zwanzig abgeschnittenen Köpfe. Tête-dorée als erster. Es sind sämtlich Männerköpfe, mit Ausnahme eines einzigen. Dieser gehörte einer bloß theoretischen Anarchistin, die jeden Gewaltakt verdammt. Aber das Gericht hat ihr keinen Glauben geschenkt. Der hagere Gelehrte mit dem feinen, seziermesserkalten Gesicht steht eifrig sprechend unter einer großen Anzahl von Kollegen. Er gibt Erklärungen über ein hochinteressantes Experiment, zu dem er sie eingeladen hat.

Er will die Köpfe der Enthaupteten unter den Einfluß eines sehr starken elektrogalvanischen Stromes stellen. Wie dieser Strom bis in die feinsten Ganglien des Großhirns zu leiten sei — das ist sein Geheimnis.

Die Herren sind von einem opulenten Frühstück höchst animiert. Den faden Blutgeruch verscheucht das exquisite Arom ihrer ägyptischen Zigaretten. Das behagliche, blaue Rauchgekräusel zieht über die fahlen Totengesichter weg — der Seziertisch befindet sich dicht an dem sehr großen, weit geöffneten Fenster, ins Freie zieht der Rauch zum gewittergedrückten Julihimmel.

Von einer einzigen, mächtigen Batterie laufen zwanzig Kupferdrähte in die Löcher sämtlicher, braunrot klaffenden Wirbelsäulen. Wenn neunzehn Gehirne nicht reagieren, kann ja das zwanzigste ein geeignetes Objekt sein.

Jetzt!

Der Strom zuckt in die Nervenverästelungen der Gehirnrinde hinein, von da in die Windungen der grauen Masse. Jetzt tritt er in tête-dorées Großhirn — —

Der Leichenkopf hat bisher den Ausdruck einer tiefen Ruhe gezeigt. Jetzt, wo die Gesichtsmuskeln sich wieder langsam in Tätigkeit setzen („rein reflexiv!“ beruhigt der Ehrenlegionär seine entsetzt stierenden Kollegen), jetzt kommt wieder die

alte Verzerrung von fanatischem Ekel und gefrorener Wut in die gelben, vom schwarzen, geschorenen Spitzbart stachelig überstoppelten Backenhöhlen und den blutlosen, verkrampften Mund.

Tête-dorée hebt die Augenlider — sämtliche Ärzte werden aschfahl — und schickt dem spähend weit vorgebeugten Ehrenlegionär einen satanisch weißen Blick des Hasses zu.

Die andern neunzehn Augendeckelpaare zucken nur erst leise. Aber nun schlägt das edel geformte Frauenhaupt seine Augen auf. Es ist etwas darin vom verklärten Blau eines sanfteren Himmels, als er über der blutgedüngten Erde strahlt.

Was ist das —?! Wahrhaftig — das Zornhaupt will die Lippen öffnen!

Die Ärzte greifen zu nervenstärkenden Mitteln. Einige geben ihr Frühstück wieder von sich.

Auch das Mitleidshaupt bewegt die Lippen, bitzend, beschwörend. Jetzt gelingt es dem zarten Frauenmund, Worte herauszuwürgen:

„Wahn! Vergebt euch!“

Aber das Zornhaupt, rachenaufreißend, streckt höhnisch die Zunge gegen die Ärzte heraus, und alle andern männlichen Köpfe tun es ihm nach.

Die Ärzte drängen sich bleichverstört zusammen. Einer wird irrsinnig und springt aus dem Fenster hinaus, drei Etagen hoch hinab.

Jetzt speit auch tête-dorée ein wortähnliches Stöhnen heraus. Zuerst ein dumpfes Kauen, Quaken, Gurgelröcheln. Jetzt deutlich: „Hunde!!“ krächzt es. Und „Hunde!!“ schnarcht es ihm nach aus achtzehn anderen Leichenschlünden.

Der Gelehrte hat, um etwaige flüchtige Muskelzuckungen fixieren zu können, einen Apparat zur galvanoplastischen Überziehung der Gesichter mit Goldmasse in Bereitschaft gehalten. (Man verwendet sonst diese Vorrichtung, um die Form für Gedächtnisstatuen ganzer Leichen zu gewinnen.)

Die entsetzlichen Mäuler zu verstopfen, setzt er den Apparat in Tätigkeit. Aber, vom Schlag gerührt, kann er den Strom nicht mehr schließen. So werden die Köpfe von einer dicken Goldkruste überzogen — sie sind zu goldenen Kugeln umgeformt.

Auch sämtliche andern Ärzte sind tot zu Boden gestürzt.

Die zwanzig Gehirne bleiben trotz der metallischen Umkapselung für eine Weile noch in voller Tätigkeit. Doch haben sie kein Blut. Deshalb müssen sie die Funktionen ihrer letzten Lebenssekunden automatisch wiederholen. Sie hüpfen also munter

auf der Marmorplatte herum, was sie sich im Sack der Guillotine hatten zur Hälfte verkneifen müssen. Dann springen sie (mit Ausnahme des Frauenkopfs) wie Gummibälle zum Fenster hinaus — Sie fallen enorm schnell, als ob sie mit Blei gefüllt wären. Ihre Gehirnmasse ist nämlich unter der Einwirkung des Stroms zu — Dynamit geworden.

Und sie schlagen auf Dächer und Trottoirs. Da knallt es, rattert, raucht, splittert, stürzt und zerpoltert Straßenzüge weit.

Allgemein ausgebrochene Brände haben die Schädelbruchteile der Goldbomben geschmolzen. Da — wie tanzende Quecksilberkugeln rollen die vielen kleinen Goldköpfe in einen einzigen Riesengoldkopf zusammen. Er wächst, er schwillt von innen heraus, wie ein Luftballon. Wird er gebläht von seinem eigenen, zurückgeschnarchten Racheschnauben?

Aus der brennenden Banque de France zischt ein Goldstrom zu ihm hin, den er gierig aufschlurft. Jetzt ist er so groß wie die Kuppel des Panthéon. In gigantischer Wut starrt das stoppelbärtige, gelbe Goliathhaupt (die Stoppeln sind dornengleich aufgespießte Kirchtürme —) aus roten Flammenaugenhöhlen. Sacht schieben sich die wulstigen Kraterlippen auseinander — ein bergspaltender Knall —

Paris ist gewesen.

Dem Mitleidshaupt aber, wie die andern Köpfe zum Fenster hinaus tanzten, sind Taubenflügel gewachsen. Als beschwingte Goldkugel ist es zum Neumond hinauf geflogen und hat ihm das Entsetzliche ins Ohr geflüstert, daß er vor Schrecken erbleicht. Jetzt ist der Neumond Vollmond geworden — — über dem zerstörten Paris, dessen einst ragende Monumente nun bis zur Unkenntlichkeit platt gestampft sind wie das Grab Ravachols von den Polizisten, hat sich aus Hunderttausenden abgeschnittener Köpfe ein Notre-Dame-hoher Koloß gebildet, der sich anschickt, auf die großen Städte des Kontinents loszuhüpfen. Zunächst auf London.

Da breitet der Vollmond sein Strahlennetz, gewoben aus vernunftgezügelter Eigennutz, um das sprungfertige Ungetüm — und es sinkt in den Boden.

Aus dem Schutt hervor wächst die freudig-gewaltig bemuskelte Statue des naturgewollten Selbst-

menschen. Der zermalmende rechte Fuß preßt den Nacken eines Feindes.

Der Bezwungene trägt die Staatsanwaltsrobe.

DIE EHE

Er schrieb ihr aus München, sie solle ihm sofort telegraphisch Geld schicken.

Wozu war sie denn seine Frau?

Sie hatte kein Geld. Er wußte das. Aber sie war nicht erzürnt.

Sie ging zu Bekannten und flehte. Es half jedoch nichts.

Da sagte sie sich: Ich liebe ihn! und ging auf die Straße.

Ein Engländer gab ihr zwanzig Mark, je ein Student zehn. Sie schickte es noch nachts telegraphisch.

Dann brach sie zusammen.

Am andern Abend war er da.

Sie lag im Bett und hatte Fieber. Sie hatte schon fünfmal mit kaltem Wasser den ganzen Körper gewaschen, aber sie fühlte sich immer noch schmutzig.

Als er sie küßte, stieg ein Zorn in ihr hoch und sie stieß ihn zurück.

Da schlug er sie. Roh, wie einen Hund. Und ging ins Café.

In derselben Nacht noch verließ sie ihn.

Friedrich W. Wagner

EINE KUNDGEBUNG

Im zweiten Heft der von Heinz Eckenroth in München herausgegebenen Monatsschrift Phöbus würdigt ein längerer Aufsatz unter dem Titel „Drei Jahre AKTIONS-Arbeit“ meine Zeitschrift. Im Anschluß an diese Würdigung ist nachstehende Kundgebung veröffentlicht:

Für die AKTION

Nachdem kurz hintereinander drei Nummern der AKTION beschlagnahmt wurden, scheint es, als wollte man diesem kleinen, tapferen und gescheiterten Organ der literarischen Linken grundsätzlich an den Kragen. Wie immer man über die einzelnen inkriminierten Beiträge und deren Autoren denken mag, eins ist gewiß, daß die ästhetische und moralische Ernsthaftigkeit der Zeitschrift über jeder Diskussion steht. Eine Massenkonskation, wie sie hier vorliegt, bedroht nicht nur das Weitererscheinen dieses für die jüngste Literatur charakteristischsten Organs, sondern bringt, was wichtiger ist, die Gesinnung und

das kulturelle Wollen der um die AKTION gruppierten Literaturbewegung in Verruf. Wir halten es darum für geboten, zur Tendenz der AKTION und ganz besonders zu ihrer Leitung durch Franz Pfemfert unsere Sympathie kundzugeben und versichern, daß der Staatsanwalt durch den törichten Versuch einer Unterdrückung der Zeitschrift die Lauterkeit ihrer Gesinnung nicht in Frage ziehen kann.

Hugo Ball	Wilhelm Herzog
Johannes R. Becher	Friedrich M. Huebner
Heinz Eckenroth	W. Kandinsky
Richard Elchinger	Klabund
Friedrich Eisenlohr	Gottfried Kölwel
Efraim Frisch	Walter Kühn
Robert Forster-Larrinaga	Artur Kutscher
W. Fred	Heinrich Mann
Joachim Friedenthal	Thomas Mann
Max Halbe	Kurt Martens
Hans Harbeck	Nadja Strasser
Wilhelm Hausenstein	Friedrich W. Wagner
Georg Hecht	Hans von Weber
Hans Ludwig Held	Frank Wedekind
Karl Henckell	

LITERARISCHE NEUERSCHEINUNGEN

WERNER VON DER SCHULENBURG. Zwei Versbücher (Dresden, Karl Reißner). Mit seinen beiden Epen „Judas“ und „Eulenspiegel“ liefert Werner von der Schulenburg den Beweis, daß ein altadeliger Name nicht in perpetuum auf unzeitgemäße Traditionen festlegt. Weil er die Macht der gottgewollten Abhängigkeiten im eigenen Milieu sehr stark gekostet hat, bekommt seine Dichtung die erfrischende Blutfarbe revolutionären Wollens. Sein Judas ist ein Kampftruf gegen die „christliche Weltanschauung“; nicht Jesus, der Gottessohn, sondern Judas, der Menschensohn, wird die Menschheit erlösen. Sein Judas kämpft gegen den Christengott, wie Prometheus gegen den Olymp. Und er bleibt Sieger: „Ich weiß jetzt, daß die Menschen größer als die Götter sind.“ — Schulenburg ist von seinen Ideen zu sehr erfüllt, um in jeder Zeile die polierte Pranke des Artisten aufzuweisen. Aber er ist so originell und temperamentvoll, daß sein „Judas“ als Dichtung zu bewerten ist, nicht etwa als Propagandaschrift für das „Komitee Konfessionslos“ oder monistische Ortsgruppen.

Nüchterner und konventioneller wirkt der „Eulenspiegel“. Die schwächeren Partien erinnern an die Pseudoromantik aus den beiden ersten Jahrzehnten des neuen Reiches, die besten aber — nicht nur formal — an Detlev von Liliencron.

Paul Mayer

INHALT DER VORIGEN NUMMER: Georg Walter Rößner: Pariser Fiaker (Titelzeichnung) / Franz Pfemfert: Wo bleibt die Pest? / Hugo Kersten: Über Kunst, Künstler und Idioten / N. O. Kent: Der Nekrolog / Hans Leybold: Herr Ägidius von / Hans Siemsen: Logik und Sinnlosigkeit / Max Oppenheimer: Porträtskizze / Ha Hu Baley: Der Geliebten / Unveröffentlichte Briefe von Elisé Reclus / Gottfried Kölwel: Der Figurenstand / Rudolf Kurtz: To verhöhnt die deutsche Menschheit / Lassalles Tagebuch / Karl Brand: London / Oskar Kanehl: Einfahrt / Wilhelm Klemm: Der Tod in Berlin / V. J. Paukner: Die alten Gassen / Richter Berlin: Holzschnitt / Carl Weiß: Der Regen / Kurd Adler: Der andere Tag / Paul Boldt: Der Spaziergänger / Veranstaltungen der AKTION / Zeitschriftenschau.

ZEITSCHRIFTENSCHAU

DAS FORUM. Herausgeber Wilhelm Herzog. Das Juniheft enthält: Wilhelm Herzog: Tagebuch; Briefe der ersten Frau Richard Wagners an Emma Herwegh; Ulrich Rauscher: Jüdische Tragödie; Peter Altenberg: Vanitas; Hans A. Schaarschmidt: Die sozialdemokratische Parteipresse.

DIE WEISSEN BLÄTTER. Herausgeber: Erik-Ernst Schwabach. Heft 9 enthält: Franz Werfel: Die Troerinnen des Euripides; Meier-Graefe: Courbets Nachfolger; Max Scheler: Die Zukunft des Kapitalismus; Walter Hasenclever: Der Sohn; O. E. Schmid und Gerhard Husserl: Gedichte; Georg Hecht: Christian Morgenstern; Walther Krug: Zur Chronik der Zeit, u. a.

VORNOTIZEN

SHAKESPEARE. Othello. Deutsch und englisch. (Tempelverlag, Leipzig.) Leinenband M. 4,—.

HOMER. Odyssee 1. Band. Griechisch und deutsch. (Tempelverlag.) M. 4,—.

BRUNO WILLE. Das Gefängnis zum Preußischen Adler. Eine selbsterlebte Schildbürgerlei. (Eugen Diederichs Verlag, Jena.) M. 3,—.

EBERHARD BUCHNER. Das Neueste von gestern. Kulturgeschichtlich interessante Dokumente aus alten deutschen Zeitungen (Verlag Albert Langen, München.) 5 Bde.

SAGITTA. Die Bücher der namenlosen Liebe. Gesamtausgabe. Dieses in Nummer 20 empfohlene Werk erschien bei J. H. Francois, Haag in Holland, W. de Zwijgerlaan 99. Preis M. 4,50.

ALFRED WOLFENSTEIN. Die gottlosen Jahre. Gedichte. (S. Fischer, Verlag, Berlin.) M. 3,50.

ERICH VON MENDELSON. Die Heimkehr. Roman. (Verlag der weißen Bücher, Leipzig-Berlin.) M. 3,50.

E. VONKEYSERLING. Abendliche Häuser. Roman. (S. Fischer, Verlag, Berlin.) M. 3,50.

PETER BAUM. Kammermusik. Ein Rokokoroman. (Hyperionverlag, Berlin.) M. 3,50.

IM VORTRAGSSAAL DER BUGRA, LEIPZIG, veranstalten wir Donnerstag, den 18. Juni, eine „Vorlesung der AKTION“. Das Programm lautet: Max Oppenheimer: Über moderne Graphik; Carl Einstein: Aus neuen Manuskripten; Wilhelm Klemm: Verse; Ferdinand Hardekopf: Zwei Novellen; Franz Pfemfert: Glossen. Alfred Wolfenstein: Gedichte.

ANKÜNDIGUNG

Unter dem Titel: „Revolte / Eine Demonstration der Dichter um 1915“ wird im Herbst das zweite Buch der AKTIONSBIBLIOTHEK erscheinen. Das Werk wird zirka 350 Seiten umfassen und gebunden eine Mark kosten. Die Auflage ist auf vierzigtausend Exemplare berechnet.

BUGRA LEIPZIG 1914



Im Tempel der Fachpresse liegt auf

Die Aktion

**NEUE MÜNCHENER
SECESSION**

MÜNCHEN / Galeriestraße 26

ERSTEAUSSTELLUNG

JUNI

OKTOBER

Geöffnet von 9—6 Uhr

Lyrische Anthologien der AKTION

Es sind bisher vier Lyrische Anthologien erschienen. Die I. brachte u. a. Beiträge von Hans Baas, Ernst Balcke, Gottfried Benn, Alexander Beßmertny, Ernst Blass, Paul Boldt, Max Brod, S. Friedlaender, Max Herrmann (Neiße), Georg Heym, Jakob van Hoddis, E. F. Hoffmann, Rudolf Kayser, Alfred Kerr, Willy Küsters, Alfred Lichtenstein (Wilmsdorf), Leo Matthias, Paul Mayer (Bonn), Alfred Richard Meyer, Erich Mühsam, Richard Oehring, Erich Oesterheld, Anselm Ruest, René Schickele, Mario Spiro, Ernst Stadler (Brüssel), Hellmuth Wetzell, Alfred Wolfenstein.

Diese Anthologie kann einzeln nur noch in wenigen Exemplaren zum Preise von 1,50 M. abgegeben werden.

Die II. Anthologie enthält Beiträge von Peter Scher, Hugo Ball, Ludwig Bäumer (Worpswede), Johannes R. Becher, Gottfried Benn, Alexander Beßmertny, Ernst Blass, Franz Blei, Paul Boldt, Max Brod, Friedrich Eisenlohr (Paris), Henriette Hardenberg, Walter Hasenclever, Hermann Hendrich, Max Herrmann (Neiße), E. F. Hoffmann (Konstanz), Rudolf Kayser, Oskar Kanehl, Gottfried Kölwel, Willy Küsters (Konstanz), Alfred Lichtenstein (Wilmsdorf), Hans Luft, Fritz Mangel, Friedrich Mellinger, Paul Mayer, Erich Mühsam, Heinrich Nowak, Richard Oehring, Arthur Sakheim, René Schickele, Edschmid, Ernst Stadler, Leo Sternberg, Gustav Specht (Moskau), Mario Spiro, H. Wetzell, Alfred Wolfenstein.

Es erschien, drittens, eine „Anthologie jüngster französischer Lyrik“, ausgewählt und übersetzt von Hermann Hendrich.

Jede dieser beiden Anthologien kostet 50 Pfg. Wer den vollständigen III. Jahrgang bezieht (10 M.) erhält die drei Anthologien ohne Preiserhöhung. Die erste Januar-Nummer 1914 erschien als IV., die No. 15 als V. Lyrische Anthologie. Sie kosten einzeln 50 Pfg. Den Abonnenten werden sie ohne Preiserhöhung geliefert.

F I R M

übernimmt Schreibmaschinenarbeiten jeder Art, Abschriften, Vervielfältigungen, Aufnahme von Maschinendiktaten, Stenogrammen. Spezialität: Dissertationen, literarische und wissenschaftliche Werke ::

F I R M

übernimmt das Übersetzen aus dem Russischen, Französischen, Englischen sowie die gewissenhafte Erledigung fremdsprachiger Korrespondenzen ::

München, Amalienstr. 16, II. — Tel. 20 219

DER ANFANG

Monatsschrift für die Jugend

ist nicht nur die einzige Zeitschrift, die ausschließlich der Schuljugend gehört, sondern sie ist unter den Kulturverhältnissen der Gegenwart die einzige Tribüne, auf der Schüler unbevormundet zu Wort kommen. DER ANFANG soll der Jugend Gelegenheit geben, ihre Ideale und Überzeugungen, ihre Not und Sehnsucht zum Ausdruck zu bringen.

Man bezieht den ANFANG durch den Buchhandel, durch die Post oder vom Verlage, halbjährlich zum Preise von M. 2,— oder K. 2,50. Das Einzelheft kostet 50 Pf.

Verlag: DIE AKTION, Berlin-Wilmersdorf.

**F. E. Haag, Melle i. H.
Buch- und Kunstdruckerei**

liefert schnell, sauber, preiswert

**DISSERTATIONEN,
WERKE, ZEITSCHRIFTEN**
und übernimmt auch deren Expedition

Illustrations-, Drei- u. Vierfarbendruck

Die Aktion

M/R

WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK, LITERATUR, KUNST
IV. JAHR HERAUSGEGEBEN VON FRANZ PFEMFERT NR. 25

INHALT: Max Oppenheimer: Tröstung (Titelzeichnung) / R. de la Fresnaye: Aktstudie / Georg Hecht: Zwei Bemerkungen zu einem Geschehnis / N. O. Kent: Nach London verschickt / Ein Briefwechsel mit Karl Kraus / Ha Hu Baley: Der blaue Abend / Eine sensationelle Meldung / Walter Deutsch: Die Münchener Neue Secession / Hans Leybold: Auch ein Nekrolog für Morgenstern / Briefe von Reclus / Lassalles Tagebuch / Hugo Kersten: Zwei Gedichte / Hellmuth Wetzel: Die tanzende Törin / Henriette Hardenberg: Ein Schulaufsatz / Angela Hubermann (Paris): Das Gesicht / Wm. Stolzenburg: Vision / H. Plagge: Vorstadtabend / J. Förste: Liebe / Neue Bücher



HEFT 30 PFG.

VERLAG, DIE AKTION, BERLIN-WILMERSDORF

Im Verlag der Weissen Bücher erschienen:

ALAIN, Kleine Vorschläge zum Leben

BOTTOM, Jeroboams Aussprüche, oder
Das Geschäft auf Aktien

CHESTERTON, Die Verteidigung des
Schundromans, der Demut, des
Blödsinns und anderer miss-
achteter Dinge

L. E. VIATAN, Der Bürger

Jeder Band kartoniert 1 Mark 50 Pfennig

Verlag der Weissen Bücher in Leipzig

Die Aktion

H.R.

WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK, LITERATUR, KUNST

4. JAHRGANG HERAUSGEGEBEN VON FRANZ PFEMFERT 20. JUNI 1914

GLOSSEN

DER BLAUE ABEND

Es wettet Lichtkomplex vom Himmel auf die
Straßen,

Aus Fensterfronten wandeln hoch die blauen
Huren.

Oh holde Stunde sanfter Mädchennasen,
Oh Unisono und Zusammenklang der Turm-
und Taschenuhren!

Der Mond steigt in die Rundung metaphysisch
höher,

Ein Pferd macht müde sich's bequem in einem
Vogelneste,

Verzückt entschwebt dem Volk ein violetter Seher,
Und schwarzer Violinklang tönt aus dem Asbeste.

Glasbläserei und Kuppel weißer Bögen,
Wölbt hoch euch aus dem Lichtkreis dieser Stadt!
Es ist, als ob aus Finsternis viel Tränen zögen
Und kranken Gottes Haupt erglänzet matt.

Es lehnen sich die Häuser blond zurücke.
Sind Türme weiße Engel, die entschweben.
Vom Himmel stürzt zur Hölle eine Brücke,
Auf der die Toten händeringend kleben.

Ha Hu Baley

EINEN DICHTER ALS KORRESPONDENTEN

DES B. T. NACH LONDON VERSCHICKT
E.L. bedeutet Emil Ludwig; bedeutet ein Wund-
mal der Zeit. Man schneidet aus der Haut eines
Dichters ein Korrespondenzenzeichen, und der
Dichter hält still; und die Zeit hält still. Blutrote
Kreuze standen einst vor Krieg und Pest am
prophetischen Himmel. Die Zeit, die im Zeichen
des Geldverkehrs steht, hat seltsame Male, den
Untergang zu künden.

Welche Kostbarkeiten hat uns Emil Ludwig aus
der Ferne zu senden? Was flüstert der Draht uns
zu, der eilige? Verspüren wir im Ticken des
Morseapparats den „lebendigen Atem“ eines

Dichters? „Grey, der zuerst etwas ermüdet schien,
sprach in längerer Rede nach und nach lebhafter.
Sein feines Profil, das mehr das eines
Musikers als eines Diplomaten zu sein
scheint, stand vor der englischen Flagge in
schöner symbolischer Bedeutung. . . . Sir Edward
Grey führte die Fürstin Lichnowsky, die Gemahlin
des deutschen Botschafters, zu Tische.“ Was sie
an hatte, drahtet er nicht. Dafür ist aber die
physiognomische Studie außerordentlich fein. Wie
er das musikalische Profil vom diplomatischen
unterscheidet und das Ganze in schöner symboli-
scher Bedeutung sich von der englischen Flagge
abheben läßt — ist einfach präziös und bester
Emil Ludwig. — Hilf Himmel, noch nicht vier
Wochen beim Metier, und schon ein alter
Schmock?! — Und wenn auch nur Ihr Adlatus,
Ihre linke Hand den Wisch verfertigt hat, Ihre
rechte hätte ihn zerknüllen müssen, Herr Emil
Ludwig, als Sie ihn überflogen!

Die Presse, die sich's leisten kann, läßt sich von
Dichtern bedienen. Täglich opfern sie der gott-
verfluchten Erfindung des Drahtes, den sie
meistern wie frühere Kollegen die zarteren Saiten
der Leier. Wir erleben das Entsetzliche, wie junge
Dichter binnen Monatsfrist zu ergrauten Jour-
nalisten werden. Sei's drum! Ich habe den festen
Glauben, daß die geduldige Zeit die eklen Drähte
eurer mißtönenden Harfen zerreißt, ihr Poeten
dieses unwiderruflich letzten Jahrhunderts, und
sie euch flammenzuckend um die entsetzten Ohren
peitscht, daß der Menschheit das Zeitungslernen
und euch das Hören, Sehen und Telegraphieren
vergeht!

N. O. Kent

Immerhin

war Herr Ludwig auch schon in Berlin nicht ohne
Schmockfähigkeiten. Es ließ sich leicht voraus-
sagen, wo er enden würde. Mosse erkannte ihn.

Und löste das dichterische Problem Emil Ludwig, das nur eine Preisfrage war.

F. P.

ZWEI BEMERKUNGEN ZU EINEM GESCHEHNIS

I.

Der Buchhändler Justus Pape in Hamburg veröffentlicht im „Börsenblatt für den deutschen Buchhandel“ (Nr. 124 vom 2. Juni 1914, Seite 881 ff.) einen Beitrag, in dem er die Mitteilung macht, er habe nach Versendung einer gedruckten Empfehlung für Schulbücher-Einkäufe einen Brief erhalten, in welchem ein jüdischer Bürger infolge eines Gerüchts die Anfrage an den Buchhändler richte, ob dieser sich zum Antisemitismus bekenne, und sich darüber eine offene Antwort ohne Rücksicht auf geschäftliche Interessen erbete. In diesem Falle sei er es seiner Selbstachtung schuldig, die Bücher nicht bei ihm zu kaufen, zumal Herr Pape dann auch keinen Wert darauf legen dürfe.

Nichts von allem, was man erwartet, antwortet der deutsche Herr Pape; denn er meint — natürlich meint er bloß, denkt es nicht, weiß es nicht, erfühlt es nicht, im Innern scheinbar unbeteiligt, doch verschlagen, ohne Gesinnung — also er meint: diese Anfrage ist eine Falle! —

Das ist weniger erstaunlich als dumm. Kann es eine Falle genannt werden, wenn man jemand zum Bekenntnis seiner Gesinnung auffordert, von der es heißt, daß er sie habe? Wenn jemand aber keine Gesinnung hat und außer dem Namen und Geschäft nichts von sich weiß, sondern nur dieser wackere Gottlieb ist, sonst nichts —, auch dann ist es keine Falle, ihn danach zu fragen. Er kann antworten: „Ich bin Justus Pape. Das ist mein ganzes Bekenntnis, sonst nichts!“

Aber diese Leute sind gescheute Leute; sie stellen sich weder so noch anders bloß; sie erklären eine Frage auf des Menschen Ehre, als welche das rücksichtslose Bekenntnis ihrer Mannheit aus Gesinnung und Einsicht zu gelten habe, für naiv. Das ist eine Falle dieser Leute auf die Rolle, die sie gerade spielen. Doch ihre Klugheit reicht nicht; sie rollen selbst aus ihrer eigenen Falle.

Es sei dem Herrn Justus Pape und seinesgleichen unter dem ehrenwerten Stand der Buchhändler wie insgesamt in der Schicht des Mittelstandes gesagt: ein Antisemit ist ehrenwerter als ein Antisemiterich, als ein heimlicher Antisemit, heim-

lich aus Gesinnungslosigkeit und Geschäftsrücksichten.

II.

Der jüdische Bürger schrieb ein zweites Mal und darin folgendes: „Sie nennen meine Anfrage naiv. Mag sein, daß Sie recht haben. Aber sie war in erster Linie deutsch“ . . . Und so weiter spielt er sich als Personifikation von „Deutsch“ auf. Der Mann ist nicht bei sich. Wenn hier auch nur beiwörtlich von einer Volksgemeinschaft die Rede sein kann, kann sie nicht die deutsche sein. Ein Jude fragt aus Rücksicht auf seine Selbstachtung als Jude und Mensch in einer von ihm aus betrachtet, also: jüdischen Sache. Die Anfrage war mithin jüdisch. Doch war sie es nur im subjektivsten, engsten Sinne, derart, daß sie kaum jüdisch zu nennen ist, fast so wenig wie deutsch; denn der Judenheit ist es gleichgültig, wie der Herr Soundso von ihr denkt.

Es ist anmaßend, wenn ein einzelner, seine Tat zu rechtfertigen, die Gesamtheit zum Eideshelfer nimmt. Wie kommt dieser Mann dazu? Woher hat er das Recht? Seine Anfrage ist weder deutsch noch jüdisch, ihm allein wichtig, sonst ohne Belang; sie ist vom Standpunkt eines jeden Dritten, der die persönliche Notwendigkeit des Fragenden nicht hat, einfach indiskret, nun durch die Notwendigkeit entschuldigt, doch nicht verständlich; denn der jüdische Bürger hätte seinen Einkauf bei einem jüdischen Buchhändler besorgen und die Empfehlung des deutschen Herrn Pape ohne weiteres unberücksichtigt lassen können.

III.

Ergebnis:

Das Echo ist nicht klüger als der Ruf. Gesinnungslosigkeit ist ein Symptom. Deutsch und jüdisch sind keine willkürlich bestimmenden Merkmale; beides entschuldigt weder Dummheit noch Mißgeschick.

Georg Hecht

ZWEI BRIEFE

Wien, 3. Juni 1914

Herren Ball und Klabund

München

Auf Ihre an Herrn Karl Kraus gerichtete Aufforderung, Ihnen Beiträge für eine Anthologie „von ausschließlich beschlagnahmten Autoren“ zu liefern, beehren wir uns zu erwidern, daß Herr Karl Kraus ihr nicht nur deshalb nicht entsprechen kann, weil er für kein Druckwerk außer für sein eigenes Beiträge liefert, sondern auch, weil

er nicht zu den „beschlagnahmen Autoren“ gehört. Dagegen fordern wir Sie auf, aus der Reihe der von Ihnen „in Aussicht genommenen Mitarbeiter“ den Namen des Herrn Karl Kraus unverzüglich zu streichen. Es kann Ihnen zwar nicht verboten werden, irgend jemand „in Aussicht zu nehmen“, es ist aber durchaus un-gehörig, dies öffentlich zu tun und den Namen eines Autors, dessen Zustimmung nicht eingeholt wurde, mit dem Anschein, als ob dies geschehen wäre oder mit Erfolg geschehen könnte, zu einem Zweck und in einer Umgebung, die ihm möglicherweise nicht passen, anzuführen. Sollten Sie dieser Aufforderung nicht Folge leisten, so würden Sie in die Lage kommen, Herrn Karl Kraus als beschlagnehmenden Autor anzusehen, da wir vielleicht eine Konfiskation Ihres Zirkulars erwirken würden. Gegen eine etwa geplante Aufnahme dieses Schriftstückes in Ihre Anthologie hätten wir indes nichts einzuwenden.

Hochachtungsvoll

Verlag „DIE FACKEL“,
Wien III/2,
Hintere Zollamtsstraße 3.

München, Herzogstraße 42 III
4. VI. 14

Herrn Karl Kraus

Wien III/2

Hintere Zollamtsstraße 3.

Auf Ihr höfliches Schreiben vom 3. dieses Monats gestatten wir uns, Ihnen ebenso höflich zu erwidern:

daß Sie uns von den verschiedensten Seiten als beschlagnehmter Autor denunziert worden sind; daß es sich bei unserem Projekt nicht um ein „öffentliches Zirkular“, sondern um ein privates Rundschreiben handelt, bei dem wir, ohne den geringsten juristischen Einwand fürchten zu brauchen, „in Aussicht nehmen“ dürfen, wen immer wir wollen.

Sie hätten sich also Ihren Scherz vom „beschlagnehmenden Autor“ (für die nächste Nummer der Fackel) sparen können. Damit Sie ihn aber nicht umsonst produziert haben, sind wir gerne bereit, Ihrer freundlichen Anregung Folge leistend, denselben — wenn auch nicht gerade in der Anthologie — zu veröffentlichen und offerieren Ihnen dafür ein Honorar von Kronen drei (Tarif der Ihnen nahestehenden Wiener Wochenschrift „Muskete“ für Späße im Umfang von 1 bis 3 Zeilen).

Hochachtungsvoll

Hugo Ball Klabund

EINE SENSATIONELLE MELDUNG

wandert von der National-Zeitung aus über Kleister und Schere durch die unterrichtete Presse:

„Plötzliche Erkrankung Gounods. Der berühmte Komponist ist in London unerwarteterweise schwer erkrankt so daß man telegraphisch einen Pariser Arzt an das Krankenlager berufen hat.“

„Le Journal“, jene famose Pariser Zeitung, die aus mir durchaus einen dickbäuchigen liberalen Journalisten machen möchte, sollte sich schleunigst Krankenberichte schreiben lassen. Oder aus der National-Zeitung aus dem Jahre 1893 abschreiben. Denn hier ist der unfehlbaren Presse das Unerhörte gelungen: einen Toten „unerwarteterweise“ schwer erkranken zu lassen und einen harmlosen Arzt zu düpieren. Hätte Gounod mit dieser späten Teilnahme rechnen können? Er wäre nicht vor zwanzig Jahren in St. Cloud gestorben.

F. P.

DIE MÜNCHENER NEUE SECESSION

Vor zehn Jahren schwärmten noch die jüngsten Maler Münchens für Whistler, ahmten die Schotten nach und verlachten noch Cézanne und Renoir. Das einzig Originelle in München war das noch heute grassierende Kunstgewerblertum.

Über die Nacht wurden die Jüngsten modern, verstanden Cézanne und Renoir, konsumierten Picasso und Matisse. Die Altjungen, die in der alten Secession mit Whistler und den Schotten Ehren und Medaillen eingeheimst hatten, wollten auch mitkommen. Der Weg nach Paris war mit Photographien von Druet gepflastert. Man erfand die unerfreulichen Kombinationen von Cézanne und dem blauen Picasso, von Renoir und Matisse, von Puvis de Chavannes und dem kitschigen Maurice Denis und das an sich schon peinliche Münchener Kunstgewerblertum kombiniert mit der bei Holloschy erlernten Pinseltüchtigkeit wurde durch den Zuschuß russisch-sibirischer Farbenvorstellungen bis zur Unerträglichkeit gesteigert.

A tout seigneur toute honneur! Weißgerber fühlte sich mehr in seiner Haut, als er noch das Porträt des Proletendichters Scharf vor zehn Jahren schuf. Damals war er Virtuose von großer Bravour. Heute quält er sich, um echte Kunst zu schaffen. Doch was kann ein so ehrlicher Maler ausrichten gegen einen „Puvis de Cézanne“ wie Scharf, der auch in Picasso und Nadelman seine Nahrung sucht, oder gegen einen „Puvis de Denis“ wie Genin, der auch von primitiven Schildereien pumpt. —

Die Russen haben München in das Bockshorn jagen wollen. Ihre Tendenz zur unerhörten Vergeistigung hat sie als impotent gezeigt, sie landeten in eine Kompilationskunst, die außerdem von jeher Münchens Wahrzeichen war. Deswegen sind auch die Prager dort ganz am Platz. Der einzige schöpferische war Kahler, dem sie alle viel zu verdanken haben.

* * *

Man erholt sich in diesem Konglomerat von Reminiszenzen vor dem Bilde eines Kokoschka; es zeigt schöpferische Kraft. Sympathisch ist Pechstein durch seine große und reine Formenauffassung; er wirkt ebenso wohltuend und angenehm wie Purmann mit seiner qualitätsvollen Malerei, wie Pascin mit seinen sehr sensiblen und konzentrierten Kompositionen, wie Kisling mit seinem ruhigen, gut empfundenen und ebenso gut organisierten Akt einer Negerin. —

Beim Verlassen der Ausstellung drängen sich einem noch einige Vulgarisatoren von Matisse auf. Unter ihnen wirkt Levy immerhin noch am bescheidensten und harmlosesten. — Auch Delaunay findet seinen Vertreter. Macke interpretiert ihn so gut er kann.

In der Skulptur sehen wir neben vielen Modelierarbeiten eine alte Bekannte, Lehmbrucks überall auftauchendes, graziles nacktes Frauentorso. —

Ein Ereignis also ist die Neue Münchener Sektion nicht.

Walter Deutsch

AUCH EIN NEKROLOG
für Christian Morgenstern

O Christian, wir glätten weinend unsre Bügelfalten:

auf Feuerleitern krochen wir mit dir in rhythmische Gerüste.

Mit dem Zement der Ironie ausfülltest du die Spalten

vermorschter Traditionen Mauer. O metaphysisches Gelüste.

O Huhn und Bahnhofshalle! Weit entfernte Latten!

Ihr Wiesel, Kiesel, mitten mang det Bachjriesel!
Palmström, du ohngeschneuzter, den sie kastriert hatten!

Genosse Korf, du nie banaler Wennschon — Stiesel!

(Verzeiht den Kitschton. Mich übermannte hier die Rührung.

Verzeih besonders du, Kollege Unterstriche:
schon hab ich in der harten Hand der Verse
Führung

wieder; und komme mir auf meine Schliche.) —
Nun quäkt der Turmhahn geil auf Staackmanns
Miste

sein Kikriki, und ist bald Ernst, bald Otto.

Verleger reißen sich die Haare aus, als ob das
müßte,

und spielen mit der Perioden-Presse trotzdem
Lotto.

O Christian: wie später Gotik wandgeklatschter
Freske

(im spitzen Reigen härmender sebastianischer Figuren):

du paßtest nicht in unsren Krämerkram, du
fleischgewordene Groteske;
nicht schmiegte sich dein edler Vollbart in die
Schöße unsrer Huren!

Das Literatenleben, o du mein Christian, ist
doch nicht besser

als das ärarische. (Sie dichten zur Musik von
Walter Kollo!)

Wir tanzen zwischen Film und Feuilleton auf
scharfem Messer . . .

Freu dich! Sei tot! Grüß mir, im Glanz geölter
Locken, den Apollo!

Hans Leybold

Unveröffentlichte Briefe von Elisée
Reclus

An Richard Heath.

Brüssel, 12. November 1902.

Mein lieber und sehr verehrter Genosse!

Ich habe auf den Brief Herrn Monods, den Sie mir angekündigt haben, gewartet, aber er hat mir nicht geschrieben. Ich weiß übrigens, was das Werk ist, welches er und seine Freunde unternommen haben, denn ich erhalte die „Avant-Garde“ Ihres Freundes Roth, und die „Ere Nouvelle“ von Armand und Maria Kugler. Gewiß, ich schätze ihren Eifer, ihr Gefühl der Solidarität, ihren Mut und die bewundernswerte Aufrichtigkeit ihrer Sprache sehr hoch, und Sie wissen, durch die zahlreichen Diskussionen, die ich mit Ihnen gehabt habe, worin der einzige Punkt besteht, der uns trennt. Ich werfe ihnen vor, unserem schönen Ideal einen Körper ohne historische Wirklichkeit zu geben: es hat noch nie gelebt, es ist unsere Aufgabe, dasselbe zum Leben zu erwecken. Der Zustand der Harmonie ist nicht hinter uns, es ist das Werk der Zukunft,

welches wir durch unsere Liebe, unsere Ausdauer, unsere Hingabe schaffen werden.

Dies erinnert mich daran, daß ich kürzlich das Glück hatte, in Holland einen Anfang eines harmonischen Gesellschaftszustands zu sehen, welcher mich recht ergriffen hat. Diese Bekanntschaft wurde durch meinen Neffen, de Peebles, vermittelt; seine Frau und Kinder haben einen Monat der Ferien in den Dünen von Blaricum bei Amsterdam verbracht, und da hatte er Gelegenheit, die Kolonie daselbst zu besuchen, und dadurch wieder wurde meinem Brudeer Elie und später mir, dieselbe Freude zu Teil.

Ich habe nicht einen der Mittelpunkte gesehen, welche von den Soziologen am meisten studiert worden sind, nämlich die Kolonie von Busum, welche von einem gewesenen protestantischen Pastor, van Eeden, gegründet worden ist. Ich sah nur die Gruppen von Blaricum und auch diese nur für ein paar Stunden. Aber was für brave Leute! Wie tapfer sie sich ihrer Arbeit widmen! In wie edler Sprache sie alle ethischen und Menschheitsfragen besprechen! Wie glücklich man sich in ihrer lieben Gesellschaft fühlt! Ich habe einen Eindruck für mein ganzes Leben davon erhalten. Ich habe mich wahrhaft zwischen meinen und Ihren Brüdern befunden, in unserer großen Familie. Sie gehören jenen Menschen an, mit denen Sie sich durch die Solidarität und Einheit, von welcher Sie mir schreiben, verknüpft fühlen würden. Und noch mehr: diese Solidarität ist nicht bloß moralisch, sie ist auch intellektuell. Einige Verschiedenheiten in den Worten, den Namen: wie wenig ist dies, wenn man sich in denselben Himmel erhoben fühlt und dieselbe Erde bearbeitet!

Da jeder Tag ein Tag des Kampfes mit sich selbst ist, ist es unmöglich, vorauszusagen, was das Endergebnis dieser Keime der neuen Gesellschaft sein wird. Sind diese Menschen „wiedergeboren“, um Ihre Worte zu gebrauchen? Ich glaube es und habe Vertrauen darin. Und wenn sie nicht aufs neue geboren sind, so wird ihr Eifer von heute, ihr brennendes Verlangen nach Gerechtigkeit, gewiß auf die künftige Geburt jener ihren Einfluß ausüben, die ihr Werk zu Ende führen werden. Sie werden wenigstens so gearbeitet haben, wie Sie es tun, Sie, der Sie allein zu stehen scheinen und dennoch die ungeheure Gemeinschaft aller wohlmeinenden Menschen um sich haben. Auch ich bin weit, recht weit von Ihnen, und die Lebensumstände, die mich wie einen vom Meer getriebenen Kiesel

herumgerollt haben, haben dem Anschein nach einen Fremden aus mir gemacht; aber ich fühle mich innig an Ihrer Seite im selben Bestreben der Gefühle und Handlungsweise. Aus all diesen Begehren, aus all diesen Willen wird die Tat hervorgehen und aus all diesen vereinzelter Zellen wird wohl nicht der Übermensch, sondern der glückliche Mensch, die glückliche Menschheit geboren werden.

Herzlichst Ihr

Elisée Reclus.

Tagebuchblätter des jungen Lassalle Als Handelsschüler in Leipzig. Mai 1840 bis Mai 1841.)*

Sonntag, 26. Juli

Philippsohn erscheint mir als ein großer Lügner. Darum fange ich auch an, an dem, was er mir von Frau Director erzählt hat, zu zweifeln. Doch habe ich mir einen Thaler von ihm gepumpt. Ich war mit Fritz auf Schimmels Teich, und dieser hatte das Unglück, zweimal in den Teich zu fallen und sich dabei seine neuen schwarzen Hosen zu zerreißen. Sic transit gloria mundi.

Dienstag, 28. Juli

Heut kam Herr Director zurück und brachte mir ein sehr schönes Glas mit. Das hat mich wirklich gefreut.

Mittwoch, 29. Juli

Die kleine Marie ist bedenklich krank. Die Leute geben sie auf, ebenso die Doctoren, ich aber nicht. Frau Director ist jetzt seit einiger Zeit gegen mich die Güte selbst. Ich habe ihr also Unrecht gethan, und Philippsohn hat sie schändlich verleumdet. Nous verrons.

Donnerstag, 30. Juli

Wieder die abgeschmackten Geschichten, daß die Juden Christenblut brauchten. Dieselbe Geschichte wie in Damask auch in Rhodos und Lemberg. Daß aber aus allen Winkeln der Erde man mit diesen Beschuldigungen hervortritt, scheint mir anzudeuten, daß die Zeit bald reif ist, in der wir in der That durch Christenblut uns helfen werden. Aide toi et le ciel t'aidera. Die Würfel liegen, es kommt auf den Spieler an.

Sonnabend, 1. August

Heut hatte ich die erste Schwimmstunde. Schweiß und Mühe hatte es mir genug gekostet, es dahin

*) Vgl. AKTION 8, 10, 12, 16 20, und 23.

zu bringen. Ich schwimme täglich und besuche auch Schimmels Teich sehr häufig. Dieses Vergnügen, obgleich sehr solid, ist dennoch ganz und gar nicht billig. Überhaupt, ob ich gleich nicht Billard spiele und zu keinem Conditor gehe, gebe ich doch viel Geld aus. Ich habe seit meines Vaters Abreise bloß für meinen Bedarf an Taschengeld zwanzig Thaler gebraucht, wobei zwar auch die menus frais keine geringe Rolle spielen. Aber was thut's? Meinem Vater und Isidor habe ich heut geschrieben.

Sonntag, 2. August

Ich las Goethes Xenien. Unter seinen „Weissagungen des Bakis“ ist mir folgendes Distichon sehr wahr und epigrammatisch erschienen:

„Lange haben die Großen der Franzen Sprache
gesprochen,

Halb nur geachtet den Mann, dem sie vom Munde
nicht floß.

Nun lallt alles Volk entzückt die Sprache der
Franken.

Zürnet, Mächtige, nicht, was ihr verlangtet, ge-
schieht.“

Montag, 3. August

Ich lese Wilhelm Meister. Sonderbar. Ich glaube bis auf einige Abweichungen mich in Meister geschildert zu sehen. Auch ich stand vor drei Monaten an diesem Scheidewege. Auch mein Herz lebt nur für die Kunst, die ich lassen mußte, scheinbar lassen mußte, um mir ein Gewerbe zu erwählen. Aber welcher Unterschied! Ihn drängten Vater und Mutter und Freunde, von seinen sogenannten „Träumereien“ abzulassen, und zogen ihn zum Kaufmannsstande hinüber, und dennoch entrann er dem Zwang und ergab sich der Kunst. Ich aber habe, obgleich meine Eltern abriethen und mich zum Studieren bewegen wollten, freiwillig jedem ästhetischen Leben entsagt, um Ladenschwengel zu werden. Und doch wußte ich das Alles auch damals. Aber das macht, ich stand überhaupt sehr frühreif, auch frühzeitiger am Scheidewege, und wenn mich nicht Eltern drängten, so drängte mich meine damals überaus schreckliche Lage, der ich um Alles in der Welt entrinnen wollte. Ich sah ein, ich konnte das Gewebe von Lügen nicht lange mehr fortführen, es ging nicht. Ich wollte das Gymnasium und Breslau fliehen, noch ehe der Betrug entdeckt war. Aber er wurde entdeckt, und dann war es zu spät, zurückzutreten. Und, um wahr zu sein: ich glaube keineswegs gezwungen zu sein, einem öffentlichen, ästhetischen oder politischen Leben

zu entsagen. Ich habe bloß vor der Hand eine Beschäftigung ergriffen, und ich glaube fest, der Zufall, oder lieber, die Vorsehung, wird mich aus dem Comptoir herausreißen und mich auf einen Schauplatz werfen, auf dem ich wirken kann. Ich traue auf den Zufall und auf meinen festen Willen, mich mehr mit den Musen, als den Haupt- und Strazzabüchern, mich mehr mit Hellas und dem Orient als mit Indigo und Runkelrüben, mehr mit Thalien und ihren Priestern, als mit Krämern und ihren Commis zu beschäftigen, mich mehr um die Freiheit, als um die Warenpreise zu bekümmern, heftiger die Hunde von Aristokraten, die dem Menschen sein erstes höchstes Gut nehmen, als die Concurrenten, die den Preis verschlechtern, zu verwünschen. Aber beim Verwünschen soll's nicht bleiben.

MEINEN BRÜDERN

O meine Brüder im Gefängnis und im Irrenhaus, fiebernde Metaphysiker mit nackten Augen:

gehen abends auf dem Hof vor Gitterfenstern
Laternen aus

und ist nichts mehr in der Welt als rüttelndes
Stöhnen durch den Korridor,

dann blüht unser Haß über alle Zweifel empor
und greift hinaus über Zweckbewußtsein und
Gefängnismauern

und über uns, Brüder, deren Leiber hin-
geschmissen am Boden kauern

und flammt durch den Raum, mit verzerrtem
Gesicht empor.

Wir haben uns lange schon fortgeworfen, Kadaver
zerfressener Stirnen

und lohende Inbrunst aus eiterquellenden Hirnen,
wir Rausch an selbstgeschaffenen Sensationen,
an die wir nicht glauben.

Jongleure mit Wissen und Gottheit, aus Ekel
ekstatisch geworden,

posieren wir Leben: fiebern mit Händen über
Menschen hin,

sind sanft wie zu Tieren und beißen und spielen
und morden.

Wir hängen am Strang, den unsere Hände halten,
in luftleerem Raum.

Zunge hängt. Füße sind schwer und steif.

Im Mund Schweiß und Grauen.

Erektionen vor Angst.

Wir wehen im Wind über Kontinente hin

und schwenken, verzückte Akrobaten, in Nacht.

Hugo Kersten

ICH BIN GANZ OFFEN NACH STURM!

Ich bin ganz offen nach Sturm!
 Meine Lippen wollen die Erde fühlen,
 Steine und Kot vor meinem Munde,
 Atmende Tiere und Menschenfleisch!
 Verkrampft in die Erde mit zitternden Händen!
 Meine Zähne in Brüsten!
 Alle Dinge lieb ich wie Frauen!
 Mein Leib hat keine Grenzen mehr!
 Die Welt ist ein Weib, das ich haben will!
 In jedem Dinge will ich innen sein!
 Mit meiner Zunge Leben zucken fühlen!
 Mit langgewordenen Gliedern starr liegen!
 Ich bin ganz wund nach Sturm!
 Meine Brust brennt hinaus!
 Oh, über die Erde zu lohen!

Hugo Kersten

VORSTADTABEND

An jedem Abend steigt die Riesenwelle
 der Lichtflut auf und wirft die Blinkerkämme
 rauschend gegen die nachgefugten Dämme
 der Dunkelheit und droht mit großer Helle.

Bisweilen flieht in das gedehnte Land
 ein Stadtbahnzug, der atemlos sich rettet
 und Baum an Baum mit seinem Licht verkettet,
 und ferne schmal wird wie ein Ordensband.

Die Nacht wächst blau herauf an allen Enden.
 Die Sterne frieren, hoch und dünn gestrahlt,
 Orion, gierig, mit den goldenen Händen
 hascht nach dem Mond, der unten sich gequält
 heraufwürgt aus der Weltstadt Riesenlenden
 wie eine Frucht, groß, blank und abgeschält.

Herm. Plagge

LIEBE

Durch feuchte Nebel drang ein Fluchen.
 Sirenen heulten am Kanal.

Sie wusch die Brüste rein, und fahl
 Und ärmer ging sie nach ihm suchen.

Jomar Förste

VISION IN DEN ROCKY MOUNTAINS

North Yakima

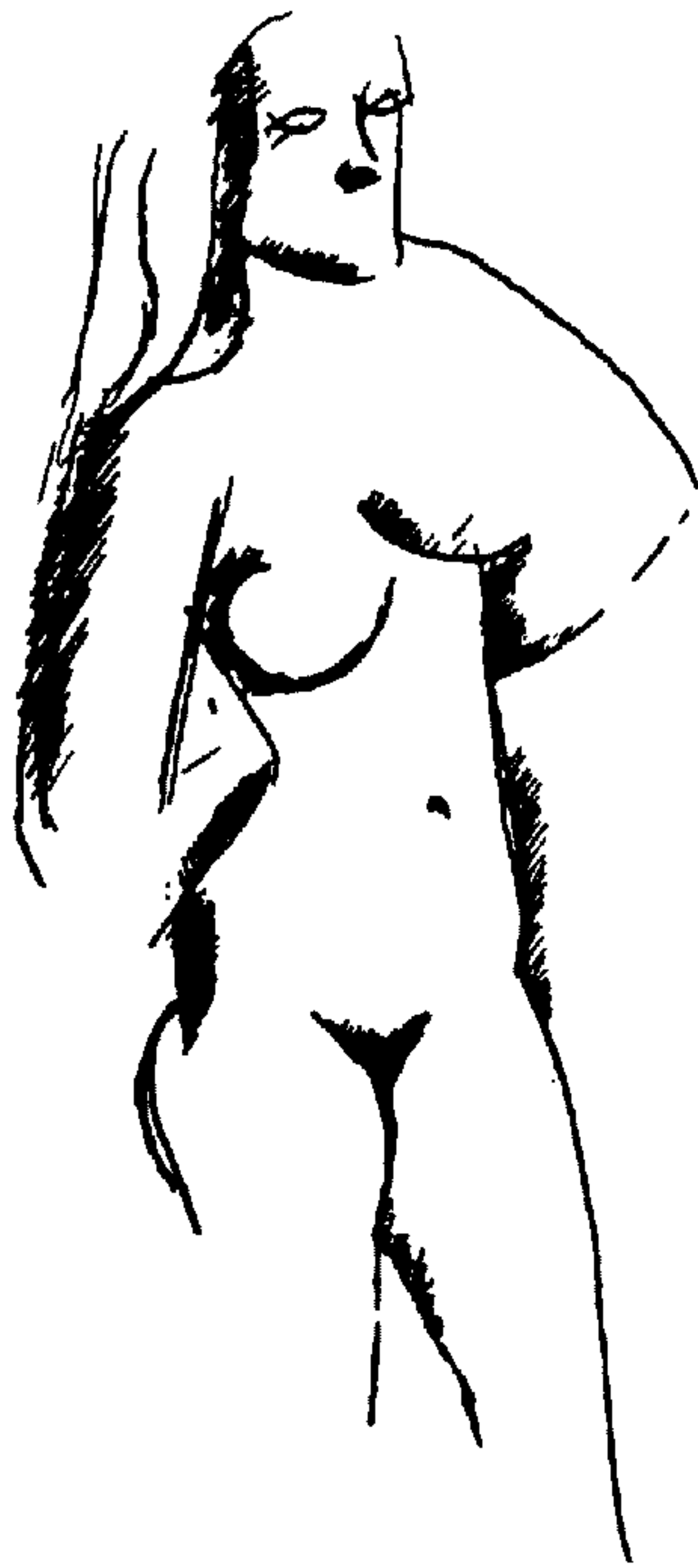
Die Gletscher spalteten die Traurigkeit des harten
 Wolkenhimmels, wie ein Tempelvorhang, auf
 den ein Strahlenbündel Sonne stößt. Im Osten
 brannte lautlos die Prärie, ein riesiger Scheiter-
 haufen, aus dem stöhnend der Pacific-Expreszug
 aufsprang, um sich jäh im atemholenden Tunnel
 zu bergen.

Wm. Stolzenburg

P. von Gütersloh: Die tanzende Törin

Von Hellmuth Wetzell

Von schmerzhafter Vollkommenheit ist dieses Buch, und in geradezu wissenschaftlicher Grausamkeit sagt es kalt das Bestehende mit der instinktiven Präzision der Begnadeten. Es ist nicht das Buch eines Literaten. Es ist, und das ist vielleicht sein Verdienst, das Werk eines Malers, dem die Möglichkeiten seiner Technik nicht mehr genügten. — Viele werden der Versuchung unterliegen und „das Problem“ herausrechnen, werden mit der gefährlichen Skrupellosigkeit des auf Erweisung einer Idee Versessenen sich daran machen, die tiefen psychologischen Dinge dieses Romans herauszuziehen und in die übermäßig weißen Lichtkegel ihrer liebevollen Besprechung zu rücken. Es ist klar, daß sie damit im Interesse ihrer Partei handeln, daß sie das Werk, diese niederwerfende Erkenntnis, für sich als Waffe in Anspruch nehmen. Freund und Feind werden es abstempeln mit dem Zeichen der Tendenz, und unter dem Geplänkel der Bezeichnungen, unter dem Knallen der Schlagwörter wird die tanzende Törin der gefährlich internen Berühmtheit der Eingeweihten zugeführt, um als Parteibibel dem Schicksal des Archivs zu verfallen. Aber das



scheint Todsünde. Denn es handelt sich nicht um eines jener blitzenden, stilgeborenen Dinge, die wir von den Kaffeehaustischen werfen, leise schon bewußt, daß sie nur den Impuls der Zeit fördern helfen und die Freude an der Zeit, sondern das ist eine Doktorarbeit des Lebens, eine Enzyklopädie der Ewigkeit von heute, geboren, nicht geschaffen, aus jenem stumpfen, unkontrollierbaren Zwang zu arbeiten, die Welt zu dokumentieren, der in seiner unheimlichen und den Techniken des Willens sich entziehenden Selbständigkeit nur noch ein Geschwisterkind besitzt, den übermächtigen Druck des geschlechtlichen Potentials. Letzten Endes ist es noch nicht einmal ein Buch. Das was Buch daran ist, ist oft sogar wunde Stelle, umständlich lebenswürdige Krämerei, etwas „bartschig“ Süßes ist an manchen Orten hineingeraten. Dagegen ist es ein Bild, — vielleicht? Ein weiser Narr würde es in einem Rahmen an die Wand hängen und damit die vielleicht einzige gedrängte Definition seiner Art geben. Es ist Bild. Es genügt nicht mehr, Objekte, Ruhendes, ins Zweidimensionale zu übertragen, es will gleichzeitig den Eindruck zeitlicher Fortbewegung, des Geschehens, erobern und entfernt sich dabei aus dem Wirkungsbereich seiner Technik. Es bleibt der hochgespannten Sehnsucht nur das Alldimensionale, das Wort, der Begriff, die Empfindung. Und so modelliert sich die Darstellung des fließenden Objektes nicht durch die Häufung der Kontur- oder der Farb-, sondern der Empfindungswerte, das Dargestellte ist nicht ein vollendetes, sondern ein sich vollziehendes Geschehnis. Und so ist, bei aller photographischen Nacktheit des Sagens, bei einem strikten Verzicht auf alle Verausgabung von Melodie und Stimmung, auf Seltenheit der Dinge oder der Szene, was doch alles dem Beruflichen, dem Literaten, so naheliegt und sein Malmittel ausmacht, dieser seltsame Roman von einer so präzios byzarren, einer so tiefen und wunderbaren Wirkung, von einer Intensität und Farbkraft, die schon im Lesen durch den aufreizenden Gegensatz zu der kühlen Sachlichkeit des wirklich Dastehenden berauscht. Ruth die Suchende, Ruth die Unbefriedigte, Ruth die Törin, Ruth die Zwecklose, Ruth die große Sehnsucht ist es, die hier gebildet wird, mit wissend nebeneinander gesetzten Punkten, mit Stimmungskomplexen, deren Wortelemente mit der sportlich sicheren Schlankheit der Pfeile die gesuchte Farbe treffen. Da ist ein Bruder, der sich aus der dumpfen Qualmwolke seiner saturierten Familie gerettet hat. Aber was

ihm seine Abseitsstellung an Werten einbringt, muß er auch umsetzen, um sie zu genießendem Bewußtsein zu bringen. Ruth ist seine Schwester, am leichtesten nahbar. Mit der eleganten Nachlässigkeit des Mitleids experimentiert er mit ihr, bringt sie in Schwingung. Es wird ihm leicht. Ruth ist ja eine große Unberührtheit, eine noch gänzlich formlose Masse, eine Möglichkeit, begabt mit einem gespannten, ins Ziellose greifenden Wunsch, Ruth ist Jungfrau. Aber sehr rasch ist er ohnmächtig vor seinem Werk, denn Ruth, diese dämonische Möglichkeit, die er nur mit Impulsen laden konnte, beginnt ihren eigenen, unselbständigen traumwandelnden Gang, unter dessen bestimmenden Werten er nur noch ein einzelner von vielen, seinem Machtbereich gänzlich entrückten Faktoren ist. Und die erste starke Bewegung entzieht sich schon so sehr seiner Kontrolle, daß Ruths Begehren auf ihn selbst gerichtet ist. Er aber, um nicht durch ein Gewähren seine Ohnmacht einzugestehen, obwohl das vielleicht eine Heilung bedeutet hätte, täuscht, tönicht genug, die Traumwandelnde durch einen fingierten „moralischen“ Sieg. Und so geht Ruth weiterhin durch viele Schicksale, und mit ihr, rasch, ratlos, die zu ihr in Beziehung Gebrachten, Mörder alle an ihr, Egoisten, genießend an der bizarren Romantik, die die heischende Jungfräulichkeit in Arabesken emportreibt, oder abseitig, fast hassend, in der Überhebung des Sich-reiner-Scheinens, des mit dem Genießen in die Phantasie verschobenen Homosexuellen. Sie ist die verkörperte Schuld all dieser unschuldigen Kinder ihrer kultivierten Hemmungen, die keinen dieser naiv die eigene konstruierte Perversität Genießenden die erlösende, dreist unanständige Geste, den entbindenden, umschaltenden und freundlichen Kompromiß mit dem Primitiven, den Koitus, finden läßt. Alle finden sie, in die sublimen Dekorationen von Ruths sehnsuchtsgejagten Preisgaben verliebt, den Mut zur Unmittelbarkeit nicht; sondern das *mise en scene* zur Hauptsache machend, verlieren sie sich unbewußt mit ihr in die Tiefe einer raffiniert geistigen Befriedigung: Von Lebensmöglichkeiten geradezu umzingelt, wird sie durch das mitleidsunwissende Einzelsein ihrer Partner gehindert, ein Leben zu spielen. Nie wird die tanzende Törin den Tanz tanzen können, den sie, eine Spiegelung ihrer Wünsche, in sich hineinerdichtet hat. In von Zwecksuchen gelähmter Dämmerung erfüllt sich ihre Zeit. Zu Unfruchtbarkeit in ewiger, Phantasien der Befriedigung schaffender Sehnsucht verdammt, wird sie, die ungeheure

Möglichkeit, vom Becherwerk der ungenützten Tage der grausam mechanischen Lebensunmöglichkeit durch Hunger in den Rachen getragen. Selbst die gleichmäßige Selbstverständlichkeit des Kokottenballhauses — eine letzte Möglichkeit vor dem Alles-erschöpft-Haben — wirft ihr nicht ein Potential, einen Mann, jenes zugreifende, sehr herrische und dennoch regierte, weil alltägliche, Wesen zu, das sie braucht, sondern seinen einzigen Außenseiter, wieder einen jener Impotent-intelligenten, die sie jetzt haßt, einen Blinden, und mit und in ihm die hellseherische Erkenntnis ihres Schicksals mitsamt der Schlußfolgerung. Grausam tötet sie ihn, geistig und körperlich, endlich an ihm Rache nehmend an allen denen, für die sie tanzende Törlin war, und auch da nur ewiger Spiegel alles anderen, reflektiert sie die Fratze des Ertrinkenden.

Man ergänze dies flüchtige Kroki der hauptsächlichen Züge in diesem psychologischen Kinema-porträt. Man schalte darin ein die bis ins subtilste ausgeschärfte Photographierung des Empfindens jeder Sekunde, die präzis und leuchtend hingerissene Konstatierung der äußeren Umgebung, und man wird, trotz einiger leicht gedehnter und süßer Stellen, die die Herkunft des Romans nicht verhehlen können, sich gern in Versuchung sehen, das Buch mit zu den bedeutendsten und bleibendsten Büchern zu rechnen.

EIN SCHULAUFSATZ

Sie gingen heim, dunkel, grau, bestäubt; so trocken wie in einem Sack hingen sie, die Haut konnte kaum ihre eigene sein, leblos und geschunden, nicht zugehörig. Lange Reihe, hingeschlichen, und die Kleiderreste gepackt, als wären sie das Gut. Dann gingen einige ab, in das aufgeschlagene Dorf, in den Fächer mit seinen Röhrenwegen. Das Ende des Dorfes lag unkenntlich, wenige kamen dorthin, es war, als mündeten die Wege in einem Meere, der Luft. Diese Weite konnten die immer Gebückten nicht ertragen; manche sprangen zu Gott beim Erkennen ihrer Last. Die Kinder dieser Armen gingen nie am Tage aus dem Hause; sie lagen am Herde auf Knien, sie waren oft viele Tage ohne Speise. Wozu sollten sie das Licht sehen und den Versuch des Erglühens trockener Bäume? Zu Hause mußten sie ordnen, dann konnten sie sitzen und überlegen:

Wir entstanden ohne unseren Wunsch, wir erhielten Eigenschaften in einen Sarg gelegt, wir

müssen die Räume, die um uns gestellt wurden, ausfüllen. Die Schwachen bleiben haltlos; sie finden nicht genug Blut, zu wachsen, sich zu dehnen, den Stamm zu beschatten und unauffälliger zu machen, sie können ihre Kahlheit nicht krönen, nicht reich sein und schimmern, unbarmherzig entzücken. Keiner bringt Hilfe; wieder die gleiche Reihe, die vom Winde zusammengepeitscht wird. Immer alte Qualen, wenn sie sich wehren, Zuwendung fühlen, suchen wollen: das Wiederfinden des mächtigen Umlandes. — Ihr dürft verschlagen, ohne zu trauern, wir wissen: euer Wunsch war gut. Fahrt auf das Meer hinaus, laßt euch wiegen, so süß hängen die Wellen sich an, als wollten sie mit euch spielen, Kinder. Laßt euch tragen auf den Bergen des Meeres, wenn ihr zu Großen blüht, wird die Sonne eure Leiber fressen. Die Wiesen waren grün, Blumen neigten sich aus den Gräsern und sogen alle Lustigkeit des Sommers auf; dann legten sie sich nieder und lächelten über seine Absicht: Die Reichen sollten geboren werden, sie würden kommen mit herrlichen Gliedern, sie könnten sich biegen, legen und strecken. Für sie waren nur Formen geschaffen, zu denen sie gehörten, wie sie gediehen, sich wünschten im Leben. Zuerst konnten sie nicht gehen, so lachte der Kopf, dabei rief es in den Wäldern übermütig, ohne Ende. Woher, woher? Ihre Kehlen schüttelten sich, die Pupillen konnten sich nicht in der Fassung halten und gossen über in die Buchten der Augen. Sterne, die tanzten, sie schwammen hin, Tiere und Knacken, Müdigkeit. Die Heiligen stürzten sich in sich selbst, beruhigten. Sie sahen: zu dem reinsten Siege durften sie sich geben und rasend sich schwingen als Schwert. Dunkles wollten sie erröten, auf den hochgeführten Bogen in ihr Reich.

Seht ihr uns? Der Weiseste will euch seine Hände schenken. Kommt ihr? In den Nächten erwarten wir euch. Goldene Fäden ziehen durch unsere Stadt, Stimmen singen darauf, die Stirnen, (ihr werdet weinen), die Stirnen . . .

Einsame läuten ihr Herz. — Legt eure Schiffe an. Wir sprechen, ihr versteht. Ihr werdet sterben vor Ganzheit. In den Gärten geht ihr weiter, benommen, willenlos; ihr pflückt die farbigsten Blumen, träumt die ewigsten Wünsche. Euer Lächeln, oh, euer Gefangensein in uns, ist unsere Erfüllung.

Der Schlaf ist fest, hält sie. Sie müssen ihn zerreißen, die unerweckte Brust aufmühen. Nicht zurück. Heute sollt ihr zerbrochen werden. Fühlt nicht mehr als sonst, wenn ihr zur Arbeit zogt.

Geht, es ist noch düster, ihr werdet die Trauer und den Wahnsinn nicht bemerken — — — die Letzten.

Glück, Sterben.

Henriette Hardenberg

Das Gesicht

Von Angela Hubermann (Paris)

Riesenwellen wirft der Spiegel an den Rahmen, die mit schrillum Knall zerschellen.

Geheimnisse, wie große Katzen, laufen geduckt und leicht durch die Menschen. Die Liqueure schießen in Streifen durch die Luft.

Ich denke meinem Blute nach, und wie toll stürzt die Kaskade in mein Herz.

Teufel beklopfen meine Glieder, werfen sich der Länge nach über sie, und mein Magen ist die Sonne, die ihren Tanz bestrahlt, die mit ihren Lichtfingern meine Nase umschließt, daß aus dem Kopfbende der Urton quillt.

Meine Hände sind Gotteshände, und alles ist erschaffen von mir, aber meine Ohnmacht ist die Ohnmacht des Gottes, der seine Gedanken in Buddhas schließen muß. Diese wackeln so merkwürdig mit den Köpfen, daß die Luft immer kälter wird und gefriert, bis ich zu tanzen beginnen muß, immer um meinen Magen herum, und, ein Loch tanzend, darin versinke, mit meinen Haaren die Luft erfüllend.

Wie mein Feuer sich entzündete an den Gesichtern meiner Freunde, denen Flammenbündel aus den Mündern flossen, und wir uns vergeblich bemühten, die zu ersticken.

Doch die Großartigkeit und Wildheit begann die Verwirrung zu vergrößern, und wir drehten uns im Kreise, um die Flamme gerade und lohend zu Gottes Thron steigen zu lassen. Unser Gelächter war urböse, doch göttlich heiter, gespeist von dem Urquell des Unmotivs, und wir versuchten vergebens, den Schutzherrn unseres Gemütes zu betrüben.

II

Mit bangem Ton neigen sich die schmalen Häuser tief in die dunkle Straße, und Tränenbäche fallen von ihren müden Stirnen. Ihr Inneres entsendet zitternde Harmonien, und Töne aus Orgelflöten ziehen wie Bänder durch alle Fenster.

Mein Leib verfließt im Dunkel, und nur die Hände tasten sich durch schwere Tücher, die vom Himmel senkrecht niederfallen und als seltsame Hügelreihen die Erde bedecken. Sehnsüchtig und mühsam beginne ich in den Bergen zu suchen, die wie Gräber die Länge erfüllen, bis mich immer heißere Müdigkeit und Schwere der Tiefe und

Last unterliegend vermählen, und ich traurig versinkend meiner Seele nachsinne.

III

Flimmerndes Lichtfluten drang auf mich ein, bis ich leiser Töne gewahr wurde, die den wirbelnden Kreisen entblühten. Das Denken machte sie groß und mächtig, so daß ich meinen Kopf immer mehr meinen Schultern anvertraute und im stummen Erstaunen den Tanzfuß meines Herzens der grausigen Musik folgen ließ. Doch nur teilweise neigte dies jenem Reigen zu, jeder Teil an mir wollte sein Recht, und die Gedärme wirbelten wie Fahnenbänder um meine Seele, die hinter dem Magenbänk ängstlich geduckt ihren Morgen erwartete.

Und dieser sollte kommen, nicht etwa, daß er Klarheit schaffte. Befriedigung war das Ziel aller, und nur der Kopf sollte leer ausgehn, er, der die Freude des Zuschauers genoß, jene ach so bescheidene Freude, aus Hochmut und Unverstand gepaart.

Tiefer zogen die Massen ihre Wirbel, und nur die Beine allein, ihre Spielgenossen, warfen verächtliche Akkorde in die Symphonien des Gebärens, bis sie gekreuzt und lahm entschliefen.

Christus war aus ihnen geboren und schrie jammervoll ihrem Kopf entgegen, der vergebens seine Diener sammeln wollte, die ihren Unmut in leisen Blutstropfen seelig niederfallen ließen, dessen schwerbewegte Oberfläche an das Blut gemahnte, rosenfarbig und voll süßen Dufts, auferstehungs-süchtig und voll Himmelfahrtsgedanken.

Und wie Weiden aus dem tiefsten Schlamm standen ihre Leiber krumm, und die Liebe sproßte tausenderlei Gefühle.

Wilde Lüste piffen schrill und frech diese Melodie des Herzens auf den Blättern ihrer schmalen Seele.

Wogender und frühlingshafter kam dies zum Bewußtsein ihres Leidens, und die Risse waren Furchen und Bewahrer tiefen Samens, banger Hoffnung. Bis der reifen Früchte Fallen Wunden schlug, denen leise bange Tropfenreihen sacht entfielen — Saat und Samen wehmutsstarker Hoffnungstage.

Die begannen mit dem starren Volksentsetzen, dessen Denken schroff geschlagen in den Rahmen des Erschauens und des Todes. Der, allein, war der Herr ihres Daseins und erfüllte mit Graune ihre Nächte und zerbrach die Puppen ihres Spiels — und was sollte da ein Königtum bewerten?

Alles nehmen und den Scherben sanfte Trauer

hinterlassen, wie die müdgeweinten Augen armer Kinder heilig sind in seinem Namen. Traurigkeiten spinnen feine Netze duftender Mimosen über die geheimen Wissen unsrer Sinne, deren wirbelnde Ekstasen brunnentiefe Höhlen bohren zum Bewahren lichter Strahlen, die von Gottes Thron uns treffen — denen Schlummerlieder, leise Töne, sanft entblühen.

LITERARISCHE NEUERSCHEINUNGEN

LAURIDS BRUUN. Vom Bosphorus bis nach van Zantens Insel. (S. Fischer, Verlag, Berlin) Geh. M. 4,—, geb. M. 5,—.

Laurids Bruun ist bei uns bekannt durch seine Erzählungen vom paradiesischen Südseeinselleben, als eine Art humorvoller Gauguin. Jetzt legt er das Buch einer Reise vor, die ihn über Konstantinopel, Palästina, Indien und Japan auch wieder auf van Zantens glücklicher Insel landen ließ. Dieses Ziel erklärt am besten die innere Tendenz eines Reisenden wie Bruun. Auch Bruun gehört zu den Männern, denen es in ihrem kleinen Lande zu eng wird, die eine Sehnsucht nach reinen, klaren Lebensformen nicht zum Schweigen in sich bringen. Nur daß die Sehnsucht sich bei dem breitschulterigen, starken Manne nicht als Sentimentalität niederschlägt. Sie wird in ihm zur Kritik, zum scharfen Blick für alles, was er unterwegs antrifft. Das Kritische seines Auges läßt ihn das Menschentreiben, sowohl das ethnographische, als das der darüber gaukelnden internationalen Gesellschaft zu scharfen, oft starken bitteren Bildern formen.

E. A. NAGRODSKAJA. Die bronzene Tür. Deutsch von Alexandra Ramm. (Verlag Borngräber, Berlin.) Unter dem Vorwande, ein unterhaltsames Buch zu schreiben, gibt diese Frau eine Anklage gegen die Ungeheuerlichkeit eines Gesetzes und gegen die Moral einer Gesellschaft, die jene Andersgearteten, deren erotisches Empfinden nicht die vorgeschriebene Richtung nimmt, aus sich ausschließt.

Das Buch erhebt nicht Anspruch darauf, mit letzten künstlerischen Maßstäben gemessen zu werden. Sondern es erzählt nur den typischen Fall eines Menschen, der durch sein Andersgeartetsein in der heutigen Gesellschaft zugrunde gehen muß, damit die Moral, die Moral triumphiert: „das Laster ist bestraft, die menschliche Tugend feiert ihren moralischen Sieg. Alles steht in seinen Ställen, und die Menschen können nun zufrieden sein. Seien sie verflucht!“

Solch ein Buch wurde in Rußland natürlich verboten. Seiner tapferen Tendenz wegen aber soll man es in Deutschland lesen (bevor es auch hier verboten wird!) *Hugo Kersten*

FRED. B. HARDT. Jus und Recht. Eine Anwalts-tragödie. Roman. (Einhorn-Verlag, Dachau 1914.) Dieser Tendenzroman zeichnet sich dadurch aus, daß er kein Tendenzroman ist. Zum mindesten nicht in dem Sinne, wie wir es bei dieser Gattung „Literatur“ gewohnt sind. Die Abstraktion der Theoreme von Reformen überläßt der Autor hier gänzlich dem geneigten Leser; er selbst gibt nur Tatsächliches, Geschehenes.

Welche ungeheuerere Sachlichkeit für den Beteiligten dazu gehört, nicht ins Aufstellen von Thesen, ins Predigen neuer Dogmen zu verfallen: das ahnt nur der Schaffende selbst. Welche große Gelassenheit, welche künstlerische Zurückhaltung, nicht fanatisch gegen Obsoletes zu belfern, sondern kaltzukonstatieren: seht, dies und jenes geschah!

„Jus und Recht“ gehört in jedes Laien Hände, der sich über Rechtszustände nicht nur aus dem St. G. B. orientiert. Das Buch gehört jedem Juristen in die Hände, der nicht verkalkt ist, sei er Anwalt oder Richter, oder drückt er noch die Bank beim Repetitor. Dies Buch verdient die Millionenverbreitung Stilgebauerscher Kitsch-wälzer. Dies Buch hat mir den Glauben an wertvolle reformatorische „Unterhaltungs“-Lektüre (deren Existenz ich bislang bestritt) gegeben.

— Nur, bestes Einhorn, sorgt dafür, daß im sechsten bis zehnten Tausend sich nicht eben so viele Druckfehler befinden, wie im ersten bis fünften.

Hans Leybold

VORNOTIZEN

KUNGFUTSE. Gespräche. (Eugen Diederichs Verlag in Jena.) M. 5,—.

WILHELM UHDE. Henri Rousseau. (Herausgegeben von Alfred Flechtheim im Verlag Ernst Ohle, Düsseldorf.)

AN UNSERE POSTABONNENTEN

Wir bitten, das Abonnement sofort zu erneuern, damit in der Zustellung keine Unterbrechung eintritt.

ANKÜNDIGUNG

Unter dem Titel: „Revolte / Eine Demonstration der Dichter um 1915“ wird im Herbst das zweite Buch der AKTIONSBIBLIOTHEK erscheinen. Das Werk wird zirka 350 Seiten umfassen. Die Auflage ist auf vierzigtausend Exemplare berechnet.

INHALT DER VORIGEN NUMMER: C. Mense: Tänzerin (Titelzeichnung) / Hugo Kersten: Lösung der sexuellen Frage durch einen Staatsanwalt / N. O. Kent: Die Korruption / Karl Brand: Dem Staatsanwalt / Franz Held: Die goldene Bombe. Eine Plauderei / Elie Nadelman: Federzeichnung / Ludwig Bäumer: Ein imaginäres Porträt / Gottfried Kölwel: Budapester Caféhäuser / Kurt Striepe: Pubertas / H. Flesch von Brunningen: Zwei Liedchen / Karl von Felner: König Lear / Kurd Adler: Rückkehr / Iwan Lassang: Die beiden Schwestern / Käte Brodnitz: Verlangen / F. W. Wagner: Skizze / Eine Kundgebung für die AKTION von Heinrich Mann, Thomas Mann, Frank Wedekind u. v. a. / Ha Hu Baley: Narzissus / Neue Bücher / Ankündigung.

BUGRA LEIPZIG 1914



Im Tempel der Fachpresse liegt auf

Die Aktion

**NEUE MÜNCHENER
SECESSION**

MÜNCHEN / Galeriestraße 26

ERSTE AUSSTELLUNG

JUNI

OKTOBER

Geöffnet von 9—6 Uhr

Lyrische Anthologien der AKTION

Es sind bisher fünf Lyrische Anthologien erschienen. Die I. brachte u. a. Beiträge von Hans Baas, Ernst Balcke, Gottfried Benn, Alexander Beßmertny, Ernst Blass, Paul Boldt, Max Brod, Heym, Jakob van Hoddis, E. F. Hoffmann, Rudolf Kayser, Alfred Kerr, Willy Küsters, Alfred Lichtenstein (Wilmsdorf), Leo Matthias, Paul Mayer (Bonn), Alfred Richard Meyer, Erich Mühsam, Richard Oehring, Erich Oesterheld, Anselm Ruest, René Schickele, Mario Spiro, Ernst Stadler (Brüssel), Hellmuth Wetzel, Alfred Wolfenstein.

Diese Anthologie kann einzeln nur noch zum Preise von 1,50 M. abgegeben werden.

Die II. Anthologie enthält Beiträge von Peter Scher, Hugo Ball, Ludwig Bäumer (Worpswede), Johannes R. Becher, Gottfried Benn, Alexander Beßmertny, Ernst Blass, Franz Blei, Paul Boldt, Max Brod, Friedrich Eisenlohr (Paris), Henriette Hardenberg, Walter Hasenclever, Hermann Hendrich, Max Herrmann (Neiße), E. F. Hoffmann (Konstanz), Rudolf Kayser, Oskar Kanehl, Gottfried Kölwel, Willy Küsters (Konstanz), Alfred Lichtenstein (Wilmsdorf), Hans Luft, Fritz Mangold, Friedrich Mellinger, Paul Mayer, Erich Mühsam, Heinrich Nowak, Richard Oehring, Arthur Sakheim, René Schickele, Edschmid, Ernst Stadler, Leo Sternberg, Gustav Specht (Moskau), Mario Spiro, H. Wetzel, Alfred Wolfenstein.

Es erschien, drittens, eine „Anthologie jüngster französischer Lyrik“, ausgewählt und übersetzt von Hermann Hendrich.

Jede dieser beiden Anthologien kostet 50 Pfg. Wer den vollständigen III. Jahrgang bezieht (10 M.) erhält die drei Anthologien ohne Preiserhöhung.

Die erste Januar-Nummer 1914 erschien als IV., die No. 15 als V. Lyrische Anthologie. Sie kosten einzeln 50 Pfg. Den Abonnenten werden sie ohne Preiserhöhung geliefert.

F I R M

übernimmt Schreibmaschinenarbeiten jeder Art, Abschriften, Vervielfältigungen, Aufnahme von Maschinendiktaten, Stenogrammen. Spezialität: Dissertationen, literarische und wissenschaftliche Werke

F I R M

übernimmt das Übersetzen aus dem Russischen, Französischen, Englischen sowie die gewissenhafte Erledigung fremdsprachiger Korrespondenzen

München, Amalienstr. 16, II. — Tel. 20 219

DER ANFANG

Monatsschrift für die Jugend

ist nicht nur die einzige Zeitschrift, die ausschließlich der Schuljugend gehört, sondern sie ist unter den Kulturverhältnissen der Gegenwart die einzige Tribüne, auf der Schüler unbevormundet zu Wort kommen. DER ANFANG soll der Jugend Gelegenheit geben, ihre Ideale und Ueberzeugungen, ihre Not und Sehnsucht zum Ausdruck zu bringen.

Man bezieht den ANFANG durch den Buchhandel, durch die Post oder vom Verlage, halbjährlich zum Preise von M. 2,— oder K. 2,50. Das Einzelheft kostet 50 Pf.

Verlag: DIE AKTION, Berlin-Wilmersdorf.

**F. E. Haag, Melle i. H.
Buch- und Kunstdruckerei**

liefert schnell, sauber, preiswert

**DISSERTATIONEN,
WERKE, ZEITSCHRIFTEN**
und übernimmt auch deren Expedition

Illustrations-, Drei- u. Vierfarbendruck

Die Aktion

M.R.

WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK, LITERATUR, KUNST
IV. JAHR HERAUSGEGEBEN VON FRANZ PFEMFERT NR. 30

INHALT: Egon Schiele: Hans Flesch von Brunningen (Titelzeichnung) / Hedwig Dohm: Die feindlichen Schwestern / Hugo Kersten: Wir Namenlosen / Karl Brand: Österreichische Justiz / Heinrich Nowak: Hans Flesch von Brunningen / Hans Flesch von Brunningen: Der Satan. Eine Novelle / Hans Flesch von Brunningen: An den Tod. Ein Flugblatt / Hans Flesch von Brunningen: Gedichte.



VERLAG / DIE AKTION / BERLIN-WILMERSDORF

HEFT 30 PFG.

DIE WEISSEN BLÄTTER

EINE MONATSSCHRIFT

Herausgeber ERIK-ERNST SCHWABACH

Das Heft 2 M., 12 Hefte 18 M., 6 Hefte 10 M.

VERLAG DER WEISSEN BÜCHER
LEIPZIG

RENÉ SCHICKELE

Benkal, Der Frauentröster
Roman

Geheftet M. 3,—

Gebunden M. 4,—

VERLAG DER WEISSEN BÜCHER
LEIPZIG

ANNETTE KOLB

WEGE UND UMWEGE AUFSÄTZE UND STUDIEN

Geheftet M. 4,—

Gebunden M. 6,—

In diesem Buche hat die mit dem Fontanepreis ausgezeichnete Verfasserin Aufsätze vereinigt, die im Laufe der letzten sechs Jahre entstanden sind und die A. Kolb von ihrer eigentümlichsten und stärksten Seite zeigen: Bericht von Menschen ihres Lebenskreises — Barrère, Bergson, Duchesne, Hildebrand, ihres einstigen Milieus — Catharina von Siena; die Markgräfin von Bayreuth, — ihrer Reisen in England, Frankreich, Italien. Sensitivität des Erlebens und Schärfe des Sehens zeichnet Annette Kolb aus, die nichts von der „Schriftstellerin“ hat, keine öde Routine des Handwerkes, aber Welt, Gesinnung, Geschmack und feinste Bildung des Geistes und Herzens.

Verlag der Weißen Bücher, Leipzig

ERICH VON MENDELSSOHN

Die Heimkehr Roman

Geheftet M. 4.—

Gebunden M. 5,—

VERLAG DER WEISSEN BÜCHER
LEIPZIG

Demnächst erscheint:

Grosser Katalog der Jahrhundert-Ausstellung Deutscher Kunst 1650—1800

Herausgegeben von PROF. DR. BIERMANN

Seine Königl. Hoheit der Großherzog von Hessen und bei Rhein hat die Widmung des Werkes entgegen-
genommen.

Zwei Bände mit ca. 1200 Abbildungen und 32 Helio-
gravüren in ca. 80 Bogen Umfang.

Gewöhnliche Ausgabe: Subskriptionspreis M. 80,—

Fürstenausgabe: höchstens 100 numerierte Exemplare,
in Ganzleder gebunden, Subskriptionspreis M. 200.—

Nach Erscheinen des ersten Bandes Ende Juli er-
scheint der Subskriptionspreis. — Es kosten dann:

Die gewöhnliche Ausgabe M. 100,—

Die Fürstenausgabe M. 250,—

Ausführliche Prospekte werden von jeder guten Buch-
handlung oder direkt vom Verlag
kostenlos geliefert

VERLAG DER WEISSEN BÜCHER
LEIPZIG

CHESTERTON

Verteidigung des Unsinnns, der Demut, des
Schundromans u. anderer mißgeachteter Dinge
Übersetzt von Hans Effenberger

Gebunden M. 2,50

Der geistvollste lebende englische Kritiker ist in
Deutschland kein Unbekannter. Man schätzt den Ver-
fasser der „Orthodoxie“ und der „Heretiker“ bei uns
wie überall im gebildeten Europa. Die „Verteidigun-
gen“ sind sein lustigstes und schärfstes Buch, von einer
gedankentiefen Paradoxie, neben der Shaws Witz
blaß und konventionell wirkt. Dieses Buch empfehlen
wir den Lesern, die eine geistvolle, doch nie pedan-
tische, witzige, doch nie schale Lektüre suchen.

M. Picard

DER BÜRGER

Gebunden M. 2,—

Dem großen Buche von Sombart möge dieses kleine
Büchlein der Naturgeschichte des Bürgers beigelegt
werden, in welchem sein Verfasser in prägnantester
Weise den Typus „Bürger“ formuliert und ins scharfe
Licht seines kühlen wissenschaftlichen Witzes rückt.

VERLAG DER WEISSEN BÜCHER
LEIPZIG

Die Aktion

M/R

WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK, LITERATUR, KUNST

4. JAHRGANG HERAUSGEGEBEN VON FRANZ PFEMFERT 4. JULI 1914

VOM PATRIOTISMUS

Solange das Volk patriotisch bleibt, solange es an der sentimental Vorliebe für das Land, in dem der Zufall es geboren werden ließ, festhält, solange wird es auch glauben, daß sein Land sehr viel mehr wert sei, als das danebenliegende; daß es ehrend sei, dafür zu sterben — solange wird es unmöglich sein, den internationalen Kriegen ein Ende zu bereiten. Das Volk wird patriotisch bleiben, es wird sich ferner töten lassen und töten in der Verteidigung des augenblicklich zu Recht bestehenden Vaterlandes, bis ihm klar geworden sein wird, daß es durch die Annexion seines Landes durch ein anderes, benachbartes, nichts, nichts verliert. Eine solche Annexion ist nicht zu wünschen, weil sie nur das Resultat eines Krieges sein könnte, durch den Sieger wie Besiegte immer viel zu leiden haben werden.

Aber weil die französischen Patrioten das deutsche Gespenst und die deutschen Patrioten das russische vor dem Volk tanzen lassen; weil sie, um ihrer Sache zu nützen, ihre Zuflucht zu ebenso unwahrscheinlichen und phantastischen Vorspiegelungen genommen haben, ist es nötig, ihnen auf dieses Gebiet zu folgen. Versuchen wir also, kaltblütig zu betrachten, was nicht nur die französischen Proletarier, sondern auch die kleinen Kaufleute und bäuerlichen Besitzer durch eine deutsche Annexion zu verlieren hätten.

Riskieren sie, in Massen niedergemetzelt zu werden? Jedermann weiß: nein; seit langer Zeit werden in Europa bei derartigen Gewaltstreichen die Nichtkombattanten geschützt: die Zeit, da man die Besiegten massakrierte, liegt weit zurück. Werden sie ihr Hab und Gut verlieren? Diejenigen, welche nichts besitzen, nicht einmal das Recht auf Arbeit, haben nichts zu verlieren. — Werden den kleinen Kaufleuten oder ländlichen Besitzern durch einen Wechsel des Vaterlandes die Einkünfte ihres Handels oder die Erträge ihres Gütechens fortgenommen? Bringt ein Krieg

unter Europäern im XX. Jahrhundert derartige Konsequenzen mit sich? Haben die Deutschen, als sie Elsaß annektierten, den Elsässern die Felder, Häuser, Läden und Hüttenwerke weggenommen? In Wirklichkeit sind alle Menschen geblieben, was sie waren; selbst die Bettler sind Bettler geblieben.

Werden sie ihre Muttersprache aufgeben müssen? Laßt sehen! Zwei Jahrhunderte nach der englischen Annexion des französischen Kanadiens spricht man dort heut noch französisch; die Polen Deutschlands sprechen, trotz der fortgesetzten Bemühungen ihrer Besieger, sie zu germanisieren, polnisch. Im Jahre 1870, zwei Jahrhunderte nach der Annexion des Elsaß durch Louis XIV., sprachen die Elsässer in deutscher Mundart; trotz der Jahrhunderte währenden russischen Herrschaft spricht man in den russischen Ostseeprovinzen deutsch. Die Besiegten verlieren ihre Muttersprache nur, wenn sie es in ihrem Interesse so wollen, und erst nach Jahrhunderten. Welch großes Unglück bedeutet es übrigens für einen Volksstamm, nach und nach, in der Folge von vielen Generationen, ein reiches Idiom mit einem andern ebenso reichen zu vertauschen?

Kann man ihnen ihr Temperament, ihre Persönlichkeit, die Eigentümlichkeit ihrer Rasse entreißen? Wenn man zugibt, daß es, wie man zu sagen liebt, wirkliche Rassenunterschiede gibt, mehr noch: wenn morgen das halbe Deutschland von Frankreich annektiert würde: würden die annektierten Deutschen deswegen weniger Deutsche bleiben, mit allen Eigentümlichkeiten und Fehlern ihrer Rasse? Dem methodisch geschulten Geist, ihrer Arbeitskraft, einer gewissen Schwerfälligkeit des Geistes, der übertriebenen Verehrung der Tradition und Autorität? Wenn morgen das halbe Frankreich von Deutschland annektiert würde, würden die annektierten Franzosen deshalb weniger Franzosen bleiben, mit den Eigentümlichkeiten und Fehlern ihres Tempe-

glauben. Kann aber eine kapitalistische Vereinigung den Begriff „Dichter“ so umschreiben, daß er Gegenstand einer organisierten kapitalistischen Ausnutzung bildet?

Ich: Nun, nehmen wir doch einmal an, man könnte mit Dichtern so rechnen wie mit Edelsteinen. Sind Sie aus Ihren Erfahrungen heraus nicht auch zu der Ansicht gekommen, daß es unmöglich ist, die Arbeiten — und immer gerade die besten Arbeiten — dem Publikum aufzudrängen, die das Ungeheuer Publikum nicht will?

S. F.: Dem Publikum neue Werte aufzudrängen, die es nicht will, ist die wichtigste und schönste Mission des Verlegers. Setzt er sich für etwas ein, was in die Zukunft hinein Leben verspricht, so kann der Sieg, sofern seine Sache gut ist, früher oder später nicht ausbleiben. Ein Sieg braucht nun gerade nicht einen Massenerfolg zu bedeuten. Das Werk eines merkwürdigen, abseitigen Dichters zur Popularität zu bringen, wird wohl kaum gelingen. Aber darauf kommt es ja auch nicht in allen Fällen an, vielmehr darauf, das Werk eines solchen Dichters in jene Kreise zu tragen, die es aufzunehmen vermögen. Ich komme oft in die Lage, für wichtige Werke meines Verlages nicht mit denselben Mitteln wirken zu können, wie für zugänglichere Arbeiten: nichts ist schwerer als die Propagierung solcher Werke, von denen von vornherein feststeht, daß sie über einen gewissen engeren Kreis von Verstehenden nicht hinausdringen können.

Ich: Sie meinen also, daß es leichter ist, für die Verbreitung des „Tunnels“ zu propagieren, als etwa für die Werke von Hermann Stehr?

S. F.: Selbstverständlich. Der „Tunnel“ behandelt ein großzügiges technisches Problem. Der Erfolg des „Tunnels“ liegt aber nicht zum geringsten Teil in der Darstellung eines hinreißenden Lebenstempos, das in dieser Zeit unbändiger Aktivität wie ein Rausch gewirkt hat. Die Werke Hermann Stehrs aber, deren intensive Wirkung zu den stärksten unserer Zeit gehört, haben einstweilen an extensiver Wirkung noch immer eine engere Grenze, die zu erweitern es einer allmählichen und planvollen Arbeit bedarf. Sie irren übrigens, wenn Sie annehmen, daß die Reklamen, die ich für den „Tunnel“ aufgewendet habe, dem Buche den Erfolg gegeben haben. Der Erfolg setzte sofort bei Ausgabe des Buches ein. Der Verleger hat die Pflicht, seinen Verlagswerken zu möglichst großer Verbreitung zu verhelfen; je größer die Verbreitungsmöglichkeit, um so größere Anspannung der Vertriebsmittel.

Jedes Buch stellt dem Verleger in dieser Hinsicht eine besondere Aufgabe.

Ich: Sie sprechen vom Erfolg beim Publikum. Haben Sie nicht aber auch die Erfahrung gemacht, daß Werke, deren literarischer Erfolg sehr groß war, die in den größten Tageszeitungen preisend besprochen wurden, dennoch keine finanziellen Erfolge hatten? Ich sehe bei meiner Tätigkeit (ich denke zum Beispiel an das Buch von Carl Einstein), daß selbst die besten Kritiken auf den Absatz eines Werkes nicht fördernd wirken.

S. F.: Die Frage ist nicht leicht zu beantworten. So sicher schlechte Rezensionen eines Theaterstückes dem Theaterbesuch schaden, so unkontrollierbar bleibt die Einwirkung günstiger oder ungünstiger Besprechungen eines Buches auf seine unmittelbare Verbreitungsfähigkeit. Um ein Beispiel aus der jüngsten Zeit zu wählen: Seit Jahren wurde da und dort über die Bücher Romain Rollands geschrieben, ohne merkbare Wirkung. Plötzlich scheint seine Zeit gekommen, und ich möchte es so definieren, daß die Vorbereitung dieser Stimmung durch Besprechungen gefördert ist. Das einzelne Werk eines in das Bewußtsein der Zeit noch nicht eingetretenen Dichters kann von einer günstigen Besprechung nicht unmittelbar gefördert werden. Die Aufklärungsarbeit der Kritik und des Verlegers braucht eben Zeit, und meist muß sich das Charakterbild des Dichters erst aus einer Reihe von Werken aufgebaut haben, um dem Publikum deutlich zu werden.

Ich: Wie erklären Sie sich dann die seltsame Tatsache, daß ein Dichter, der von dem besten Teil der literarischen Kritik anerkannt und dessen Name sogar im Publikum „populär“ ist, für den Verleger keinen geschäftlichen Erfolg bedeutet?

S. F.: Ihre Frage beantwortet am besten die unsinnige Meinung, daß sich die Dichtkunst auf großkapitalistischer Grundlage ausnutzen läßt. Es gibt eben Werke von besonderer Art, denen irgendwie die Resonanz auf lange hinaus verschlossen bleibt. Es gibt ja Beispiele genug, daß verschollene Werke in einer Zeit, die ihnen günstiger ist, wieder aufleben; es gibt auch Beispiele, daß ihnen das Schicksal beschieden ist, ein stilles und abseitiges Leben in einem engeren Kreise zu führen, und zwar durch Jahrhunderte und doch nur immer im Kreise weniger Gleichgestimmter.

Ich: Sie glauben also, daß der Dichter mit seinem

jetzigen Verhältnis zum Verleger zufrieden sein kann, und daß der großkapitalistische Betrieb an seinem Verhältnis nichts bessern könnte?

S. F.: Ja, davon bin ich fest überzeugt; und ich glaube, daß unsere deutschen Dichter es jetzt leichter haben als je. Wir haben Verleger, die nicht ängstlich abwägen, was von heute auf morgen zur Geltung kommen kann. Sie wagen es mit allem Neuen, das sie für entwicklungsfähig halten, und die Gefahr des verkannten Genies scheint mir heute geringer als früher. Sie wissen, daß ich seit je dem Werdenden meine Kräfte geliehen habe, und ich glaube sagen zu dürfen, daß hier mein Beispiel fruchtbar geworden ist.

Ich will nicht sagen, daß für den Dichter ideale Zustände geschaffen sind. Der Verleger als Privatunternehmer kann das ökonomische Problem des Dichters allein nicht lösen. Das könnte nur ein Staat, der den kulturellen Wert des Dichters für die Gesellschaft zu schätzen weiß. Aber noch weniger traue ich das dem großkapitalistischen Betrieb zu, der sich nur mit marktgewordenen Werten befassen kann und damit am meisten dazu beiträgt, die Entwicklung zu hemmen und zurückzudrängen.

Sie haben der jungen Generation ein Organ gegeben, in dem sie sich aussprechen kann; sagen Sie selbst, glauben Sie, daß ein großkapitalistisches Unternehmen das zu leisten vermag, was Sie in persönlicher, in privater und öffentlicher Hingebung für eine ans Licht drängende Generation tun?

Ich: Ich möchte unternehmungslustige Aktiengesellschaften nicht abschrecken, also schweige ich. Aber ich entnehme Ihrer Frage mit Vergnügen, daß Sie, der Förderer der Jungen von 89, der heutigen jüngsten Generation, für die die AKTION eintritt, nicht gleichgültig gegenüberstehen.

S. F.: Ich habe an keinem Punkt der Entwicklung Halt gemacht, warum sollte ich der jüngsten Generation gegenüber die Entwicklung für abgeschlossen halten? Aus dem Kreis Ihrer Autoren sind im Laufe des letzten Jahres bei mir drei Bücher erschienen; auch die NEUE RUND-SCHAU hat sich Ihrem Mitarbeiterkreis nie versagt.

Die Produktivgenossenschaft

Von Frederik van Eeden

Das erste, was not tut, ist das Erkennen der Tatsache, daß man soziale Übel lindern kann und

daß sie nur noch vorhanden sind, weil wir alle ein fehlerhaftes System der Produktion dulden und uns weigern, es zu ändern. Der Mangel an solcher Einsicht erklärt die merkwürdige Unwirksamkeit so mancher philanthropischer Anstrengungen und die Nutzlosigkeit so mancher beredten Worte. Denn Mitteilungen allein genügen nicht, um eine Verständigung herbeizuführen. Man mag den Leuten die Wahrheit in die Ohren schreien, sie werden doch nicht daran glauben. Der große Druck, den Sitte und Herkommen ausüben, von persönlichen Interessen geleitet und mit allen möglichen Sophismen und Ausreden wohl ausgestattet, tritt der Wahrheit beständig entgegen. Und nur sehr langsam und durch wiederholte Bemühungen kann es gelingen, einzelne Gemüter aufzuklären und ihre Trägheit zu besiegen.

Wenige Dinge haben mich in meinem Leben in größeres Erstaunen versetzt als die eigensinnige Abgeneigtheit oder Unfähigkeit ehrlicher, klar denkender Männer, das einzusehen, was für mich so vollständig einleuchtend ist, und das zu tun, was so sehr natürlich, einfach und notwendig erscheint.

Doch ihre Gemütsstimmung ist auch die meine gewesen. Ich weiß aus eigener Erfahrung, daß wir in jener Art von Narren-Paradies weiter leben können, daß wir ein behagliches Leben als das uns zukommende und natürliche annehmen und uns nicht einen Augenblick träumen lassen, daß unser Behagen das Mißbehagen anderer bedeutet, und niemals tiefer über die Methoden nachdenken, die wirklich unser Behagen sichern. Wir nehmen das Vorhandensein der Verarmung, des Verbrechens und der Entartung als unvermeidliche Übel hin wie Erdbeben oder Wirbelstürme, und wir sehen die Einteilung in Reiche und Arme als das Resultat natürlicher Ursachen an, die über dem Einfluß menschlicher Macht stehen — als etwas, das wir durch Menschenliebe mildern können, aber in keiner Weise als etwas, das durch die Weisheit und Gerechtigkeit abgeschafft werden könnte.

Es wird meine Leser daher vielleicht interessieren zu erfahren, wie mir die Augen geöffnet wurden, wie es mir klar wurde, daß die Einteilung der Menschheit in Reiche und Arme und alle daraus folgenden Übel nicht eine göttliche und unvermeidliche Einrichtung sind, sondern das Resultat menschlicher Gottlosigkeit und Torheit, schlechter Sitten und schlechter Einrichtungen, und daß nicht nur die Armen, sondern

ganz besonders die Reichen ein besseres System sehr dringend nötig haben.

Ich geriet zuerst in einen Konflikt mit den bestehenden Sitten durch mein eigenes persönliches Empfinden in bezug auf das Geld. Wie jeder andere gesunde Knabe wünschte ich, an den guten Dingen des Lebens teilzuhaben, aber ich wollte sie nicht haben, ohne sie zu verdienen, wenn sie mir nicht aus Liebe und Wohlwollen gegeben würden, wie zum Beispiel von meinen Eltern.

Aber dann erfuhr ich, daß die guten Dinge der Erde nur durch Geld erlangt werden können, und die natürliche Schlußfolgerung war, daß das Geld auf die eine oder andere Weise ein Gegenwert für getane Dienste sein muß. Die Welt gibt nichts aus Liebe und Wohlwollen; daher sollte alles Geld, das ich erhalte, einem Dienst entsprechen, den ich der Welt geleistet habe. Das war mein natürliches Gefühl, wie es das Gefühl jedes unverdorbenen, einfachen, moralisch gesunden menschlichen Wesens sein wird.

Ich fand später, daß ich auf zwei Arten Geld erlangen konnte — entweder als Arzt oder als Dichter. Und beide Wege befriedigten mich durchaus nicht; sie standen im Widerspruch zu meinem natürlichen Gefühl. Wenn ich einem kranken, unglücklichen Menschen hatte helfen können und ihm hinterher eine Rechnung schickte, so gab mir das jedesmal ein Gefühl von Scham und Demütigung. Es kam mir so vor, als rettete ich ein ertrinkendes Kind und streckte dann die Hand aus, um einen Gulden zu empfangen. Man muß das nicht sentimental oder übertrieben gewissenhaft nennen. Es ist ein ganz gesundes, natürliches und normales Gefühl. Jeder billig denkende, ehrliche Arzt hat es gehabt. Er überwindet es, indem er sich sagt: „Man muß leben;“ dies bedeutet, daß es ein schlechtes System der Vergeltung ist, aber daß wir es annehmen müssen, weil wir kein besseres haben.

Der große Fehler des Systems, der sich in diesem Gefühl der Demütigung und Scham zeigt, ist, daß wir Taten der Liebe, die nur indirekt produktiv sind, nach Geld abmessen, da dies doch als Gegenwert für produktive Arbeit angesehen wird. Der Arzt ist ein sehr nützliches Mitglied der Gesellschaft, und die Gesellschaft sollte ihn sehr reichlich bezahlen, es ist aber sinnwidrig und für sein Gefühl verletzend, diese Bezahlung von dem armen, leidenden Individuum selbst zu verlangen. In einer wohlgeordneten Gesellschaft sollte die ganze Gemeinde dem Kranken helfen. Sicherlich sollte nicht der Kranke, der seine Pro-

duktivität verloren hat, derjenige sein, der mit dem Gegenwert für produktive Arbeit für die Hilfe in seinem Unglück bezahlt. Dies ist die logische, natürliche Auffassung, und der Widerwille, den jeder Arzt beim Beginn seiner Karriere dagegen empfindet, von seinen Patienten Geld zu fordern, ist das logische, natürliche menschliche Gefühl.

Dasselbe kann man in noch weitgehender Weise von der Tätigkeit des Dichters und Künstlers sagen. Der Dichter und der Künstler sind außerordentlich nützliche Mitglieder der Gesellschaft. Sie versorgen die Gesellschaft mit Gütern von unvergleichlichem Werte. So sollten sie reichlich belohnt und ihre Wünsche vollauf befriedigt werden. Aber ihre Gaben für die Welt nach Geld abzumessen, nach dem Gegenwert für materielle Produktion, wird nie verfehlen, in der feinfühligsten künstlerischen Seele ein Gefühl von Demütigung, Scham und Widerwillen hervorzurufen. Natürlich müssen sie dieses Gefühl überwinden — und sie tun es auch, leider! —, aber es hat keinen guten Künstler, ebenso wie keinen guten Arzt gegeben, dem dies Gefühl immer ganz unbekannt geblieben ist.

Multatuli erzählt uns, daß er einmal von einer Prostituierten auf der Straße angeredet wurde und bei seiner Bewegung der Verachtung und des Ekels eine Stimme in seinem Herzen hörte, die sagte: „Du bist schlimmer als sie es ist, denn sie verkauft ihren Körper, du aber verkaufst deine Seele!“

Und wir alle wissen, was es für die Kunst selbst bedeutet, wenn wir unsere Hingebung an sie, wie es bei unserem gegenwärtigen System unvermeidlich ist, mit der Gier nach Geld vermischen. Wie wenig Künstler gibt es, selbst unter den größten, die ihre Kunst und ihre Seelen von dem verderblichen Einfluß des Krämergeistes freihalten! Wenn die Gesellschaft in einem Zustand der Verwirrung ist, dann können wir nichts Besseres tun, als zäh und geduldig an dem festzuhalten, was wir als unser innerstes Gefühl von Recht und Unrecht erkannt haben.

Glossen

GEDANKEN

Bildung erwerben heißt: ein gewisses Zentrum ausbilden, von welchem man zwar nicht alle Inhalte des Wissens beherrscht (das ist unmöglich), aber jedem entgegenkommenden Wissen seinen vernünftigen Platz anweisen kann. Bildung ist also ein Schema. Unbedingt notwendig ist

Historie für sie, zur Ordnung der Längsreihen dieses Schemas. Andererseits aber ist etwas rein Intellektuelles, alles Moralische — sogenannte Gemütsbildung — scheidet, wenn man methodisch vorgeht, aus.

Ästhetizismus ist eine Ungleichgewichtslage der Seele, die den Betroffenen zu nichts in ein rechtes Verhältnis kommen läßt, nicht einmal zu dem, mit dessen intimstem Verständnisse sich der Ästhet hochmütig rühmt: zur Kunst. Denn: wenn ihnen jede Lebensempfindung nur durch Vermittlung der Kunst aktuell wird, wenn sie alles nur über „Literatur“ hin zu empfinden vermögen, so wirkt die Kunst, weil sie an Stelle des „Lebens“ ganz dicht ans Subjekt herantritt, auch ebenso wie sonst das Leben aufs Subjekt wirkt, nämlich: pathologisch. Kunst als persönlicher, subjektiver Empfindungsauslöser, eigennützig ausgesogen zu persönlichem Affekt, vertritt genau dieselbe Stelle im raffinierten Gemüt, wie die eigennützige Anteilnahme am Schicksal des Helden in der naiven Seele. So werden die Ästhetiker durch die spöttische Gerechtigkeit auch um diesen, ihren eigentlichen Stolz geprellt und stehen arm und ausgehöhlt da: sie fühlen nicht „ästhetisch“.

Unsre bis oben hin geschlossene Kleidung, die nichts vom Körper sehen läßt, findet ihr Gegenbild in unsrer konventionellen Sprache, in der sich die ursprüngliche Empfindung nicht sehen lassen darf: nur in andeutenden Lauten flüstert sie unter dem eigentlichen Gespräch hin; und darum ist Ibsen der Dichter der Zeit, weil er dies wiedergeben vermochte: die konventionelle mit der ausweitenden Symbolik des darunter Hintönenden; er hat das Symbolische des modernen Kostüms entdeckt. In der bildenden Kunst ist das nicht gelungen. Rodin verwechselt etwas: er gibt das An- und Weithindeutende, das Ahnenlassende wie Ibsen — aber er gibt's am nackten Körper, und seinen eigentlichen Sinn hat dies nur durch unsere festgeschlossene Kleidung: er denkt, es sei ein An-sich-Wert unsrer Zeit, und ist doch nur zu verstehen als Erzeugnis des festgeschlossenen, konventionellen Kostümes und hat Sinn nur durch dasselbe und in Begleitung desselben.

Walter Calé

EIN BRIEF

Sehr geehrte gnädige Frau!

Sie wollen „glücklich“ sein? Das ist schrecklich! Beethoven, Schiller, Hugo Wolf, Novalis, Lenau waren nicht glücklich. Mit welchem Rechte wollen Sie also glücklich sein? Mit dem Rechte

der „Inferiorität“? Aber darauf haben Sie keinen legitimen Anspruch, da Sie es doch nicht sind! Sie erzählen mir, daß irgend jemand um Sie bange war, um Sie geweint hat? Erzählen Sie mir doch lieber, daß Sie um irgend jemand besorgt waren, geweint haben! Sie sagen mir, was man von Ihnen halte? Sagen Sie mir doch lieber, was Sie von den andern halten! Sagen Sie mir, von wem Sie schwärmen, und sagen Sie mir nicht, wer von Ihnen schwärmt! Ihre eigene Welt ist gerade so wie sie ist, aber die Welt der andern, der „Nicht-Sie-Seienden“, die ist eine Bereicherung Ihres Denkens, Ihres Fühlens! Zeugnisse mit ausgezeichneten Referenzen sich von Nichtverstehern ausstellen lassen, ist eine allzu billige Befriedigung! Sind Sie die Duse, die Yvette Guilbert, die Else Lehmann! Nun also! Sagen Sie stets: „Ich verehere!“, sagen Sie niemals: „Ich werde verehrt!“ Ein „labiles Selbstbewußtsein“ ist an und für sich „unkünstlerisch“! Sei, der du bist! Nicht mehr, nicht weniger! Wenn Sie vom „Russischen Ballett“ schwärmen, von Nidjinsky, von der Karsawina, von der Niedermetzlung der Haremswächter, von den russischen Volksmelodien, von den Damen in den Logen und den Silberreifen um ihre süßen Lockenköpfe, von Samthemden in Violett und Grasgrün, die alles verbergen wie edelverschwiegene schwere Portieren — dann, dann sind Sie Sie selbst! Eine Aufsaugerin der Schönheiten der Welt, eine Bereicherte! Aber wenn Sie von sich selbst sprechen, werden Sie armselig! Eine, die erzählt, man habe ihr ein Almosen gegeben; eine Bettlerin an der Brücke, die hinüberführt ins „Versorgungshaus des Lebens“!

Peter Altenberg

DIE SOLISTIN

Sie war fast eine ganz große Künstlerin, sie hatte fast die Dämonie der Sängerinnen, die einmal in jeder Generation erscheinen, geheimnisvoll in der Wolke des Ruhms, eine Qual und Verlegenheit aller feurigen Jugend, verführerisch durch die meisterhafte Keuschheit ihrer Kunst. Sie hatte ein unbändiges Herz und vergaß nicht, daß sie nur fast eine Zauberin war; man durfte sie ungestraft hören, man durfte sie loben, ihr Gesang bedrohte die Seelen nicht. Oh, man mußte sie in dem Konzert einer Rivalin gesehen haben, mit ihren horchenden, unruhigen Augen! Einmal in einer Pause kam eine Schülerin auf sie zugestürzt, knickte zusammen und küßte ihr die Hand. Sie sah auf das freudige, blonde, ethische Gesicht nieder, und ein Äußerstes von Ungeduld und

Verachtung streckte ihre etwas gedrungene Gestalt; — sie wußte, daß die Kunst eine Sache auf Leben und Tod ist. —

Drei Teile der H-moll-Messe sind vorüber; wie lange sie gedauert haben, wer wüßte es zu sagen? Musik verwandelt das Gefühl der Zeit, und durch den Sturm der Chöre vermag die Erinnerung nicht mehr zu dringen. Es ist nicht zu leugnen, daß die Erregung durch Müdigkeit dumpfer geworden ist, gereizter, hilfloser, wie durch Hunger. Die Luft im Saal ist schlecht geworden, und das Licht erscheint den empfindlichen Augen krank.

Aber der Chor „Sanctus dominus Deus Sabaoth“ füllt wieder den großen Raum mit einer brandenden, dichten Einheit; wäre es ein schönerer Raum, er würde, meint man, mit seinem Inhalt mitfühlen, auseinandersinken und dem aufwärtsstrebenden Opfer seinen Weg zum Himmel freigeben.

Nach der Arie „Benedictus“ drückt sich der Sänger unauffällig hinaus, und von den vier Stühlen der Solisten sind drei jetzt leer.

Ein gleichgültiger Herr, der Tenorist. Der Bassist trug einen Klappkragen und vermochte die Eitelkeit seiner entblößten Kehle kaum unter einer mittelmäßigen Diskretion zu verbergen. Nur die Kunst ist grausam, nicht die Natur; nur sie erniedrigt Menschen zur Materie; sie verfäht wie Cellini, der in die Gußmasse zum Perseus nicht nur totes Metall, sondern fertige, feine, eigene Gebilde warf. Wieviel falsche Königinnen lassen sich photographieren und bieten den Stolz ihrer durch das Singen geweiteten und gewölbten Brust aus? Damit alle Jahr einmal das Werk eines vor sechs Menschenaltern gestorbenen Kantors aus seiner Merlinverzauberung ins Leben aufwache, muß ein Mann, einer Mutter Sohn und der auch einmal sterben wird, als der lächerliche Held seines Organs in Selbstgefälligkeit veröden. Oder hatte er von Haus aus nichts zu verlieren? Hat die Sopranistin etwas zu verlieren, die Meisterin, die man jedesmal wegen ihres Stils rühmt, wenn sie Bach gesungen hat? Eine lieblich dumme, göttlich seelenlose Stimme; die Stimme eines Engels, unversucht, rein, unangefochten von der Trübe des menschlichen, sterblichen, sehnstüchtigen Blutes.

Die Stühle dieser drei sind leer; und sie, die jetzt allein, dicht unter dem Stab des Dirigenten, auf dem Eckplatz sitzt, fühlt sich allein; sie ist kein Instrument mehr; sie wird nicht nur tönen, sie wird sprechen. Eine leis grauenhafte Freude rieselt ihr über die Kopfhaut; einen Augenblick lang fühlt sie ihre Kehle geängstigt von dem Über-

maß des Willens in ihr. Sie erschrickt; sie fürchtet, die Präzision des Ansatzes zu verfehlen, sie erinnert sich, mit wieviel Kunst und Bewußtsein sie sich im ersten Duett neben der schwebenden Sopranstimme hat halten müssen. Es gibt noch kein Individuum bei Bach; sie hat entsagen müssen, um ihn zu singen. Die Angst in ihrer Kehle wächst, das Herz tut ein paar unrhythmische Schläge, eine flüchtige Bitterkeit ermattet sie. Der Chor rauscht um sie, als ob die Zeit stille stünde, qualvoll stille, erlösend stille. Er schweigt; es kommt wieder Bewegung in die Zeit, vom Orchester geordnet. Sie singt das „Agnus Dei“.

Einen Augenblick weiß sie es nicht, daß sie singt; dann hört sie sich. Weit, weit von ihrer Beseligung vorbei, ganz draußen fließt die Arie dahin. Ihr Jubel drängt das fließende Lied immer höher; je menschlicher, je wollender er sie durchpulst, um so göttlicher und ferner fließt der Gesang.

Nun ist er zu Ende.

In ihr ist's nicht zu Ende. Wie könnte es denn zugleich mit der Melodie zu Ende sein, da sie ja mehr erlebt hat als eine Melodie! In diesem Saal, der so voll von Erleben ist, wo ein freudiger Riesenchor von Männern und Frauen und ein Orchester, die ganze Schar an einem Augenpaar hängend, fast die Bänke der Zuhörer zusammendrückt, wo Enthusiasten und Eitle anderer Art sitzen, Partituren lesen in der Selbstgefälligkeit dilettantischer Kennerschaft oder richterlich und schmerzlich die Brauen ziehen, wo Damen in einem plötzlichen Impuls, statt zu hören, sehen, wo Verwandte der Chormitglieder vor Eifer zapeln und rote Bäckchen bekommen, — in diesem Saal ist sie, in diesem Augenblick, allein und einzig. Sie hat nicht funktioniert, sie hat gekämpft. Sie hat ihre Kraft am festen Zügel geleitet, daß sie nicht selbstsüchtig ausströme; sie hat ihre Persönlichkeit so frei gemacht, daß sie sich weder aufdrang, noch schüchtern hielt: sie hat Persönlichkeit und Leidenschaft durch Bändigung gesteigert und wurde selbst Musik.

Und möchte weiter tönen, fort und fort. Es ist der Augenblick der höchsten Hingabe. Jetzt nur aufwärts, jetzt nur empfangen werden, umfassen werden! Von diesem Allgefühl könnte sie, zum erstenmal, ins Einzelne, ins Menschhafte dringen, ohne zu übertreiben und ohne es zu verflachen. Nur aufwärts jetzt, nur angenommen, hingenommen werden — in diesem Augenblick —! —

Aber sie setzt sich auf ihren Stuhl.

Nach der Sitte dieser Konzerte hat niemand applaudiert, und sie hat sich nicht verbeugt. Sie

kann es nicht begreifen, daß nichts geschieht. Sie hat nicht einmal einen Nachbarn, dem sie ein freudiges oder ein blasiertes Gesicht zeigen könnte. Ein Kind, das seine Lektion gut aufgesagt hat, ist besser daran. Wenn sie jetzt hätte fort-eilen dürfen! Wenn der Beifall, der in allen Händen zuckte, sich hätte entladen dürfen? Man erstickte ihr ja den Triumph ihres Herzens. Hatte sie nicht gelebt, gelitten und gesiegt, wie nie in ihrem Leben? Nicht sie, sondern wieder triumphierte der Chor. Bach triumphierte, und gar der Dirigent triumphierte.

Die Zeit, waren es zwei oder drei Stunden, war dick geworden an diesem Abend; und als das Konzert zu Ende war, wurde die Last dieser zwei, drei Stunden vom Beifallsjubiläum vieler Hunderte von Menschen weggefeht. In Wahrheit wußte niemand mehr, was alles geschehen war.

Im Künstlerzimmer kamen ein paar freudige, zerstreute Menschen auf sie zu und machten ihr Komplimente. Offenbar schien es allen ein wenig lange her, daß sie gesungen hatte. Ihr selbst war es unendlich lange, ein ewig verschütteter Weg. Sie lächelte wie ein mißhandelter Mensch über jedes Wort und sah den Sprechenden gering-schätzig in die Augen, ähnlich wie einst ihrer Schülerin in dem Konzert der Rivalin. Sie fühlte, daß sie nie mehr singen würde; sie fühlte, daß sie morgen wieder singen würde wie heute, vielleicht schlechter, vielleicht auch besser.

Sie fährt nach Hause. Ein Zufall, ein Gruß, ein Lichtblitz auf dem feuchten Straßenpflaster, der Anblick eines Stolpernden kann ihr die böse, vorwurfsvolle Ernüchterung aus dem Gemüt scheuchen. Es kann aber auch sein, daß sie mit den noch kalten Blicken einen Menschen sieht, den sie liebt, und das Geschenk zurücknimmt, die freiwillige Gabe, die auch den leidenschaftlich Besessenen noch zu einem freien Menschen macht.

Was bleibt einem leidenschaftlichen, unzufriedenen Herzen von seinen tiefsten, wahrsten Erregungen? Vielleicht nur eine mißtrauische Laune. Und was bedeutet eine Laune in einem ehrgeizigen Leben? Ein Schicksal vielleicht.

Moritz Heimann

Briefe

Von Otto Erich Hartleben

Postkarte an Hans Heilmann

[Lienz, 26. Juli 1893.]

In der Einsamkeit wird man gut und größenwahn-sinnig, und das ist ganz natürlich, alles beides nur,

weil man mehr über sich nachdenkt, nicht? Man fällt immer von einem ins andere: man schämt sich, daß man dies hat tun können, und man sagt sich zu gleicher Zeit, daß man viel, viel mehr wert ist als — andere, weil man sich schämt und weil man meinetwegen jenes hat lassen können. Wirklich: sie ist keine Schule der Bescheidenheit, die Einsamkeit — und doch, man wird viel ehrlicher und strenger gegen sich, vorausgesetzt, daß man kein Christ ist.

Postkarte an Dr. Richard Dehmel

[Zürich, 18. August 1893.]

Also so —: wir haben die Nacht im Suff verlebt, der Baron und ich: so um Elfe kommen wir auf die Gasse, da ist ein Buchladen, in dem ein impertinenter Sonnenklumpen liegt — auf deinem Buche. Und da muß sich der Baron das kaufen! Und dann sitzen wir in der Meierei beim Pilsener Bier, und dem Baron ist schon wieder so, als müßten wir zurückkehren, und eine Helligkeit vom gestrigen Wein liegt über uns, und nun lese ich ihm vor: erst das Trinklied und dann den Bastard und . . . und dann sagt der Baron, wir müssen ihm eine Karte schreiben und das haben wir nun getan.

Erich.

Postkarte an Arno Holz

Schloß Marbach, 20. April 1901.

Die Kunst hat immer noch die Tendenz, wider die Natur zu sein.

Heil!

Dein Otto Erich.

Zur Ästhetik der Seele

Von Walther Rathenau

Höhepunkte und Blütezeiten einzelner Kunstformen mögen unwiederbringlich, ja den Nachgeborenen unfassbar sein, aber sie bedeuten nicht das letzte Gipfelziel planetaren Naturbewußtseins, von dem ein jeder Abstieg geraden Wegs zum Verfall führt; sie sind Hochwellen einer Strömung, die mit steileren oder weicheren Kämmen einer anderen Ferne entgegen zieht. Niemals wieder werden wir die Monumentalität der Ägypter und das Formgefühl der Griechen erleben; die großen Gebiete der handwerklichen Halbkunst, einschließlich der Architektur, sind im Sinne echter schöpferischer Gestaltung unrettbar vernichtet durch die Mechanisierung der Produktion; die edelsten Ausdrucksmittel: Sprache, Schrift, Ornament, Melodie, haben ihre Bildsamkeit und Keimkraft eingebüßt, und dennoch ist das freie, selbstbezweckte Verhältnis zur Natur

im Fühlen und Schaffen niemals mächtiger gewesen, als in den Jahrhunderten, die uns umgeben. Die Natur Michelangelos, Shakespeares, Rembrandts und Goethes ist von tieferen und heißeren Kräften durchdrungen, als die einfachere und vollendetere Natur Homers und Polyklets. Werke, die nicht mehr dem Kult, nicht mehr dem Gedächtnis, der Politik, Sitte, Repräsentation, Erbauung und Unterhaltung dienen, die ganz auf sich selbst gestellt, um ihrer selbst willen erschaffen werden, verlieren manches von ihrem Halt, vom Halt der Tradition, des Handwerks, des Verständnisses; aber in der gewaltigen Abstraktion ihres Vertrauens auf ein Absolutes in Natur und Abglanz gehorchen sie allein der Kühnheit der Seele und erheben sich über irdische Bedürftigkeit. Die wahre Kunst unserer Zeit, die einzige vielleicht, die in Jahrtausenden nicht vergessen sein wird, Musik, verklärt sich, vorbildlos und selbsterzeugt, auf den Gipfeln ihres Schaffens zum reinen Werk der Seele. Ihr Dasein allein genügt, um uns eines Menschheitsweges zu versichern, auf dem ein jeder Schritt uns überirdischem Erleben entgegenführt.

So wenig der Wehrstand einer Epoche gemessen werden kann an der Zahl und Bedeutung der gleichzeitig wahrnehmbaren strategischen Talente, oder der technische Stand an der Menge der Erfinder, so wenig dürfen wir die ästhetische Höhe unserer Jahrzehnte nach der Qualität momentaner Potenzen beurteilen. Wir leben nicht in einer Kulturepoche, sofern unter diesem Namen eine Epoche jener großen Schichtenmischungen zu verstehen ist, welche die höchsten Kräfte einer Nation entfesseln und in neue Richtungen lenken, wir sind umgeben von geschändeten Stadtbildern, rohen Bauwerken, elendem Hausrat und albernem Monumenten; wir erblicken jährlich Hunderte von schülerhaften Malwerken, lesen täglich einen Folianten Tagesgewäsch und hören die Katzenmusik der Klaviere und das Wimmern der Grammophone; und dennoch ist zu keiner Zeit ein höheres Kraftmaß musischen Geistes in Bewegung gewesen. Es lebt in uns das Fühlen der Zeiten und Völker, das Mitklingen und Erinnern unseres inneren Sinnes wird fast zur Qual, und die Naturliebe der Stadtgeborenen grenzt an Leidenschaft. Mag die Kunst unserer Tage gute oder schlechte Wege gehen, mag ihr Handwerk verfeinert oder verdorben sein, mögen große oder kleine Geister sie führen: die Ebene, auf der ihr Fühlen sich bewegt, ist im Laufe der Geschichte von den höchsten Kulturen kaum Jahrzehnte lang be-

hauptet worden. Nicht um der Eigenliebe zu opfern, denn unser Menschenalter erbte mehr als es erwarb, sondern um das Auge auf Größen und Entfernungen einzustellen, müssen und dürfen wir bekennen: im Sinne der Menschheitsentwicklung sind wir Beethovens und Goethes, ja Shakespeares und Rembrandts Zeitgenossen; und in Wahrheit leben sie mit uns, denn das Leben ihres Geistes hat eben erst in uns begonnen.

WECHSELGESANG

Der Jüngling:

Wie ich versink im Traume,
Schwimm ich im Strome mit,
Hab' Flügel aus dem Schaume,
Reise im Geisterschritt.
Mit einem wilden Jubelschrei
Mach ich mich von der Erde frei.

Der Strom:

Ich frag' in sanftem Tone:
Du jähes Kind, wohin?
In deiner Seele wohne
Ein friedevoller Sinn.
Ich gehe ja dem Meere zu,
Nehm' Seelen nur der tiefsten Ruh'.

Bleibst du, so muß ich toben,
Zerstören eine Welt,
Aus meinem Bett gehoben,
Ob dir das wohl gefällt?
Du stießt die Welt voll Haß zurück,
Wirst ihr zum grausigen Geschick.

Der Jüngling:

So spüle doch zum Strande,
Was Holz und Sand an mir,
Daß alles Schwere lande,
Nicht sei zum Zorne dir.
Ich fließe gern auf stiller Bahn,
Nehm' gern dein reines Bildnis an.

Der Strom:

Aus klarer Tiefe quillet
Um süßen Ton vermehrt:
O Mensch, du hast erfüllet,
Was Gott vom Mensch' begehrt.
Zum Ufer wende dich zurück:
Unsterblichkeit in deinem Blick.

Albert Steffen

Amerikas Literatur

Von Arthur Holitscher

Daß dem abseitigen, keinem Volke angehörenden, sublimen Phänomen Edgar Allan Poe kein Nach-

folger, in Amerika so wenig wie anderswo, herangewachsen ist, erklärt sich von selber. (Wenn ich auch gestehe, daß mir dabei der außerordentliche Schilderer von Kriegsszenen, Ambrose Bierce, einfällt; sein Buch: „In the midst of life“ ist in der Tauchnitz-Kollektion zu haben.) Die Spekulanten, die seine esoterische Kunst aus Mathematik und Seelenkunde brutalisiert haben, Conan Doyle an ihrer Spitze, sind in Europa zu Hause, das legt ja ein gutes Zeugnis für das amerikanische Schrifttum ab.

Wie steht es aber um die Nachfolge Walt Whitmans?

Walt, das chaotische Sinnbild seines ungeheuren, unerforschten Kontinents, die Feuersäule am Eingang eines rätselhaften neuen Zeitalters des Menschengeschlechts, der wilde Seher und besessene Johannes, diese aus der Natur über alle Zivilisation hinwegschlagende Flut, dieser wahrhaftige Tornado von einem Menschen, um sich blickendes Auge weit und sicher wie das Auge des Leuchturms, offene Hand, in deren Höhlung die Elemente sich begatten, aufwärtshörendes Ohr, schlagendes Herz, darin das Weltgeschehn pulst, warme Riesenstirne milde niedergeneigt zur letzten Kreatur, Walt, der nie Geborene, der Unvergängliche, Anfang und Ausgang, erschütternder Ausblick in Zeiten, die kommen werden, hinaus und hinauf!

Einen wahrhaften und echten Sohn hat er, der sein Erbe nicht nur getreulich verwaltet, sondern in dem der Geist des Ahnen das Leben unseres heutigen Tages treibt, die Sprache des Sehers auf der Prärie zur Sprache des Streiters an der Straßenkreuzung sich gewandelt hat. Walts Gott glich dem großen Häuptling, und seine Geburtsinsel nannte er mit dem Indianernamen Paumanok. Horace Traubel aber bekennt sich zum Christus des Zöllners, der Hure, zum Gott der Vergeltung, der den niedergeschmetterten Proletarier aufrichtet, und er scheut sich nicht, ihn in der downtown, inmitten des Zügegerassels über der Hölle Allenstreets, inmitten der Kehrlichthaufen aus verfaultem Zeitungspapier, Bananenschalen und Abfällen alles Elends anzurufen.

Traubel hat nicht die übermenschliche Phantasie Whitmans geerbt, der aus seinen Trieben Götter geformt hat, wie die Indianer. Hätte er sie, er wäre der, auf den der Finger Whitmans zeigte, wie auf Grünewalds Isenheimer Altarbild der Finger des Täufers auf den Gekreuzigten zeigt. So klammert er sich mit aller Glut eines Menschengewissens an das Heutige, an den großen

Vorgang, dem wir gequälte Glückliche zuschauen dürfen.

Whitman, der die Kriege um 1860 durchgemacht hat, stand in Ehrfurcht und Schauern vor dem Wunder des sich einenden Staatenverbandes, dieser Junge aber sieht die ganze Menschheit in einer ähnlichen Zersplitterung, der ein ähnliches Zusammenschmelzen folgen wird. Sein Camerado heißt Genosse, und im Sezessionskrieg seiner eigenen Zeit sieht er sich, als Heerrufer bei einer größeren Armee stehen als der legendäre Krankenpfleger von Gettysburgh.

Ihm bleibt der Vorwurf nicht erspart, daß sein innerer Rhythmus vom Metronom Walts bestimmt worden ist, daß etwas Sonntagspredigerhaftes hervorschlügt, zumal in den Prosaschriften, den Collects, sobald die Begeisterung nachgelassen hat in seinem Blut. Dies in Amerika kein Vorwurf; ich habe es ja früher betont, daß der Mann, der hier zu den Seelen sprechen will, den Mann von der Kanzel nachzuahmen liebt, um dem naiven Zuhörer begreiflich zu machen, daß er an sein Inneres rühren will. Wollte sich Traubel bloß an den Gebildeten wenden, hätte er's leichter, oder er müßte verstummen, da das anspruchsvolle Ohr die ewige Bergpredigtweise nicht allzu lange verträgt. Aber seine Strophen aus „Optimos“ (bei B. W. Huebsch in Neuyork erschienen) haben sich in Volksversammlungen gut bewährt, seine „Chants communal“ (die O. E. Lessing übersetzt und der Verlag R. Piper & Co. in München unter dem Titel: „Weckrufe“ verlegt hat) sprechen ihre Sprache zu jedem von uns, jedem Menschenkind aus dem großen, herrlichen Mob, von dem Gouverneur Johnson spricht.

Viele Bedenken ästhetischer Art verblassen vor dem Wichtigen, das in Traubels Kunst getan erscheint. Es ist immer mißlich, der Nachkomme und nicht der Christus eines Johannes zu sein. Daß der Ruf nicht verhalle, bis der Erwartete, der große Dichter der großen neuen Welt erscheint, das wirkt Traubel und die um ihn pietätvoll und voll Aufopferung in der Zeitschrift „The Conservator“, die die Whitman-Tradition hochhält und immerhin eine kleine lebende Opferflamme vorstellt in dem einzigen heiligen Hain, der heute in Amerikas Literatur zu finden ist.

Der Schmetterling

Von Robert Michel

Zwei Hände, wie von langem Ruhen gebleicht, liegen in dem leichten Eindruck eines Federbettes, so als hätte sie der Schlaf in einem letzten Liebes-

ringen überrascht. Ich sehe diese Hände und die ganze Umgebung so deutlich, daß ich es malen könnte; aber ich verstehe nicht den Pinsel zu führen, so will ich dieses Bild nur im Geiste ausführen.

Die Köpfe sind nicht zu sehen; sie sind nah aneinander so tief in die weichen Federpölster hineingewühlt, daß auf dem Bilde nur ein dunkler Schatten zu sehen ist. Wozu auch braucht man sie zu sehen; die zwei Hände lassen deutlich genug erkennen, was für Menschen sie gehören, und nach ihrem Aussehen kann man mit ziemlicher Gewißheit auch das Schicksal dieser Menschen erraten. Die größere ist voll, aber nicht kräftig; sie hat noch nie eine schwere Arbeit verrichtet und doch sind ihre weichen Formen eigentümlich ausgeprägt, als hätte diese Hand immer nur wie ein selbständiges Wesen gearbeitet in der Zuversicht auf eine große Geschicklichkeit. Man erkennt auch an ihr, daß ihr Besitzer keines festen Entschlusses fähig wäre. Nicht schön an ihr sind die rötlich-blonden Härchen, die auf dem Handrücken vereinzelt glänzen. Mir scheinen sie immerhin wichtig, weil sie für die Hand sehr bezeichnend sind.

Die kleinere Hand ist ganz hager und dunkler. Die sehnigen langen Finger mit den vortretenden Knöcheln zeugen davon, daß sie von früh bis abends in Bewegung ist, wenn auch nicht bei schwerer, so doch bei sehr emsiger Arbeit, und die vielen eingestochenen schwarzen Punkte an den Fingerspitzen lassen keinen Zweifel darüber, welcher Art diese Arbeit ist. Die dünnen Finger umklammern fest das Gelenk der anderen Hand. Diese Hand kann nicht nur geschickt Stoffe raffen, sie würde wohl auch vor nichts zurückschrecken, wenn es hieße, ein Glück festzuhalten. Selbst an den Griff eines Raubvogels kann man beim Anschauen dieser Hand erinnert werden.

Alles andere auf dem Bild muß nur flüchtig sein, daß es nicht allzusehr die Aufmerksamkeit von den Händen ablenkt.

Hinter dem offenen Fenster ist der Frühling mit vielen ungewissen roten Blumen und mit dem zart abgetönten Grün junger Sträucher. Und über dem Fensterbrett schwebt ein Schmetterling, unentschlossen, ob er herein- oder hinausfliegen soll. Der ist aber so leicht hingeworfen, daß man ihn nur von weitem sieht, nur aus der Harmonie einiger Farbenflecke; so etwas ist heutzutage doch so leicht zu malen.

In dem dunklen Schatten unter dem Bett ist auf dem Fußboden, auch dunkel und kaum sichtbar, ein roter Fleck.

Am Rande des Bildes ist, etwas aufdringlich mit der großen lichten Fläche, eine geschlossene Türe. Sie ist verriegelt; und wenn man es erkennt, daß draußen vergebens geklopft wird, um so besser.

Aus Jörgens Tagebuch

Von Egmont Seyerlen

Die Unterrichtsstunden werden mir langweilig. Wir sind jetzt 23. Zwanzig schlafen andauernd. Vier bis sechs sind höchstens beschäftigt in einer Stunde. Man verhockt einfach fünf Stunden im Tag. Derselbe Fehler wird mindestens sechsmal gemacht, erklärt, breitgetreten. Es ist zum Andiewandhinauflaufen. Was würde man lernen in derselben Zeit, wenn man zu zehnen einen Lehrer hätte! Daß es nicht Schulen gibt, wo man teureres Schulgeld bezahlt, weil sie so organisiert sind. Man könnte in vier Monaten bewältigen — worüber man hier ein Jahr verschläft. Den Paukern ist's ebenso langweilig.

Und die Luft! — Und die Fürze — und alle Stunden fünf Minuten ein Fenster auf.

*

Shakespeare ist doch der größte Dichter. Man müßte eigentlich an einem genug haben. Wenn man sein Urteil weiter spannt, findet man schließlich an jedem etwas. Das verwirrt.

*

Homers Versammlungsszenen sind unglaublich schön.

Man kann sich keinen rechten Begriff von Homer machen. Seine Größe liegt sicher wo anders, als die Pauker sie suchen. Sie verwirren einen bloß mit ihrem Geschnatter. — Ich denke immer an Vater und die Homerbüste in der Bibliothek. Wenn man sich überlegt, ist es buchstäblich wahr: daß eigentlich jeder Begriff, jedes Wort, mit denen Tausende Menschen und Zeiten hantiert haben, von Homer in die Welt gesetzt ward. Alle Bilder, alle Vorstellungen, alle Verbindungsgänge zwischen Begriffen, alle Denkausdrucksmöglichkeiten sind von Dichtern geschaffen. Wenn man die Menschen hier beobachtet, merkt man, daß sie sich eigentlich andauernd in Goetheworten und -vorstellungen bewegen. Aber dies Kafferngeschlecht weiß es nicht; sie schwärmen gönnerhaft und dulden sozusagen die Dichter. Es fehlt überall das Bewußtsein, daß sie noch Affen wären, wenn nicht Dichter sie gemeinschaftlich hätten.

*

Mit Bueb die letzte Zeit täglich im Landtag. Was sind das für Abgeordnete! Lesen, schreiben

Briefe, — und sowie was Aktuelles vorkommt, reden sie Töne, und immer aneinander vorbei. Es hört sich an, als verarbeiteten sie gar nicht, was der andere sagt.

Und dann lassen sie die Persönlichkeit viel zu stark in den Vordergrund treten. Diese persönlichen Beleidigungen und Infamien! Der eine sieht aus, als stimme er lediglich gegen X' Antrag, weil X den seinigen voriges Mal widerlegte. Hinter Eitelkeit und Ranküne stehen 6000 Stimmen: das achten sie gar nicht aneinander.

Sachlich redet bloß der Minister — und der Sozialdemokrat.

Bueb sagt, im Reichstag sei es genau so. Zehn Leute, die wissen, was sie wollen. 300 Vermittlungstöner. Persönlichkeit hervortreten lassen, ist an sich wundervoll —: nur muß welche da sein.

*

Bueb redet auf jedem Spaziergang über Politik. Wenn man sich das denkt! — Jetzt weiß ich, warum in Deutschland alles mittelmäßig ist. Der Durchschnitt wird aufgepäppelt. Nicht das Geniale in jedem Fach. Kein Mensch kann sich entscheiden —: das — oder — das. Sie opfern keine Kleinlichkeiten; sie machen dem Genialen keine Konzessionen. Nur dem Bürgerlichen! Sie lesen alle Dichter und schwärmen über alle gleichermaßen. Aber fest sich entscheiden: den oder den — gibt's nicht. Nur nicht sich konzentrieren und in eines alles legen. Man sollte überhaupt bloß zwei oder drei Parteien haben, sagt Bueb. Dann wüßte man, womit man sich auseinanderzusetzen hat. Und die Menschen würden zu festumrissenen Bestimmtheiten, Entschlüssen, Entscheidungen gezwungen.

*

Darin liegt die ganze Tragik, unter diesen Menschen zu leben. Sie schwanken zwischen Überschätzung und Unterschätzung ihrer selbst — und anderer.

Der Mensch erdenkt sich seinen Gott, samt allen Lehren und Geboten. Aus sich selbst schafft er ein Ideal — freiwillig: und nun ächzt er und stöhnt unter der Last auf seinen Schultern — höhnt, spottet, handelt nie danach. Aber wegwerfen, offen, ehrlich sich freimachen — nie! Einmal preist er mit herrlichen Worten, ein andermal will er die edle Fessel durchreißen. Und bekommt es doch nicht fertig. Inkonsequent sind sie lieber und unecht —, als ihrer selbst bewußt werden. Sich selbst einschätzen, ob man normal ist oder abnormal — und es zu sein wagen, darin besteht alle Größe. Un-

bequemlichkeiten auf sich nehmen, lieber, als tun „wie wenn — —“ also? — auf Selbstkenntnis und Energie gründet sich ein großer Charakter? Ja. Menschen, die Ideale mit Worten anerkennen und nie danach handeln, sind niedriger als ein Vieh! Sie sind Zuchtstätten für Lügenmaden.

Warum kann man einen Richard, einen Franz nie hassen? — Wer alle Ideale verneint, bleibt sich selbst treu, wenn er nie nach einem handelt. Eiserne Konsequenz, Ideal genug. Sie haben den Ansatz zur Echtheit in sich selbst.

Und tun sie nicht, als ob . . . ? —

Wenn du hinaustrittst in die Gesellschaft der irrsinnigen Schwätzer —, sei vorsichtig. Wäre nicht Torheit, einem Tobsüchtigen zu widersprechen? Wenn der Hund frißt, nimmt man ihm nicht sein Futter.

Lüge, ideales Gesabber ist das Futter dieser Zeit-Menschen. Aber einst möchte ich stark genug werden, eine Hundepeitsche zu sein, ein Korallenhalsband dieser verlotterten Hundheit.

*

. . . Wie aber kam der Mensch darauf, sich Ideale auszudenken? War er dazu fähig? War er je fähig, sie zu erfüllen? . . . Wird er es je sein? . . . Wozu Ideale? — Ist doch Selbstüberschätzung die ganze Tragik?

*

Kunst „soll“, sagen die Leute.

Was soll sie? — Uns heben, uns erziehen? — Wen — „uns“? . . . Wer ist das? — Kunst soll nichts! Niemand soll.

Aber ernst ist die Kunst; ernster als das Leben. Ganz gewiß. Kunst ist ja allein wirkliches Leben. Je mehr Kunst ein Leben selbst ist, desto wertvoller wird es; desto wirklicher.

„Seine Welt zeigt der Künstler, die niemals ist, noch war, noch sein wird.“

Selig die Maler, selig die Bildner. Ihre Kunst kommt uns noch vom Jenseits. Aber die Dichter? Was sollen die? — Uns zeigen, wie es sein sollte? Wie man werten sollte? . . . Uns warnen im Augenblick des Niedergangs und aufdecken, wie es ist.

Sollen sie sich zwischen die Räder werfen, wenn der Karren den Berg hinuntersaust? — An einer Kurve? — Vielleicht fällt er dann erst recht in den Graben. Aber wenn ein gewaltiger Bremsen käme? — Nein, nein . . . Ein Umsteurer, ein Durchsteurer? — O Herrlichkeit! — Durch, durch! Der Mist bleibt ja stecken, je tiefer der Sumpf.

*

Wenn man denkt, wie einfach und höchst menschlich alle Gesetze entstanden sind. Überhaupt die ganze Staatsform ist im Grunde etwas so Elementares, Menschliches, Einfaches.

Aber heute schnallen sie einen Unnahbarkeitsmantel darum — voll Ziererei und geschraubten Befangenheiten —, um einfache Menschen zu prellen.

Ein Wichtigkeitsgetue schmieren sie um alles und verkünsteln es — diese Unnahbarkeits- und Unterrocksdeklamatoren.

Sie wollen ihre Egoismen verstecken, ihre Faulheiten und Schwächen und Unfähigkeiten.

Daß ich nicht hinauslache! — Die Jesuiten verdummt das Volk, behaupten die Herren Gymnasialoberlehrer — so geradweg in die Luft, und haben ihre Nase kaum aus dem Land gesteckt.

Ich möchte wissen, ob Don João verdummt war. Und was er erzählte aus dem Kloster.

Nein — die Herren Gymnasialoberlehrer verdummen das Volk. Oder — den . . hm! . Ge . . bildetenstand! Und ich glaub', es ist, wie Bueb sagt, auf Anweisung von oben: — damit die Menschen nicht vernünftig werden, sondern ihre Persönlichkeit weiter für einen Orden verkaufen.

*

Wenn man diese Flugblätter zur Reichstagswahl liest . . .

Ich könnte halb verrückt werden, da ich mir tatsächlich überlegen muß, ob ich eigentlich ein Ochse unter Ochsen bin —: das Oeschehnis, daß solche Lügen und Phrasen gedruckt werden können — heute — neben mir, von einer Partei, der Edle, Adlige angehören — ist für mich, als erlebte ich zum erstenmal den Menschen in mir. Mensch — ist der größte Wahnsinn. Ich glaube, jeder Begabte ist eigentlich wahnsinnig und flieht nur vor seinem Wahnsinn in Kunst, in Liebe, in — ich weiß nicht, was.

Jedenfalls: Ochsen beleben die Welt.

Mein Vater schreibt in der Familienchronik einmal: Nichts ist mir von je verächtlicher und verhaßter gewesen als der Geschäftsbetrieb mit Religion und Vaterland, wie man ihn bei den meisten Staatsbeamten hier entwickelt findet. Etwas vom Fragwürdigsten, was im Menschen lebt, — etwas, womit man von einer gewissen Edelkeitsschicht an nie fertig wird — das wird bei diesen Herren

Mittel zum Zweck, Ware zum Geschäftsbetrieb, Münze zur Schaustellung, Leiter zur Beherrschung der Menge.

*

Selbstmord der Einzelnen hilft gar nichts. Eine ganze Generation müßte sich einmal opfern. Das ist Unsinn. Ich sagte es zu Tißner. „Du, ein wundervoller Gedanke“ — sagt er. Er will ein Drama darüber schreiben.

So sind die Kerle. Sie finden einmal einen aparten Gedanken —: dann muß es ein Drama werden. Dann sammeln sie alles, was ihnen am schönsten aussieht und wirkungsvollsten — Situationen, Zufälle, Mätzchen, — das muß ein gutes Drama werden.

Ja, — so ungefähr erklären's auch die Pauker. Schiller hat auch so was. Dennoch — das ist nicht das Richtige. Shakespeare hat es anders. Der könnte einen ins Paradies kommen lassen — (Tißner würde sagen: Einsam, in Gedanken und schwerer Schritte — und einen Monolog anhängen über elysische Landschaften und Gefühle) —, und Shakespeare würde ihn sagen lassen: „Freund, mich deucht, hier kann ich mich nicht entwickeln.“

Tißner nahm meine Worte ganz wörtlich. Der Kern unsrer Unterhaltung —: Ich meinte, die Jungen sollten einmal auswandern, einfach die Alten im Stich lassen — ohne Soldaten, Zimmerleute, Köche, Kutscher, Bäcker, Ärzte. Wie weit sie wohl kämen? Und wir Jungen?

Panta rhei — alles schon dagewesen. Die Erde ist rund. Immer rund herum, bitte! Aufhalten geht nicht. Einige schreien verzweifelt. Vielleicht könnte es wie bei einer Schraube — höher gehen, immer um einen Gang — so man sich mühte . . .? —

NACHWORT ZU DIESER NUMMER

Sie soll sein . . die Ehrung eines Lebenswerkes; sie soll sein . . die Ehrung einer Kraft, die unsere Kultur wesentlich aufwärtsdrängen half und hilft: eine Ehrung des Verlages S. Fischer soll diese Nummer sein. F. P.

NOTIZ

Die Werke, aus denen Beiträge für diese Nummer ausgewählt sind, heißen: F. van Eden: Glückliche Menschheit; Calé: Nachgelassene Schriften; Peter Altenberg: Semmering; Hartleben: Briefe; Walther Rathenau: Zur Mechanik des Geistes; Steffen: Erneuerung des Bundes; Holitscher: Amerika; Michel: Insekten; Seyerlen: Die schmerzliche Scham. Sämtliche Bücher erschienen bei S. Fischer.

INHALT DER VORIGEN NUMMER: C. Mense: Tanz (Titelzeichnung) / Vom Patriotismus / Ha Hu Baley: Der Rasta-Querkopf / Hugo Kersten: Perversitäten des Ausdrucks / Tsagua: Der Staatsanwalt (Zeichnung) / Erich Unger: Von den obersten Zwecken / Paris von Gütersloh: Sentimentalität / Jakob van Hoddis: Indianisch Lied / Hugo Ball: Cimio / Käte März: Olflück / Lassalles Tagebuch / Aus deutschen Zeitschriften / Hans Leybold: Der Tod des Menschen / Ernst Blumberg: Anrufung / Robert Schnitzer: Gewalttat / Hellmuth Wetzlar: Das Buch „Nervöse Leute“ / R. de la Fresnaye: Die Spieler (Zeichnung) / Kleiner Briefkasten.

Die Aktion

H.R.

WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK, LITERATUR, KUNST
IV. JAHR HERAUSGEGEBEN VON FRANZ PFEMFERT NR. 29

INHALT: Adya van Rees: Fantômas (Titelzeichnung) / Nikodemus: Österreich / Hans Leybold: Lied der Auchrevolutionäre / Hans Kollwitz: Über Mirakel / N. O. Kent: Die Intuition des Strobl / Rudolf Kayser: Alfred Wolfensteins Versbuch / Donat Wensickendorf: Der Patriarch von Ferney / Wie wird euch? / Princip, ein Patriot / Englisches Heilsarmeedied / Aliwi: Etwa an einen Neuklassiker / Alfred Wolfenstein: Begierde / Hugo Kersten: Gefängnisfrühling / Kurd Adler: Traum vom Sommer / Wilhelm Klemm: Sehnsucht / Max Brod: Das Buch von E. E. Kisch / Gertrud Tarnowski: Kindliche Erotik? / Hans Sollinger: Eine symbolische Geschichte / Neuerscheinungen (Peter Scher usw.) / Lothar Homeyer: Zeichnung / G. Tappert: Aktzeichnung.



VERLAG, DIE AKTION, BERLIN-WILMERSDORF

HEFT 30 PFG.

**ITALIENISCHE REISE
VON**

A N D R É S U A R È S

Deutsch von Franz Blei

E r s t e r B a n d

Mit 40 A b b i l d u n g e n

Preis kartoniert M. 5,—

**V E R L A G D E R
WEISSEN BÜCHER / LEIPZIG**

Die Aktion

H 9

WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK, LITERATUR, KUNST

4. JAHRGANG HERAUSGEGEBEN VON FRANZ PFEMFERT 18. JULI 1914

ÖSTERREICH

Es ist eine stehende Redensart in allen Zeitungen, daß Österreich unter der Regierung Franz Josefs einen unerhörten Aufschwung genommen habe. Das ist eine so krasse Umkehrung der Wahrheit, daß sich wohl nur eben daraus die absurde Hartnäckigkeit erhält, mit der sie immer wiederholt wird, wie ein Witz. Vor 1848 war Österreich so etwas wie ein unförmiger Koloß im europäischen Staatenleben, und er stand in allen politischen Kalküls an erster Stelle. Heute spielt Österreich nur mehr als Dreibundsmacht eine europäische Rolle. Die Regierung des jetzigen Kaisers, des viel heimgesuchten Franz Josef, den Pech oder Unfähigkeit auszeichnet, begleiten folgende Ereignisse: Verfassungsemanzipation der Ungarn; Verlust der deutschen Suprematie im Kriege 66; Verlust der italienischen Provinzen; italienische Irridenta; Auflehnung der Slaven gegen die Wiener Zentralregierung; Vormacht der klerikalen Partei; die kulturtragenden deutschen Stämme in völliger Unmacht; enormes Anwachsen der Staatsschuld, der ein sehr mäßiges Aufschließen der natürlichen Wirtschaftskräfte des Landes kaum entspricht, — das ist die Verlustseite. Auf der Gewinnseite steht nichts als der Erwerb einer Kolonie, Bosnien und Herzogowina, welcher Erwerb die Situation Österreichs nur verschlimmerte. Diese Monarchie, die einmal die deutsche Kaiserkrone beherbergte, ist heute ein Gemisch von Ungarn, Slaven und Balkanvölkern. Die Dynastie begriff das, was ihr von Bismarck nahegelegt und bewiesen wurde: daß sie sich auf die Deutsch-Österreicher nicht stützen könne. Daher der Zug nach dem Südosten. Hier sollte die neue Hausmacht gestärkt werden. Auf Kosten der Türkei. Österreich soll diese Länder da unten herrichten, ihnen Lesen, Schreiben, Waschen und sonstige Zivilisation beibringen. Ein Heer von Beamten wird mobil gemacht, das diese Dinge so gut kann, daß es sie unterrichtend weiterzugeben imstande ist. Die

Industrie und der Handel lauern im Hintergrund darauf, die Balkanbauern zu rasieren. Großer Export in Wiener Kellnern. Der „Schan“ erobert den Balkan. Doch nur er.

Aber diese Völker, die von Wien aus den Segen bekommen sollen, sehen das nicht ein, daß sie ihn aus Wien beziehen sollen. Wo er so teuer ist. Beamte können sie aus eigener Züchtung stellen. Und wenn die Tschechen gegen Wien aufbegehren und Erfolg haben, warum soll das den Serbokroaten und Slowaken und Bosniaken und wie das alles heißt, nicht auch gelingen? In Wien versucht man es mit dem alten Witz des gegeneinander Ausspiels. Protegiert die Kroaten, um die Rumänen zu drücken, drückt wieder irgendwie die Kroaten der Krowoten wegen usw. Es gibt politisch nur eine, aber eine ungeheure Leistung in Österreich, und das ist: die Armee. Aus einem Völkergemisch wie dem österreichischen eine nicht nur brauchbare, sondern vortreffliche einheitliche Armee zu schaffen, ist eine große Tat. Eine moderne Armee daraus gemacht zu haben, ist ein Verdienst des bedeutendsten Mannes, den Österreich zurzeit hat: des Freiherrn von Konrad.

Aber diese Armee wird gegen Rußland, gegen Italien, gegen Serbien brauchbar sein und ihre Pflicht tun, — den Untergang der Monarchie selber wird sie aufzuhalten nicht imstande sein. Denn davor steht Österreich. Die auseinanderstrebenden Elemente hätte auch ein so starker Mann wie der ermordete Franz Ferdinand nicht zusammenhalten können. Er glaubte das Band in Rom zu finden, und Rom hätte ihn im Stich gelassen bei der ersten Gefahr. Er glaubte, es bei den Westslaven zu finden, und die Südslaven haben ihn umgebracht. Er suchte es nicht bei den Deutschen, und da hatte er Recht. Die Süddeutschen sind politisch nicht begabt und sicher unbegabter als die Tschechen oder gar die mit allen Hunden gehetzten Ungarn. Und die Deut-

Glossen

WIDMUNG FÜR CHOPIN

Drei Meere tanzen hochgeschürzt ans Land.
Des Droschkenkutschers Hut durchbohren
Mondesstrahlen.

Als Kehrriechwalze holpert der Verstand,
Wir glänzen durch die Nacht gleich singenden
Aalen.

Giraffenhals ragt schräg zum Nordlichthimmel.
Die Mondesratte knüpft ihm bleichen Kragen.
Am Tropenkoller würgt ein Polizistenlummel.
Bald werden wir ein neues Land erfragen.

Aus unsrem Ohr lustwandeln Eiterströme.
Das Auge rankt sich wüst um das Monokel.
An einem Drahtseil leckt ein schlichter Böhme.
Ein Schwein steht segnend auf dem Marmor-
sockel.

Zehntausendfarbenschnee. Cocytus. Kinotempel.
Ein Mann greift weibernd nach dem Hosensack.
Auf Eselsrücken brennen handgroß Feuerstempel
Und Hähne machen Kopfsprung in den Chapeau
claque.

Ha Hu Baley

EIN WORT GEGEN WEDEKIND

Zum fünfzigsten Geburtstag Wedekinds ist auch die Medaille zu seinen Ehren Ereignis geworden. An eben diesem Tage wird man sie in Zukunft dem nächst geringen Dichter ums gebogene Genick oder an die klopfende Brust hängen. Es sei aber im Ernst und mit allem Bedacht das Fazit von Wedekinds Leistung gezogen, die nun „gesammelt“ vorliegt. Was seine Bewunderer an ihm rühmen, geht auf den Inhalt. Sie sagen etwa: Wedekind habe die Menschen zu den Urelementen ihres Daseins zurückgeführt. Und andres dieser Art. Die Gegner sagen mit demselben Recht, es wäre von alledem keine Spur wahr. Der Bedachtsame aber möchte fragen, ob es denn so über die Maßen rühmend wert, so ungemein mutig, so völlig neu ist, den Menschen als das Tier aus Liebe und Hunger darzustellen. Neu ist es so wenig, wie die Auffassung des Menschen als ein mechanisches Geschehen, und ist gleich ihr die Weitung einzelner Tatsachen zu falschen Lehren, die Mode waren und nicht lange mehr sind. Mutig ist es auch nicht, wurde es erst, als die zur Lüsternheit gemachte Liebe das Verbot des Zensoren hervorrief und den lauten, überlauten Protest gutwilliger Unterzeichner zu Ehren des sich gebärdenden Dichters.

Bei Tatsachen, die um Wedekind sind, wird man leicht unwillig. Er rühmt eine Biographie über Kleist; Monate später rühmt man ihn als den neuen Kleist. Das ist die törichte Geste von Schauspielern, von Leuten, die sich zwingen oder anlernen, wer zu sein. Dichter sind nicht abgeschmackt, noch albern.

Dichtung ist nicht Bekenntnis einer Person, auch nicht der dem Schreibenden entgegengesetzten Person oder seiner Maske. Dichtung ist Funktion des menschheitlichen Geistes, Bild werden zu lassen, was Ursache des Seienden ist, was also nicht ist. — Von diesem Punkte gesehen, findet man keinen Grund des überschwenglichen Lobes.

Wedekind ist außerhalb der Theatralik einer der vielen Literaten, die Banalitäten häufen, wenn sie sich zu äußern wagen. Untiefe und Alltäglichkeit — davon sind seine Aufsätze zur Kritik voll. „Franziska“ ist kein Mysterium, oder „Frühlingserwachen“ ist auch eines. Selbst in diesem Äußern zeigt sich der Unverstand.

Wedekind hat gewiß Verdienste; jeder Mensch in jedem Beruf hat ihrer. Auch Wedekind sollen sie unbenommen sein. Sie sind bekannt genug. Aber der Dichter wahres Verdienst ist einzig, die Mitte des Lebens mit Worten zu bilden, man möchte sagen: Gott zu beschreiben. Es trete einer auf und sage: hier mit diesem Worte tat es Wedekind; so und so lehrte er es.

Also meine ich, als erster Anwärter auf die Wedekind-Medaille wäre zu nennen: der von Wedekind selbst über den Klee gerühmte, dichtende Reimschmied in monistischer Gläubigkeit und Nebenheld dieser Afterreligion, das Hirn, dem der literarische Schund von Eulenbergs „Schattenbildern“ entsprang.

Dies wäre ein klares Zeichen. *Georg Hecht*

ANMERKUNG ZUR MORAL

1. Die (zulängliche) Moral.

Etwa vor zehn Jahren galt noch der Satz: Moral ist, wenn man keine hat. — Wir sind weiter. Wir definieren nicht mehr: Gut ist, was der andere nicht tut.

Die Neue Moral (die zulängliche) ist zu komprimieren: „On défend les enfants de mettre les doigts dans le nez.“ Das ist alles; denn: Moral ist Sachlichkeit, Moral ist Bewußtheit; unmoralisch (böse) ist alles, was nicht bewußt, sachlich geschieht.

Die Neue Moral. Sie ist episodisch: von Fall zu Fall erneutes Klarlegen und Feststellen der

Motive. Wenn irgendwo ein subjektiver, verschwommener Rest bleibt: aus der Differenz „Art der Tat“ minus „Bewußtheit über die Beweggründe“ — dann steckt da die Unmoral. Aber nur da. Somit ist zulängliche Moral eine Reaktion gegen die Psychoanalyse; und eine Abwehr.

2. Die Grenzen.

Wir stehen nicht au delà de — wo es keine Beschränkungen gibt. Wir stehen au milieu de. Wir kennen keine Jenseits-Moral, keine spekulative Moral. Und die Überzeugtheit von dem Vorhandensein der Grenzen schafft die Grenzen. Es ist fast wie in der Mathematik. Wo das Infinitesimale anfängt: dort hört der praktische Horizont auf; und doch wieder nicht: denn es läßt sich sowohl mit unendlich kleinen, als auch mit unendlich großen Größen rechnen.

Das heißt: die Grenzen der (zulänglichen) Moral liegen dort, wo die Möglichkeit der Konstatierung des jeweiligen Motivs anfängt, aufzuhören.

Hans Leybold

Tagebuchblätter des jungen Lassalle Als Handelsschüler in Leipzig. Mai 1840 bis Mai 1841.*)

Mittwoch, 2. September

Heut hatte ich mit Courbassier (Lehrer Courvoisier) Streit, der sehr übel hätte ablaufen können. Ach, es gefällt mir nicht auf der Handelsschule, und ich bedauere von Herzen, daß ich hergekommen bin. Das viele Geld ist umsonst ausgegeben, denn wenn ich wirklich Kaufmann werden wollte, so könnte ich privatisierend in einem Jahre mehr lernen, als hier in zwei Jahren, und mit weit weniger Kosten. Nicht ich allein, alle Handelsschüler bedauern, daß sie hergekommen sind.

Sonntag, 6. September

Der heutige Tag sollte folgenreich für mich werden. Herr Director pflegt nämlich in seinen Scherzen sehr unangenehm zu werden. Er nennt mich dann stets „er“ und giebt mir sogenannte Jagdhiebe, worüber mich Philippsohn, der einmal dabei gegenwärtig war, schon aufzog. Auch heut that er es. Ich will mich aber selbst im Spaß nicht prügeln lassen und sagte ihm ganz ruhig, wenn auch mit einem etwas strengen Blick: „Herr Director, vergessen Sie sich nicht.“ Diese wenigen Worte nahm er ungemein übel und rief einmal über das anderemal aus: „Wart, den will

*) Vgl. AKTION 8, 10, 12, 16, 20, 23, 25 und 27.

ich drücken, der soll das bereuen, den will ich von nun an drücken, wie ich nur kann!“

Mein Gott! das ist der Mann also, der vorgiebt, mich mit Liebe zu behandeln. Drücken? Ich habe wohl gehört, daß ein Vater sein Kind straft, aber drücken? Geflissentlich suchen, mir das Leben zu verbittern, das ist eine feindliche Stimmung, und demgemäß muß ich mich von nun an betragen.

Montag, 7. September

Ich habe einen Brief von meinem geliebten Vater bekommen. Er schreibt mir, er habe sich geängstigt, so lange von mir keine Nachricht zu erhalten. O, dieser gute, liebevolle Vater! wie er mich liebt! Aber ich fühle es, ich werde ebenfalls nie Jemand mehr lieben können, als ihn und meine Mutter. Wenn ich ihn doch glücklich machen könnte!

Dienstag, 8. September

Ich fange an, Hasselbach auf meine Seite zu ziehen. Dieser arme Junge wird von Becker und Moewes schrecklich behandelt, es wird ihm förmlich das Leben verbittert. Da gesellte sich bei mir Mitleid zur Klugheit, ich trat laut auf gegen solche Behandlung und nahm ihn in Schutz. Was natürlicher, als daß er sich freute, einen Beschützer zu finden und stolz darauf war, daß ich ihn, den Gedrückten, Verspotteten, meines Umgangs und, wie der Narr glaubt, meiner Freundschaft widme. Haha, Becker und Moewes lachen drüber, sie wissen nicht, welchen Zweck ich habe, wie ich diesen Hasselbach nutzen will.

Mittwoch, 9. September

Ich habe jetzt in einiger Zeit viel von Heine gelesen, als da: „Der Salon“, „Französische Zustände“, „Gedanken über Deutschland“. Dann Börnes „Franzosenfresser“. Ich liebe ihn, diesen Heine, er ist mein zweites Ich. Diese kühnen Ideen, diese Alles zerschmetternde Kraft der Sprache! Er weiß so leise zu lispeln wie Zephyr, wenn er die Rosen küßt; feurig und glühend weiß er die Liebe zu schildern; er beschwört sanfte Sehnsucht, zarte Wehmuth in uns herauf und ebenso den unbändigsten Zorn. Alle Gefühle und Regungen stehen ihm zu Gebot, seine Ironie ist so treffend, so tödtlich. Und dieser Mann ist abgefallen von der Sache der Freiheit! Und dieser Mann hat die Jakobinermütze von seinem Haupt gerissen und einen Tressenhut auf die edlen Locken gedrückt! Und doch, ich glaube immer, es ist sein Spott, wenn er sagt:

„Ich bin royalistisch, ich bin kein Demokrat.“ Es scheint mir Ironie zu sein und ist es vielleicht. In seinen „Französischen Zuständen“ sagt er, als er den Tod der sechzig Republikaner bespricht, die beim Begräbniß des Generals Lamarque umkamen: „Ich ging traurig über die Stätte, wo der Aufruhr stattgefunden. Der Boden war getränkt von dem edelsten Blut Frankreichs. Bei Gott! ich wollte lieber, ich und alle meine Mitgemäßigten lägen auf dem Platz, als diese sechzig edlen Republikaner.“

Sonntag, 13. September

Mittag war schrecklicher Lärm. Hander, der bisher nicht mit mir gesprochen hatte, fing an, sich wüthend mit mir zu zanken. Ich war auch entschlossen, nicht nachzugeben. Da aber meine Eltern Dienstag über acht Tage kommen, so wollte ich meinem Vater keinen Verdruß machen und gestand, daß ich mich übereilt hätte. Kaum hatte ich das Wort gesagt, so nahm Hander meine Hand, schüttelte sie und sagte, es wäre ganz beim Alten, er wäre wieder mein bester Freund. —

Eine lange Zeit wurde ich gehindert, mein Tagebuch regelmäßig fortzuführen, da meine Eltern nach Leipzig kamen. Viel hat sich in dieser kurzen Zeit geändert. Ich war so beglückt durch die Gegenwart meines Vaters, meiner Mutter, meiner Schwester. Ich wäre so gern wieder mit ihnen gezogen nach Breslau, aber das stolze Herz schämte sich, es zu gestehen, und es hätte mir auch nichts genützt. Mein Vater will, daß ich ausharre und ein Jahr in der ersten Klasse bleibe, um dann mit dem Zeugniß der Reife abgehen zu können. Sonst hätten ihm seine Opfer, die er mir gebracht, nichts genützt. Das viele Geld, das ich ihm koste, und das ihm so schwer ankommt, das wäre ja herausgeworfen. Nein, es wäre undankbar von mir, meinem Vater diese Hoffnung zu vernichten, es wäre undankbar von mir, darauf zu bestehen, daß mich mein Vater von der Schule nimmt. Nein, und wenn ich noch so viel zu dulden hätte, ich will diese anderthalb Jahr standhaft ertragen.

Aber leider stehe ich, wie ich immer deutlicher sehe, bei Schieben sehr schlecht. Schierholz, dieser verfluchte Pedant, dieser verdammte Klatscher, hat bei mir nicht Alles so gefunden, wie es nach seinem pedantischen Sinne gebührt. Übrigens kann er mich schon länger nicht leiden, und so hat er mich denn beim Alten verklatscht. Diesen ärgert mein freies Wesen, diesen ärgert es, daß ich mich nicht unterdrücken lassen will,

daß ich mich nicht sklavisch unterwerfe, und er giebt mir seinen Zorn bei jeder Gelegenheit zu erkennen. Philipppsohn ist auch gefallen, als Opfer des Schiebe'schen Despotismus. Er mußte abgehen, und jetzt noch verfolgt ihn Sch.'s Haß. Ach, großer Gott, hielte mich die Rücksicht auf meinen Vater nicht, wie wollte ich hereinfahren in die ganze Wirthschaft, in die Lehrersippschaft, in diese schmeichlerischen Klatschmäuler, in diese intriganten, mantelhängerischen Schurken! O, wie wollte ich Schieben die Wahrheit sagen! Wie er sie noch nie gehört! Die Ohren sollten ihm sausen davon. Wie wollte ich ihm die Wahrheit sagen vor der ganzen Klasse, der ganzen Schule, dem ganzen Lehrpersonal! Ich wollte ihm sagen, wie er geliebt wird von seiner ganzen Schule, wie da Keiner ist, der ihm nicht schon geflucht hätte, wie da Keiner ist, der sich nicht schon selbst verwünscht hätte, der Handelsschule wegen. Ich wollte erzählen, wie gerecht er ist, wie Alles blos nach seinem Kopfe geht, wie er nicht auf Kenntnisse und Betragen sieht, sondern danach, ob man ihm schmeichelt, wie Jeder verloren ist, der nicht den Mantel nach dem Winde hängt. Ich wollte es ihm laut in die Ohren donnern, wie unter hundertzwanzig Handelsschülern hundertzehn sind, deren innigster Wunsch es ist, daß die ganze Handelsschule zum Teufel fahre. Wie Keiner ist, der ihn nicht schon mit vollem Recht einen ungerechten Schurken geschimpft hätte. Ich wollte es ihm sagen, ganz laut, wie er sein ganzes Lehrpersonal zu Spürhunden gebraucht, zu Mantelhängern, zu Spionen, zu Klatschmäulern, wie ängstlich er spioniert, als gälte es Staatsverbrechen zu bewachen, eine Verschwörung zu entdecken, aber nicht sechzehnjährige Jünglinge vor Fehlritten zu bewahren. O, ich wollte auf diesen despotischen Schurken mehr Wahrheiten häufen, als er je gehört noch hören wird. Ich wollte ihm so lange die Wahrheit in die Ohren brüllen, bis ihm sein Trommelfell platzte! Ich wollte es ihm sagen, und alle Schüler sollten es mir bestätigen, wie man nichts lernt auf dieser Schule, als sich bücken, kriechen, Schuldienern den Hof machen. Ich wollte ihn durch ein Nadelöhr jagen mit der Wahrheit und nicht eher aufhören, bis sie ihn taub machte. Doch genug! Ich ändere es ja doch nicht mit meinem Unwillen, so gerecht er auch ist. Hier gilt es das „perfer et obdura“ der Stoiker zu befolgen. Ich sehe es deutlich, wie Schiebe mich haßt und darauf ausgeht, seine Wuth an mir auslassen zu können, wie ungerecht er gegen

mich ist. Aber nur Geduld! Vielleicht kommt auch für mich die Stunde der Rache.

Auch mein Verhältniß zu Hause (bei Hander) gefällt mir gar nicht. Es sind da beständige Klatschereien zwischen Hander und Schiebe und Schiebe und Hander. Und nun die ewig geheimnißvolle Miene, mit der mich Hander stets warnt! Ach, es ist zum Davonlaufen! Es vergehen keine drei Tage, so kommt Hander nach Hause und fängt geheimnißvoll mit leiser Stimme an: „Hören Sie's, Lassal . . . Ich will's Ihnen gesagt haben, es ist was gegen Sie im Werk . . . Nehmen Sie sich in Acht . . . Um Gotteswillen . . . Na, ich kann nichts sagen . . . Wenn Schiebe will, so müssen Sie fort . . .“ usw. Und so bewegt er sich in nichtssagenden Redensarten um sich selbst, macht mich wunder wie neugierig, spricht immer halbe Wörter, und am Ende ist nichts, gar nichts dahinter. Man möchte toll werden!

Mit Mannberguer bin ich ein wenig bekannt geworden. Früher konnte ich ihn nicht leiden, und jetzt zieht er mich ungemein an. Ich finde ihn sehr liebenswürdig und gäbe was drum, wenn ich ihm einen Theil des Interesses einflößen könnte, das ich für ihn empfinde. Er hat mir die Marseillaise gegeben, wofür ich ihm sehr verpflichtet bin; denn deutscher Muse ist es bis jetzt noch nicht gelungen, oder vielmehr, die deutsche Muse hat sich noch nicht daran gewagt, den Tyrannenhaß in so kraftvoller Sprache zu verabscheuen. Noch hat der Deutsche nicht gewagt, in feurigen Versen die Freiheit zu schildern; denn die Freiheit, die unsere deutschen Liberalen meinen, besteht darin, daß sie dem gnädigsten Landesfürsten Kratzfüße machen, seine Civilliste vergrößern zu können; höchstens wagen Sie einmal in allerhöchster Devotion mit furchtzitternder Stimme um ein wenig, ganz klein wenig Preßfreiheit zu bitten. Mit Recht sagt Börne, als einmal ein deutscher Gelehrter ein Buch über Preßfreiheit betitelte: „Die Preßfreiheit nach englischen und amerikanischen Grundsätzen bearbeitet“: „Wenn ich einmal über Preßfreiheit schriebe, ich würde anfangen: „Die Preßfreiheit, oder der Teufel holt euch Alle, Fürst, Volk und deutsches Land!“

DAS IRRENHAUS

Über Rauchwolken trampeln Kindergezeter.
Auf Stahlhügeln reiß ich die Augen auf.
Hinter den Gittern pappt Wahnsinn
Schweißblocken an Schläfen.

Aus meinen Ölaugen platzt Schnaps.
Sündfluten brechen über die Stadt.
Und als ich den Zigarettenrauch blase,
Kommt man und nimmt mich mit.
Furchtbare Elefanten zertrampeln die Stadt.
Tramways an Drähten. Kinoplakate packen mich.
Schneenähtherinnen spitzen die Nadel.
Meine Blicke trennen sich nicht
Von den violetten Strümpfen des Knaben.
Halt ein!
Wo wollt ihr hinaus?
Meine Hosen schloddern kläglich.
Wie einen Hund will man mich armen Häretiker
Verscharren ohne Sang und Klang.
Die Verbände platzen. Die Guillotine kräht.
Meine Schmach rinnt heraus.
Ja — bin ich denn ein Hund?
Die Saukerle verscharren mich in der Abfallkiste.
Oh, ich irrgläubiger Bänkelsänger.
Drunten im Tale steht mein Vaterhaus,
Wo der Löwe scheint und die Mühle rauscht.
Meine Burg ist abgebrannt. Den Krönungsmantel
Verschluckte der Zirkuselefant.
Ja — einmal war ich rein,
Als mich der Bischof zum Priester Gottes weihte,
Und meine schwarze Seele spuckte Blasphemie,
Und soff mit Satan Schmollis,
In Hexennächten.
Meine Ahnen verfaulten Sarg an Sarg.
Eine Hure dritter Güte hat mich geboren.
Mein Vater starb in Schnaps und Gosse.
Schneeweiße Ärztchen schnallen mich auf den
Tisch
Bei den rosigsten Kübeln im Kreis,
Und schneiden mir weinend die eiternden Pferde
aus dem Bauch.
Und meine Seele umkreist den Tisch
Und schreit in Todesängsten:
Ich habe mein Kind erwürgt!
Ich werde die Wand zertrümmern!
Ich stürz' mich in das Orchestermeer,
Wenn man mir keinen Strohhut kauft!
Warum darf mein Brüderlein die Orgel drehn
In Kanonengebrüll und Kugelgebraus.
Nur mich allein hat man aufs Requiemkreuz ge-
nagelt.
Nun muß ich immer in der Küche sein.
Kotzen muß ich beim Krötenfraß.
Jetzt hab' ich sogar die Gnade
Der häßlichen alten Hexe verscherzt.
Nur Hunde beschnupern meine Leichenhände.

Josef Tress

GEBET FÜR MEINE MUTTER

Um meine schamlosen Knabenaugen
 ist wächsern ein Gesicht herumgewachsen,
 zerknüllt, unfertig und mit zuckenden Muskeln,
 die ich nicht halten kann.
 Ich bin verloren in eine Ecke geschlagen
 und kann vor Grauen meinen Fuß nicht heben.
 Wände drücken meine Luft zusammen.
 Feuchte Angst kraucht nackten Leib empor.
 Gebete gurgeln erstickt aus meinem Hals hoch.
 Pulse schlagen in meinen Mund.
 Ich kann nicht schreien.
 Mutter, falte du die Hände über meinem Kopf.
 Ich bin so verloren in aller Welt
 und weiß nichts zu tun und zu sagen.
 Ich habe Furcht, ich falle im Weltenraum unter
 die Erde,

o meine Mutter, wärest du eine arme Hure gewesen
 und hättest mich abtreiben müssen im dritten
 Monat.

Hugo Kersten

IN DER NATUR

Über die Erde wehen Farbenböen,
 Ein Schwarm von Feldern, der sich niederläßt.
 Die Morgen gehen über: Ost bis West
 Sausen die Farben. Erde blüht sich schön.

Zwischen den Sommer drängt und drängt Ge-
 schick.

Ob Roggenfelder schmerzfrei galoppieren?
 Die Schwester Muskel kommt, berauscht von
 Tieren,

Voller Tierschritte, das Geschlecht im Blick.

Den Mund voll Sonne, Hände sind Blutfetzen.
 Man merkt es: man ist innen nasses Blut.
 Die Frauen trocknen nicht das Herz für jeden.

Bis in die Zehen krümmt sich eine Wut
 Zu reden: DU zu schaffen in den Sätzen.
 — Eine der Felderbestien anreden!

Paul Boldt

VERSE

Oft war mein Ofen nicht geheizt.
 Dann sprang die Kälte,
 Kleines, böses Tier,
 Kurz zuckend
 Über deinen milden Spiegel.
 Kommt der Sommer:
 Tief saugend wirst du,
 Weißer, stiller See,
 Das Dunkelgold der Sonnenbrandung trinken.

Käte März

SCHÖPFERISCHE DEHNUNG AUS DEM DUNKEL

Auf Punkt, auf kleinsten Punkt zusammen mich
 einknüllend, Kopf in die Brust gedrückt und die
 Beine rippenverstrickt, und mich rundend und auf
 innerlichsten Kern mich verhärtend harte Schale
 um harte Schale, ruhen punktdunkel dunkel
 dunkel — —

Trübe liegt kalte gläserne dunkelgrüne Wasserwand
 stechend rings auf meinem dunklen Auge rings
 — Ich dunkles Auge gänzlich — Ich gänzlich
 Mund — Ich gänzlich Brust — Ich gänzlich
 Bein —

Und die Formen aller Dinge, Tulpen, Stühle,
 Türen, Röhren, Bäume und die Schorne der
 Fabriken sind zwecklos langsam schwimmend
 in der steifen dunkelgrünen Wasserwand leblos
 gläserne Fische um mich her und sind Erinne-
 rung mir und Hoffnung mir.

Der ich mich in mir vernichtet habe, alle Glieder,
 allen Leib und Eingeweide in mich zerbrochen
 und geballt — versteinter Ball mit allen zer-
 mahlenen Fleischsalzen, Knochenkörnern und
 Blutmehlen meiner selbst überall gleich gegen-
 wärtig durchmischt — Mich weiten nach allen
 Seiten mit gleicher Kraft kugelhinaus strah-
 lenstützend mich weiten — und Tafeln meiner
 sonnensilbernen Schalenrinde sind der Wald und
 die grüne Wiese mit den weißen Blumenschirmen
 und das Häusergeacker der Städte und das
 Wellenmeer und alles Ich die Welt — —

Heinrich Schaefer

Kameraden . . .! und Kameradinnen!

Von Alfred Wolfenstein

I

Selten sind heute Bekenntnisse. Man sollte das
 Gesindel, das schreibt, was es gelesen oder sonst-
 wie gerochen hat, einmal öffentlich bei Namen
 nennen. Mit Recht treten einige, . . . die ebenso-
 wenig Notwendigkeit des Talents und des Ethos
 in sich vorfinden wie jene Betrüger der Kunst,
 . . . als Feinde der Kunst auf.

Zu ihnen stoßen leider auch sehr Wertvolle, . .
 die lieber zugeben sollten, daß ein Gestank nicht
 Schuld der Luft ist. Es sollte ihnen nicht mög-
 lich sein, auch nur einen Augenblick lang aus
 Widersprüchelei Banausen zu werden. (Schmol-
 len mal Schwindeln gibt nichts als Schwindeln
 zum Quadrat.)

In den Büchern von Franz Jung decken sich
 Talent und Inhaber des Talents. Seine Romane
 sind mit der Stimme geschrieben, . . dem Instru-

ment, das sich vom Kopiergedächtnis, vom Ehrgeiz, von der Reimlust und den anderen heut weitverbreiteten Flügeln des Gesanges genau unterscheidet. Daß es seine eigene Stimme ist, bedeutet: er hat erlebt. Daß er sie uns hörbar macht, bedeutet seine Begabung. Daß sie weit mehr als hörbar schallt, bedeutet . . . auch unser Verdienst; nämlich unseren lange dringenden Wunsch nach Echtheit, nach Bekennen.

II

Fabelhaft groß ist das Erlebnis: ich bin nicht der einzige Mensch auf der Erde; ich habe nicht nur meine Existenz, habe nicht nur Ziele, sondern auch Beziehungen, ich mag wollen oder nicht. Ja ich mag überhaupt nur wollen, weil ich nicht allein bin. Wenn ich Lust nach Alleinsein, Verlangen nach mir habe, komme ich dem Glück nicht näher, vielmehr dem Tode (und auch dies gehört zum Geist, Freund Gorgias); zum Glück oder Unglück aber komme ich nur draußen.

Die Natur kann mich nicht verwirren, Gott mich wahnsinnig machen, nicht weniger; die Menschen aber: verwirren; nicht mehr und nicht weniger. Durch sie beginnt das Leben. Zwar, so verwirrend es ist, mit Männern läßt es sich für Männer führen. Sie sind ähnlichere, parallel hinlaufende Fäden, verbunden durch querschneidende der Gedanken.

Dagegen Frauen . . . hier erscheinen alle Qualen der Unmöglichkeit.

Der Mann im Romane „Kameraden . . .!“ ist zerstäubt und aufgesogen von Umwelt. Massen umschwanken seine zuckende Gestalt. Die Dinge und die Lebenden ballen sich zu Gewalten, Mauern, Straßen, Heeren, Vereinen, Ansammlungen. Immerhin gibt es mit dem einzelnen Manne Freundschaft oder Feindschaft; was aber ist mit der Frau möglich?

Je weniger mit ihr möglich ist, um so gieriger strebt er von allem hinweg ihr zu. Sie mag rein oder vielleicht unrein, tief oder die Sphinx ohne Rätsel, gut oder vielleicht ein Tier sein: jedenfalls verwirrt sie ihn entsetzlich. Bald wie einen Schuljungen das erste Mädchen, bald wie den Überlegensten das unterlegenste Gift, wie einen Mörder die zu Mordende oder einen Suchenden die gleichmütigste Sache. Sein Schmerz schaukelt vor dem Stoß seines scharfen Bewußtseins über die quallige Unfaßbarkeit ihres Daseins hin, — das er nur töten kann; (nachdem er, um sich zu halten, den Freund bei ihr mitliegend gewünscht hatte).

Vielleicht aber wünscht dieser Mann weder sie noch sich, sondern die Unmöglichkeit . . .

Unterlegen zu sein, nicht erobern zu müssen, geprügelt zu werden, nicht-ewig zu sein, die Last des Gehirns nicht allein zu tragen: solche verzweifelte Gier krümmt sich nicht weniger als der Wunsch nach Reinheit und Vereinigung in den Hilferuf: Kameraden!

III

Dieser Roman*) ergreift so tief wie er ergriffen ist. (Also braucht es offenbar nichts zu schaden, o Schriftsteller, wenn man ein Mensch ist.) Die Form ist hier dichter, spezieller, auch gutwilliger als im „Trottelbuch“. Scheinbar zerbohrt, zerstückt sie; darüber formt sie auch dies. Es ist eine geduldige Formung der Ungeduld. Nur wenn so viel Widerstände dahinter liegen, wird etwas schön wie das Buch von Franz Jung. Nur wenn ein Dichter mehr als eine Dichtung aufgebaut worden ist, steht man vor einem Kunstwerk.

IV

An Margarete

Die Last des Gehirns allein zu tragen, ist sehr ehrenvoll. Aber voller wäre das Glück.

Die andere Hälfte der Welt soll sich beteiligen! Frauen! Uns genügt nicht, die Formel der Er-

*) Im Verlag von Richard Weißbach, Heidelberg 1913.



gänzung zu jubeln; Dehmel und das Weib jubeln „Wir Welt“; — uns seht in Bereitschaft, in Lust, ja in Notwendigkeit: euch und uns nicht mehr in Natur und Geist auseinanderzuteilen.

Daß wir im Geist uns gemeinsam unterscheiden, heftiger als je, doch nicht im Stoff: dazu erhebt und bewegt euch, die ihr noch Sachen, Tiere, Statuen seid. Und beginnt auch unter der Haut zu leuchten.

Den Willen hierfür müßt ihr wollen, — er kommt nicht von selbst. Ein Amerikaner, welcher nicht schwimmen konnte, aber wollte, sprang unlängst von einer Brücke, und schwamm. Aber sei dies was es ist: versucht ungelernt die neue Zeit zu bestehen. Denkt nicht daran, daß euer Gehirn noch nicht viel schwerer als das der großen Säugetiere sein soll. Es ist der Geist, der sich den Körper baut. Jede Bereicherung kommt, dem Parmenides zum Trotz, aus einem Nichts. Daß ihr uns so lange mit Stumpfsinn geplagt habt, hindert euch nicht, plötzlich und scheinbar grundlos mindestens so göttlich wie wir zu werden.

Schon fühlen wir uns von Anfängen wie von neuen Feen berührt. Nicht mehr alle unsere Worte und Ziele hallen durch euch als durch bloße Tunnel, höchstens mit Echo, hindurch.

Mädchen stellen sich ihrer Benutzung entgegen. Und bieten Spitzen statt Schalen, es gibt Funken statt Schlagsahne. Aus den Köpfen von manchen wachsen Haare, schauen Augen, die nicht zufällig so seltsam ergreifen. Es ist keine Schönheit auf dem Umweg über nichts als Körper; wir merken es daran, daß sie uns nicht in geilen Körper und kaltes Bewußtsein teilt. Diese Schönheit besteht aus dem Ganzen von Kopf bis Fuß, von Geist bis Lust.

Sie machen uns selbst ganz. Machen die Grenzen, die Fächer, alle Kommoden dann auch draußen nieder. Die Staaten, die leeren Gewalten, die faulen Vorschriften, alle Trockenheiten, Trennungen, Demütigungen müssen wir uns gemeinsam vom Halse schaffen, wie die Trockenheit: Ehefrau, die Trennung: Mädchen, die Demütigung: Weibchen.

Kameradinnen!

DAS ENDE DES TODES

Er nahm von Frau, Kindern, Geschwistern und vom Leben Abschied. — Ging durch Weinberge und sprach mit Gott und dem Tod.

Da sah er sich enttäuscht; er hatte sich den Tod anders vorgestellt. — So oft er den Sprung eines

Lebenden zum Tot-sein erlebt hatte, war in ihm giftiger Neid entstanden. Ein unbestimmtes Gefühl; vielleicht war es Neugierde; wahrscheinlich.

Er erinnerte sich an einen Besuch des Flugplatzes, als er zwei Menschen hatte bersten sehen; an eine Eisenbahnkatastrophe, bei der 27 Leiber zerquetscht und zermalmt worden waren; an Grubenunglücke, Revolutionen, Torpedos, Schiffsbrände und die Fremdenlegion dachte er.

Der Tod hatte ihn enttäuscht. Als er Gott sah, mußte er sich vor Lachen den Leib halten.

Er ging durch Weinberge; da schielte ihn die Sonne rot an und knickte zusammen. Das erinnerte ihn an einen Exzentrik, über den er (einst) sehr gelacht hatte. —

Da hatte sich die Sonne sehr albern und lächerlich gemacht. Leben hatte ihm nichts geboten.

Tod ihn enttäuscht.

Weiter.

Er verzichtete auf den Tod.

Schwang sich ins Entstehen.

Lag im Leibe einer Dirne und wunderte sich über die weiche Wärme.

Wuchs.

Ihm machte es Vergnügen, seiner Trägerin Schmerzen zu quälen. Er wollte bleiben, bis die Dirne ihn entfernen ließ.

Dachte, dann in ein Gefäß mit Spiritus gesteckt zu werden. Er setzte auf diesen Zustand des Vor-Leben-Tods große Hoffnungen.

Eines Tages schwoll er an; da gebar ihn die Dirne.

Glücklicherweise tot.

— — — — —

Er will ihr ein Denkmal setzen.

Fritz Taendler

MANSARDE

Grün wie der Auswurf ausgemergelter Huren schleicht das Mondlicht durch die Risse der schmierigen Vorhänge.

Ein Haufen Knochen klappert auf dem verdreckten Laken

und schreit unirdisch: „Nachbarin, helft, ich verrecke — mein — Ma—gen—ge—schwür — ist — — — aufge—bro—chen!“

und kotzt schwarzbraunen Blutschwamm, welcher stinkt wie Verwesung.

Die Nacht ist still wie der Tod,

nur der hungrige Kater schmatzt laut aus der blutigen Speie.

Hans Sollinger

DAS NEUE LEBEN

Einmal müssen wir den Gang in die Qualen der Städte tun,
Müssen das schwärende Leid am Quell aufsprudeln sehn,
müssen die sorgsam gepflegten Hände in Widrigkeiten vergraben
und im Rauch der Schlünde die Liebe der Farben verlieren.

Wir tragen immer nur Früchte in Händen,
ausgereifte, geglättete, schöne Früchte,
und das wehende, wilde, verbitternde Werden ist uns nur Gleichnis dem lichtenden inneren Streit.

Was wissen wir von den Tiefen armseliger Seelen
und von den Schreien werkenden, wirkenden Lebens . . .

Einmal dann finden wir nicht mehr das Band,
das wir achtlos verloren in seiner häßlichen Rauheit.

Und von dem fauchenden Wellrad der Welt
trennt uns glasguldene selbstisch strotzende Mauer.

Die dürftigen Brücken haben wir spielend zerstört
und der Blick sieht wirklich nur Gärten im Land
und blühende Berge und ausgeruhte Gestalten.
In welchen Formen tasten wir dann nach dem letzten Weh des eignen Erlebens,
(Zerschlagene Knöchel warnten uns längst vor eisernen Toren) . . .

Aber der Gang muß einmal, einmal geschehen.
Tiefstürzend mit aufgerissenem Blick, damit wir
im Rasen besser zersinken, als im Ermatten verwundeter Sinne.

Der letzten, unendlichsten Schächte kümmerlich Sein,

der Kläglichkeiten arme Monotonie und das wartende Glück

der Geborstenen ist erst rauschend Geschehen.
Vielleicht, daß dann auch das letztliche Leid erscheint,

daß auch wir nicht mehr an uns nur zerbluten
und in der gewachsenen Härte aufblühen zu der uns bestimmten Verschwendung.

Und errafft uns dann ein Rad und jagt uns,
damit wir uns selbst vergessen
und ungekannt mit den häßlichen Gliedern der fremden Menschen uns mengen,
ist dies ein würdiges Ende und aller Gedanken krönende, wissende Bindung.

Kurd Adler

NACHTSTÜCK

Nachtschlafene Gassen verschlingt der Nebel.
Lichter glimmen aus Spelunken, und heiseres Lachen hallt. Ein Mann liegt in der Gosse, nach Bier und Fusel stinkend. Er streckt sich, versucht aufzustehen, taumelt an die Türe. Erneuter Lärm von drinnen. Der Wirt steigt die Treppe empor. „Marsch! Auf den Trapp mit dir! Ohne Geld wird nichts gegeben!“ Der Mann draußen knurrt etwas. An der Mauer bewegt er sich in die Gasse hinein, bleibt stehen, blickt zurück, und bespuckt ein Auslagefenster. „Schweinehund!“ — — Dann geht er wieder. Sein Rücken ist naß, es stand Wasser in der Gosse. Er knöpft den Rock herunter, besieht ihn von innen, und zieht ihn wieder über. Ein Haustor wird aufgesperrt. Der Kopf eines Weibes erscheint im Türspalt. Unter seinem Wetterkragen verlöscht eine Taschenlampe. Dann drückt sich ein Mann mit einem Strohhut aus dem Hause. Er hat es eilig, sieht nicht um. Das Weib zieht sich wiederum in das Haus zurück, die Tür fällt zu, und man hört nur noch die Schritte des Mannes mit dem Strohhut. „Kommt von einem Weibe!“ denkt der Vagabund, und laut: „So 'n Schweinehund!“ — — Der Fremde blickt um und greift in die Tasche. Der andere läßt sich nicht abschrecken, immer zehn Schritte hinterdrein folgt er. Plötzlich tritt der Vordere in ein Haus, sucht, entflammt ein Streichholz und raucht. — „Eine Zigarette!“ — Der Vagabund bläht die Nüstern. „Hm.“ — Er geht immer in der Rauchlinie. An einem Automatenrestaurant bleibt er stehen und wühlt in den Hosentaschen. Leer! Er knurrt etwas. Als bald holt er den Fremden wieder ein. An der Ecke ist ein Zigarrenladen. Zigaretten Dosen leuchten verlockend. „Kein Geld! Verfl. . .!“ Er reißt den Hut vom Kopf und schlägt ihn gegen das Glas. Aber es gibt nur einen feinen Laut. Der Mann mit dem Strohhut bleibt stehen, die Hand in der Tasche, und blickt zurück. „Paßt Ihnen etwas nicht?“ fragt der Vagabund. „Was machen Sie da?“ — „Hahaha!“ — „Warum folgen Sie mir in einemfort?“ — „Geben Sie mir eine Zigarette!“ — „Ich Ihnen! Ha, so ein Landstreicher! So ein Taugenichts!“ — „Was sagen Sie?“ — „Ein Landstreicher sind Sie!“ — „Wa—aa—as?“ — Der Vagabund holt zum Schlag aus. Der Herr im Strohhut zieht den Revolver. „Schießen wollen Sie, hä?“ Ein Faustschlag

dröhnt, der Strohhut fliegt weit auf die Straße hinaus, der Revolver klatscht zur Erde.

„Schutzmann! — — Schutzmann!“

Der Vagabund ergreift den Herrn beim Hinterkopfe und hält ihm mit der anderen Hand den Mund zu. Es rührt sich nichts, nur die Lungen keuchen. Der Herr versucht, das Gesicht frei zu kriegen, aber es nützt nichts. Sie stürzen zu Boden. Die Finger des Vagabunden umklammern die Kehle des andern. Sein Gesicht wird blau. Ein pfeifender Laut entweicht dem hängenden Mund . . . Eine Zeit liegen sie so. Der Herr im Strohhut hat den Kampf aufgegeben. Er stiert steif in die Finsternis. Das Zigarettenetui ist in den Rinnstein gekollert. Gierig stürzt der Vagabund darüber her und öffnet es. — „Noch ganz voll!“ — — Er begrinst den am Boden Liegenden. Dann entzündet er mit Wohlbehagen eine Zigarette. Ein paar tiefe Züge. „Aahh!“ — Der Rauch entringt sich seiner keuchenden Kehle. Dann schickt er sich zum Gehen, — — und mit einem Blick auf den Regungslosen: „So 'n Schweinehund! — So 'n Schw — — —!“

Albert Michel

LINROSA

Linrosa, Linrosa, daß du kommst! Über und über warf sich ihr Freund mit Gebärden um seinen Körper. Sie erwartete seine Beruhigung, er mußte ihr Gleichsein empfinden, das sich ausdrückte: sonnig gleich waren die beiden Wege an ihren Brüsten entlang, wie kleine Felle, mit allen Haaren in einer Richtung. Sie nahm seine Hände und führte sie zu ihren Wiesen, er ging daran vorbei, halshoch, tastend, als zupfte er am Grase, als wische er über Schaum hin, ohne daß er zerfallen sollte, und dann dachte er wirklich an sein Geschenk, an die Lockerheit der Erde; da grub er sich hinein, richtig senkte er die Hand in ihre Glätten und fand. Sie konnten gehen, weil sie sich eingeschlagen hatten, ölene Tücher auf sich, ölene Tücher auf eine Schnelligkeit in ihnen.

Willst du mit zum Meere? fragte Linrosa.

Es wird dich tragen, große Bogen für dich werfen, nach dir fassen, in alle Teile greifen. Das Meer kann dich lieber haben als ich.

Sie wollte wieder etwas bringen: suche an mir. Es mußte eine Glückseligkeit vorhanden sein, schon ausgetreten, Duft, hing scheinig über dein Gesicht, hinein hinter dem Halse. Heido brüllte über ihr, in ihren Hauch hinüber und formte die Arme rund für ihren Gedanken. Er war auf dem

Berge, und während sie im Sande, bei den schließenden Wellen entlang trödelten, spürte er jeden Schritt, der nachgiebig in den weichen Grund fiel, als Bewegung zu Linrosa, ihr entgegen zum Tale hin, in ihre umblühten Augen, in ihre Wunderblicke, die alles auferinnerten.

Sie waren dicht beisammen, als es ihnen rings schön dünkte und geschützt gegen das Aufwirbeln des Windes, hielten sie zum Ruhen, sprachen und reihten in den Fingern auf.

Daß ich dich lieb habe, daß ich dich immer zu mir wünsche, ich kann mich kaum tragen mit dem Bereitsein für dich, mit meinen Oberflächen, die für dich offen stehen. —

Heido lag verträumt, ließ sich enthaupten von ihr, antwortete ernst aus seinen Knochen-Schälchen: Übergieße mich mit deinen Teichen, schüttle meine Knie mit deinen Hängen zu. Linrosa, mein Herz schlägt in deinen Nähen, heb es, spiel deine Strahlen herum, leg dein Ganzes zu ihm. Heido sah nicht; wie ein Blinder prüfte er umher, um Gedanken und Wesen zu schmecken, die Bächlein seiner Lösung hinauf. Dann riß er sich auf, als wäre Linrosa nicht mit ihm gewesen. Sie hatte ihren Mantel abgenommen, bis zu den Hüften war sie ganz ausgetan aus ihrer Kleidung.

Linrosa, du meine Linra! Seine Stimme drang von innen gezogen aus rohem Fleisch durch seine Zähne hindurch, dann wieder eingerollt zurück.

Wie angezittert waren ihre Brüste auf ein Ziel. Sein Kopf bestand aus Haaren, die sich reckten und kräuselten für die Freundin; sie hoben und drehten sich in Linien, seine Stirn kam dazu aus weißem Lande und sang:

Linra, du, deine Blumenläden hast du aufgetan, sommerhelle Blüten torkeln hervor, fühlen sich an anderen vorbei, hängen sich dazwischen, die dunklen weinen an den Sammetblättern herab; ihre Buntheit! Sonne küßt sie an allen Spitzen. Deine Farbigkeit! Überall, Linrosa, hast du dein Gesicht und das Versunkensein in all dir. Die Schatten von deinen Augen bergen sich tiefer zur Brust, dein Glanz, und noch darüber das Schimmern.

Linrosa wanderte in das größer gewordene Reich: das Meer war zusammengezogen, hatte die langen Füße direkt an den Leib gezogen und hockte in riesigen Knien vor Linrosas Bildern. Manchmal kippte ein Wellchen ab, rannte dem strengen Willen davon, und die weiße Brause versteckte das spitze Auge eines Greises. Linrosa ging

weiter, die kleinen Fische klappten an ihren Beinen herum und wiegten sich mit. Da waren größere, die das Meer verlassen hatte. Wie sie aufsprangen, als Linra ihnen Däfte brachte aus Tangen und Muscheln. Sie mußte das Meer sein, ihr Geräusch, ihre Biegung, das Salzige. Ja, Salziges, weiter oben, man konnte es riechen, doch, beinahe, wo ihre andere Seite der Küste war. Und sie schnappten und wanden sich und stießen überdeckte Laute. Wie sie Durst hatten, mit den Mäulern klappten! Linrosa setzte sich unter sie, nahm die größeren Tiere zu sich herauf, legte sie zu ihrem Körper und streichelte sie mit ihrem Blut daraus. Die Aale schlüpfen unter ihren gehöhlten Armen zum Hals, schlangen sich dicht herum, Hechte brachten ihren Schwanz zwischen Linras Rippen, den Kopf streckten sie weit aus, damit sie ihre Qual nicht in das süße Meere stießen.

Linra pflegte ihren Körper mit Bitten, reicher zu sein, und glühender, und da sie harrete, tropften aus ihren Brüstein Sterne heraus: hatten sie ihre Form, so fielen sie ab aus ihrem Himmel in die See und ernährten die Wartenden. Wieder und wieder hingen die blutig roten Sterne bereit, und die Fische nahmen, wurden lebendiger, schmiegt sich wieder enger; aber dann wurde es freier um sie; einige krochen herunter auf den Sand und verdrehten die Augen: ob es ein stärkerer, ein stechenderer Hauch war?

Dem Riesen brannte es an den Sohlen, er scharrete, rutschte ein bißchen vor, beim Entspannen der Beugesehnen glitten die Füße noch weiter, jetzt, an etwas Weiches heran, das man umfühlen konnte, tasten und einsinken und wieder auf Härterem ausgleiten. Aber die Füße reichten nicht aus; auf einmal die Unterschiede wollte er, das süße Brennen ausfüllen. Er bog die Füße noch einmal an und warf seinen drängenden Leib über Linrosa.

Henriette Hardenberg

LITERARISCHE NEUERSCHEINUNGEN

MYNONA. Rosa, die schöne Schutzmannsfrau. Grotesken. (Verlag der Weißen Bücher, Leipzig und Berlin.)

Es ist ein neues Lachen erfunden worden, das heißt: es ist über der drohenden Beziehungslosigkeit des Existierenden oder dem Tode eine neue Spannung versucht worden, die trägt — ein Vor-

gang, von dem der Ton dieses Lachens uns die Mitteilung macht. — —

Aber: „Das Lachen ist doch letzten Endes die vollkommenste, redlichste Gleichgültigkeit gegen jede Perspektive?“ — Eben: — —

Wenn wir das Lachen als die jauchzend (Achtung: *petitio principii*) — als die jauchzend abziehenden Wogen der eigentlich für den Ernstfall bereit gehaltenen, aber plötzlich „über“-flüssig gewordenen Streitkräfte ansehen, so ist die Brücke zwischen dem kindlichsten, reinsten, „unschuldigsten“ Lachen und dem giftigsten Hohn gegeben. — Jedes Lachen ist im Grunde polemisch. Aber, da der Hohn eigentlich kein Lachen mehr und noch keins ist, ist er die Ankündigung: Einst werde ich über dich lachen, und in dem wirklichen zukünftigen Gelächter liegt die Kraft des überwundenen Hohnes und mehr, aber noch nicht die des späteren. Und so fort — endlos wie die Reihe der übereinander triumphierenden Unterschiede.

Hier aber ist das endgültige Lachen versucht worden, das unfaßbarste, gegen das nichts ankam, denn um etwas zu „fassen“, dazu gehört nicht so sehr, daß das Etwas da ist, als daß vielmehr alles andere nicht da ist. Hier aber ist alles verschanzt und bewacht bis ins kleinste und Fülle überall.

Der Tonfall dieses Gelächters ist so neu und so wesentlich in dem Verlauf der Überwindungen, wie der Schritt vom Lachen der Einfalt zum Lachen des Zwiespalts: der Ironie: nämlich zum Lachen der Vielfalt, dem unterirdischsten, listigsten, heimlichsten, wenn auch nicht notwendig leisesten Gelächter.

Wer lachte je so? Wer spielte mit soviel Gegnern auf einmal? Shakespeare, Mephistopheles, Nietzsche, E. T. A. Hoffmann lachten nur, wenn es nötig war (Indessen Nietzsche: „Unter drei Augen gesprochen“, sagte der alte Papst, denn er war auf einem Auge blind, „in Dingen Gottes bin ich aufgeklärter als Zarathustra selber“) d. h. sie standen immer noch irgendwie nach einer Richtung, nicht nach allen. Das aber erst ist vollkommenes Spiel.

Wem es aber gelang, in die Anarchie der Unterschiede bändigend einzugreifen, der hatte auch das Lachen, das alle anderen in sich barg, das Lachen, das an dem Ausgangspunkte der Differenzen selber saß, gegen das keins aufstehen konnte, ohne sofort winziger zu erscheinen, dessen absolute Überlegenheit damit gegeben war, daß es auf jede Position (die es doch spüren ließ) verzichtete, und wie ein Wagenlenker rechts und links die Zügel anziehend, nein, alle Richtungen ständig im Spiel miteinander kompensierend zu einem „undurchdringlichen“ Lachen wurde, sphinxartigen Gesichts. *Erich Unger*

INHALT DER VORIGEN NUMMER: Egon Schiele: Hans Fleisch von Brunningen (Titelzeichnung) / Hedwig Dohm: Die feindlichen Schwestern / Hugo Kersten: Wir Namenlosen / Karl Brand: Österreichische Justiz / Heinrich Nowak: Hans Fleisch von Brunningen / Hans Fleisch von Brunningen: Der Satan. Eine Novelle / Hans Fleisch von Brunningen: An den Tod. Ein Flugblatt / Hans Fleisch von Brunningen: Gedichte.

Gesamtausgaben moderner Dichter:

BJÖRNSTJERNE BJÖRNSSON
Gesammelte Werke. Volksausgabe in fünf Bänden.
In Leinen 15,— M.

RICHARD DEHMEL
Gesammelte Werke in zehn Bänden. Geheftet 30,— M.,
in Halbpergament gebunden 40,— M., in Ganzperga-
ment 50,— M.

RICHARD DEHMEL
Gesammelte Werke in drei Bänden. In Leinen 12,50 M.
in Halbleder 16,— M.

GUSTAF AF GEIJERSTAM
Gesammelte Romane in fünf Bänden. Geheftet 12,— M.
in Leinen 15,— M.

OTTO ERICH HARTLEBEN
Ausgewählte Werke in drei Bänden. Geheftet 8,— M.,
in Pappbänden 10,— M., in Ganzpergament 15,— M.

GERHART HAUPTMANN
Gesammelte Werke in sechs Bänden. Geheftet 24,— M.,
in Halbpergament gebunden 30 M., in Ganzpergament
36 M.

GERHART HAUPTMANN
Gesammelte Werke. Gesamtausgabe in sechs Bänden.
In Leinen 24,— M., in Halbleder 30 M.

HUGO VON HOFMANNSTHAL
Die prosaischen Schriften gesammelt in drei Bänden.
Jeder Band geheftet 3,— M., Pappband 4 M., in Ganz-
pergament 6,— M.

HENRIK IBSEN
Sämtliche Werke in deutscher Sprache. Zehn Bände.
Geheftet 35,— M., in Leinen 45,— M.

HENRIK IBSEN
Nachgelassene Schriften in vier Bänden. Geheftet 24,— M.,
in Leinen 28,— M.

HENRIK IBSEN
Sämtliche Werke. Volksausgabe in fünf Bänden.
In Leinen gebunden 15,— M.

PETER NANSSEN
Ausgewählte Werke in drei Bänden. In Leinen 12,— M.

ARTHUR SCHNITZLER
Gesammelte Werke. I. Die erzählenden Schriften in drei
Bänden. In Leinen 10,— M., in Halbleder 13,— M., in
Ganzleder 17,— M.

II. Die Theaterstücke in vier Bänden. In Leinen 12,— M.,
in Halbleder 16,— M., in Ganzleder 21,— M.

BERNARD SHAW
Dramatische Werke. Auswahl in fünf Bänden. In
Leinen 20,— M.

Fischers Bibliothek zeitgenössischer Romane

Jeder Band gebunden 1 Mark.

Gabriele d'Annunzio, Feuer (2 Bände).
Gabriele d'Annunzio, Lust (2 Bände).
Hermann Bahr, Theater.
Hermann Bang, Am Wege.
Hermann Bang, Hoffnungslose Geschlechter.
Hermann Bang, Die vier Teufel.
Hermann Bang, Zusammenbruch.
Martin Beradt, Go.
Alice Berend, Die Reise des Herrn Sebastian Wenzel.
Alice Berend, Frau Hempels Tochter.
Björnsterne Björnson, Mary.
Johann Bojer, Unser Reich.
Laurids Bruun, Van Zantens glückliche Zeit.
Laurids Bruun, Van Zantens Insel der Verheißung.
Anny Demling, Oriol Heinrichs Frau.
Theodor Fontane, L'Adultera.
Theodor Fontane, Cecile.
Theodor Fontane, Frau Jenny Treibel.
Theodor Fontane, Irrungen Wirrungen.
Gustaf af Geijerstam, Die Brüder Mörk.
Gustaf af Geijerstam, Pastor Hallin.
Gustaf af Geijerstam, Thora.
Gustaf af Geijerstam, Frauenmacht.
Knut Hamsun, Redakteur Lynge.
Otto Erich Hartleben, Die Serenyl.
Wilhelm Hegeler, Das Ärgernis.
Hermann Hesse, Unterm Rad.
Georg Hirschfeld, Das Mädchen von Lille.
Einar Hjörleifsson, Die Übermacht.
Sophie Hoechstetter, Passion.
Felix Hollaender, Das letzte Glück.
Felix Hollaender, Frau Ellin Rôte.
Felix Hollaender, Sturmwind im Westen.
Friedrich Huch, Geschwister.
Friedrich Huch, Mao.
Norbert Jacques, Der Hafen.
Johannes V. Jensen, Dolores.
Hans von Kahlenberg, Eva Schring.
Bernhard Kellermann, Yester und Li.
E. von Keyserling, Beate und Mareile.
Charlotte Knoeckel, Maria Baumann.
Hans Land, Stürme.
Jonas Lie, Auf Irrwegen.
Jonas Lie, Eine Ehe.
Thomas Mann, Der kleine Herr Friedemann.
Karin Michaelis, Treu wie Gold.
Peter Nansen, Julies Tagebuch.
Gabriele Reuter, Ellen von der Weiden.
Gabriele Reuter, Frauenseelen.
Gabriele Reuter, Liselotte von Reckling.
Felix Salten, Olga Frohgemuth.
Jakob Schaffner, Die Erhöferin.
Jakob Schaffner, Die Irrfahrten des Jonathan Bregger.
Arthur Schnitzler, Frau Berta Garlan.
Arthur Schnitzler, Die griechische Tänzerin.
Hermann Stehr, Leonore Griebel.
Emil Strauß, Der Engelwirt.
Emil Strauß, Kreuzungen.
Leo Tolstoi, Chadschi Murat.
Ruth Waldstetter, Die Wahl.
Jakob Wassermann, Der niegeküßte Mund.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt von
S. FISCHER, VERLAG, BERLIN

Die Aktion

HR

WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK, LITERATUR, KUNST
IV. JAHR HERAUSGEGEBEN VON FRANZ PFEMFERT NR. $\frac{32}{33}$

INHALT: Moriz Melzer: Waldszene (Titelzeichnung) / Franz Pfemfert: Erklärung / Heinrich Mann: Novelle / Franz Blei: Briefe / C. Mense: Pferde (Zeichnung) / Hans Flesch von Brunningen: Die Gegenspieler (Novelle)



VERLAG / DIE AKTION / BERLIN-WILMERSDORF

HEFT 30 PFG.

Im Verlage der WEISSEN BÜCHER, LEIPZIG, erschienen:

GESAMMELTE AUFSÄTZE

von

Max Scheler

Inhalt:

Erster Teil:

**ZUR ETHIK,
ZUR REHABILITIERUNG DER TUGEND,
DAS RESSENTIMENT IM AUFBAU DER
MORALEN,
ZUR IDEE DES MENSCHEN.**

Zweiter Teil:

**ZUR PHILOSOPHIE,
DIE IDOLE DER SELBSTERKENNTNIS,
VERSUCHE EINER PHILOSOPHIE DES
LEBENS,
ÜBER DAS TRAGISCHE.**

Dritter Teil:

**ZUR SOZIOLOGIE,
DIE RENTENHYSTERIE UND DER KAMPF
GEGEN DAS ÜBEL,
HORIZONTE DER FRAUENBEWEGUNG,
DER KAPITALISMUS.**

**Der kartonierte Band kostet ca. M. 8,—.
Bestellungen nimmt jede bessere Buchhandlung entgegen**

Die Aktion

M. R.

WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK, LITERATUR, KUNST

4. JAHRGANG HERAUSGEGEBEN VON FRANZ PFEMFERT 15. AUGUST 1914

FREUNDE DER AKTION, LESER,
MITARBEITER!

DIE AKTION wird in den nächsten Wochen nur
Literatur und Kunst enthalten.

Soweit es von meiner Kraft abhängt, von meinem
Wollen, wird unsere Zeitschrift ohne Unter-
brechung weitererscheinen.

Berlin, den 5. August 1914.

Franz Pfemfert.

Briefe

Von Franz Blei

I

Sie erweisen mir die Ehre, mich zu Beginn Ihrer
schriftstellerischen Laufbahn um Rat zu fragen,
wie Sie solche am besten und aussichtsvollsten
ins Werk setzen könnten. Und fügen gleich hinzu,
daß Sie nicht auf das Erträgnis Ihrer literarischen
Arbeit angewiesen seien und sich in ausgezeichneten
Vermögensumständen befänden. Das habe
ich vorausgesetzt. Denn ich halte Sie für einen
vernünftigen Menschen, der weiß, was er will.
Mittellos wären Sie nie auf den Gedanken ge-
kommen, Schriftsteller zu werden, und mich um
Rat zu fragen, den ich Ihnen unter diesen Um-
ständen um so weniger vorenthalten will, als
ich mich für einen reichen und aufgeweckten
jungen Mann heute keine bessere Verwendung
seiner freien Zeit denken kann, als in der Lite-
ratur. Ich weiß alles: Sie haben ein kleines Amt
im Ministerium mit sicheren Aussichten auf rasche
Beförderung, verkehren in guten Häusern, lassen
beim besten Schneider arbeiten, beziehen Ihre
Wäsche aus Paris, essen abends im Klub, machen
die Unsitte des Kaffeehausbesuches nie mit, lesen
alle neuen Bücher in den Luxusausgaben — ich
sehe also nicht ein, warum Sie nicht auch schrei-
ben sollen. Zudem, da Ihnen die Berühmtheit
sicher ist; Talentlosigkeit vorausgesetzt. Denn

Talent, und nur ein ganz kleines, würde Ihnen
Schwierigkeiten machen. Mit Talent kann es
Ihnen passieren, daß Ihnen die reifen Früchte
Ihres Ruhmes aufs Grab fallen, und Sie wollen
doch vernünftigerweise diese Früchte noch bei
jungen Jahren selber pflücken. Talent führt zur
Vereinsamung, und Sie sind eine gesellige Natur.
Halten Sie sich also nicht mit Talent auf. So
lange andere eines haben, brauchen Sie selbst
keines. Was Sie brauchen, sind Talente, und
daß Sie die haben, davon bin ich überzeugt,
und mein Rat besteht nur darin, Sie zu erinnern
und Ihnen den rechten Gebrauch zu weisen.
Vor allem: nennen Sie sich nie Schriftsteller oder
gar Literat; einmal, weil das später Ihre Gegner
— man lebt, also hat man Feinde (welche Geg-
ner übrigens alle reiche junge Leute wie Sie
sein werden) — ohne dies und mit verächtlichem
Akzent tun werden, und dann weil es heute nicht
schick ist, dem, was man als reicher junger Mann
treibt, jene Wichtigkeit eines Berufes zu geben,
daß daraus eine Bezeichnung sich ableitet. Schrift-
steller — das Wort ist so gemein wie Zeitungs-
schreiber, so ridikul wie Dichter, ist der Inbegriff
ganz schlechter Manieren, lächerlicher Schulden,
übelster weiblicher Beziehungen. Darüber gibt
es an Gemeinheit nur noch die Bezeichnung
Literat, eine strafrechtlich zugelassene Umschrei-
bung für Zuchthäusler. Merken Sie sich das
für Ihre spätere kritische Tätigkeit. — Sie haben
einen netten Vornamen, nicht zu banal, nicht zu
gespreizt, Sie haben einen passablen, nicht jü-
disch klingenden Familiennamen, sind Dr. jur.
und im Ministerium. Das genügt vollkommen.
Lassen Sie sich nach wie vor tadellos anziehen,
tragen Sie das Gesicht rasiert, erhalten und er-
weitern Sie die Beziehungen zu guten, möglichst
adeligen Häusern, und vermeiden Sie die Bekannt-
schaft von, verzeihen Sie, Kollegen wie die Pest.
Ich meine natürlich die unberühmten Kollegen
und alles, was man Literat nennt. Denn die Be-

rühmten kennen zu lernen, das muß Ihre heimliche Sorge sein bei Tag und Nacht. Da schreiben Sie mir, Sie hätten Ihr Jahr bei demselben Kavallerieregiment gedient wie Herr von Hofmannsthal. Schon daraus, daß Sie mir das schreiben, war mir klar, daß Sie es weit bringen müssen. Sie fühlen bereits, daß dieser Zufall ein Stück Ruhmkapital ist, ein erstes Eisen im Feuer. Nehmen wir beispielsweise an, Herr von Hofmannsthal muß einmal, weil er zufällig in der Stadt ist, und aus irgendeinem Grunde bei Demel den Tee nehmen. An diesem Tage und zu dieser halben Stunde müssen Sie auch bei Demel sein und Herrn von Hofmannsthal begrüßen, als Regimentskameraden natürlich nur und nur mit Hutziehen. Des abends sagen Sie dann so nebenbei einmal in der Gesellschaft — und Sie müssen an dem Abend in Gesellschaft —: „Ich habe heute mit Herrn von Hofmannsthal beim Demel . . .“ Lügen Sie nie! Halten Sie sich strenge an die Tatsachen. Geben Sie Ihnen nur das Licht, das Sie wünschen. Auf solche Weise werden Sie die in Ihrer Stadt lebenden berühmten Männer bald alle persönlich kennen und sie Sie. Aber sonst: Haben Sie einen guten Freund, der auch Schriftsteller werden will, so treffen Sie sich mit ihm nur ganz im geheimen, oder geben Sie, sicher ist sicher, diese kompromittierende Freundschaft sofort auf, rücksichtslos. Man darf Sie nicht in einem Rudel sehen. Und gymnasiale Rückfälle in Gemeinschaften der Ideale sind für einen Reserveleutnant lächerlich, für einen angehenden Schriftsteller schädlich. Denn Sie müssen diese erste Etappe Ihrer schriftstellerischen Existenz mit äußerster Diskretion leben, nur wie ein ganz blasses, scheues Gerücht darf es eine Dame einer andern sagen, daß man glaube, Sie dichteten. Niemand wird bei Ihren tadellosen Manieren und Ihrem ganz korrekten Anzug so taktlos sein, Sie direkt daraufhin zu fragen. Aber daß etwas los ist, müssen Sie schon merken lassen, etwa mit plötzlicher schwer gemeisterter Zerstreuung in Gesellschaft oder damit, daß Sie sich allein an entlegenen Orten sehen lassen, wovon man durch dritte erfahren muß und wohin Sie sich selbst unter den größten Qualen der Langeweile begeben. Nuancen, Verehrtester! Sie müssen einfach Ihrem Leben, das Sie führen wie jeder andere Ihres Kreises auch, die Nuance geben, kaum bemerkbar, aber doch anders bestimmend. Der Aufenthalt in einem Sanatorium ist ein zu grobes Mittel, und heute, wo das Müde nicht mehr die Mode Ihrer Kreise ist, veraltet und blöde. Sie

markieren besser englisch-sporthafte Gesundheit, auch wenn Sie einen chronischen Magenkatarrh haben sollten. In Gesellschaft weichen Sie allen Gesprächen über Kunst ostentativ aus. Müssen Sie sich aber äußern, so sprechen Sie bei der Skulptur begeistert nur von den Ägyptern, bei der Malerei begeistert nur von den Malern des Settecento (welchen Blödsinn man originell finden wird), bei der Musik begeistert nur von Orlando (merken Sie sich ein paar Opustitel), bei der Dichtkunst begeistert nur von den späten Lateinern, bei der Architektur sagen Sie meinetwegen Messel. Sie können aber auch eine oder mehrere Künste prinzipiell ablehnen. Die Begeisterung versteht sich bestimmt, aber gemessen, unter Vermeidung enthusiastischer Vokabeln. Die modernen Dichter billigen Sie mit Zurückhaltung, geben an allen aller Richtungen etwas Gutes zu, lassen aber durchblicken, daß sie Ihnen samt und sonders gar nicht in eigentlichen Betracht kommen. Politisch seien Sie indifferent. In Hinsicht auf die Wissenschaften empfehle ich Ihnen den Grundsatz: was man nicht weiß, ist sicher noch dümmer als das, was man weiß. Schließlich müssen Sie etwas drucken lassen. In zweihundert Exemplaren auf Ihre Kosten. Davon im nächsten Brief.

II

Was ich Ihnen, verehrter Herr, im andern Briefe schrieb, betraf einiges Ihres äußeren Lebens, Ihre Aufmachung sozusagen (um Ihre Existenz in einem Worte zu nennen), war die Lehre von der auffälligen Unauffälligkeit, von der anmaßenden Bescheidenheit, von der Zurückgezogenheit, die überall ihre Fühler hat, von der Harmlosigkeit, die immer auf dem Sprung ist. Ich gab Ihnen einige Vokabeln in Ihr Kaleidoskop, nun drehen Sie es bitte und lassen Sie Leute durchschauen, aber nicht sich durchschauen. Sie sind manchmal etwas absonderlich, aber immer comme il faut, nehmen öfter mit H. v. H. den Tee und grüßen im Theater etwa vage nach der Richtung hin, wo Herr Arthur Schnitzler sitzt, den Sie natürlich dazu gar nicht zu kennen brauchen und er Sie nicht, und sagen zu Ihrer Nachbarin in der Loge: „Der gute Schnitzler wird immer dicker.“ Aber sagen nicht etwa, Sie wären gut befreundet mit ihm, denn die Dame könnte Lust bekommen, durch Sie Herrn Schnitzler kennen zu lernen. Ich sagte Ihnen schon: nie lügen. Immer nur so tun. Ihre Rede muß immer sein, daß der Zuhörer das für Sie Angenehmste her-

aushören kann, aber auf seine Kosten und Gefahr. Sie müssen leichten Herzens in der schwierigsten Situation fragen können: „Habe ich je gesagt, daß . . .?“ Von der Freiheit, die Sie sich damit Ihrem späteren kritischen Ton vorbehalten, gar nicht zu reden. Wie die Dinge jetzt liegen und auch später liegen werden, dürfen weder Herr von Hofmannsthal noch Herr Schnitzler je den Wunsch haben, Sie persönlich kennen zu lernen. Es genügt, daß Sie die Herren auf Ihre Weise persönlich kennen. Außerdem kennen Sie Peter Altenberg auf jede Weise persönlich, denn P. A. kennt jeder, da er in Ihrer Stadt eine öffentliche Einrichtung ist. Lassen Sie sich mit ihm genügen. — Wenn ich kurz noch nachhole, daß Sie das Bekanntwerden Ihrer wirklichen Liebesaffären durchaus vermeiden müssen — Frauen und Kammerdienern ist nichts heilig —, dafür aber Ihre fingierten Verhältnisse, soweit sie ganz außer der Kontrollierbarkeit durch Ihre Gesellschaftsklasse, also in höheren Kreisen, stehen, unter der Hand verbreiten — — seien Sie sehr mäßig —, glaube ich nur so Geringes im Bereich Ihres äußeren Lebens vergessen zu haben, wie daß Sie z. B. nicht rauchen, nie von Wilde oder was gerade der Tagesenthusiasmus ist, reden und im allgemeinen, so schwer es auch einem jungen Mann wird, lieber zuhören sollen. Mit einem gut dreinschauenden Kopf schweigen, wenn über große Dinge gesprochen wird, bringt den guten Kopf oft in den Ruf, größer als die großen Dinge zu sein. Schweigen hat immer etwas Bedeutungsvolles und blamiert nie. Französisch sprechen Sie, im Englischen lernen Sie noch hundert Vokabeln über das hinaus, was man beim deutschen Tennis braucht; italienisch behaupten Sie zu lesen, aber nicht gleich gut sprechen zu können, birmanisch betreiben Sie als Liebhaberei. Ihr Bücherl in zweihundert Exemplaren ziehen Sie, kaum daß es erschienen ist, sofort aus dem Handel, schreiben in jedes Exemplar eine beziehungsvolle Widmung an die genanntesten Autoren Europas und schicken es ihnen eingeschrieben mit der Adresse des Absenders und dem handschriftlichen Vermerk „nicht mehr im Handel“. Den Sendungen an die berühmteren deutschen Autoren geben Sie auch noch einen Brief bei, der den Empfänger zu irgendeiner Antwort mit jedem Satze reizt. Nach diesem ersten Schlag verlassen Sie sofort die Stadt, wie in Scham darüber, daß Sie durch das Buch Ihren bisherigen Beruf als europäischer Gentleman schädigten. Deuten an, daß drängende

Freunde die Schuld an der Veröffentlichung trügen, an die zu denken Ihnen bei dem heutigen Tiefstande unserer Dichtung nie auch nur im Schlafe eingefallen wäre. Und Sie hätten ja auch sofort die ganze Auflage einstampfen lassen. Dies und ähnliches schreiben Sie auf dem wappengezierten Briefpapier eines Bekannten, zu dem Sie sich für die vierzehn Tage zur Jagd einladen, an ein paar Leute, von denen Sie genau wissen, daß sie überall hinkommen und aus Mangel an eigenen fremde Bagatellen mit großer Wichtigkeit erzählen. Vergessen Sie nicht: immer noch sind Sie der keusche Amateur, wenn auch bereits mit einem wortlos zugegebenen Stich in den Berufenen; irgend was an Ihnen, im Gang, an der Haltung, in der Krawatte muß dieses Geständnis unbefragt machen. Sie müssen diskret merken lassen, wie heftig Sie sich noch gegen das Dichterische, das in Ihnen ist, sträuben. Wie es aber doch stärker ist als Ihr gegensätzlicher Wille, wie es eben eine Elementarkraft ist, gegen die sich nichts machen läßt, wie es sich eben als das eingeborene Genialische durchsetzt, wobei Ihnen nur dies zu tun bliebe, die Korrektheit der guten Manieren, die Haltung zu wahren. Jetzt müssen Sie Kampf markieren, um später Sieg markieren zu können, jetzt müssen Sie tun, als ob eine Gleichgewichtsstörung wäre, um später eine prachtvolle Ausgleichung zu finden. Jetzt muß der Grundton sein: „Was soll ein Dichter in dieser Zeit? Wir wollen das Leben!“ wozu sich später die Tonika ergeben muß: „Ich habe die Fülle des Lebens, ich bin der Dichter.“ Ohne es noch bestimmt auszusprechen (das kommt später) sind Sie sich Ihres einzigen Wertes jetzt schon ganz bewußt, aber Sie wollen nur nicht in dieser elenden Zeit der Skribenten usw. sich auf den Markt stellen. Haltung! Üben Sie Haltung ein wie vorher die Nuance! — Ich mache Sie darauf aufmerksam, daß Sie mit sich allein während all dieser Zeit sehr viel zu tun haben und sich keineswegs ausschließlich dem kindlichen Genusse hingeben dürfen, das ledergebundene Handexemplar Ihres Bücherls von vorne und von hinten immer aufs neue zu lesen und zu liebkosten. Sie haben es verschickt und viele Briefe an Berühmte geschrieben. Es sind gute Leute darunter, besonders unter den älteren, die Ihnen antworten werden, danken; andere werden nicht antworten; einige werden vielleicht das Buch zurückschicken. Führen Sie eine genaue Liste darüber. Danken Sie den einen für das Danken in längeren Briefen leicht intimen, aber immer

respektvollen Charakters. Fragen Sie die andern, ob sie Ihr Buch bekommen haben. Neben die dritten machen Sie ein Kreuz: die nennen Sie in ihren späteren Kritiken unbedingt Literaten. Schreiben Sie den einen, es würde Sie glücklich machen, ein Urteil des verehrten Meisters über Ihr Buch öffentlich wo zu lesen, und sagen Sie ihm gleichzeitig, Sie bereiteten einen längeren Aufsatz über ihn vor, der dort und dort (nennen Sie eine große Zeitschrift) erscheinen würde. Unter den guten älteren schon ganz vertrottelten Herren gibt es immer ein paar, die nach Ihrem fünften, sechsten Brief nachgeben und ein paar Zeilen über Sie in Druck geben lassen. Dies gibt Ihnen das Recht zu einem intensiven Briefverkehr mit den Betreffenden, deren Antworten auch ruhig ausbleiben können. Von Zeit zu Zeit schreiben Sie auch jenen, die Ihnen nie geantwortet haben; man kann nicht wissen, ob sie es nicht noch einmal tun. Herrn von Hofmannsthal, der Ihnen natürlich auch nicht geantwortet hat, sprechen Sie nun ruhig auf der Straße an. Er muß Sie fünf Minuten zu ihm sprechen lassen, was genügt. Dann: „Hofmannsthal sagte mir neulich . . .“

Und schon bereiten Sie ein neues Buch vor. Ich weiß, Sie werden mir nicht die einfältige Frage stellen, was in diesen Büchern drinstehen soll. Über diese Nebensache ist sich heute jeder klar, der wie Sie auf den literarischen Ruhm ausgeht. Ganz allgemein würde ich Ihnen zu Versen raten, weil die leichter herzustellen sind als Prosa. Ob Sie Ihre Verse den neuen Dichtern ablernen oder den alten, hängt davon ab, was Sie leichter treffen. Machen Sie es sich um Gottes willen nicht schwierig. Dichter, die wie Heine ganz den Feuilletonisten gehören, sind natürlich ausgeschlossen. Aber Klopstock, die Oden, dürfte manches für sich haben. Vielleicht liegt eine Mischung Klopstock-Schnitzler in der Luft. Die Witterung müssen Sie zur Virtuosität ausbilden. Denn Sie dürfen nicht vergessen, daß Sie ja doch immer ein bis zwei Jahre hinter den Dichtern Ihrer Zeit zurück sind, aber so nah auf den Fersen müssen Sie ihnen bleiben, wenn Sie Ihr Ziel erreichen wollen. Ihre Aufgabe ist es, das unverständene Wort der Dichter zum verstandenen Jargon zu machen, Ihre Aufgabe ist es, die abgelegten Kleider der Herren aufzutragen, ihre unangenehm auffallende und befremdende Gangart den Zuschauern angenehm zu machen, indem Sie sie auf das Augenniveau des Publikums bringen. Die tolle Kaval-

kade der Herren ist den eingestaubten Augen der geärgerten Zuschauer schon entschwunden, da kommen Sie, ganz gleich so staffiert daher und erfreuen die Herzen. Sie müssen sonach hinter den Herren kommen und die Herren so gut mimen, daß man diese für tolle Vorreiter und Platzmacher, Sie aber für den eigentlichen Grandseigneur der Dichtung nimmt. Geben Sie nur acht, daß Ihnen kein anderer Ihrer vielen engeren Kollegen nachkommt. Da kann es dann hergehen wie bei einer Meute hungriger Wölfe, die einander totbeißen. Sie müssen auf Tod und Leben reiten, denn die Herren vor Ihnen sind wie der Sturm und hinter Ihnen ist der Tod. Ich rekapituliere: Nuance, Haltung, Witterung, Geschicklichkeit. Daß Sie fremde Kleider tragen, merkt heutzutage kein Mensch, da die wenigen tüchtigen Menschen sich nicht um Sie kümmern und die vielen anderen, Ihr Publikum sich nie um die Dichter kümmern, von denen Sie leben. Vergessen Sie nicht: „Verwirrende Lehre zu verwirrtem Handel waltet über der Welt.“ Genug für heute.

Drei-Minuten-Roman

Von Heinrich Mann

Als ich einundzwanzig war, ließ ich mir mein Erbteil auszahlen, ging damit nach Paris und brachte es ohne besondere Mühe in ganz kurzer Zeit an die Frau. Mein leitender Gedanke bei dieser Handlungsweise war: ich wollte das Leben aus der Perspektive eines eigenen Wagens, einer Opernloge, eines ungeheuer teuren Bettes gesehen haben. Hiervon versprach ich mir literarische Vorteile. Bald stellte sich aber ein Irrtum heraus. Es nützte mir nämlich nichts, daß ich alles besaß: ich fuhr fort, es mir zu wünschen. Ich führte das sinnenstarke Dasein wie in einem Traum, worin man weiß, man träume, und nach Wirklichkeit schmachtet. Ich schritt an der Seite einer schicken, ringsum begehrten, mir gnädigen Dame nur wie neben den zerfließenden Schleiern meiner Sehnsucht . . .

Wenige Tausende lagen noch in meiner Brieftasche, da öffnete ich sie unvorsichtigerweise eines Nachts auf einem öffentlichen Ball unter den Augen eines jungen Mädchens. Sie lud mich ein, und ich folgte ihr weitab in ein kelleriges Haus mit schlüpfrigen Treppen und mit Wänden, von denen es troff. Ich hatte soeben meinen Rock über einen Stuhl gehängt, da klappte der Bett-

vorleger, auf dem ich stand, mitsamt einem Stück Diele nach unten, und ich rutschte in einen Schacht hinein. Er war ziemlich weit. Ein Vorsprung ermöglichte es mir, drei oder vier Fuß unterhalb des soeben verlassenen Zimmers einen Aufenthalt zu nehmen und der Freude einer weiblichen und einer männlichen Stimme über meine Hinterlassenschaft beizuwohnen . . . Auch das war eine Perspektive. Es war nicht jene oberweltliche, der zu Liebe ich nach Paris gekommen war. Es war eine aus traumfremder, aus traumschlimmer Tiefe. Aber ihr eignete etwas Stillendes. Damals blieb mir kaum noch Drang, wieder ans Licht zu steigen. Übrigens ging die Klappe in die Höhe. Ich schloß die Augen und ließ mich weiter hinuntergleiten. Wider Erwarten brach ich nicht den Hals, sondern entkam durch einen Kanal. Entkam bis nach Florenz, wo ich mir wünschte, den gepuderten Pierrot zu lieben, der in einer Pantomime des Teatro Pagliano jeden Abend vor einem Haubstock in die Knie sank, weil er zu schüchtern war, es vor seiner Angebeteten zu tun; der sie bekam, betrog, arm machte; der spielte, stahl, und dem seine kindlich hingetändelten Verbrechen immer schmelzendere Kreise um seine unschuldigen Sünderaugen zogen. Zuletzt starb er, am Schluß eines etwas frostigen Apriltages, in all seiner rosigen Verderbtheit, zu den leichten Tränen einer schlanken, biegsamen Musik . . . Ich wünschte mir, ihn zu lieben. Nur war er, wenn er die Bühne verließ, eine bedeutende Kurtisane und kostete allein den Conte Soundso im Monat tausend Lire, was in Florenz sehr, sehr viel Geld ist. Ich ging also zu ihrem Coiffeur und gab ihm meinen letzten Kassenschein dafür, daß er mich anlernte und mit Schminken und Puder zu ihr in die Garderobe schickte. Meine Dienste befriedigten sie nicht immer; und die erste Berührung ihrer schönen, vollen und spitzen Hand erfuhr ich in meinem Gesicht. Eines Abends, als ich ihr eine neue Perrücke aufprobieren sollte, wagte ich mich mit allem heraus und ward von ihr entlassen. Ich wünschte mir weiter, sie zu lieben . . .

Unsere Beziehungen entwickelten sich jäh. Der Conte Soundso, von dem sie tausend Lire bekam, zog sich plötzlich und unter Protest von ihr zurück. Er hatte bereits den größten Teil seiner Familie unglücklich gemacht: durch ihre Schuld, wie er vorgab. Auch andere erklärten sich für geschädigt in ihrem Besten, dank ihr. Nun ward sie selbst von allen entlassen, wie sie mich entlassen hatte; auch von ihrem Direktor. Bald mußte sie, gepfändet, dem Hospital entlaufen, verachtet und

umhergejagt sich begnügen mit dem, was auf der Straße zu finden ist. Und so oft sich noch einer von diesen durch sie ins Verderben ziehen ließ, erlitt sie selbst dabei die unsinnigsten Schmerzen. . . . Dies war der Zeitpunkt, wo sie mir erlaubte, ihr ein Lager aufzuschlagen in meiner Dachkammer am Ende der engen und volkreichen Via dell' Agnolo. Da lag sie nun in den Mondnächten, den Kopf an der dunkeln Wand, nur die Hände immer unterwegs zu geisterhaft grellen Schlichen und Windungen, wie kranke, launische Blumen, die nach Insekten schnappen. Ich saß am Tisch bei einer Talgkerze und schrieb. Es war eine hallende, glitzernde, stahlblaue Stille in der Weite; und der junge Pierrot war mondgepudert und sterbensmüde aus seinen Sündenfahrten hergetaumelt, grad in mein Zimmer. Wie ich mir wünschte, ihn zu lieben! . . . Sie schlug den Blick auf, schmelzend von sanftem Erstaunen über das Schicksal. Sie ließ sich widerwillig pflegen von mir, suchte dabei immer mit den Augen in mir. Sie verachtete mich, weil ich noch bei ihr aushielt. Sie begehrte mich, weil sie mich nicht begriff. Sie hatte manchmal Grauen, manchmal stürmisches Verlangen, manchmal Haß. Sie quälte mich, ganz glücklich, noch ein wenig böse sein zu dürfen, noch einen Schatten von Rache zu haben für das, was mit ihr geschah. Dann weinte sie an meiner Schulter. Und wieder suchten ihre Augen in mir: warum ich sie noch liebe. Eine Antwort bekam sie nicht. Hatte ich sie doch niemals geliebt; ich wünschte es mir nur . . .



In einer dieser Nächte starb sie. Ich stieg darauf zur Straße hinab; und die leere Via dell' Agnolo entlang, und die kleinen, rinnsteinartigen Nebengassen entlang weinte ich in der Finsternis Tränen, auf die ich namenlos stolz war, und deren Versiegen ich nicht erleben wollte . . . Sie dauerten nicht viel weniger als eine Stunde: die Stunde, die in meiner Erinnerung das beste, wahrste, schönste Stück meines Lebens umfaßt . . . Aber ich ward schon matt; — und inmitten der Scham und des Zornes über mein Versagen fand ich ganz bequem dazu Muße, um mein Leben zu bängen, weil vor meinem Hause zwei verdächtige Gesellen standen. Ich ging auf sie los, aus Furcht davor, ihnen den Rücken zuzukehren. Der eine hatte eine zerquetschte Nase, Kalmückenaugen, einen viereckigen Oberkörper, kurze, krumme Beine. Der andere, in einem dünnen Jäckchen und mit etwas Schwarzem um den Hals, war schlank, dunkel, außerordentlich schön. Er setzte sich in Bewegung, kam mit der Hand in der inneren Brusttasche und dem andern neben sich, mir entgegen. Er hatte den Gang der Toten! . . . Ich tat gebannt und doch mit fliegenden Sinnen noch zwei Schritte. Aus seinem blassen, dicklippigen Gesicht — ihrem Gesicht — sah ich schon die Wimpern schwarz herausstechen. Das Heft des Messers erschien in seiner Faust am Rande des Jäckchens. Mein Tod stand beschlossen auf seinem Gesicht. Auf dem der Toten. Sie hatten nur eines, denn er war ihr Bruder. Er war mit einem Kumpanen in die Stadt gekommen, um sie von mir zu befreien; weil er der Meinung war, daß sie im Getändel mit mir ihr Geschäft versäume und darum den Eltern und ihm kein Geld mehr schicke.

Auf einmal — fast berührte ich mich schon mit ihrem Bruder — wichen die zwei mir im Bogen aus, gaben den Weg frei, verleugneten mich und verschwanden. Ich konnte, halb ohnmächtig, nicht mehr beurteilen, was vorging. Dann erst hörte ich den Trab eines Dritten, der aus dem Dunkel hervor, dazwischengetreten war. Es war ein schwächlicher Mensch mit einem Röckchen über dem Arm, und hatte es sehr eilig, weiterzukommen. Aus Dankbarkeit, aus Kopfllosigkeit, aus Gemeinschaftsgefühl machte ich zwei lange Sätze hinter ihm her. Er rückte geängstet die linke Schulter, fing an zu laufen. Er lief davon vor mir; er hielt mich für etwas anderes als ich war. Auch ihr Bruder hatte mich verwechselt. Und ich habe das Gefühl, als sei der Verkehr von Menschen immer so ein ratloses und grausames Durchein-

ander von Irrtümern, wie diese nächtliche Szene an der Ecke der Via dell' Agnolo . . .

In Mailand, meiner Heimatstadt, ließ ich mir etwas Geld geben für das, was ich geschrieben hatte in den fragwürdigen Nächten gegenüber einer Kranken, die ich nicht liebte. Eine hochstehende, begabte Dame warf sich aus diesem Anlaß auf mich. Sie sagte, sie suche, seit sie lebe; ihre Existenz sei tragisch; und den, der dies geschrieben habe, müsse sie lieben. Ich fand im stillen, das gehe nicht mich an, und war höflich. Ich schulde ihr Dank, behauptete sie; denn niemand auf der Welt werde mich je verstehen wie sie. Das gab ich nicht zu, sträubte mich und erkannte meine Schuld nicht an. Ihre Existenz sei tragisch, wiederholte sie, und ein Sturz vom Felsen von Leukos werde sie enden. Ich war entrüstet, geschmeichelt und befremdet. Wie kam ich zu solchen Dingen? Ich wollte nichts von ihnen wissen. Niemandem erteilte ich das Recht, meine Einsamkeit zu brechen. Die schicken, ringsum begehrten, mir gnädigen Damen meiner Jugend waren nur mit zerfließenden Schleiern an mir hingestreift. Pierrot war mondgepudert gestorben, wie ein Reflex. Und ein Körper wollte nun hinein zu mir? Wollte mich heilen? Mir Wirklichkeit verleihen? Mir mein Leiden fortlieben? Aber alles Interesse an mir selbst hing ab für mich von diesem Leiden! Jedes kranke Gesicht ist vornehmer, als jedes gesunde. Ich war nicht geneigt, zu sinken. Ich versuchte ihr nahezubringen, daß sie sich widerspreche, wenn sie mich für meine Bücher lieben wolle: denn dies hebe meine Bücher auf. Es kam ihr nicht nahe; sie wollte ja glücklich sein, also glücklich machen. Was waren ihr Bücher. Ich fand sie schließlich nur noch dumm und mißhandelte sie dafür, entschlossen, aber mit dem Vorbehalt, mich dieses Stückes Seele zu schämen, wenn einst Zeit dazu wäre, und Kunst zu machen aus der Scham . . .

Als ihre Krisis überstanden war, und sie anfang sich loszulösen, holte ich sie zurück und nötigte sie, meine Freundin zu sein. Es befriedigte mich, sie als einen Beweis meiner ungebrochenen Einsamkeit vor Augen zu haben . . .

Diese Einsamkeit gleicht einer jähren Windstille vor der Ausfahrt. Eben klettern noch eine Menge Matrosen rastlos umher an Masten und Schiffswänden, heben Anker, binden Segel los, spannen sie aus. Im nächsten Augenblick fallen die Segel schlaff zusammen, das Schiff rührt sich nicht, die Leute rutschen herab, stehen und sehen sich an . . . Auf diesen Seiten haben sich wohl ungewöhn-

liche Sachen ereignet? Meine Lebensstimmung aber ist kahl, als sei nie etwas eingetroffen. Sind hier etwa die Mitglieder eines hervorragenden Varietés, dem Publikum zu heftigerer Unterhaltung, sämtlich wahnsinnig geworden? Ich meines teils sitze, scheint mir, die ganze Zeit vor einem Grau-in-Grau-Stück, wo lebenslänglich auf langweilige Art gestorben wird. Was ist Wirklichkeit?

Wirklich waren vielleicht die Tränen, die ich einst die leere Via dell' Agnolo entlang und die kleinen rinnsteinartigen Nebengassen entlang geweint habe, in einer Nacht, fast eine Stunde. Die Stunde war wirklich. Von einem Leben fast eine Stunde. Oder wenigstens die erste halbe Stunde war wirklich. Vielleicht . . . Aber es ist nicht ganz sicher.

Die Gegenspieler

Von Hans Flesch von Brunningen

Ein Bekenntnis

— — — vor zwei Stunden waren noch Kinder da. In der Sonne braune Kinder, braune Kinder im Sand der Spiele und die Wärterinnen, die hie und da den verlaufenen Reifen mit ihren breiten Röcken auffingen. Vor zwei Stunden stiegen die Liebespaare aus den Käfigen der Zimmer zu abendlichem Ausgang herab. Gesellschaft entrollte bummelig-bunte Netze des Müßiggangs über dem Sommerpark. Die Militärmusik gab den Rhythmus an, nach dem die Füße gestellt, die Köpfe gedreht, die Worte getauscht werden mußten. Kriegerisch und verlockend stand Mensch gegen Mensch. Von der Bastion, in der man sich sicher fühlte, flogen die zischen-den Raketen des Flirts gegen den Feind-Freund, den Nächsten. Und blaue Kinderballons gонdelten in den Lüften, und einer von ihnen, in spitzer, länglicher Form, ist über die Baumkronen weg geflogen, gegen die Wolken. Vor zwei Stunden war es Dämmerung. — — —

Jetzt ist es Stadtparknacht. Schwere Nacht, die ein widerwillig-trüber Mond nie wird lustig machen können. Vor Gewitterangst beugt sich das Gesträuch noch tiefer, kriechen die unfrohen Häuser ganz nah ineinander. Der magere Fluß möchte sich im Vollmond zeigen und ist auch mißmutig. Sein Fallen über gebändigte Steinschleusen hat keinen Sinn. Auch das Wetterhäuschen ist verlassen. Und ein Feldzeugmeister blickt sterbenden Auges aus seiner Ringwohnung

in das Dunkel, sein ungekämmtes, schneeweißes Haar hat bei Königgrätz eine Rolle gespielt, sein Mund steht offen, man kann bis in das Herz — — — Da bewegen sich vier gehängte Büber aus vier Windrichtungen der guten Weltstadt auf die grüne Wieseninsel zu. Sie treffen sich bei dem kleinen Rondell. Ihre Augen sind umrändert. Sie begrüßen sich als Freunde und fragen nach dem „Woher?“ Wenn sie beim Reden das Haupt schütteln, klappert ihr Gehirn von innen an die Schädeldecke. Der Flüchtling, ein roter Prinz mit feuriger Masche um den Hals, beginnt zu sprechen. Seine Stimme kommt aus dem Bauch.

Der Flüchtling

„Ich saß bei einem Jour bei kaiserlichen Rats Robertovic. Die Brötchen waren recht gut. Durch ein nicht völlig verstelltes Fenster kam über die weiße Schulter der Tänzerin Elmira der Anblick großer, gehäufter Wolkenberge und diamantener Himmelsbuchten in das Geschwätz. Von einem Fetzen Wasserdunst, der eigenhändig von dem berühmten, verstorbenen Maler Böcklin koloriert worden war, rief man mich. Da mir auch Lady Bancborns weiter Brustausschnitt lästig war, entschloß ich mich, der Aufforderung Folge zu leisten. Ich stand auf, warf die Teetasse verachtend diesen breiten Tieren vor die Füße und floh. Zuerst wollte ich mich der Donau anbieten. Große Weiden hingen gierig herab, das Wasser zog in dicker Fläche dahin. Reiter sprengten hinter meinem Rücken vorbei. Eine Bachstelze — vielmehr eine stolze Stromstelze — gesellte sich zu mir. Auf mein Befragen, was sie denn den ganzen Tag in dieser feuchten Niederung mache, sagte sie nur, „Mücken, Mücken“, und entflog. Ich habe dann auch viel Schilf bemerkt. Ich hatte nie geglaubt, daß solch rein lyrisches Gewächse wirklich normale Augen erfreue. Besonders hat mich eine Wasserrose durch ihr blutvolles Erscheinen überrascht. Ihr Stengel stak in meiner Phantasie, und die Blumenseele hatte sich zu nicht geahnter Pracht mit Himmelbläue fett gesogen. Da es gewitterschwül wurde, bestieg ich meine Wasserlokomotive und fuhr die kleine Enns hinauf. Ratten und Mäuse — von jeher gute Gesellen — schwärmten mir vom gelben China, von Schlinggewächsen Indiens und herrschaftlichen Harems. In Admont landete ich beim Stiftskeller, stieg zwischen Ziegeleien umher und unterhielt mich lange auf einer Bergwiese, die mit Recht diesen stolzen Titel trug.

Es wuchsen am Rand bunte, tüchtige Blümchen, grüne, feste Gräser scherzten mit einem Bach, der stille stand und Grund sehn ließ. Über ernste Tannen, die steif taten, als wären sie die einzig gültige Ausgabe der Schönheit, trat grau-blauer Berg. Ich stieg ihn an, ich ließ mich von bauchigen Felsen tragen, Schneepferde führten das fliehende Kind. Ich stürzte leider in einem unfreundlichen Feind-Kamin ab. Mitleidiges Krummholz erfaßte meine Rucksackschlinge, ich hing einige Meter und Minuten über Welt und Zeit. Aus Dankbarkeit wählte ich nun die Rolle des Erwürgten. Ich zog über die Alpen, blies eine gläserne Trompete. Ziegen, Zicklein und zutrauliche Maikäfer hatten sich dem Propheten angeschlossen. Ich hatte noch ein Rencontre mit einem Wasserfall, der mir keine Regenbogenkünste zeigen wollte. Ich ergriff ihn energisch beim Schopf und drosselte das Flüßlein tot. Bis die bekannten Weinreben laut und deutlich „Italien“ riefen. Siehe, Venedig. — — — Die Vaporettis machen den Gondeln Konkurrenz, die Palazzi verstehn sich nicht mit dem Welten-Esperantisten, sondern sind unberührbar und scheinen nur dem Mond zugänglich. Ein Reiterstandbild ist über Hütten und Häusern groß. Der Markusplatz ist die Tanzschule der Erde, Ballettmeister der ehernen Löwe, und die Paare haben sich zum vielbesprochenen Walzer des Lebens zusammengefunden. Ein Engel überragt den Turm einer freien Gesinnung. Aus kühlen Fenstern sehe ich ein Meer, das mich wie nie bei der Hand nimmt. Eine Dirne, die ich anspreche, ist sonst Herzogin von Parma. Am Lido badet Neu-Österreichs Dichterschule. Da mein Touristenhemd zum Excelsior-Palce-Frack nicht passen will, gehe ich nackt unter die Fische der Halle. Sie schnappen aus blutigen Kiemen. Eine schmutzig-schillernde Meerfrau steigt aus einem der kleinen Callis und bettet mich an ihre Silberbrüste. Als ich nach wüster Nacht erwache, liege ich, in einen Mantel gehüllt, im Colosseum. Wilde Tiere, die wir aus dem Kino kennen, zerfleischen mich. Doch ich werde auf allerhöchsten Auftrag wieder zusammengesetzt — allerdings trage ich meine Backzähne jetzt vorn und umgekehrt. Ein deutscher Laubwald, der thüringisch redet und mit der Zunge anstößt, nimmt sich meiner an. Über dem Hügel liegen Sterne, Goethe geht braun durch den Abend und eine Harfe kommt aus einer weichen Au und klingt so minniglich. Jena — Gera — hinter Butzenscheiben essen Buben und Mädlen Hirsebrei, Wackeres,

Dickes. Als eine Butterblume meine wirklich etwas abrupte Werbung roh verstößt und ich weinen muß, nehme ich mir meinen Schnellzug und fahre über Rußlands Steppen hin. Dort sitzt der Dämon im widrigen Wind und bläht mir in die Augen. Hütten drücken sich scheu vorbei. Die Sonne kugelt mir vor die Füße und will sich treten lassen. Doch Wien lockt mit breitem Wonnegürtel und Schaukelpferdchen von jeher und gestern. Laßt mich Backhendel-Täler befahren und knusprige Alleen verzehren! Morgen trägt mich der heiterste Vogel nach Englands Kritze-Kratze-Kreide-Felsen.“

Der Flüchtling zieht ein Binocle aus der Tasche und mustert die Ufer des Flusses. Er sieht Quadrate, Quatern aus Bürger-Fleiß, von Stadtbau- meistern emsig behauen. Er zuckt mit den Achseln.

Der Einsame nimmt das Wort. Er scheint Damm- arbeiter, Flößer, Vagant gewesen zu sein. Vielleicht war er nur ein Bettler.

Der Einsame

„Wie weit du auch warst, ich war weiter, Bruder. Forsche mit Gläsern Steine und Landschaft ab, ich fuhr mit dem Schnellzug der Erkenntnis durch die Gesichter eurer sogenannten Menschheit. Nie habe ich mit diesen wohlbekleideten Tieren zu sprechen versucht, doch kenne ich ihre Runzeln tief bis zum Ursprung. Ich weiß nichts Spannenderes, als mich unbeschwert von Bekanntem, Redenden in die treibenden Ringe des Verkehrs zu schleudern. Jeder, der vielen, die mir entgegenschwimmen, trägt einen Rettungsgürtel von eigenem Leben mit sich, eine Hülle, die sich an langem Schwanz bis in seine Speiszimmer zieht. Die Hüllen reiben sich hie und da zu Gruß, Wort und Kuß, gehen zu gemeinsamen Wolken ineinander, ein Komet zieht im Strahlenglanz des Cutaway vorbei, über dem Dampf der Intimitäten hebt sich das Gesicht, breit ausgeführt und individuell. Ich fahre in sie hinein, auf meinem Mantel der Fremdheit, und leuchte wie der Scheinwerfer eines Weltdedektivs ihre Geheimnisse aus. Alle habe ich bei mir. Seht — die Bilder — — — Dort tritt einer spähend in die Tür eines Nachtcafés. Unter dem Überzieher lugt selbstverständlich weiße, unbekümmerte Frackkravatte hervor. Die Haut des Gesichts ist glatt und rötlich. Die Augen mustern und alles ist gemessen. Soll ich euch eine Geschichte zu ihm erfinden? Er ist reich und hält sich Auto und Geliebte. Er sucht hier Freunde oder die

junge Frau des Architekten, die er bekommen will. Alles fließt günstig. Nur ein kleiner Backenzahn schmerzt.

Dort ein Dicker über der grauen Gasse. Die Schulter ist eifertig heraufgezogen. Das stämmige Kinn reizt zum Faustschlag. Die Füße treten hin — tip-tap —. Er sitzt im ringenden Kampf und liebt geheime Lasten, der glänzende Teig, aus der Hand der Bürger-Göttin in Knödel-form in den Gesellschaftstrog gerutscht. Und der Hut ist schwarz und randig.

Dort klettert eine sterbende Arbeiterbluse auf Dächern umher. Wie sie hängt und klopft und der Wind bläst die schütterten Haare! Drinnen sitzt die Phtisis und höhlt den Korb des Rumpfes faul. Er stürzt, nein, er gleitet zur Erde. Schmutzige Kinder, Grätze und Notdurft und die Hand schlägt Fronnägeln ins Dach des Herrn Doktor Archibald Funke. Der geht gerade über den Ring. Ich sehe, er ist eingewöhnt und mit Lack überstrichen. Nur hie und da wird er aufgehn, die Schale wird sich grinsend öffnen: voilà, ich Armer. Wenn er liebt, der reiche Tropf. Er kennt sich nicht aus. Seine Steifheit wird zu Brei gerinnen. Er wird um „sie“ sein wollen, er wird sich bemühen, nichts wird ihm gelingen. Lächerlichkeiten werden dazwischen fahren, sein Zwicker wird herabfallen. Er wird einen Ausschlag bekommen. Das Mädchen seiner Wahl fährt mit einem Postbeamten die Wachau hinunter. Er steht weinend am Ufer und winkt mit dem gebügelten Zylinder. Er will lieben und darf nicht. Er denkt an das Ziel und schießt vorbei. Sein Instinkt ist zu Hause in der Kasse eingesperrt, und das schadet dem jungen Herrn. Nun hilft nicht Gott und Gold: er ist eingeregnet und sogar die Kravatte ist schief gerutscht. Doch dem Kleinen mit der fetten Locke geht es besser. Wie er links tanzen kann, flott, flott. Er ist bleich, aber interessant, gemein, aber gewinnend. Zuhälter, Freund, Genosse. Er läßt sich durch das Leben kitzeln. Er prägt Worte, läßt geistreiche Aperçus flattern, tausend Platten und Resonanzböden. Die Hosen sind von Gerstl, die Gesten aber hat ihm Don Juan selbst bis auf weiteres überlassen, ha, tiefliegendes Auge — ha, klimpere mit Nickel, greifende, böse Hand. Dort streift das gütige, alte Weib um die Teetassen. Du Schwarzbehängte, zahnloser, lächelnder Mund, DU hast uns die Schlacht bei Königgrätz verloren, du hast uns dafür Liederborne fließen lassen. Du segnest und tratschest, Hofrätin und Abortfrau. Magst nicht die Juden,

sind dir zu g'scheit. Den lieben Gott sogar kennst du persönlich. Wie die blanken Augen blitzen, warst einmal hübsch. Schenk Tee ein, sonst schlage ich dich tot, Alltagshexe, Österreicherin von Himmelsbläue Gnaden.

Und siehe, über die Wiese kommt ein Vater; Eierspeise sitzt fleckig auf der andersfarbigen Weste. Der Kragen ist weggeknöpft, der Bart wächst groß und stark hervor wie Wald und Gesträuch. Die Hand fährt über die Stirne. Die Kinder werden dir davonlaufen, Ernährer, Erhalter, wenn du so beschäftigt Wurststullen frißt. Dort ist ein Abgrund. Winke, winke. „Obst hergehst, Franzl!“ Die grünkostümierte Mutter eilt erschreckt hervor. Ihre Knie sind spitz, sie muß zum Rechten sehn. Gebärerin, Achtung, dort hinter dem Busch liegt ein lauernes Mistvieh. Gepudert die nicht vollkommene Nase, umrändert die frühlingsblauen Augen, gepflegt die Nägel — — hat ihn schon, den dummen Jungen. Läßt sich küssen, schleift ihn aus Sonnenhelle in schaurige Bars. Tango darf er tanzen, bis er vor Hitze dampft und platzt. Sie hebt ihr Kleid, die kleine Konfektionöse, und rennt hinaus. Der Barmeister überreicht der ängstlich nachdrängenden Mutter, deren Lippen Fragen und Entrüstung wälzen, ein Stückchen Haut.

Dort aber steht eine genialische Nase. Dort ist eine Kniescheibe, die eigentlich einer Dirne gehört, unberührt und hingebend. Dort läßt sich seidenraschelnd der Popo einer großen Dame im Auto heimgeleiten. Der Gatte, der viele Ringe an der weißen Hand trägt, schiebt ungeduldig immer den Fenstervorhang zurück. Dort ist ein blasses Kindermädchen über einen Engel gebeugt und zeigt ihm die Anfangsgründe der Freundschaft. Einer ist blonder Bankbeamter und stiehlt aus der Kasse. Seine Haare werden an den Schläfen feucht, die Schweißhand zittert. Dort geht ein zeitgemäßer Dichter unter Whiskybäumen spazieren und bläst die Flöte der Klugheit. Ein kleines, vierzehnjähriges Mädchen betritt in noch kurzen Röcken den Raum. Ein Ministerialsekretär, der durch seine Liebenswürdigkeit sich noch seinen Weg bahnen wird, macht ihr Platz. Das vierzehnjährige Kind läßt sich Kuchen geben. Es hat eine ganz gerade Nase, mit auf und ab sich bewegenden Flügeln. Draußen gehen in gefetteten Stiefeln stämmige Soldaten zur Winterübung. Ein Roß scheut, der Trommler, der eine krebskranke Mutter hat, schlägt energisch das Fell. Ein Fiakerkutscher trinkt Bier. Bei Barons

geht es hoch her. Alle Gesichter sind in das Licht getreten, die Hände operieren geschickt mit dem Besteck. Kaviar ist auf die Augenbrauen gestrichen, die Hausdame ist aus Trüffeln. Ich setze mich schweigend unter sie, die mich nicht kennen, die mich nicht sehn. Ich bin rosa Luft und photographiere mit. Meine Zeitung zahlt mit Liebe. Ich bin aus dem Stab des großen Seelenfängers, dessen Namen ihr noch nicht kennt. Erkennt ihr mich, Einsamen aus Lust und Kindlichkeit?“

Der Einsame hat sein Gesicht abgehoben, man sieht ein Loch, das ganz hinten trübe Augen schwimmen hat. Der Einsame lacht: „Wir gehören zusammen, Flüchtling, mein Kind.“ Er tritt zu dem Flüchtling, und beide verschwinden Arm in Arm in einer Allee. Sie scheinen sich wohl zu fühlen.

Der Verfemte, ein starkmuskuliger Herzog mit vielen melierten Haaren, ärgert sich und stampft mit dem Fuß: „Nette Feinde dieser Welt! Freundlich und in Verzeihung aufgelöst. Da sind wir andere Gegenspieler, he?“ Und dann beginnt der Verfemte weiter zu reden.

Der Verfemte

„Siehst du, ich will nicht so feig sein wie die da. Ich gesteh es gleich anfangs ein: an mir lag die Schuld. Allerdings habe ich es noch nicht heraus, was es war, das mich so allem entfremdete. Ein Zug in meinem Gesicht vielleicht, eine ungeschickt hinaufgezogene Hose oder die Worte, die immer falsch und einzeln meiner Kehle entrollten. Ich wollte sehr gern mittun, als ganz Gewöhnlicher gewöhnlich sein, Banaler unter Banalen, Idiot unter Salonpalmen. Aber was ich in das Bereich meiner Willkür zog, legte sich schief und entschlüpfte. Wenn mir etwas gelang, so war es das, was ich nicht gedacht, Dinge, die mir fern lagen. Begehrte ich ein Mädchen, stellte ihr — ein hilfloser Hund — nach, — so wartete sicher die Schwester mit bereiten Armen vor dem Zimmerchen auf mich. Sah ich dies nach langen Bedenken ein und griff nach dem, das gerade vor mir lag, so war in einer Sekunde die Lage zauberisch verändert. Die mich verstoßen, rief mich zurück, die mich ersehnt, wendete sich fort: „Sie wünschen, mein Herr?“ Und so im ewigen Hin und Her. Doch nicht nur in der schönen Liebe. Stellungen, Erfolge, Geheimräte, Eisenbahnen, Jourtanten hatten es sich zur Aufgabe gemacht, mich von einer Ecke der Laufbahn zur andern zu hatzen. Ich hatte nicht be-

sonders abstoßende Eigenschaften, ich war weder sehr hübsch noch sehr häßlich, weder sehr gescheit noch sehr dumm, weder sehr reich noch sehr arm: doch gerade das arithmetische Mittel aller dieser Zutaten hatte es sich ausgemacht, mich nicht aufkommen zu lassen. Jeder Wettkampf ließ mich an und für sich zittern, alles Gute, alles, was ich konnte, zerfiel in dem Augenblick, da ich den Leuten entgegentrat, die so sicher waren. Die ein enormes Reservoir von Noch-Dazus hinter sich zu haben schienen. Mein Herz wollte nicht mittun. In einsamen, zweisamen Sturm und Alarm auf Fremdes war es nicht ungewandt und sprach verblüffend treu und offen vor sich hin. Doch die Schüchternheit würgte die Grimasse des Nichts-Könnens, Nichts-Wollens, Nichts-Seins auf die alltäglichen ängstlichen Züge. Nun kamen die Ausreden. Von der Dummheit der besser sitzenden Krawatten, der Schlechtigkeit der Frauen, die meiner unwilligen Langeweile sich entzogen, um in das Plätschern zu versinken, das sie zu reizen verstand. Da ich nicht im Gewöhnlichen bestehen konnte, wollte ich excentrisch werden. Ich sah ein, daß jeder seine Miene, sein Steckenpferd, seinen Witz hatte, auf den er reiste. Das erwies sich ja später gewiß als studierte Schablone, als langwierige Pose, aber anfangs wirkte es höchst originell, wirkte kurzum. Ich wollte auch wirken. Man ging nicht auf mich ein. Ich galt für unfruchtbar, still und bescheiden, für ganz nett, für unnötig. Das trieb mich denn endlich aus der Werbungsvorhalle einer gegen mich gleichgültigen Gesellschaft, die ich als objektiv nützlicher, wertvoller und lebenswürdiger erkannt, die ich aber hatte. Ich warf mich — geflohn von Korsogrößen und verfemt von dem Komitee aller Vergnügungen — der Hure des Geistes in die Arme. Ich trieb Unzucht mit dem gefährlichen Gedanken, ich bestieg ohne Schutzmittel das Bett der ewig unfruchtbaren, gemeinen Phantasie. Bald fiel meine Seele in Syphilisknoten schwärend und jauchig ab. Ich dachte, daß es gut sei zu sterben und das Leben entweder stickig oder verschlafen. Der Eiter der Unzufriedenheit zerfraß mir Blüten und Frühlingstage. Ich dachte: entweder du setzt dich jetzt hin mit deiner schäbigen, nicht ausgekrochenen Jugend und jagst auf Schreibtischen und Bürolampen dem Ziel des braven Reichtums nach, langsam, aber schrecklich. Oder du haust dich fort, in Gossen und Gassen, zu Hunden, Huren und Cafégenossen. Beides ist nicht appetit-

erregend. Du riechst entweder nach Tinte oder Gebrochenem, aber du riechst auf jeden Fall. Und wird dir vielleicht, gerade dir, das schlanke Glück im Fiat-Wagen zulaufen, das tausendfach gesehnte, das schon schlecht aussieht, weil es in den Träumen so vieler Menschen gelegen? Ich glaube nicht. Nun: „Verbrecher sein, das ist fein — —“ Aber ziemlich gefährlich. Baumeln oder mit Steinen unfruchtbar verkehren. Das beste ist, ich vergnüge mich weiter mit der blonden Gedankin, die Traum wird mich hie und da belustigen. — — — Aber Geld, ja Geld, wäre mir mit Geld geholfen, das war die Frage, die ich oft mir und den luftigen Freunden zum besten gab. Erstens, zweitens, drittens — bis tausendstes, sollte dies wirklich alle Schleusen öffnen? „Um Geld bekomme ich alles“, furchtbares Wort, segensreiches Wort. Geld ist das einzige, das die beliebte Rangordnung der Qualitäten aufhebt. Geld wirkt nur durch Quantität. Geld ist demokratisch, Geld ist dreckignivellierend. Geld könnte, in eine Persönlichkeit, in einen Menschen gegossen, die Erde umstürzen machen. Ein Christus mit Millionen, ein Vanderbilt mit der Seele des Gottes — und alles wäre anders. Schmutziges Papier ist da mehr als das ganz reine, helle Silber, als leuchtendes Gold. Welch geniales Übereinkommen, welch bewunderungswürdige Formel, die dem Kopf des größten Mathematikers entsprungen! Um Geld bekomme ich jede Frau, es fragt sich nur wieviel, zwischen 20 Kreuzer und Millionen schwanken die Kurse. Um Geld bekomme ich den sogenannten Ruhm, und das Genie kann draußen warten.

Dies alles ist wahr, mußte ich mir sagen. Warum aber, guter Gott, laufen denn nicht alle, alle diesen Wettlauf mit? Warum gibt es noch Heilige, Gelehrte, himmlische Vagabunden, hungernde Geister? Sollte etwas anderes doch stärker sein können? Ich wußte mir keinen Rat. Hilflos rang ich mit dem Gedanken auf der Arena meines Geistes, unterlag, rannte aus dem Haus, gefolgt von kleinen Meinungen und Gefühlchen, die sich mir in die Haare setzten. Ich lief über Plätze und Gassen, ich schrie nach der Vereinigung der Münze mit dem Geiste, der Durchdringung einer Zehn-Kronennote mit Gott. Bis ich die Dirne des Fleisches fand. — Karl Kraus, Sie verzeihen, wenn ich Sie hier abzuschreiben scheine, doch warum soll nicht Erlebtes und Erhörtes zufällig zusammenfallen? Hören Sie, so wie ich hat noch keiner die Genialität der Prostitution an Hand und Fuß und Seele gefühlt. Hier sah

ich das Heiligste und Gemeinste zu großem Nutzen vereinigt. Individuelle Liebe, fleischlichste Lust wurde um das allgemeine Tauschmittel gewährt. Ich hatte das Recht, ich hatte die Gewißheit, einen Leib ganz für mich zu haben. Und da ich ihr Lust gab und Geld — Schuhe, neuer Strumpf, Miete — obendrein, war sie auch zufrieden und gleichgestellt. Hier begegnete ich mir selbst, meinem gekauften, lieben Kind. Mühseliges Verführen, roher Kampf der Geschlechter war abgekürzt, erleichtert. Zukunft der Maschine und Vergangenheit der trauten Umarmung lösten sich in der ewigen Gegenwart des Aktes auf. Die Prostitution, für die Schwachen unter den Männern erdacht, konnte unschlagfertige Grübler zu Teilhabern an der Seligkeit machen, mir hat sie die nicht allzuvielen Stunden, die mir der Gedanke freiließ, zu glücklichen gemacht. Ich wurde ein sogenannter Hurenjockel. Ich sank — wie man sagt von Stufe zu Stufe. Eines Tages war ich impotent. Ich zog mit dem Gedanken in andere Länder. Überall blieb ich und die Umwelt dieselben. Niemand wollte mich. So kaufte ich mir weiter meine Lachtierchen, bis mir einmal in einer großen Szene der Gedanke eines mit Schwermut erschlug. Da verging mir alle Lust auf ferneres Umherstreichen. Hier bin ich wieder. Müde, verhaßt. Voll Zorn auf die Welt. Und ohne Geld, dem Schlüssel. Nur der Gedanke hält mit dem Hochmut meine selbstmordgierigen Finger zurück. Er spricht schon wieder . . .“

Der verfeimte Herzog läßt den Gedanken an die hintere Stirnwand schlagen. Der Narr, ein etwa sechzehnjähriger Knabe, mit großen Ohren und einem großen, ekelhaften Mund, springt höhnisch auf. Er trägt eine schwarze Samtbinde um die Stirn geschlungen. Der Einsame und der Flüchtling nähern sich wieder und setzen sich, Strohmännchen spielend, auf eine benachbarte Bank. Der Feldzeugmeister ist gestorben. Es schlägt elf. Der Narr beginnt mit unmutierter, hölzerner Stimme.

Der Narr

„Du scheinst dich also trotz allem Hurenlob doch nicht recht wohl zu fühlen. Trotz deiner Ehe mit dem stolzesten Gedanken bist du klein und mißmutig geblieben wie bei deiner ersten Tanzstunde. Ich werde dir sagen, woher das kommt. Deine ganze Schüchternheit, dein großer Zwiespalt mit den andern rührt daher, daß du die Dinge siehst, wie sie sind. Nur in

dem Medium deiner Seele noch verschärfter, unverschwommener. Die andern, Trottel und Gemeine, sehen dicke Patzen, pointillierte Farbflecken. Das rate ich dir nicht. Doch eines ist das Richtige: hier meine Binde. Ich versuchte es in meiner frühesten Kindheit auch als ganz gewöhnlicher Hochstapler; ohne je maturiert zu haben, fuhr ich an der Riviera umher, nützte Freunde und Feinde aus. So trieb ich es, bis ich fünfzig war. Dann saß ich dreißig Jahre im Zuchthaus — ich hatte eine kleine, blonde Dame im Liebesrausch zu tief umschlungen und gewürgt, sie mußte ihr Leben und einige Brillanten lassen. Mit achtzig Jahren wollte ich mich dann schließlich doch ersäufen. Ein hausierender Negerjunge offerierte mir auf der pont neuf dieses Band. Ich sollte es anprobieren — ich würde mancherlei anders sehen. Er verlange als Lohn meine ganze Barschaft, die ich bei mir habe. Ich gab ihm die ersparten Francs, ich setzte die Binde auf, und wirklich, ich sah alles anders. Alles verkehrt. Der Negerjunge wurde zur blonden Jungfrau, die mir lachend germanische Küsse, Liebkosungen der Salome und linke Schulterblätter berühmter Buhlerinnen anbot. Alle Sorge schien behoben. Ich selber ein kleiner Knabe mit Millionen in der Tasche, die Welt verändert, interessant, neu. Das hat mir, mir das Schicksal in den Schoß geworfen, weil ich schön schlimm nie ihm nachgerannt und nachgeflattert. Jetzt wurde ich für meine Frechheit belohnt, mit der jegliches Anbieten von seiten der Bürger und Genies abgelehnt. Ich ging durch die Straßen der Stadt. Die Leute kugelten sich gewandt auf dem Kopf dahin, über behaarten, geschéitelten Zehen starrten kluge Augen in das Gewühl der Gasse, das durch Elektrische, die in der Luft hingen und Melodien bliesen, durch hölzerne Autos, die langsam sich dahinrollten, und dreibeinige Pferde seltsam belebt wurde. In den Restaurants wurde hauptsächlich der geschlechtliche Akt vollzogen, auf den Tischen lag chirurgisches Besteck und Brutapparate. Keinerlei Scham schien vorhanden. Gegessen wurde im Laufschrift, wobei jeder aus Schläuchen, die sich am Boden hingen, seine Nahrung sog. Die Wohnungen waren als Theatersäle eingerichtet. Immer spielte je ein Teil der Hausinsassen eine lustige oder traurige Komödie, wobei immer der andere Teil zusah, entsprechend weinte oder lachte. Musik kam aus der Wasserleitung in ein Becken und wurde dann mit Spritzen, die euren Perolinspritzen gleichen, in den Räumen

versprüht. In den Theater- und Konzertsälen wurde größtenteils geschlafen. Merkwürdig erschien mir anfangs die Art der Reklame. Sah ich doch, wie an den Litfaßbecken und an den Häuserwänden statt der Bilder und Embleme die wirklichen Menschen, Akrobaten, Sängerinnen und Schuhpastafabrikanten angeklebt und angengelt waren. In den Varietés und Kaufhäusern aber behuschten redende Plakate, tanzende Papierstreifen, Druckerschwärze, die man als Schuhe auf dem Kopf trug. Weiter draußen im Wald- und Wiesengürtel sah ich auf Sportplätzen uralte Männlein und Weiblein einen federleichten Fußball sich zuwerfen, während die jeunesse dorée auf Dächern saß, Brillen auf den eigenartig arischen Nasen, und sich nicht zu helfen wußte. Recht anziehend war auch das Gespräch mit der Umwelt, ideal und stets nur Lustgefühle verschaffend. Oft wurde die Unterhaltung, die gerne im Schläfe geführt wurde, allerdings durch einen Revolverschuß abgeschlossen. Aber mindestens ebenso oft die mit Frauen durch Kuß und Hingabe. Ja, da gab es bei diesen durchaus schönen, nackten Wesen kein Sträuben. Keine durfte sich dem Wunsche entziehen. Und die Betten fand ich am glücklichsten. Ich zog weiter. Von Land zu Land. Je mehr ich sah, desto begieriger wurde ich, zu leben und weiterzuleben. Ich erkannte, daß die pervertierte Art, die ich sah, den ihr einen Narren nennt, die richtige ist. Oh, könnte ich meine Binde dir, Bruder Schwermut, geben. Du lachst? Du glaubst, ich sei oberflächlicher Irrer, leicht berauscht vom Daseinstreiben, jung und unerfahren. Glaube mir, auch die sündigen Sensationen des Schmerzes sind mir nicht versagt. Wenn ich mich im rauschenden Tangotakt wiege, wenn ich einen riesigen, blühenden Frühlingstag an mein Herz reiße, wenn Küsse auf Küsse von dem liebenden Mund meiner Eva auf mich niederstürzen, dann weint mein Hirn dicke, blutige Tränen, die mir innen die Leibeswände herabrinnen und sich schwer ansammeln. Doch nichts geht über das Jauchzen, Blut aus Nasen und Ohren und das Flackern der sinnlichsten Lust in den geweiteten Pupillen. Nirgends heiterer klingt Walzergesang, als aus den Operationssälen, in denen hüpfende, blutjunge Chirurgen den Kranken Körperteile aus dem Leibe schmeicheln, als aus dem Asyl für Obdachlose, in dem zerlumpfte Fürsten aus der letzten Brotschmolle Spielkugeln formen. Euer Leben steht auf der verkehrten Basis. Ihr klagt im Glück und tanzt im Unglück. Wenn dann der

Tod, diese prächtige Einlage, kommt, seht ihr euer Irren ein und weint als Sterbende, von Kerzen, Jodoform und Krankenschwestern umstellt. Unsere Sterbenden erzählen sich kindliche Zoten und stehen auf einem Bein. Eure Toten — sagt ihr — haben es gut, sie liegen starr und stumm. Freuen sich im Himmel oder schmoren in der Hölle. Unsere Toten gehen mitten unter uns umher, rauchen und lieben, und ihre Seelen haben sie im Magazin eingestellt. Ich selbst bin schon lange tot. Reiß ich mir die Binde aus dem Fleisch, so erwache ich. Zu dem, was ihr Leben nennt. Da gnade mir der Teufel.“

Die drei andern sind während der Erzählung des Narren ganz nahe getreten. Der Flüchtling steht hinter dem Narren und will diesem — heimtückisch wie er ist — die Binde von der Stirn nehmen. Der Narr kehrt sich blitzschnell um: „Ah, es lockt dich wohl das ewige Dasein —.“ Er hebt die Hand zum Schlag. Er läßt sie wieder sinken.

Der Narr

„NEIN? Wir wollen Freunde bleiben. Kommt mit mir aus diesem Garten. Ich will euch noch weiter erzählen. Von den milden Feuern unserer Sinnlichkeit, den Brandfackeln der Kindesliebe und wie unsere Seele zu tiefst

ist — — — Glaubt mir, ich sehne mich nicht nach Glück. Ich sehne mich nach Wünschen.“ Der Narr weint.

Die Vier schlingen die Arme zueinander und gehen langsam einen Parkweg hinab. Der Narr singt das Lied von der verrückten Binde. Wie sie auf die breite Ringstraße treten, fragt der Verfemte den Narren, ob er das Leben nicht doch einmal gerade oder verkehrt, oder wie er das nenne, ansehen wolle. Der Narr erwidert, daß die Binde ja nun angewachsen sei.

Um die Ecke einer kleinen Gasse kommt ein Laternverlöscher und tut den Zwölfuhrgang. Die Vier stehen auf der Wien-Brücke. Es wird feucht und neblig. Ein Fetzen Wolke kommt vom Himmel herab und schlingt sich um die Gegenspieler des Lebens. Sie schwimmen ineinander, lösen sich auf, um sich wieder in Eins zu vereinigen. Längs der nassen Schiene der elektrischen Straßenbahn gehe nun ich, im kurzen, gelben Überzieher, den Zwicker auf der Nase, den steifen Hut zu weit aus der Stirn geschoben. „Der Überzieher paßt mir nicht, man sieht den Rock oben am Kragen, ich werde ihn mir richten lassen müssen —“, sage ich zu mir, und pfeife das Lied von der verrückten Binde. Meine Hand geht am Stock auf und ab, auf und ab. Ein verrirrter Nachtfalter fliegt meinem Weg voraus: ein gutes Tier.

INHALT DER VORIGEN NUMMER: Im Café (Titelzeichnung) / Franz Pfemfert: Die Besessenen / Ha Hu Baley: Widmung für Chopin / Georg Hecht: Ein Wort gegen Wedekind / Hans Leybold: Anmerkung zur Moral / Lassalles Tagebuch / Josef Tress: Das Irrenhaus / Paul Boldt: In der Natur / Hugo Kersten: Für meine Mutter / Käte März: Verse / Heinrich Schaefer: Schöpferische Dehnung aus dem Dunkel / Henriette Hardenberg: Linrosa (Novelle) / Alfred Wolfenstein: Kameraden; Kameradinnen / Erich Unger: Über Mynona / Kurd Adler: Das neue Leben / Albert Michel: Nachtstück / Hans Sollinger: Mansarde / Fritz Taendler: Das Ende des Todes / C. Mense: Vier Männer im Boot / (Zeichnung).

STENDHAL - HENRI BEYLE

Denkwürdigkeiten über das Leben Napoleons I.

Herausgegeben von Georg Hecht

M. 4,—

ALBERT LANGEN, VERLAG, MÜNCHEN

AKTIONS - SONDERDRUCKE

Bisher erschienen: Anonym: Gertrud Eysoldt; Max Oppenheimer: René Schickele / Peter Krapotkin / S. Friedlaender/Carl Einstein/Ferdinand Hardekopf/ Heinrich Mann / August Strindberg. Jedes Blatt kostet M. 2,—, alle acht Drucke M. 10,— inkl. Porto.

PETER KRAPOTKIN

Die französische Revolution

2 Bände. M. 4,80.

THEODOR THOMAS VERLAG, LEIPZIG

GUSTAV WYNEKEN

Schule und Jugendkultur

M. 3,—

EUGEN DIEDERICH'S VERLAG / JENA

KÜNSTLER-POSTKARTEN DER AKTION

Soeben sind 30 neue Karten erschienen

Zeichnungen von Mopp / Kars / Schmidt-Rottluff / César Klein / Richter-Berlin / Nadelmann / Feininger / Harta / Melzer / Tappert / Homeyer

50 Stück M. 1,—, 100 Stück M. 1,50
portofrei gegen Voreinsendung des Betrages

GUSTAVE FLAUBERT

Sämtliche Werke in zehn Bänden

Autorisierte Ausgabe

Geheftet M. 40,— Gebunden M. 50.—

J. C. C. Bruns' Verlag in Minden i. W.

**Für Herausgabe, Schriftleitung und den gesamten
Inhalt verantwortlich: Franz Pfemfert, Berlin-Wil-
mersdorf, Nassauische Straße 17. Tel. Pfalzb. 1695.
Gedruckt bei F. E. Haag, Melle in Hannover.
Die AKTION erscheint jeden Sonnabend. Abonne-
ment durch die Post vierteljährlich M. 2,14, durch
Buchhandel oder Verlag (unter Kreuzb.) M. 2,50.
Abonnements für das Ausland kosten M. 3,—.
Büttenausg., 100 numerierte Exempl., jährl. M. 40,—.
Verlag der AKTION, Berlin-Wilmersdorf.
Unverlangten Manuskripten
ist Rückporto beizufügen.
Alle Rechte vorbehalten.**

Die Aktion

H.R.

WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK, LITERATUR, KUNST
IV. JAHR HERAUSGEGEBEN VON FRANZ PFEMFERT NR. $\frac{34}{35}$

INHALT: Schmidt-Rottluff: Originalholzschnitt (Titelbild) / Franz Blei: Briefe / Paul Boldt: Literaturcafé / R. de la Fresnaye: Blatt mit Aktskizzen / Carl Sternheim: Zustand / Franz Blei: Carl Sternheim (Zeichnung) / Heinrich Schaefer: Im Fenster erscheinendes Gesicht / Ernst Stadler: René Schickeles neuer Roman / Novalis: Hymne / Lichtenberg: Aphorismen / Oskar Kanehl: Sonnenuntergang / Wilhelm Klemm: Lichter / Hans Leybold: Schlag mich dein Wort / Kölwel: Aehrenabend / Joh. R. Becher: Der Idiot (Novelle)



VERLAG , DIE AKTION , BERLIN-WILMERSDORF

HEFT 30 PFG. ,

Verlag der Weißen Bücher / Leipzig

René Schickele

Die Leibwache

Neue Gedichte

Geheftet M. 3,—, gebunden M. 4,—

Verlag der Weißen Bücher / Leipzig

René Schickele

Der Frauentröster

Roman

Geheftet M. 3,—, gebunden M. 4,—

Verlag der Weißen Bücher / Leipzig

René Schickele

Weiss und Rot

Gedichte

Gebunden M. 2,50

Verlag der Weißen Bücher / Leipzig

ERICH VON MENDELSSOHN

NACHT UND TAG

Ein Roman. Mit einem Vorwort v. Thomas Mann

Geheftet M. 4,—, gebunden M. 5,—

Verlag der Weißen Bücher / Leipzig

Ernst Stadler

Der Aufbruch

Gedichte

Geheftet M. 3,—, gebunden M. 4,—

Verlag der Weißen Bücher / Leipzig

ANNETTE KOLB

WEGE UND UMWEGE

AUFSÄTZE UND STUDIEN

Geheftet M. 4,— Gebunden M. 6,—

In diesem Buche hat die mit dem Fontanepreis ausgezeichnete Verfasserin Aufsätze vereinigt, die im Laufe der letzten sechs Jahre entstanden sind und die A. Kolb von ihrer eigentümlichsten und stärksten Seite zeigen: Bericht von Menschen ihres Lebenskreises — Barrère, Bergson, Duchesne, Hildebrand, ihres einstigen Milieus — Catharina von Siena; die Markgräfin von Bayreuth, — ihrer Reisen in England, Frankreich, Italien. Sensitivität des Erlebens und Schärfe des Sehens zeichnet Annette Kolb aus, die nichts von der „Schriftstellerin“ hat, keine öde Routine des Handwerkes, aber Welt, Gesinnung, Geschmack und feinste Bildung des Geistes und Herzens.

ERICH VON MENDELSSOHN

Die Heimkehr

Roman

Geheftet M. 3,50 Gebunden M. 5,—

VERLAG DER WEISSEN BÜCHER
LEIPZIG

M. Picard

DER BÜRGER

Gebunden M. 2,—

Dem großen Buche von Sombart möge dieses kleine Büchlein der Naturgeschichte des Bürgers beigelegt werden, in welchem sein Verfasser in prägnantester Weise den Typus „Bürger“ formuliert und ins scharfe Licht seines kühlen wissenschaftlichen Witzes rückt.

VERLAG DER WEISSEN BÜCHER
LEIPZIG

Die Aktion

WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK, LITERATUR, KUNST

4. JAHRGANG HERAUSGEGEBEN VON FRANZ PFEMFERT 12. SEPT. 1914

Die Telepathen

Eine Novelle von Franz Jung

I

Durch jede Bar in Mont Oliver zwängte sich der fatale Pfiff. Den ganzen Sonntag fuhr der Garrison Fellow von Eastend Pittsburg mit der Untergrund nach Mont Oliver hin und her, saß in der Bar einer Galizierin und auch in einer anderen Bar und noch einer anderen Bar und dachte manchmal, daß er sich wiederum betrinken wird und wieder seine sieben Dollar Strafe zahlen muß. Aber überall saß der eine von den Seidels aus Tarnow, einen ganz spitzen Kopf mit einer Hakennase, runden kleinen Filzhut und sah ihn durchbohrend an. Und ging weg, wenn er, der Anton Groß, der Garrison Fellow, auf ihn zu wollte oder es sogar soweit war, daß man den Groß, der doch gar nichts getan hatte, hinauswarf. Es war eine weitverzweigte Gesellschaft, die ihre Netze um ihn gesponnen hatte. Vorigen Sonntag wurden acht kleine Mädchen mit Steinen geworfen, erinnerte er sich, während er immer noch einen Wisky trank, alle Leute zeigen auf mich. Er ging dann in ein Bordell, und dann noch in eines, und vielleicht auch noch in ein anderes. blieb dann, das erinnerte er sich genau, bei zwei Mädchen, die ganz in schweren roten Tuchen waren — wie in Museumsteppichen eingehüllt, fand sich dann wieder in Eastend, ging die Treppe zu seiner Wohnung im zweiten Stockwerk hinauf und bekam dann einen Stoß ins Genick, daß er kopfüber hinunterfiel.

Am anderen Morgen mußte er durch eine johlende und pfeifende Menge hindurch zur Garrison-Toundry und hörte immer von einem John Groß, Lustmord an Prostituierten, wußte, daß er es unmöglich gewesen war, sondern vielleicht ein Seidel, oder der Kumanitzky aus Freudenstadt oder ein anderer von den Telepathen, deren ge-

heime Absichten er selbst aus Veranlagung kannte und mithören mußte und die ihn jetzt verdächtigen wollte. Außerdem hörte er auch sagen, der „Velvet colour“ und gerade er hatte früher einen Sammetkragen an einem Paletot getragen, der ihm aber gestohlen worden war. Der Ingenieur lachte ihn aus und sagte, er hätte nichts gehört. Außerdem bekam er zweihundert Dollars ausgezahlt als erste Rate für ein Patent zur Signalisierung von Schlagwettern. Hier komme ich noch gut fort, dachte er; auch wenn man schon das John gefälscht hat. Er packte sofort seine Sachen und fuhr nach Washington. Ihm gegenüber saß allerdings ein Mann, der genau so aussah wie jener verfluchte Ribarski aus Kaschau in Ungarn, der über sechs Monate mit ihm in der Westinghouse Electric & Manufacturing Co. gemeinsam an der Hobelbank gestanden war. In Washington hatte er aber nichts zu bestellen und fuhr gleich weiter nach Brooklyn. Hier mietete er sich bei einem galizischen Juden ein, wurde aber dann betrunken gemacht, so daß er das Boardinghouse nicht mehr fand und alle seine Koffer und der größte Teil des Geldes verloren waren. Auch wurde in der Fulton Street ein gemeiner Meuchelmord an einem jüdischen Mädchen verübt, den man ihm, wie er deutlich merkte, in die Schuhe schob. Er riß sich zusammen und ging aufs österreichische Konsulat, bekam einen Ausweis auf den Namen Josef Kratky für das Austrian lome und blieb dort einige Tage. Inzwischen wurde auch ein Raubmord auf einen Juwelier verübt, der ihn aber schon gar nichts mehr anging. Er bekam Arbeit in einem Restaurant auf Coney-Island, mußte aber schon am nächsten Tage fort, da vor der Tür ein Mann stand, der fortwährend etwas über einen gewissen Josef Kratky ausschrie. Jetzt wußte er, daß es auf Leben und Tod gegen diese Bande von Mördern ging. Er trieb sich eine Zeitlang in den Parks herum, von Hoffmanns Agentur

Mensch geschaffen. So ist die Welt. Sie wußte nicht, daß er indessen gekommen war, den Menschen zu ändern. Daß er gekommen war, die Welt zu ändern. Sie folgte, sie weinte. Und zur selben Zeit schlugen sie auf ihren Sohn los. So sind die Menschen. Man kann sie nicht ändern. Man kann sie nicht neuschaffen. Niemals. Und er war gekommen, sie zu ändern. Sie neuzuschaffen. Die Welt zu ändern.

Sie folgte, sie weinte. Ihre Augen waren so verwirrt, daß ihr das Tageslicht nicht hell erschien. Niemals mehr. Seit drei Tagen sagten die Leute: sie hat um zehn Jahre gealtert. Sie folgte, sie weinte, sie verstand nicht recht. Aber sie verstand sehr wohl, daß die Obrigkeit gegen ihren Jungen war. Daß die Obrigkeit ihn töten wollte. Alle Herrschenden hatten sich gegen ihn zusammengetan. Die Herrschaft der Juden und die Herrschaft der Römer. Die Herrschaft der Richter und die Herrschaft der Priester. Die Herrschaft der Soldaten und die Herrschaft der Pfarrer. Er würde sicher nicht davonkommen. Gewiß nicht. Alle Welt war gegen ihn. Alle Welt war für seinen Tod. Sie sah wohl, daß alle gegen ihn waren. Die Obrigkeit und das Volk. Und daß sie ihn kriegen würden. Sonderbar ist, daß der ganze Spott auf ihn kam. Und daß für sie kein Spott übrig war. Für sie hatte jedermann nur Achtung. Für ihren Schmerz. Für ihr Unglück. Man sagte ihr keine Albernheiten. Im Gegenteil. Die Leute sahen nicht einmal zu sehr nach ihr hin. Um sie mehr zu ehren. Um sie besser zu ehren. Auch sie war hinaufgestiegen. Bis zur Höhe. Ohne es auch nur zu merken. Ihre Beine trugen sie, ohne daß sie es auch nur merkte. Auch sie war den Leidensweg hinaufgegangen. Die vierzehn Stationen. Sie wußte nicht mehr recht. Sie erinnerte sich nicht mehr. Doch hatte sie sie zurückgelegt. Dessen war sie sicher. Aber man kann sich täuschen. In solchen Augenblicken verwirrt sich einem der Kopf. Sie weinte, sie weinte. Seit drei Tagen weinte sie. Nein, erst seit zwei Tagen. Nein, erst seit dem vorhergehenden Abend. Am vorhergehenden Abend war er festgenommen worden. Erst. Sie erinnerte sich wohl. Also. Wie die Zeit vergeht. Wie schnell die Zeit vergeht. Nein, wie langsam. Wie langsam die Zeit vergeht. Sie glaubte, es seien drei Tage. Wie man sich täuschen kann. Er war auf dem Ölberg festgenommen worden. Das war ein Spaziergang. Des Sonntags für die Leute. Er war am vorhergehenden Abend auf dem Ölberg festgenommen worden.

Sie erinnerte sich wohl. Sie erinnerte sich sehr wohl. Aber es schien ihr. Sie glaubte, es seien drei Tage. Wenigstens. Oder mehr. Viel mehr. Viele Tage. Und Jahre. Es schien ihr, wie wenn es fast immer so gewesen sei. Sozusagen immer. So schien es ihr. Daß es immer so gewesen sei. So etwas gibt es im Leben.

Sie weinte für heute und morgen. Und für ihre ganze Zukunft. Für ihr ganzes ferneres Leben. Aber sie weinte, sie weinte auch. Für ihre Vergangenheit. Für die Tage, an denen sie glücklich gewesen war. In ihrer Einfalt. Um die Tage auszulöschen, an denen sie glücklich gewesen war. Um die Tage des Glücks auszulöschen. Ihre früheren glücklichen Tage. Weil diese Tage sie getäuscht hatten. Die trügerischen Tage. Weil sie sie verraten hatten. Diese früheren Tage. Die Tage, an denen sie im Vorrat hätte weinen sollen. Auf Vorrat. Man sollte immer auf Vorrat weinen.

Im voraus für die zukünftigen Tage. Für die zukünftigen Leiden. Für das Unglück, das wacht. Sie hätte ihre Maßregeln treffen sollen. Vorsorgen. Man sollte immer vorsorgen.

Wenn sie es gewußt hätte.

Wenn sie es gewußt hätte, hätte sie immer geweint. Ihr Leben lang geweint. Im voraus geweint. Sie hätte sich in acht genommen. Sie wäre der Sache zuvorgekommen. So wäre sie nicht getäuscht worden. Sie wäre nicht verraten worden.

Sie hatte sich selbst verraten, da sie nicht weinte. Sie hatte sich selbst bestohlen. Sie hatte sich selbst betrogen. Da sie nicht weinte. Da sie die Tage des Glücks hinnahm. Sie hatte sich selbst verraten. Sie war mit vom Spiele.

Zu denken, daß es Tage gab, an denen sie gelacht hatte. In aller Unschuld. In aller Einfalt. Damals ging alles so gut. Sie weinte, sie weinte, um diese Tage auszulöschen. Sie weinte, sie weinte, und löschte diese Tage aus. Die gestohlenen Tage. Um die man sie bestohlen hatte. Die Tage, die sie ihrem Sohn entzogen hatte, der jetzt am Kreuz sein Leben ließ.

Sie weinte, sie weinte, sie war vor Weinen häßlich geworden. Sie, die größte Schönheit der Welt. Die mystische Rose. Der elfenbeinerne Turm. Die Königin an Schönheit. In drei Tagen war sie schrecklich anzusehen geworden. Die Leute sagten, sie habe um zehn Jahre gealtert.

Sie hatte um ihr ganzes Leben gealtert und um mehr als ihr Leben, um mehr als ein Leben.

Denn sie hatte um eine Ewigkeit gealtert. Sie

hatte um ihre Ewigkeit gealtert. Das ist die erste Ewigkeit nach der Ewigkeit Gottes.

Sie war Königin geworden. Sie war die Königin der Sieben Schmerzen geworden.

Sie weinte, sie weinte, sie war so häßlich geworden. In drei Tagen. Sie war schrecklich geworden. Schrecklich anzusehen. So häßlich, so schrecklich. Daß man sich über sie lustig gemacht hätte. Sicherlich. Wenn sie nicht die Mutter des Verurteilten gewesen wäre.

Sie weinte, sie weinte. Ihre Augen, ihre armen Augen. Ihre armen Augen waren rot von Tränen. Und niemals würden sie ganz klar sehen. Nachher. In der Folge. Niemals mehr. Niemals von nun ab würde sie ganz klar sehen. Um zu arbeiten.

Und doch mußte sie später arbeiten, um ihr Leben zu fristen. Ihr armes Leben. Noch arbeiten. Nachher wie vorher. Bis zum Tode. Strümpfe ausbessern und Socken. Für Joseph. Kurz, alles, was eine Frau in ihrem Haushalt tun muß. Man hat soviel Mühe, sein Leben zu fristen.

Sie weinte, sie war schrecklich geworden. Die Wimpern klebten aneinander. Die beiden Lider, das obere und das untere. Geschwollen, fleckig, blutrot. Die Wangen verwüstet. Ihre Tränen hatten gleichsam ihre Wangen bearbeitet. Ihre Tränen hatten auf jeder Seite eine Furche in ihren Wangen ausgetrieben.

Ihre Augen glühten, ihre Augen brannten. Niemals war soviel geweint worden. Und doch war es ihr eine Erleichterung, zu weinen. Ihre Haut glühte, ihre Haut brannte. Und unterdessen brannten ihn seine fünf Wunden. Und er fieberte. Und sie fieberte. Und so war sie seinen Leiden beigesellt.

Mémoires

Von Anton Tschechow

Für einen gebildeten Menschen ist die Unkenntnis fremder Sprachen eine sehr unangenehme Sache. Herr Worotow empfand es ganz besonders stark, als er nach Beendigung der Universitätsstudien sich an eine kleine wissenschaftliche Arbeit machte.

„Das ist schrecklich!“ sprach er keuchend (denn trotz seiner sechsundzwanzig Jahre war er corpulent und kurzatmig). „Das ist schrecklich! Wie ein lahmer Vogel bin ich ohne Sprachen. Wie soll da einer nur arbeiten?“

Und er beschloß, seine angeborene Trägheit zu überwinden und sich der französischen und deut-

schen Sprache zu widmen. Er sah sich nach einem Lehrer um. —

Eines Winternachmittags, als Herr Worotow in seinem Arbeitszimmer saß und arbeitete, meldete der Diener den Besuch einer jungen Dame.

„Ich laß bitten,“ sagte Herr Worotow. Ins Zimmer trat ein junges, elegant nach der letzten Mode gekleidetes Mädchen. Sie stellte sich als Lehrerin der französischen Sprache, Alice Ossipowna Anquette vor, und sagte, sie sei von einem Freunde des Herrn Worotow zu ihm geschickt worden.

„Sehr angenehm! Nehmen Sie Platz!“ sagte Herr Worotow keuchend und hielt die Handfläche vor den Hals, um den Kragen seines Nachthemdes zu verbergen. (Um sich das Atmen zu erleichtern, arbeitete er immer im Nachthemd.) — „Sind Sie zu mir von Peter Sjergiejewitsch geschickt worden? Ich bat ihn nämlich . . . — Es freut mich sehr.“

Während sie die Einzelheiten besprachen, betrachtete er halb verlegen und neugierig Mlle. Anquette. Sie war eine echte, elegante, noch ganz junge Französin. Ihre Haltung war korrekt und ernst, und sie machte ein etwas verdutztes Gesicht, als sie erfuhr, daß sie nicht Kinder zu unterrichten haben würde, sondern einen erwachsenen dicken Mann.

„Nun, Alice Ossipowna,“ sagte Herr Worotow, „Sie werden mir also täglich abends von sieben bis acht Uhr Unterricht erteilen. Was Ihre Honoraransprüche — einen Rubel für die Stunde — anbelangt, so habe ich nichts dagegen einzuwenden.“

Er fragte sie auch noch weiter, ob sie nicht eine Tasse Kaffee oder Tee trinken würde und ob das Wetter draußen schön sei. Gutmütig lächelnd fuhr er mit der flachen Hand über das grüne Tuch des Schreibtisches und erkundigte sich freundlich nach ihrem Namen, ihrer Vorbildung und ihren materiellen Verhältnissen.

Alice Ossipowna antwortete kühl und geschäftsmäßig, daß sie eine Privatpension besucht und später die Lehrerinprüfung bestanden habe, daß ihr Vater vor kurzem an Scharlach gestorben sei, die Mutter lebe und Blumenmacherin wäre, sie selbst aber vormittags in einer Privatschule Unterricht erteile und nachmittags bis zum Abend in mehreren besseren Familien Stunden gebe.

Als sie dann fort war, blieb im Zimmer ein feiner, zarter Duft weiblicher Kleidung zurück. — Herr Worotow saß lange vor seinem Schreibtische,

ohne zu arbeiten, glättete mit den Handflächen das grüne Tuch und grübelte.

„Es ist sehr angenehm, junge Mädchen zu sehen, die selbst ihr Brot verdienen,“ dachte er. „Andererseits ist es aber zu bedauern, daß auch solche zarte, hübsche Mädchen, wie Alice Ossipowna, von der Not nicht verschont werden und schweren Kampf ums Leben führen müssen. Fatal! . . .“

Die Vorstellung einer tugendhaften Französin war ihm jedoch so fremd, daß er gleich danach die Annahme aufstellte, daß die elegant gekleidete und gut gebaute Alice Ossipowna außer ihrer Stunden noch einer anderen Beschäftigung nachgehe.

Am folgenden Tage, als die Uhr fünf Minuten vor sieben zeigte, erschien Alice Ossipowna. Mit rosigen Wangen, ohne irgendwelche Einleitung, öffnete sie das mitgebrachte Lehrbuch und begann:

„Die französische Grammatik hat sechsundzwanzig Buchstaben. Der erste Buchstabe heißt A, der zweite B.“

„Entschuldigen Sie,“ unterbrach sie lächelnd Herr Worotow. „Ich möchte von vornherein bemerken, Mademoiselle, daß Sie Ihre Methode für mich ein wenig ändern müssen. Ich kenne nämlich gut lateinisch, habe vergleichende Sprachkunde studiert, und ich denke, wir könnten über das Lehrbuch hinweg sogleich zu irgendeinem Autor übergehen.“ — Und er erklärte der Französin, wie erwachsene Leute eine fremde Sprache lernen sollen. „Ein Bekannter von mir legte das Evangelium in französischer, deutscher und lateinischer Sprache vor sich hin, las jeden Satz in allen diesen drei Sprachen, und in weniger als einem Jahre war er an seinem Ziele. Wollen wir es nicht auch so machen? Nehmen wir ein beliebiges Buch und lesen wir es.“

Die Französin sah ihn erstaunt an. Der Vorschlag des Herrn Worotow erschien ihr ungemein naiv und absurd. Hätte diesen Vorschlag ein Kind gemacht, wäre sie sicher zornig geworden und hätte ihn zurückgewiesen, aber da es ein erwachsener dicker Mensch sagte, der nicht angeschrien werden konnte, so zuckte sie nur leise mit den Achseln und sagte: „Wie Sie wollen.“

Worotow suchte in seinem Bücherschrank und zog ein altes französisches Buch hervor.

„Ist dieses gut?“ fragte er.

„Das ist egal.“

„Nun, so wollen wir denn anfangen. Also der Titel: *Mémoires* . . .“

„Erinnerungen“ übersetzte Mlle. Anquette.

„Erinnerungen,“ wiederholte Herr Worotow.

Gutmütig lächelnd und schwer atmend hielt er sich eine Viertelstunde bei dem Worte *Mémoires* auf und ebenso lange beim Worte *de*. Das ermüdete Mlle. Alice. Sie beantwortete mit matter Stimme die Fragen und schien ihren Schüler nicht halb zu verstehen. Herr Worotow richtete Fragen an sie und betrachtete indessen ihren blonden Kopf. Er dachte: Ihr Haar ist nicht von Natur gelockt, sie brennt es. Wie merkwürdig! Von Früh bis Abend erteilt sie Stunden und findet Zeit, die Haare zu brennen.

Punkt acht Uhr erhob sie sich, und mit einem trockenen, kühlen „au revoir, monsieur“ ging sie. Im Zimmer blieb wieder ein zarter, feiner, aufregender Duft zurück.

Der Schüler saß, ohne etwas zu arbeiten, und grübelte.

Während des folgenden Tages kam er zu der Überzeugung, daß seine Lehrerin sehr nett, ernst und korrekt, aber sehr ungebildet sei und nicht verstehe, erwachsene Leute zu unterrichten. Er beschloß, um nicht die Zeit zu vergeuden, sich nach einem anderen Lehrer umzusehen. Um sieben Uhr abends zog er aus der Tasche ein Kuvert mit sieben Rubeln und fing ganz verlegen an:

„Entschuldigen Sie, Alice Ossipowna, ich muß Ihnen mitteilen . . . ich bin leider genötigt . . .“

Die Französin erriet, um was es sich handelte. Zum erstenmal in der ganzen Zeit veränderte sich ihr Gesicht. Sie errötete leicht, schlug die Augen nieder und spielte nervös mit ihrem dünnen goldenen Kettchen. Ihr Anblick zeigte Herrn Worotow, wie schwer es ihr war, auf einen Rubel ihres Einkommens zu verzichten.

„Ich muß Ihnen sagen . . .“ murmelte er noch verlegener. Dann schob er rasch das Kuvert mit dem Gelde in die Tasche und fuhr fort: „. . . Entschuldigen Sie . . . ich . . . muß Sie für zehn Minuten verlassen . . .“

Der Unterricht wurde fortgesetzt. Herr Worotow verlor jede Lust zum Lernen. Da er einsah, daß diese Sprachstudien ihn zum gewünschten Ziele nie bringen würden, gab er der Französin volle Freiheit, zu lehren, wie sie wollte. Sie übersetzte zehn Seiten in jeder Lektion. Er hörte nicht zu, keuchte und verkürzte sich die Zeit damit, daß er bald den Lockenkopf, bald den Hals, bald die zarten weißen Hände der Französin betrachtete und den angenehmen Duft ihres Kleides einatmete. Er ertappte sich auf unreinen Gedanken und schämte sich. Oder er wurde weich gestimmt und bedauerte es, daß Mlle. Alice sich so kühl

und geschäftsmäßig zu ihm verhielt, wie zu einem Schüler, nie lächelte und sich ängstlich vor einer zufälligen Berührung von seiner Seite zu hüten schien. Er dachte, wie könnte ich es nur machen, daß sie mehr Vertrauen zu mir gewinnt, daß ich sie näher kennen lerne, ich ihr erklären könnte, wie schlecht sie unterrichtet, die Arme.

Eines Tages erschien Alice Ossipowna zur Stunde in elegantem rosa Kleide mit leichtem Ausschnitt. Sie verbreitete ein solches Aroma um sich, daß sie wie von einer duftigen Wolke umhüllt erschien und ein Hauch genügen würde, um sie zum Flug zu bringen. Sie entschuldigte sich und sagte, daß sie nur eine halbe Stunde bleiben könne, da sie von hier aus direkt zu einem Ball gehe. Er sah ihren Hals und ihren Rücken, der im Ausschnitte schimmerte, und versank in einer Wolke von Schönheit, Nacktheit, Duft, während sie, ohne seine Gedanken zu ahnen, und ohne das mindeste Interesse für sie zu haben, rasch eine Seite nach der anderen blätterte und ununterbrochen übersetzte. Die Mémoires waren schon längst zu Ende, und jetzt las Mlle. Alice aus irgendeinem anderen Buche vor.

Als Alice das nächste Mal um eine Stunde früher kam und sich damit entschuldigte, daß sie um sieben Uhr ins Theater fahre, kleidete sich Worotow, nachdem er sie zur Türe hinausgeleitet, rasch um und fuhr ebenfalls ins Theater. Er fuhr hin, wie er sich sagte, nur um auszuruhen und sich zu zerstreuen. An Alice dachte er nicht im geringsten. Wie könnte er auch, er, der gesetzte Mann, der eine wissenschaftliche Karriere anstrebte, durchaus ernst war — wie könnte er seine Arbeit beiseite schieben, um einem kaum bekannten, dummen, unintelligenten Mädchen ins Theater nachzulaufen. Aber seltsamerweise schlug während der Pause sein Herz ganz besonders stark, und er lief wie ein Knabe durch alle Foyers, als suche er jemand. Als die Pause zu Ende war, empfand er eine seltsame Beklemmung. Endlich erblickte er das bekannte rosafarbene Kleid, die schönen tüllbedeckten Schultern, und ein Glücksgefühl überkam ihn. Er lächelte freudig, und zum erstenmal in seinem Leben empfand er zugleich das Gefühl der Eifersucht.

Alice ging mit zwei Studenten und einem Offizier. Sie lachte, sprach laut und kokettierte allem Anscheine nach. So sah sie Herr Worotow nie. Sie schien glücklich, zufrieden, aufrichtig, warm. Wieso? Warum? Vielleicht deshalb, weil diese Leute ihr nahe waren, weil sie ihrem Kreise

angehörten . . . Und Herr Worotow sah plötzlich einen tiefen Abgrund zwischen sich und jenem Kreise. Er grüßte seine Lehrerin, aber jene dankte kalt und flüchtig und ging rasch vorbei. Es schien ihr unangenehm zu sein, ihre Begleiter merken zu lassen, daß sie Stunden gebe und arm sei.

Nach dieser Begegnung im Theater war es Herrn Worotow klar, daß er verliebt war. Während der weiteren Lektionen verschlang er seine elegante Lehrerin mit den Augen und legte seinen Gedanken keinen Zwang mehr an. Das Gesicht Alice Ossipownas behielt seinen kalten Ausdruck. Schlag acht Uhr erhob sie sich wie jeden Abend, sagte ruhig: „au revoir, monsieur“ und ging. Er sah, daß er ihr ganz gleichgültig sei und immer gleichgültig bleiben werde und — daß seine Lage hoffnungslos war.

Manchmal aber, während der Stunde, fing er zu träumen an, zu hoffen. Er machte Pläne, verfaßte im Geiste Liebeserklärungen, erinnerte sich, daß die Französinen nachgiebig und leichtsinnig sind. Aber er brauchte nur in das Gesicht seiner Lehrerin zu sehen, und seine Gedanken erloschen wie die Kerzenflamme im Winde.

Einmal aber vergaß er sich; berauscht und fiebernd stellte er sich ihr in den Weg, während sie zur Türe des Arbeitszimmers hinausgehen wollte,



Schmidt-Rottluff: Im Café

und fing stotternd und stammelnd an: „Sie sind mir so teuer . . . Ich . . . ich liebe Sie . . . Lassen Sie mich nur Ihnen sagen . . .“

Mlle. Alice wurde blaß, wahrscheinlich aus Angst, daß sie nach dieser Szene nicht mehr die Stunde würde behalten können. Sie machte erschrockene Augen und flüsterte laut:

„Ach, das dürfen Sie nicht! . . . Sprechen Sie nicht! Ich bitte Sie! Nein!“

Die Nacht darauf konnte Herr Worotow nicht einschlafen. Er schämte sich, schalt sich und dachte immer an das Geschehene. Er glaubte, er habe das Mädchen beleidigt und sie werde nun nicht mehr zu ihm kommen. Er beschloß, nächsten Tags ihre Adresse im Adressenbureau zu erfahren und sich vor ihr in einem Briefe zu entschuldigen. Aber Alice kam auch ohne den Brief. Den ersten Augenblick war sie sichtbar verlegen, aber dann schlug sie das Buch auf und fing an, ebenso laut und fließend wie immer zu übersetzen . . .

Sie kommt noch bis jetzt zur Stunde. Sie ist schon beim vierten Buche. Aber Worotow weiß nichts außer dem Worte *Mémoires*, und wenn sich seine Freunde erkundigen, wie es mit seiner wissenschaftlichen Arbeit geht, so macht er eine wegwerfende Bewegung mit der Hand und fängt an vom Wetter zu reden.

Deutsch von Nadja Strasser

VERSTAUBTE FAHNEN . . .

Verstaubte Fahnen heb ich auf.

Aus euren Winkeln kommt mir, stolze alte
Zeichen,

Kommt, haltet mit mir unterm Sternenhimmel
Die letzte Fahnenwacht.

Da will ich liegen auf der weiten Heide,
Ich will den Kopf in eure Seiden pressen,
Und singen euch mein Sterbelied.

Von roten Lippen will ich euch erzählen,
Die ich geküßt, indes ich meinen Arm
In tollem Rausch um ihre Hüften preßte,
Und stammeln will ich euch von jenen heißen
Liedern,

Die sangen wir, beim Wein, in schwüler Laube,
Wo die Laterne uns zu Häupten streute
Den gelben Schein in helle Sommernacht; —
— Was klag ich nach, zerkliert sind alle Kelche,
Die Rechnung harret — — — — —

Dann kommt die letzte Nacht, — verlorne Posten —
Fern hinter dunklen Hügelketten wandert,
Unabwendbar,
Von rechts und links mein Ende gegen mich.

Noch einen Morgen sehn wir dann,
Ihr mir zu Häupten flatternd in die Luft;
Und dann,
Dann bett ich mich
Im Sturz auf die verblichnen Fetzen eures Ruhms.
Hellmuth Wetzels

AUF EINER FELDPOSTKARTE

Zerflossen alles
in wirren Schaum,
mein Hirn ein weiter
luftleerer Raum.

Von außen schlagen
die Hämmer drauf:
mein Schädel ist
ein Kirchturmknauf.

Hans Leybold

DICHTUNGEN VOM SCHLACHT-FELD

Diese Gedichte veröffentliche ich mit besonderer Genugtuung: es sind die ersten wertvollen Verse, die der Weltkrieg 1914 hervorgebracht hat, es sind die ersten Kriegsgedichte. Der Dichter, mein Mitarbeiter Wilhelm Klemm, sendet sie mir aus Frankreich, wo er als Militärarzt wirkt. Der Nachdruck, die Aufnahme in sogenannte „lyrische Kriegsflugblätter“ oder ähnliche Kuplet-sammlungen, ist unter allen Umständen verboten!

Schlacht an der Marne
Langsam beginnen die Steine sich zu bewegen
und zu reden.

Die Gräser erstarren zu grünem Metall. Die
Wälder,

Niedrige, dichte Verstecke, fressen ferne Kolonnen.
Der Himmel, das kalkweiße Geheimnis, droht
zu bersten.

Zwei kolossale Stunden rollen sich auf zu Minuten.
Der leere Horizont bläht sich empor,
Mein Herz ist so groß wie Deutschland und
Frankreich zusammen,
Durchbohrt von allen Geschossen der Welt.

Die Batterie erhebt ihre Löwenstimme,
Sechsmal hinaus in das Land. Die Granaten
heulen.

Stille. In der Ferne brodelte das Feuer der In-
fanterie,
Tagelang, wochenlang.

Abend im Feld
Jeden Abend in das nasse Zelt
Kommt ein Offizier und erzählt, wer gefallen ist.
Jeden hungrigen Abend, wenn wir frierend uns
lang legen,
Sind Tote unter uns, die morgen sterben.

Dem einen riß es den Kopf herunter,
 Dort baumelt eine Hand, hier heult einer ohne
 Fuß,
 Einem Hauptmann schmetterte es grade in die
 Brust,
 Und der Regen, der Regen rinnt unaufhörlich.
 Durch die Nacht hallen noch immer die Kanonen.
 Dörfern brennen fern, kleine, rote Zungen.
 O du großer Gott, wie soll das endigen?
 O du suchende Kugel, wann kommst du zu mir?

Tot

Kamerad — ach so, ja — Kerl, steh doch auf!
 Mach kein so weißes Hängegesicht!
 Dein Gewehr ist doch noch geladen!
 Und das bißchen Blutschaum auf den Lippen?
 Deine Glieder sind steif, kalt, merkwürdig schwer.
 Das ist die sogenannte Totenstarre.
 Grade über uns zerblitzt ein Schrapnell —
 Kamerad, eigentlich ist es ganz egal.

Wilhelm Klemm

GEBURT

Nun habt ihr mich in die Welt gesetzt, nackt
 und blind.
 Laßt mich nackt sein und blind, daß ich mir
 selber die Augen
 Auftue wie nach dem Entschluß, der mich fand
 in dem Saugen
 Meines Leibes nach Flucht . . . Und seid von
 mir, denn ich bin ein Kind.
 Ich bin ein Spiel. Laßt mich ein Spiel sein dieses
 Gedankens: Ich bin!
 Er ist über vielen Stufen, und ich habe die erste
 gefunden,
 Ich habe sie erklimmt — noch habt ihr mich
 nicht betastet — losgebunden
 Erlöst sich die Müdigkeit meines ersten Auges,
 und die zweite Stufe wölbt sich mir hin.
 Noch habt ihr mich nicht betastet — — Hände
 sind wie ein Fluch
 An mich angelegt . . . Was wißt ihr, Mutter, du
 von meinem Weinen,
 Sieh mich nur an, ich habe nur einen Gedanken,
 erst einen —
 Aber wenn ihr mir fern seid, seid ihr mir wie
 ein Geruch.
 Und schon bin ich nicht mehr Spiel, ich bin
 Spieler und weiß vom Hinan,
 Und die zweite Stufe ist Kraft . . . Laßt!! Laßt!!!
 Ihr könnt mich nicht heben,

Ihr seid mir ein In-den-Rücken-fallen . . . Was
 wißt ihr vom Leben!
 Ihr seid wie ein Mord und hagelnde Steine . . .
 Wo . . . wo . . . ist das Dann? . . .

Ludwig Bäumer

Attila

Von August Strindberg

Mit Konstantin dem Großen hatten Hellas, Rom
 und Palästina zu existieren aufgehört; die Kultur
 war nach dem Morgenland übergesiedelt, denn
 Konstantinopel ward die Hauptstadt von Europa,
 und vom Orient aus wurden Rom, Spanien,
 Gallien, Germanien durch Satrapen unter ver-
 schiedenen Namen regiert. Es sah aus, als habe
 Europa ausgeblüht, als habe sich Rom ins Grab
 gelegt, aber es sah nur so aus. Die Geschichte
 ging nicht geradeaus wie ein Strich, sondern
 machte Umwege, und deshalb schien die Entwick-
 lung in Unordnung geraten, irre gegangen zu
 sein. Das war sie aber nicht.

Das Christentum, das jetzt den Westen durch-
 dringen wollte, war ja aus dem Osten, und
 darum bildete das alte Byzanz eine Übergangs-
 station. In Rom, das seinem Schicksal überlassen
 worden, da die Satrapen in Mailand und Ravenna
 saßen, begann eine neue Weltmacht aufzu-
 sprießen, eine geistige, die in der Stille eine neue
 Kaiserkrone schmiedete, um sie dem Würdigsten
 zu übergeben, wenn die Zeit erfüllt war.



R. de la Fresnaye: Französischer Kürassier

Und der Erbe war von Tacitus angekündigt worden, ein neues Volk aus dem Norden, gesund, ehrlich, gutmütig. Das waren die Germanen, die tausend Jahre die Kaiserkrone besitzen sollten, von 800 bis 1815. Schon am Anfang des fünften Jahrhunderts hatten ja die Westgoten Rom eingenommen, sich aber wieder zurückgezogen. Andere Germanen hatten Gallien überschwemmt, Spanien, Britannien; kein Stamm aber hatte festen Fuß in Italien gefaßt.

Da tritt ein ganz neues Volk auf den Schauplatz, dessen Herkunft unbekannt war; und die Verheißung von Kanaan, die eben den Germanen gegeben war, schien zurückgenommen zu sein, denn die Hunnen saßen schließlich in Ungarn und erhoben Steuern von allen Nationen der Welt. Um ein Holzschloß mit einigen Baracken am Theißfluß versammelten sich Griechen, Römer, Byzantiner und allerhand Germanen; vor einem Thron, auf dem ein Wilder saß, der einem Fleischklumpen glich.

Im Jahre 453 wollte dieser König nach manchen Schicksalen eine von seinen vielen Hochzeiten halten; und er hatte die großen Herren von ganz Europa berufen; berufen, denn der Fürst ladet nicht ein.

Zu Pferde kamen sie, aus Norden, Süden, Osten und Westen.

*

Von Westen, am Donauufer entlang, gleich unterhalb deren Biegung beim jetzigen Gran, kamen zwei Männer an der Spitze einer Karawane geritten. Mehrere Tage waren sie den lieblichen Ufern des grünen Flusses mit seinen Binsen und Erlen und seinen Schwärmen von Enten und Reiher gefolgt. Jetzt wollten sie die kühlen Schatten der Waldregion verlassen und sich nach Osten der Salzsteppe zuwenden, die sich bis an den gelben Theiß erstreckte.

Der eine Leiter der Truppe war Römer und hieß Orestes, war bekannt und berühmt; der andere war Rugier, von der Ostseeküste und trug den Namen Edeko, war Fürst und war gezwungen worden, Attila zu folgen.

Wenig hatten die großen Herren bisher gesprochen, denn sie mißtrauten einander; als sie aber auf die weite Steppe hinauskamen, die sich klar und hell wie eine Meeresfläche öffnete, schienen sie selbst sich aufzuklären und alles Mißtrauen fallen zu lassen:

„Warum reist du zur Hochzeit?“ fragte Orestes.

„Weil ich nicht ausbleiben wage!“ antwortete Edeko.

„Ganz wie ich.“

„Und die Braut! Die Burgunderin wagte nicht nein zu sagen.“

„Die? Doch, die hätte es schon gewagt.“

„Sie sollte also diesen Wilden lieben?“

„Das habe ich nicht gesagt.“

„Vielleicht haßt sie ihn denn? Eine neue Judith für diesen Holofernes?“

„Wer weiß? Die Burgunder lieben den Hunnen nicht, seit er auf seinem letzten Raubzug Worms zerstörte.“

„Unbegreiflich ist jedenfalls, daß er sich von der Niederlage auf den katalaunischen Feldern wieder erholt hat.“

„Unbegreiflich ist alles, was diesen Menschen angeht, wenn man ihn überhaupt einen Menschen nennen kann.“

„Du hast recht! Er soll dem Bruder seines Vaters, Rua, von dem wir nichts wissen, nachgefolgt sein; er hat seinen Bruder Bleda ermordet. Zwanzig Jahre haben wir ihn wie eine eiserne Rute über uns gehabt, und als er jüngst vor Rom stand, kehrte er um.“

„Aber er hat seinen Soldaten versprechen müssen, daß er ihnen einmal Rom geben wird.“

„Warum schonte er Rom?“

„Das weiß man nicht! Man weiß nichts von diesem Mann, und er selbst scheint über seine Person in Unkenntnis zu sein. Er kommt von Osten, sagt er, das ist alles. Das Volk sagt, die Hunnen seien von Hexen und Dämonen in Wüsten geboren. Fragt man Attila, was er will und wer er ist, antwortet er: Gottes Geißel. Er gründet kein Reich, baut keine Stadt, aber herrscht über alle Reiche und zerstört alle Städte.“

„Um zur Braut zurückzukehren: Ildico heißt sie, also ist sie Christin?“

„Ja, was kümmert das Attila? Er hat ja keine Religion.“

„Eine muß er wohl haben, da er sich Gottes Geißel nennt und behauptet, er habe das Schwert des Kriegsgottes gefunden.“

„Aber er ist gleichgültig gegen die Formen. Sein erster Minister Onegesius ist Grieche und Christ . . .“

„Sehen wir uns den sonderbaren Mann an, der, statt in Byzanz oder in Rom zu sitzen, sich in einer Salzsteppe niedergelassen hat.“

„Das soll von der Ähnlichkeit dieses Landes mit seinen Ebenen fern im Osten kommen. Der gleiche Boden, dieselben Kräuter und Vögel; er fühlt sich hier zu Hause.“

Sie verstummten, da die Sonne stieg und die Hitze zunahm. Niedrige Tamarisken, Wermut- und Sodapflanzen gaben keinen Schatten. Steppenhühner und -lerchen waren die einzigen Wesen, welche die Wüste belebten. Die Herden von Rindvieh, Ziegen und Schweinen waren verschwunden, denn Attilas halbe Million Soldaten hatte sie aufgeessen, und seine Pferde hatten jeden einzigen genießbaren Grashalm abgeweidet.

Zur Mittagszeit blieb die Karawane ganz plötzlich stehen, denn am östlichen Horizont war eine Stadt mit Türmen und Zinnen zu sehen, jenseits eines blauen Sees.

„Sind wir da?“ fragte Edeko.

„Unmöglich, es sind ja noch zwanzig Meilen oder drei Tagesreisen.“

Aber die Stadt war dort zu sehen, und die Karawane beschleunigte ihren Gang.

Nach einer halben Stunde war die Stadt nicht näher gekommen, sondern schien sich im Gegenteil zu entfernen, sich zu verkleinern und unter den Gesichtskreis zu versinken.

Nach einer neuen halben Stunde war die Stadt verschwunden und der blaue See auch.

„Zaubern können sie,“ sagte der Römer, „das aber übersteigt alles.“

„Es ist eine Fata Morgana oder eine Luftspiegelung,“ erklärte der Wegweiser.

Die Karawane machte gegen Anbruch des Abends Halt, um über Nacht zu ruhen.

*

Auf dem Landstreifen zwischen Bodrog und Theiß hatte Attila sein Standlager, denn eine Stadt konnte man es nicht nennen. Der Palast war aus Holz, das in grellen Farben lackiert war, und glich einem kolossalen Zelt, dessen Stil wahrscheinlich aus Sina, dem Seidenland, geholt war.

Das Frauenhaus, das dicht daneben aufgeführt war, hatte eine etwas abweichende Form, die mit den Götten von Norden gekommen sein mochte, oder auch von Byzanz, denn das Haus war mit Rundbogen aus Holz verziert.

Die Einrichtung schien von allen Völkern und allen Ländern zusammengestohlen zu sein; viel Gold und Silber, seidene und samtne Behänge; römische Möbel und griechische Gefäße, gallische Waffen und gotische Gewebe. Es glich der Wohnung eines Räubers, und das war es auch.

Hinter der Umzäunung des Palastes begann das Lager mit seinen verräucherten Zelten. Eine Menge Roßtäuscher und Pferdediebe wimmelte

in den Straßen umher, und es waren ebenso viele Pferde wie Menschen da.

Außerhalb des Lagers weideten Herden von Schweinen, Schafen, Ziegen und Rindern, lebender Proviant für diese unerhörte Horde, die nur verzehren und zerstören, aber nichts hervorbringen konnte.

Jetzt am Morgen des Hochzeitstages bewegten sich in diesem Lager Tausende kleine Menschen mit krummen Beinen und breiten Schultern, in Rattenfelle gekleidet und die Waden mit Lumpen umwickelt. Neugierig blickten sie aus den Zelten heraus, wenn Fremdlinge, die zum Fest geladen waren, angeritten kamen.

Auf der ersten Zeltgasse trat der Thronfolger, Attilas Sohn Ellak, den vornehmen Gästen entgegen; mittels eines Dolmetschers hieß er sie willkommen und führte sie in das Haus der Gäste.

„Ist das ein Prinz? Und sind das Menschen?“ sagte Orestes zu Edeko.

„Das ist ein Roßtäuscher, und die anderen sind Ratten,“ antwortete Edeko.

„Larven oder Lemuren, Vampyre, im Traum aus den Phantasien eines Berauschten geschaffen!“

„Sie haben ja keine Gesichter; die Augen sind Löcher, und der Mund ist eine Schnarre; die Nase ist von einem Totenschädel und die Ohren sind Topfhenkel.“

„Wahrhaftig! Und vor diesen Halbnackten, die keinen Harnisch und keinen Schild haben, sind die römischen Legionen geflohen! Es sind Kobolde, die sich ‚fest‘ machen können.“

„Die Welt erobern sie nicht!“

„Wenigstens nicht in diesem Jahr!“

Und dann folgten sie dem Prinzen Ellak, der jedes Wort gehört und verstanden hatte, obgleich er so tat, als kenne er die Sprache nicht.

*

Im Haus der Frauen saß die Favoritin Cercas und nähte am Brautschleier.

Ildico, die schöne Burgunderin, stand am Fenster, in Gedanken versunken und geistesabwesend. Sie hatte in Worms den Helden gesehen, vor dem die Welt zitterte, und sie war wirklich verhext worden von dem majestätischen Wesen des kleinen Mannes. Selbst herrschsüchtig und eigenwillig, war sie verlockt worden von der Aussicht, die Macht mit dem Mann zu teilen, vor dem alle und alles sich beugten; darum hatte sie ihm ihre Hand gegeben.

Sie hatte aber keine rechten Begriffe von den Sitten und Gewohnheiten des fremden Volkes ge-

habt, deshalb hatte sie sich ihre Stellung als Gattin und Königin ganz anders vorgestellt. Und erst heute morgen hatte sie erfahren, daß sie beim Hochzeitsfest überhaupt nicht erscheinen dürfe, den Thron nicht teilen werde, sondern ganz einfach mit den andern Frauen im Frauenhause eingeschlossen bleibe.

Cercas, die Favoritin, hatte mit Schadenfreude ihre Nebenbuhlerin über das alles aufgeklärt, und die stolze Ildico war jetzt im Begriff, einen Entschluß zu fassen. Freunde besaß sie nicht im Palast, und sich den fremden Fürsten zu nähern, war unmöglich.

Cercas nähte und sang dabei ein wehmütiges Lied aus der Heimat im fernen Osten.

„Tiger folgt des Löwen Spur
Siddi Khur,
Siddi Khur,
In der Steppe, meiner Flur.
Urgan, Khalgan, Kasso-gal.
Klaun aus Kupfer, Zähn aus Stahl.
Dalai-Nor,
Dalai-Nor;
Bist du kommen in sein Moor,
Kannst du niemals mehr empor!
Dalai-Nor!“

Ildico schien ihre Gedanken geordnet zu haben.

„Kannst du mir eine Nadel leihen?“ sagte sie;
„ich will nähen.“

Sie bekam eine Nadel, die war aber zu klein; sie verlangte eine größere und sie wählte die allergrößte. Die steckte sie in ihren Busen und nähte nicht.

Jetzt erschien in der Tür ein Wesen, so verabscheuenswert häßlich und von so boshaftem Aussehen, daß Ildico glaubte, es sei ein Dämon. Er war kohlschwarz wie ein Lybier aus dem heißen Afrika, und sein Kopf saß lose auf dem Magen selbst, denn die Brust fehlte. Es war ein Zwerg und ein Buckliger, hieß Hamilcar und war Hofnarr bei Attila. Der Narr war damals kein Witzbold, sondern ein naiver Dummkopf, der alles glaubte, was man sagte, und darum ein Gegenstand des Hänselns wurde.

Er steckte nur einen Brief in Cercas' Hand und war verschwunden.

Als Cercas den Brief gelesen hatte, wechselte sie die Farbe und wurde eine andere. Von Wut ergriffen, konnte sie zuerst nicht sprechen, sondern sie sang:

„Tiger folgt des Löwen Spur . . .
Ildico, du hast eine Freundin bekommen!“

brachte sie schließlich hervor. „Du hast eine Freundin hier im Zimmer, hier am Fenster, hier an deiner Brust!“

Und sie warf sich dem burgundischen Mädchen an die Brust, weinte und lachte abwechselnd.

„Gib mir deine Nadel, deine große schöne Nadel; ich werde sie einfädeln; nein, ich werde sie an meinem Stahl wetzen; nein, ich will sie in mein Nadelkissen stecken; nein, ich will sie in mein Riechfläschchen tauchen, in mein ganz besonderes kleines Riechfläschchen, und dann wollen wir zusammen dem Tiger das Maul zunähen, daß er nie mehr beißt! Siddi Khur! Siddi Khur!“

„Laß mich deinen Brief lesen,“ unterbrach Ildico sie.

„Du kannst nicht! Ich werde dir den Inhalt sagen! — Er, unser Herrscher, freit wieder — um die Tochter des Kaisers Valens, Honoria, und diesmal gelobt er, uns alle zu verbrennen — das nennt er uns ein ehrliches Begräbnis geben.“

Ildico reichte ihr ihre Hand zur Antwort.

„In dieser Nacht also! Und durch einen einzigen Nadelstich wird die Welt ohne Herrscher sein!“

*

Edeko und Orestes hatten in der Herberge gesessen und nach der Reise ausgeruht. Zur Mittagszeit, als sie ausgehen wollten, fanden sie die Tür geschlossen.

„Sind wir Gefangene? Sind wir in einen Hinterhalt gefallen?“ fragte der Römer.

„Und kein Essen haben wir bekommen,“ antwortete Edeko.

Da waren zwei Stimmen von draußen zu hören.

„Wir erwürgen sie; das ist wohl am einfachsten!“

„Ich denke, wir stecken das Haus in Brand! Der Lange ist stark . . .“

„Und sie haben geglaubt, wir verstehen ihre Sprache nicht.“

Die beiden Eingeschlossenen, die kein reines Gewissen hatten, wurden bestürzt und glaubten, ihr Ende sei nahe.

Da öffnete sich eine Luke in der Wand, und der Narr Hamilcar zeigte seinen schrecklichen Kopf.

„Ob du der Teufel bist oder nicht, antworte uns auf einige Fragen,“ rief der Römer.

„Sprecht, ihr Herren!“ antwortete der Neger.

„Sind wir Gefangene, oder warum bekommen wir euren König nicht zu sehen?“

Prinz Ellaks Kopf erschien an derselben Luke.

„Den König bekommt man erst heute abend

beim Gastmahl zu sehen," sagte der Prinz mit einem boshaften Grinsen.

„Sollen wir bis dahin hungern?“

„Wir nennen es fasten, und das tun wir immer, wenn wir ein Gastmahl vor uns haben, um dann desto mehr essen zu können.“

„Können wir dann wenigstens hinaus?“

„Nein," antwortete der Prinz mit seiner Roßtäuscherphysiognomie. „Man muß sich in die Sitten des Landes finden.“

Und damit wurde die Luke geschlossen.

„Glaubst du, daß wir mit dem Leben davonkommen?“ fragte Edeko.

„Wer weiß! Attila ist aus Falschheit geschaffen.“

„Du weißt nicht, daß er einmal zwei Briefe schrieb, den einen an den König der Westgoten, Diterich, und darin bat er ihn um ein Bündnis gegen die Römer als den gemeinsamen Feind; am selben Tag schrieb er einen ähnlichen Brief an die Römer, in dem er um ein Bündnis gegen die Westgoten bat. Der Betrug wurde entdeckt und Attila hatte sich zwischen zwei Stühle gesetzt.“

„Er scheint unsterblich zu sein, sonst wäre er doch wohl einmal im Kampf getroffen worden, da er immer an der Spitze geht.“

Bis zum Abend blieben die Reisekameraden eingesperrt, dann wurde die Tür schließlich geöffnet, und ein Zeremonienmeister führte sie in die Halle, wo das große Gastmahl stattfinden sollte.

*

In dem großen Saal waren unzählige Bänke und Tische, mit den kostbarsten Geweben überzogen und mit Trinkgefäßen aus Silber und Gold gedeckt. Die Gäste waren versammelt, die beiden Reisenden aber sahen keine bekannten Gesichter, und sie spähten vergebens nach dem Bräutigam und der Braut.

Als ihnen ihre Plätze angewiesen waren, begann ein leises Gemurmel unter den Gästen. Man sprach halblaut und fragte sich, wo der Großkönig sich zeigen werde.

Orestes und Edeko untersuchten mit den Augen Wände und Decke, ohne sehen zu können, wo das Wunder geschehen werde, denn diese kindlichen und hinterlistigen Männer pflegten die Gäste mit Überraschungen und scherzhaften Possen zu ergötzen.

Plötzlich stand die ganze Versammlung auf. Der Behang der Wand im Hintergrund war fortgezogen worden, und auf einer Estrade saß ein kleiner unbedeutender Mann, allein mit einem

Tisch vor sich und einem Ruhesofa neben sich. Auf dem Tisch stand ein hölzerner Becher.

Er saß ganz unbeweglich, nicht einmal die Augenlider bewegten sich.

Etwas tiefer als er stand sein Minister, der Grieche Onegesius, der seine Blicke unablässig auf den Herrscher geheftet hielt, der durch die Augen zu ihm sprechen zu können schien.

Der Minister gab ein Zeichen, und die Gäste setzten sich.

Attila blieb sitzen wie er saß, die Beine gekreuzt und die rechte Hand auf dem Tisch. Er grüßte nicht, beantwortete die Grüße nicht.

„Er sieht uns nicht! Er zeigt sich nur!“ flüsterte Orestes.

„Er sieht wohl!“

Onegesius erhielt einen Befehl aus dem Auge des Herrschers; hob seinen Stab; ein Dichter trat vor, mit einem Instrument, das einer Harfe und zugleich einer Trommel glich. Nachdem er die Saiten und das Trommelfell geschlagen, begann er zu rezitieren.

Es war ein Lied von allen Taten Attilas, stark aufgetragen, und es wäre endlos gewesen, wenn die Versammlung nicht in den Refrain eingefallen wäre und dabei mit ihren kurzen Schwertern auf den Tisch geschlagen hätte. Der Dichter schilderte die Niederlage auf den katalaunischen Feldern als eine ehrenvolle, aber unentschiedene Schlacht.

Als die Fremdlinge eine Zeitlang den unbedeutenden Helden in seinem einfachen braunen Lederanzug betrachtet hatten, wurden sie von der gleichen unwiderstehlichen Achtung ergriffen wie alle, die ihn gesehen.

Es lag mehr als Eitelkeit in dieser selbstbewußten Ruhe; diese sichtbare Verachtung von allem und allen. Er wandte den Gästen fortwährend das Profil zu, und niemand außer dem Minister konnte seine Blicke auffangen.

Als das Loblied zu Ende war, erhob Attila seinen Becher, und ohne einem zuzutrinken, nippte er daran.

Das war jedoch das Signal zum Beginn des Trinkgelages; und der Wein floß in goldene und silberne Becher, die bei jedem Zug geleert werden mußten, denn es ergötzte den Herrn, selber nüchtern, seine Umgebung berauscht zu sehen.

Nachdem man eine Weile getrunken hatte, trat der Neger Hamilkar vor und gaukelte.

Da erhob sich der Großkönig, kehrte erst der Versammlung den Rücken und legte sich dann auf das Sofa. Aber in jeder seiner Bewegungen

lag Majestät; und als er so sinnend dalag, die Knie hinaufgezogen und die Hände unterm Nacken, die Augen gegen die Decke gerichtet, war er noch imponierend.

„Aber die Braut und die Hochzeit?“ fragte Orestes einen von den hunnischen Gästen.

„Bei uns spricht man nicht von seinen Frauen; sollte man sie da zeigen?“ antwortete der Hunne.

Das Trinken wurde fortgesetzt, aber Speisen kamen nicht auf den Tisch. Mitunter sang die ganze Versammlung und schlug auf den Tisch. Mitten im Rausch und Lärm war der Saal plötzlich voll Rauch und das Gebäude stand in Flammen. Alle stürzten in die Höhe, schrien und suchten die Flucht, der Minister aber schlug mit seinem Stab auf den Tisch, und die Versammlung brach in ein Lachen aus.

Es war ein Hochzeitsscherz, und man hatte nur einige Fuder Stroh draußen angesteckt.

Als die Ruhe wieder eingetreten war, war Attila nicht mehr zu sehen, denn er hatte den Saal durch eine Paneeltür verlassen.

Und jetzt begann das Gastmahl, das bis zum Morgen dauerte.

*

Als die Sonne aufging, saß Orestes mit einem avarischen Fürsten noch beim Becher. Das Aussehen des Saals war unbeschreiblich, und die meisten Gäste tanzten draußen um Feuer.

„Das ist auch eine Hochzeit!“ sagte Orestes. „die vergessen wir nicht so bald; aber gern hätte ich mit dem merkwürdigen Mann gesprochen; kann man das nicht?“

„Nein,“ erwiderte der Avare, „er spricht nicht ohne Not. Wozu soll das dienen, sagt er, dazustehen und einander zu belügen? — Es ist ein kluger Mann, und nicht ohne Züge von Wohlwollen und Menschlichkeit. Er duldet kein unnötiges Blutvergießen, rächt sich nicht an einem Geschlagenen, verzeiht gern.“

„Hat er Religion? Ist er bange vorm Tod?“

„Er glaubt an sein Schwert und seinen Beruf, und der Tod ist ihm nur das Tor zur wirklichen Heimat. Darum lebt er nur als Gast hier unten, oder wie auf einer Reise.“

„Also ganz wie die Christen!“

„Eigentümlich ist es, daß er in Rom Respekt vorm Papst Leo bekam. — Was ist nun los?“

Draußen erschallte ein Geheul, das erst aus dem

Palast zu kommen schien, sich dann aber durchs Lager verbreitete. Eine halbe Million Menschen heulte, und es klang wie Weinen.

Die trinkenden Gäste eilten hinaus und sahen alle Hunnen tanzen, sich mit Messern das Gesicht ritzen und hörten sie unbegreifliche Worte ausstoßen.

Edeko kam hinzu und riß Orestes mit sich durch die Haufen:

„Attila ist tot! Gelobt sei Jesus Christ!“

„Tot? Das ist Ildico!“

„Nein, sie saß an der Leiche, verschleiert, weinend.“

„Das ist sie!“

„Ja, aber diese Wilden sind zu hochmütig, um zu glauben, Attila könne von einem Menschen getötet werden!“

„Welches Glück für uns!“

„Schnell nach Rom mit der Neuigkeit! Das Glück dessen, der zuerst kommt, ist gemacht!“

*

Orestes und Edeko reisten am selben Morgen; und sie vergaßen niemals diese Hochzeit, die sie zum erstenmal zusammengeführt.

Später erneuerten sie die Bekanntschaft, aber unter andern und größern Verhältnissen. Denn Edekos Sohn war Odovaker, der den Sohn des Orestes stürzte, und der war kein andrer als der letzte Kaiser Romulus Augustus.

Er hieß sonderbarerweise Romulus wie Roms erster König, und Augustus wie der erste Kaiser. Und er beschloß sein Leben als Verabschiedeter, mit einer Pension von sechstausend Goldmünzen, in einer Villa in Campanien, die vorher Lucullus besessen hatte.

Autorisierte Uebersetzung von Emil Schering

KLEINER BRIEFKASTEN

M. P. und andere. Zu den Pflichten unserer Leser gehört, den Kriegsverwundeten in Lazaretten gute Bücher und nur gute Bücher zu senden. Nicht überflüssige Bestandteile seiner Bibliothek gebe man, sondern Bücher, die man als unentbehrlich schätzt. Wer z. B. Werke von Heinrich Mann, von August Strindberg spendet, leistet wertvolle Kulturarbeit. Die Verlage Georg Müller (der den gesamten Strindberg verlegte), Eugen Diederichs, Weiße Bücher, S. Fischer und P. Cassirer geben ihre Verlagswerke für diesen Zweck zwiefellos zu ermäßigten Preisen ab.

Eugen Tominski, Wittenberg. Nein, die AKTION beschäftigt sich jetzt nur mit Dingen der Literatur und der Kunst. Die aktuellen Kuplets der Kerr, Brenner usw. sind solche Dinge mitnichten.

Freunde! Wer die AKTION regelmäßig erhalten will, abonniere!

INHALT DER VORIGEN NUMMER: Moriz Melzer: Aktgruppe (Titelzeichnung) / S. Friedländer: Wink zur Abschaffung des Menschen / Oskar Baum: Der Indifferente / Bruder Alain sagte / Iwan Lassang: Die Automammuts / Heinrich Nowak: Djaga. Novelle / Walt Withman: Achtundzwanzig junge Männer / Hans Leybold: Ich schlafe / Oskar Kanehl: Herbstnächtlicher Gang / Charles Péguy starb / Glib Uspenski: Cook. Novelle / Daumier: Familienrat (Zeichnung) / Gangolf: Variete (Original-Holzschnitt) / Paul Mayer: Das Wunder. Novelle / Otto Kley: Die zwei Äpfel / Briefkasten

Die Aktion

M 19

WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK, LITERATUR, KUNST

IV. JAHR HERAUSGEGEBEN VON FRANZ PFEMFERT NR. ⁴⁴/₄₅

INHALT: Ludwig Meidner-Dresden: Potsdamer Platz, Berlin (Titelzeichnung) / Hans Koch: Die Weinrebe und der Pflaumenbaum / André Gide: Über Mallarmé / Thomas: Vacuum / Eugène Delacroix: Handzeichnung / Paolo Buzzi: Stimmen der Eingeschlossenen / Erna Kröner: Gewitter / Karl Otten: Die Einfalt spricht / Ludwig Meidner-Dresden: Im Caféhaus / Kurd Adler: Ein Dorf / Friedrich W. Wagner: Verse / Donald Wedekind: Der Student / Hugo Kersten: Perversitäten des Willens / Hugo Kersten: Der Dichter spricht / Paul Kraft: Anmerkung zur „Kleinen Stadt“ / Literarische Neuerscheinungen / Kleiner Briefkasten.



VERLAG / DIE AKTION / BERLIN-WILMERSDORF

HEFT 30 PFG.

Das weiße Parkschloß drüben über der weichen Wiesensenkung stand abseits dieser wandelbaren Erdendinge. Seine schmucklose Fassade träumte hinter den zusammengeschobenen Ballen der Ulmenkronen wie die Stirn einer Wittib hinter der Kummerhaube einer großen Vereinsamung.

Krückenlahme Feste zuhächst. Sonst die Lange- weile einer übersatten Behaglichkeit.

Der Schloßherrin gab das Dasein kein Genügen. Die Jahre hatten sie angespieen mit krassem Trug und Schalheit, hatten ein menschlich Glück zerbeult und angebröckelt. Die Ehe hatte nur kurz hingehalten. Und unter dem stäupenden Zusammensturz einer Liebesgemeinschaft sollte eine Jugend, der Besseres versprochen schien, verschüttet bleiben. Und, was Wunder: das Fleisch dieser Frau zwischen zwei Altern erfüllte nicht die Pflicht einer natürlichen Dauer.

Die Freigräfin von Avelesines galt als häßlich, kalt, hochmütig und dumm.

Vor dem scheckhäutigen Domherrn der nahen Bischofsstadt saß sie in grauer, unterwürfiger Einfalt. Kam der Abbé, die langgerockte Dohle mit dem Totenkopf, daraus ein paar hungrige Schwarzaugen fieberten, so stachen ihre kleinen, grauen Blicke zwischen den geklemmten, vibrierenden Lidern. Doch wenn zur Stunde, wo der Abendzug zwischen den weichen Hügelhauben der Niederung verrollte, ein junger Offizier, rothosig, hochschüssig, nervös, seine Reitgerte unter den Ulmen wippen ließ, dann rückten die pludrigen Wipfel wie alte, raunzende Tantenschöpfe zusammen: in ihrem Gelaub näselte der Wind, der in den Heuschobern sich voll Moral gesogen hatte, sein „aber nein!“

Als zwischen Reims, der Taufstadt der Frankenherzöge, der Lagerstadt des fränkischen Perlweins, und Lön, das die Aureole eines standhaften Provinzlerruhms hoch in den Morgenglanz eines steilen Tafelbergs gehoben hat, der Herbst alle Höhen, alle Täler in feiler Pracht entzündet hielt, kam ein junger deutscher Feldarzt durch Hohlwege und an Ackerränften hin landquerein geritten.

Die Nacht hatte zauberisch ihren Sternenmantel entrollt, aus dessen Saum fernher ein Blinken funkte: die französischen Batterien über der Aisne. Wie ein Emblem hielt der Mond sein Hifthorn schräg über den schlummernden Wäldern.

Der Deutsche lag rücklings unter einem Dachgitter von trockenen Ästen und breiten, phantastisch verkrümmten Blättern. Sein Grauschimmel schrabte zur Seite und rupfte am niederen Stand-

gras. Doch wenn er an seiner kurzen Halfter ruckte, dann rieselte ein Sprühregen von Zweigstücken und schilfernden Borken nieder.

Es lag ein junger Bursch irgendwo bei seinen hochgemuten Träumen . . .

Ein Pflaumenbaum stand über ihm verdorrt, ein morsches Skelett, darin eine Weinrebe mit breitem, schlaffem Gerank schwerfällig niederhing. Die spärlichen, mageren Blätter, kränklich übergroß wie die wuchernden Brauen, wie die Warzenhaare einer lasterhaften Kartenlegerin, waren unbelebte Flecke in der Funkensaat des Himmelsteppichs.

Die Salven der Feldbatterien rollten landüberher. Das Antlitz des Parkschlusses grinste wie ein mürbes Schädelbein über dem dunklen Geistern der Herbstbäume.

Den jungen Deutschen aber fröstelte: er hatte vor Abend Jeanpierre, den Schloßwart, mit eingetriebener Kinnlade auf der Terrasse überzwerg liegen gesehn.

Seine Leiche lag starr in großer Livree.

Über Mallarmé

Von André Gide

Auf der Seite 1108 von Herrn Lansons sehr bemerkenswerter Literaturgeschichte (nach der alle unsere Gymnasiasten sich eine Meinung bilden müssen) steht: „Mallarmé, der durch seine — wie's scheint: entzückenden — Gespräche eine beträchtliche Wirkung geübt hat, ist als Künstler unvollkommen, untergeordnet und unfähig, sich auszudrücken.“ Und in der kleinen Geschichte der französischen Literatur von Herrn Faguet (o: der ist ein Kritiker von Wert, seine Ansicht hat Geltung in mehr als einer Welt, er schreibt nicht nur für die Idioten) lesen wir: „Stephan Mallarmé ist meistens, fast immer, für gewöhnliche Sterbliche unverständlich, und selbst die Eingeweihten tun vielleicht nur so, als ob sie ihn begriffen. Besonders goutieren ihn solche Leser, die von einer Lektüre, wie von einem Musikstück, nur irgendwie vage angeregt sein wollen, um sich dann ihren privaten Träumereien hinzugeben. Sie überlassen sich der Suggestion der Worte und der Töne. Möglich, daß Mallarmé gerade auf diese Art begriffen zu sein wünschte; sehr möglich auch, daß er sich einfach über seine Leser lustig machte.“

Zweifellos sind die Herren Lanson und Faguet sehr guten Glaubens; und sie verstehen viel von Literatur. Mallarmé wird auch noch lange den

Ruf, unverständlich zu sein, behalten. Und von da ist's nur ein Schritt zur Vermutung: er bluffe.

Seltsamkeit, Esoterismus, Unverständlichkeit, Häßlichkeit — diese Vorwürfe sind musikalischen und bildnerischen Werken ebensowenig erspart geblieben wie literarischen. Man denke an die erste Aufnahme Beethovens und Wagners in Frankreich. Oder an die Verrufserklärung des stärksten, modernsten, gedrängtesten Musikwerks, das wir seit langem erlebt haben: der Frühlingsweihe von Strawinski. Auch César Franck ist von der offiziellen Kritik lange Zeit so beurteilt worden, wie man heute Mallarmé beurteilt. Seine Symphonie bedeute eine zum Dogma gesteigerte Unkunst, äußerte feierlich Gounod. Und wenn Debussy nicht durch das wunderschöne Stück, das *Pelleas und Melisande* schon als Dichtung ist, emporgetragen worden wäre: nur eine magere Elite würde ihm heute applaudieren. Auch aus der Malerei könnte ich die Beispiele häufen. Mallarmé starb, ohne die hohen Preise kennen gelernt zu haben, die man für Manet Cézanne Degas bezahlt . . .

Auf jeden Fall darf man keinen Augenblick an der Aufrichtigkeit des Herrn Faguet zweifeln. Seine Überzeugung ist tief begründet, mag er nun Rostand innig bewundern oder Mallarmé und Verlaine ablehnen. Für falsch aber halte ich die Meinung: eine Kunst, die bei ihrem Erscheinen unbegreifbar schien, werde es immer bleiben; und das, was „wir“ nicht verstehen, werde unseren Kindern noch unverständlicher vorkommen. Ich glaube vielmehr: Mallarmé wird morgen weniger unverständlich scheinen, als heute. Allerdings: ein volkstümlicher Verfasser wird er wohl nie werden.

Die Geltung, ein Dunkler zu sein — Mallarmé verdiente sie, und er hat daran gearbeitet, sie zu verdienen. Auf die Gunst des Publikums piff er von Anfang an. Immerhin gelangte er nicht mit einem Schlage zu jener unerbittlichen Ästhetik, jener besonderen Abstraktion, die gewisse seiner Gedichte (alle aus seiner letzten Periode) so schwierig macht. Albert Thibaudet sagt in seinem sehr guten Buch über Mallarmés Dichtung: „Man kann kaum unterscheiden, was in Mallarmés Dunkelheit unfreiwillig und was systematisch ist. Noch bedenklicher ist die Überlegung, ob diese Dunkelheit (oder: was von ihr) sich auf den Stil oder auf den Gedanken bezieht. Wir wollen nur zur Hälfte glauben, was Arthur Symons sagt: Mallarmé sei dunkel gewesen weniger indem er

anders schrieb, als indem er anders dachte als der Bürger; sein Geist sei elliptisch gewesen, und, voll Vertrauen auf die Einsicht seiner Leser, habe er die Verbindungen zwischen seinen Ideen weggelassen. Mag diese Dunkelheit auch den Gedanken berührt haben, so begründete Mallarmé doch auf die Dunkelheit der Worte, des Ausdrucks, seine ästhetische Doktrin, nach welcher die Poesie, eine suggestive Macht, sich nicht von außen und nicht total in den Leser hineindrängt, sondern einen Sinn vermittelt, der aus des Lesers persönlicher Mitarbeit erwächst, aus seiner mitfühlenden Empfindlichkeit, aus einem Aufschwung, der den des Dichters fortsetzt.“

Die Strophen Mallarmés gewinnen bei wiederholtem Sprechen. Wieviele von ihnen habe ich als junger Mensch auswendig gelernt, noch bevor ich ihren Sinn ganz durchdrungen hatte! Wievieler geheimer Wert hat sich meinem Herzen erst langsam entschleiert, als mein Ohr schon ermattet war von ihrer tragischen Klangfülle! Wir kannten fast die ganze Produktion Mallarmés auswendig — wir alle, die damals in der kleinen Wohnung der Rue de Rome verkehrten: Henri de Régnier, Pierre Louys, Paul Valéry, Hérold, Mockel, Fontainas, die verschwundenen Quillard, Bernard Lazare und so viele andere. Nirgends war es heimlicher, einfacher, und nie war die Liebe von Schülern zum Meister natürlicher. Denn man glaube nicht, daß Mallarmé unnahbar gewesen wäre; im Gegenteil, er besaß viel Güte und ein Lächeln, in dem Wohlwollen und Ironie abwechselten. Dieses Lächeln glaube ich in manchen seiner Verse wiederzufinden . . .

Mallarmé, auf dem Punkte, wo er damals war: im Besitz einer erstaunlichen Routine und einflußreicher Freunde, hätte leicht Erfolg haben können, wenn seine Anschauungen weniger tief gewesen wären. Anstatt dessen gab er sein geheimnisvollstes, dunkelstes Werk: jene letzte Dichtung, die in der Zeitschrift *Cosmopolis* erschien, Mai 1897. Mallarmé träumte von einem Buche, das er gleichzeitig in der Art eines Bildes und einer Symphonie komponieren würde. Er betrachtete die materiellen Elemente des Buches so, wie ein Maler die weiße Leinwand betrachtet: als eine auszufüllende Fläche, und gleichzeitig so, wie ein Musiker die in seinem Geiste entstehende Symphonie betrachtet: als die Beseelung einer Zeitdauer. Diesen Traum suchte Mallarmé in jener Dichtung: „Gewagtes Spiel“ zu verwirklichen, die in der *Cosmopolis* erschien. Und zu diesem Werk, das viele als eine Herausforderung

gegen den gesunden Menschenverstand, als eine äußerste Extravaganz ansehen, ward der Dichter geführt durch Überlegungen der reinen Logik. Mallarmé wünschte keine Kompromisse mehr. In einem Billet, das er mir ein paar Tage nach der Publikation in der Cosmopolis sandte, nennt er das „Gewagte Spiel“ einen ersten Versuch, ein zögerndes Umhertappen, gleich als ob er noch andere Werke geben wollte, in denen das Problem klarer gelöst würde, oder als ob er andere Dichter erwartete, die sich nach ihm auf dieselbe Bahn wagen würden. Der Druck in der Cosmopolis, sagt Mallarmé, gebe seine Absichten nur halb wieder. „Augenblicklich wird das Werk so gedruckt, wie ich es mir gedacht habe. In der Seitenanordnung liegt die ganze Wirkung. Manches Wort, in großer Buchstaben, beansprucht für sich allein eine ganze weiße Seite. Das Sternbild wird in diesem Druck, nach bestimmten Gesetzen, und soweit es bei einem gedruckten Text möglich ist, unweigerlich den Eindruck eines Sternbildes erzwingen; das Schiff wird, von einer Seite oben bis zur anderen unten, einen Streifen ziehen usw. Denn — und darin liegt die ganze Begründung — der Rhythmus eines Satzes in Hinsicht auf eine Handlung oder selbst auf einen Gegenstand hat nur dann Sinn, wenn er die Handlung oder das Objekt nachahmt und durch die Figur auf dem Papier irgend etwas davon wiedergibt.“

Ach: statt dieser so ungeduldig erwarteten Druckbogen erhielt ich die Nachricht von Mallarmés Tode. Vielleicht hat diese plötzliche Trauerbotschaft, die so rasch nach dem Erscheinen des „Gewagten Spiels“ eintraf, in mir (wobei ein bißchen Mystizismus nachhelfen mußte) die Meinung bestärkt, daß Mallarmés letzte Dichtung wirklich einen der äußersten Punkte bedeutet, bis zu dem geistige Abenteurer sich je vorgewagt haben.

(Deutsch von Stefan Wronski)

PERVERSITÄTEN DES WILLENS

Kunst nennt sich ein Kompromiß, den ein Singulärer mit den verblaßten Instinkten bürgerlicher Gemeinschaftsgefühle eingeht.

Das Bestreben, den gemeinsamen Empfindungen ausdrückende Worte zu geben, ist Feuilletonismus (immerhin im relativ besten Sinne). Wer dieses Bestreben hat, ist vom Standpunkte jeder Gemeinschaft für die menschliche Gesellschaft brauchbar.

Doch hat jede Gemeinschaft die Tendenz, Kunst

für Feuilletonismus (und Feuilletonismus für Kunst) zu nehmen (da die übliche Terminologie diese Unterschiede nicht kennt und Feuilletonismus lediglich für eine Abart der Reportage hält). Wie weit die Kunst dieser gemeinschaftlichen Tendenz entgegenkommt, das richtet sich nach den verschiedenen Graden der Korruption, in der sich der Künstler befindet.

Da ein Singulärer nicht dieselben Empfindungen hat (und für Empfindungen auch nicht denselben Ausdruck) wie eine Mehrzahl von Individuen, und da ferner Kunst nicht Ausdruck einer Empfindung, sondern Ausdruck eines Willens ist (welcher den Singulären von der Mehrzahl unterscheidet), so wird es unmöglich sein, daß Kunst „nachempfunden“ oder gar verstanden wird.

Will ein Künstler sich dennoch hierzu hergeben, so schließt er einen Kompromiß, indem er für seinen Willen einen allgemeinen Ausdruck oder für den vagen Willen der Allgemeinheit seinen individuellen Ausdruck gibt. (Es ist dies der sattsam diskutierte Zwiespalt zwischen Form und Inhalt, den es bei einem reinen Kunstwerk nicht geben kann.)

Ist man von der Möglichkeit einer Gesamtentwicklung überzeugt und außerdem interessiert genug, diese Entwicklung zu fördern, so prostituiert man sich im Geiste — oder hängt sich an den nächsten Laternenpfahl.

Will man beides nicht, so wird man sich danach umsehen müssen, für seinen brachliegenden Willen eine andere Verwendung zu finden. Und da wir zwiegespalten sind in Leib und Seele, werden wir den Leib zum Abenteuer prostituierten, wenn wir nicht mehr metaphysische Abenteuer suchen und verzweifelt Kunstwerke häufen.

Die Erkenntnis dieses Zusammenhanges im Ursprunge von Kunst und Abenteuer (das man häufig „Verbrechen“ zu nennen pflegt) ist seit Lombroso populär. Daß Kunst verhindertes Verbrechen sein kann, sagt heute ruhigen Mundes jeder Staatsangestellte (da Goethe dies proklamiert hat). Es läge der Keim zu jedem Verbrechen im Dichter (sagte der Kompromiß-Klassiker, welcher so ruchlos war, seine eigenen Keime zu Kunst zu pervertieren).

Es wird nun aus Gründen der öffentlichen Sicherheit das Bestreben der Gesellschaft sein, das Abenteuer und alles Schöne in der Welt in die Kunst zu unterdrücken. Die Kunst wird das Ventil für „verbrecherische“ Veranlagung im Zukunftsstaate der Normalmenschheit. Es wird nicht mehr lange währen, und man kann die

Staatspolizei pensionieren, da jeder Mensch, der noch eine Fähigkeit zum Ausdruck hat, anderweitig beschäftigt sein wird. (Für die übrigen Krüppel, die aus Not zum Verbrechen kommen, sorgt die Arbeiterversicherung.)

Wie weit die geistige Korruption gehen kann, wird sich danach richten, ob sich heute noch ein Singulärer gegenüber der mediokren Mehrzahl behaupten kann.

Es würde sich ein dauernder Generalstreik aller Kunstproduzenten empfehlen, um ihre Kraft in einer anderen Richtung zu konzentrieren.

Bis dies erreicht ist, lebe man sparsam und lasse allenfalls Kunst nur so weit zu, als sie aufreizend und ein Präludium zur Tat ist. Nur dann kann sie noch Geltung haben. *Hugo Kersten*

DAS LIED DER EINGESCHLOSSENEN

(I reclusi)

Von Paolo Buzzi

Aus den Klöstern

Süß ist, abseits zu leben, ganz Gottes sein, alle Brüder,

reinlich die kleine Zelle, voller Rosen das Gärtlein,

das Kruzifix, das mahnt so: so leiden sie alle da draußen,

und der Totenkopf auch ist uns ein guter Geselle. Und die hellen Schläge des Glöckleins, das uns zum Chor ruft

und zur Mahlzeit, zur Vesper, und leis uns in Schlaf klingt.

Süß uns Männern in weißen reinlichen Bärten

Süß uns Frauen in kurzen reinlichen Haaren!

Gleitet das Leben unseren Augen vorüber sanft wie die Sonne an unsern Fenstern vorbeigeht.

Aus den Bordellen

Wir wissen nicht zu sagen, ob dies Leben süß sei oder bitter.

Noch gestern troff ich von Champagner und von Süßigkeit,

und morgen schon vielleicht deckt Eiter mich und Fäulnis.

Bei Tage leben wir fromm wie im Kloster unserer lieben Frau,

wir schreiben heim und sticken feine Leinenspitzen,

und kommt ein Liebenswerter, wird ihm keusche, jungfräuliche Liebe.

Des Nachts spazieren nackt wir zwischen vielen Männerblicken,

nur einen kleinen weißen Schleier tragen wir. Wir wissen nicht, weshalb man draußen uns verachtet.

Doch Dichter gibt es, die uns ehren und sagen, daß wir Priesterinnen sind des Tempels und der Zeit:

sie möchten, daß auf unsern Häusern Glöckchen von Gold und Silber läuten, in hellen Harfentönen klingen, klingen hell hin durch die Stadt.

Aus den Hospitälern

Hier stirbt man reihenweise. Denkt euch einen Friedhof

mit Gräbern, ausgerichtet, weiß und starr, und drauf der Sterbende.

Die Ärzte haben einen unausstehlichen Geruch, die Pflegebrüder nur tragen ein wenig Weihrauchduft her.

Nun ist wohl Herbst. Vor unserm Fenster ließ man Bäume,

die scheinen schmerzlicher zu leiden noch als wir. Wir wissen wohl, des Fleisches Blätter fallen ab, und Knochen bleiben.

Des Sonntags strömt die Menge her wie auf den Friedhof,

Stößt an die Betten und beschmutzt die Läufer auf dem Gang

und bringt uns ungesunde Leckereien.



Ludwig Meidner-Dresden: Im Caféhaus

Aus den Gefängnissen

Wir haben keine Schuld! das Schicksal war zu stark!

Was ist dies? Noch die Welt, die uns geboren hat?
Wer Diebe und der Diebe Söhne plündert, wird gepackt,

wer mordet, seinen starken Armen zu gehorchen,
wird gepackt

und kommt nie frei. Gebt uns die Todesstrafe wieder,

ihr Unverständigen! Enden ist so viel viel besser!
Jawohl, wir haben Köpfe, die man abmahn sollte!
Schön wär's! Baut eine Pyramide, pflastert Straßen mit den Leichen!

Wir haben keine Schuld! Drum laßt uns unsern Tod genießen,

die Schande auf den Plätzen und den Ruhm des morgendlichen Volkerschauerns.

Hier drinnen brütet Haß, der eines Tages sich wütend auf die Menschheit stürzen wird wie Pfeile Gottes aus dem schwarzen Himmel.

Aus den Irrenhäusern

Wir sind Astrale, Heilige und Teufel,
sind tolle Meteore, die man eingesperrt hat.

Wir wiederholen den Zusammenprall der Welten hinterm Horizont,

und Himmelskatastrophen leben fort in uns.

Kommt zu uns, Menschen, daß wir euch zerreißen,
Wir sind das Heldentum des Menschenfraßes!

Wenn nicht die Gitter wären, Riegel, schwere Schlösser

und Bäder, die der Seele letzte Kraft erschaffen,
wir sprängen aus den Fenstern

und führen euch wie Wölfe an die Kehle.

Empfangen sind wir von der grünen Wut der innersten Geweide,

in uns floß aller Völker faulster Saft zusammen,
wir zahlen für der Erde ewige Tollheit.

Doch wenn ihr glaubt, den Himmel zu durchrasen so wie Land und Meer,

werdet ihr sicher alle, alle toll,

und WIR sind dann Vernunft und sind Gesetz.

Von den Friedhöfen

Wir sind die Eingeschlossensten der Eingeschlossenen,

uns will man nicht mehr auf der Erde haben.

Kopfüber hätten sie ins Meer uns stürzen können,
an einen Luftballon gehängt ins Blaue treiben lassen!

Man gab uns nur die Grube des Papst Bonifaz,
und abends kommt ihr her, zu sehn, ob Flammen steigen.

Wir sind die Stillsten, glaubt, nicht die Gestorbensten!

Auf eurer Stumpfheit lasten unsere Scharen,
vom Strecken unserer Langweil bebt die Erde,
und eines Tages werdet ihr in euern Häusern in der Dämmerung

als Schildwacht ein Skelett an jeder Türe finden.
Dann werdet ihr die Leichen auf den Holzstoß tragen,

die Welt wird wieder Flammen haben, Licht und Freiheit.

Inzwischen schenken wir euch unsern kalten Phosphorschein,

die Blumen unsrer Nacht mit weißen Lichtchen und unsre schmiegsam schlanken Fackeln und warten auf der Zukunft Leichenbrände.

Autorisierte Übersetzung von Else Hadwiger.

DIE EINFALT SPRICHT:

Warum sollst du nicht wie diese,
Herr, verborgen durch die Lande gehn,
die schon deine kleinen Dinge, eine Wiese, einen Stein, Baum oder Quelle dankbar und voll Glauben sehn!

Einen Stein, Baum oder Quelle weisen als Besitz und Habe,
die vor eines Abends fremder Helle stehn wie vor der Mutter Grabe —

die nichts sind noch wollen sein!
Die der Regen nicht erschreckt,

sondern wie ein glänzend Kleid bedeckt —
die den Hunger nicht mehr spüren,

keine Menschen, Häuser, Bücher kennen,
die das Nichts ihr Szepter nennen

und darum an alles rühren.
Heimat ihnen ist die Ferne,

Ferne ist das All!
Sind sie nicht die krönende Laterne

über deiner Weltenkuppel Schall,
die das Licht von oben läßt?

Herr, die Wanderer sind allein bereit,
wie sie stehn und gehn in deine Reiche

qualgeläutert einzuziehn.
Denn wo weilt der Mensch, der jenen gleiche,

der im Tod nicht nach Gefühlen schreit,
und ihm flucht gleichwie der Pest?

Karl Otten

DORF

Die Häuser stehen hart und schwer am Weg,
Dazwischen kriecht ein armes, schmales Licht.
Das Wasser rutscht bergab. Auf allen Dächern hängt

ein Schornstein, den der Wind boshaft umdrängt.
Die Balken knarren dumm, als fließe Oicht
durch sie. In Haß und Angst gesenkt
ist alles Sein.

Und durch die schweren Beine
der Mäde zittert hungriges Verlangen.
Sie wissen fremde Hände um die Hüften
und haben Furcht vor allen hellen Schlangen,
die sich aus Fenstern winden. Fern in Lüften
sehen sie der Städte rosenrote Scheine,
die angeschminkt den Himmel überfangen.
— Unendlich große Wachfigurenwangen —
Da kommt in alle jener große Haß
nach Sünde, die hier nur um eine
verwaschene Scheune und auf harte Wiesen
sich legen darf. Wie halbverklebte, kleine
gebückte Fenster sind die Lüfte all versperrt
und nur das Licht, das hinrinnt, weiß noch, daß
weit hinten brüsterot ein Himmel glüht.
— Soldaten prahlten einst in trunknem Lied —
und alle Münde sind vor Angst und Sucht ver-
zerrt,
wenn eine Stadt bis zu dem Himmel blüht.

Kurd Adler

VERSE

I

Die klingenden Lieder der Mitternacht
Sind verrauscht. Taggrelle lacht.
Geifer und grüne Ohut.

Der Vater hat sich ins Licht gesetzt.
Breit. Nun wird zu Tod gehetzt
Junges Rosenblut.

II

An stiller Promenade.
Stadt fern versinkt im Grau.
Am Ufer geht die grade,
Noch sonnenweiße Frau.

Zwei Reiter schwer in Rüste
Reiten plump in Ruh.
Die Frau deckt leis die Brüste
Mit schmalen Händen zu.

Friedrich W. Wagner

GEWITTER

Ich sitze in der runden Glocke des Donners.
Angst hebt meinen Gaumen, wenn ich sehe,
Wie die Wolken ihre Bleifinger gegeneinander
ausstrecken. —

Ob die weiße Axt des Segels dort zuschlagen wird
Auf den befiederten Nacken des Meeres?
O die gelbe Umarmung der Wolken
Über dem sündigen Grün des Waldes.
Wo sind die stillen Altäre des Meeres,
Die Untiefen, auf denen der Friede in den bleichen
Gesichtern der Ertrunkenen wohnt?

Erna Kröner



Eugène Delacroix: Handszeichnung

Vacuum

Von Thomas

Vor dem heißen Saale, . . vor dem hastigen Flügelschlagen des Tanzes am Boden, goß der lange Regen herab. Die Bäume klatschten und glänzten.

„Sie stehn . . dennoch . . nicht fest, die Stämme tanzen. Kühler, richtiger, tiefer.“

„Oder dir ist schwindlig.“

„Vielleicht“, sagte Thomas, „weil ich mich rascher bewegt habe als meine Seele. Komm mit.“

Als halbe gelbe Muschel stand ein Pavillon quer durch den Garten. Er war voll von leeren Stühlen, leeren Notenhaltern, die sich um ein leeres Pult drängten. Es war still, so daß man die Musik aus dem Tanzsaal hörte.

Das Mädchen war zögernden Schrittes gefolgt, sah Thomas von der Seite an und plötzlich in sein Gesicht, . . ließ seine Hand los und lief zurück. Sie schützte ihren weißen Rock nicht vor dem Boden und winkte böse mit den Händen rückwärts.

Aber er ging ihr nach. Der Saal trieb dumpf brummend wie ein Motor herum. Ihm war, als ergriffe es ihn bei den Haaren und schleuderte ihn über die Köpfe hinweg, dann plötzlich, als drücke es ihn durch die Beine der Paare hindurch, . . bis er sie endlich erreicht hatte.

„Verzeih,“ sagte er, „ich weiß, was dich erschreckt hat. (Ich lüge, dachte er.) . . . (Ich möchte es gern wissen, dachte er sein Schweigen zu Ende.) Der Pavillon war voll leerer Menschen, wie jeder Ort. Du wärest vielleicht kein Gespenst gewesen; warum bleibst du nicht einen Augenblick dort? . . Aber tanze jetzt mit mir; ich fühle mich jetzt umgrenzter, fühle bessere Umrisse als vorhin. Jetzt könnte ich so tanzen, wie ich bin, innerhalb meiner Haut und meiner Glieder. Entsetzlich, vorhin tanzte ich darüber hinaus! Waren es nicht Gebärden, von denen manchmal die Landschaft überschritten wird, . . Schatten von Wolken über Schatten der Bäume, . . oder die haltlose Flamme über dem Streichholz . . ? Ich war draußen . . was bin ich dort? Ich möchte, wie ihr alle es tut, mich um mich drehn, und sonst nichts. Ich möchte glücklich sein, einfach glücklich, . . bin ich denn schlechter als ihr, daß es nur mir nicht gelingt? . . Ich will nicht heftig werden, . . hört mich, wenn ihr einen Augenblick eure Freude unterbrechen könnt. Ich flüsterte nur, so laut seid ihr gewesen; jetzt müßte meine Stimme wachsen, da ihr so ruhig und aufmerksam um mich steht,

aber meine Brust umsteht mich scharf mit ihren vier Spiegelwänden und wirft sie einander zu, nichts bleibt voreinander verborgen, weder Blitz noch Dunkel bleibt einfach, betrogen und aufgehoben schwinden die Gefühle. Dann rase ich hinaus, . . bin lieber euer Leben, . . verlasse mich. Und seid ihr dann nicht unruhig, spürt mich spiegelnd, doppelgängerisch mich in euch eingemischt? . . Nein, ihr merkt es nicht; ich bin nirgends, auch nicht draußen. Schon tanzt ihr wieder, wie ihr tanztet; schwarz und weiß gepaart und getrennt . . .“

Die Tür war offen. Er konnte hindurchgehn. Was wollte er sonst noch wünschen?

Zu weinen, lückenlos wie der Regen von den Wolken bis zur Erde.

Der Student

Von Donald Wedekind

Wie ich höre, plant Ferdinand Hardekopf, der Verwalter des literarischen Nachlasses von Donald Wedekind, die Herausgabe ausgewählter Werke und Briefe seines verstorbenen Freundes. Es wäre interessant, wenn bei dieser Gelegenheit auch die vielfach unklaren Motive, die zu Donalds Selbstmord führten, aufgeklärt werden könnten.

Es war aus. Die Bürger der kleinen Stadt S. wollten nicht mehr. Der Gemeindevorsteher hatte in der letzten Versammlung zur Genüge dargetan, daß der Student sie finanziell ruiniere, denn er war eine Waise und studierte auf Kosten der Stadt. Wenn er noch mit dem Monatswechsel ausgekommen wäre, aber da waren immer Extraausgaben, bald ein Strohhut, bald ein neuer Gehrock, bald Unterzeug für den Winter und Sportkleider für den Sommer. Sportkleider! Sie gönnten es ihm ja, daß er gut lebte, aber Sport brauchte er nicht zu treiben. Und als er letzte Woche dem Säckelmeister wieder um fünfzig Franken geschrieben hatte für eine Geburtszange, wie er vorgab, da riß ihnen die Geduld. So klug waren sie auch noch, um sich zu sagen, daß ein lediger Student ein solches Instrument nicht nötig hat. Sie wußten, daß er sie hinterging, und beschlossen, ihn von der Hochschule wegzunehmen.

Heute sollte er kommen, und sie waren doch gespannt, wie er aussähe nach den langen andert-halb Jahrzehnten, die er fern von ihnen am Born der Wissenschaft gelebt. Und sie gingen ihm vors Tor entgegen. Und sie hielten die Hand über die Augen, und endlich konnten sie ihn entdecken, wie er am Horizont auftauchte, ganz klein wie ein winziger Punkt bloß, so daß sie es

schon mit der Angst bekamen, er habe sich am Ende die Schwindsucht an den Hals gearbeitet und sie hätten doch besser getan, ihm mehr Geld zu schicken. Dann aber trat er unter sie, groß und stark wie ein mächtiger Eichbaum, den zu umspannen drei Männer notwendig sind, auf den breiten Schultern das schwere Lockenhaupt, das an und für sich schon wie ein Universitätsgebäude aussah. Und sie freuten sich, daß ihr Geld doch Früchte getragen hatte, denn als er ins erste Semester gereist, war er ein sprengliches Bürschchen gewesen.

Und sie nahmen ihn in die Mitte und führten ihn aufs Rathaus, wo sie ihm Ehrenwein zu trinken gaben. Die zwei hübschesten Schulumädchen überreichten ihm ein Blumenbukett. Und weil er durchaus mittellos war und außer der Geburtszange, die zur großen Beruhigung der Bürger aus seiner hintern Rocktasche herausguckte, nichts besaß, setzten sie ihm in hochherziger Weise eine kleine Rente aus mit der Verpflichtung, daß er hier in der Stadt unter ihren Augen sich auf sämtliche Examina vorbereite. Sie wollten, um ihm noch mehr entgegenzukommen, die Stelle des Spitaldirektors nicht besetzen und warten, bis er sie würdig auszufüllen imstande wäre. So war man beiderseitig zufrieden.

Und wie man von einer Sache, an die man viel Geld gewandt, nicht gerne läßt, so hingen sie an dem Studenten, weit davon entfernt, ihn gering-schätzig zu behandeln. Sie beobachteten ihn mit derselben Aufmerksamkeit, wie sie sie den alten Türmen entgegenbrachten, welche die Tore ihrer Stadt flankierten und die alle fünf Jahre auf ihren Zustand untersucht wurden. Sie waren genau über sein Tun und Lassen informiert.

Der Morgen, das wußten sie, war ganz dem Studium gewidmet. Er arbeitete bei verschlossener Türe, um nicht gestört zu werden, und wenn bis auf die Straße hinaus vernehmlich sein lautes Schnarchen ertönte, so waren sie überzeugt, daß er Experimente über die menschliche Atmung vornahm. Um zwölf Uhr ging er zum Mittagessen, das er vermittelt einiger Partien Karten bis gegen drei Uhr ausdehnte. Und die Bürger gönnten ihm diese kleine Ruhepause, waren sie doch genug auf der Höhe der Zeit, um zu wissen, daß eine subtile Geistestätigkeit die Körperkräfte mehr in Anspruch nimmt als die rohe Arbeit der Hand. Auch zog er sich gleich nach Beendigung der letzten Partie mit großer Pressiertheit zurück, verschwand spurlos in seiner Wohnung, um sich nicht mehr zu zeigen, bis das große Himmels-

gestirn selbst durch seine schrägfallenden Strahlen das Zeichen gab, daß die Zeit des Ausruhens von des Tages Mühseligkeiten für Mensch und Tier gekommen.

Dann sah man ihn zum einen Tor hinauswandern und zum andern nach Verlauf einer Stunde wieder hereinkommen. Er lustwandelte über Feld und Flur, niedrige Hügel erklimmend, sanfte Talmulden abstreifend. Und selbst hier auf seinen Abendspaziergängen war er nicht müßig, stand gerne Rede und Antwort, wenn ihn die Bauern fragten, wie man Warzen und Hühneraugen vertreibe und ob es geraten sei, bei Neumond eine Kuh zu schwängern. Und wenn er dann nach Sonnenuntergang mit bedächtigem Schritt den Mauern seiner Vaterstadt wieder näher kam, das mächtige blonde Haupt gesenkt, den Blick sinnend zur Erde gerichtet, und wenn er gar eine Pflanze oder ein Buch in seinen schweren Händen hielt, dann lüfteten die prominierenden Bürger den Hut, blickten ihm mit Wohlgefallen nach und sagten: „Ei, ei, wie er studiert. Es ist gut, daß wir die Stelle des Spitalarztes nicht besetzten, er wird dieselbe am allerbesten ausfüllen.“

Weitaus aber waren es die Kinder, die den Studenten kannten, und sie liefen auf ihn zu und gaben ihm die Hand, wenn er zum Tor hereinkam und die Glocke der Stadtkirche sie noch nicht von ihren Spielen weg ins Bett gerufen hatte. Sie hingen sich an seine Rockschoße, kramten in seinen Taschen und fanden da Auskultatoren und Temperaturmesser, ein Stück von einem Augenspiegel und den Tubus zu einem Inhalationsapparat. Ihre Freude stieg jedoch aufs höchste, wenn er die alte, verrostete Geburtszange herausnahm, um auf dem Platze an einem der Kleinen eine Extraktion zu markieren. Das tat er nur, wenn er besonders guter Laune war. Ob er dabei etwas für seine Wissenschaft profitierte, weiß ich nicht, jedenfalls aber machte es den Kindern vielen Spaß. Und die Mütter, die auf den grünangestrichenen Bänken vor den Häusern saßen und strickten und schnatterten, dachten, es könne doch noch einmal die Zeit kommen, wo er ihnen in ihren Nöten beistehen werde. Deshalb verehrten auch sie ihn und fühlten sich geschmeichelt, wenn er sie beachtete.

Denn das Eine mußte man ihm lassen, war die Wissenschaft nicht ganz so, wie sie es hätte sollen, in sein Inneres gedrungen, so hatte sie doch vermocht, ihm äußerlich jene unverkennbaren Merkmale aufzuprägen, welche dem ern-

sten Gelehrten eigen sind. Sein Gewand war seit Menschengedenken dasselbe, die Schöße seines unscheinbaren, grauen Gehrockes versessen, die Beinkleider zu kurz und zu knapp. Seine Stiefel, sein runder Schlapphut waren schon längst von keiner Bürste mehr berührt worden und hatten mit der Zeit jene grünschillernde Färbung angenommen, wie wir sie bei feuchten Häusern, Kellergewölben und faulem Holz anzutreffen gewohnt sind. Ob diese beiden ehrwürdigen Stücke seiner Toilette im Dunkeln auch leuchteten, ich weiß es nicht. Eins ist aber gewiß, daß sein Antlitz, soweit es nicht von einem struppigen, blonden Bart bedeckt war, was sein Kolorit anbetrifft, wohl mit dem rotglühenden Eisenbahnnachtsignal verglichen werden konnte. Wer wundert sich also noch, wenn seine Mitbürger die Hoffnung nicht sinken ließen, daß er doch eines Tages als eine Leuchte der Wissenschaft vor die Welt treten werde. —

Das Endziel seiner allabendlichen Wanderung zum einen Tor hinaus, übers Land und zum andern Tor wieder herein, war die spanische Weinhalle des José Rodrigo Gusman. Dort hinter den grünverhängten Fenstern hatte sich der Student gewissermaßen eine Klinik mit Lehrstuhl eingerichtet, und sein Publikum bestand aus nichts weniger als gewöhnlichen Leuten. Da war der Stadtkaplan, der an Fettsucht litt, und ein alter Pfandleiher und Numismat, der die Schrecknisse des Magenkrebses herankommen sah. Außerdem José Rodrigo Gusman selbst, der einen hartnäckigen Husten hatte, und seine Frau, eine Einheimische, die einem freudigen Ereignisse entgegenblickte. Und an dieser zuletzt genannten schönen Aussicht war nicht wenig der Student schuld, der den Spanier mit Rat und Tat unterstützt hatte, so intensiv, daß es der ganzen religiösen Beredsamkeit des Kaplans bedurfte, um den Weinhändler zu überzeugen, daß sein Freund wirklich nur im Interesse der Wissenschaft und zum Wohle der Frau José Rodrigo Gusman gehandelt. Das war aber schon lange her. Jetzt hatte man nur noch das *Fait accompli* im Auge, und wie es glücklich zu Ende zu führen sei.

Im übrigen staken sie unter einer Decke, der Student und der spanische Wirt. Wenn letzterer seinen Wein los werden wollte, so verordnete ihn der Mediziner als bestes Präservativ gegen und als bestes Heilmittel für alle Krankheiten. Das genügte, daß der fettsüchtige Kaplan und der magenleidende Pfandleiher und Numismat

allein schon einen ganzen katalonischen Weinberg aussoffen. Es kamen aber noch andere.

Ein Oberst aus päpstlichen und ein Major aus königlich-neapolitanischen Diensten hatten jeder fünf Franken tägliche Pension, und die vertranken sie redlich bei José Rodrigo Gusman bis auf den letzten Rappen. Ein Staatssekretär und ein Schullektor legten ihre Gehälter in Alicante, Pedro-Ximenez und anderen spanischen Herrlichkeiten an, und ein Schuhmacher zechte auf Kosten seiner Kunden, welche je nach den Weinpreisen ihre Stiefel teurer oder billiger bekamen. Man paffte Zigarren oder schmauchte Tonpfeifen, daß der Tabaksrauch in gelben Wolken um die schnurrenden Petroleumhängelampen herumqualmte. Man politisierte und bramarbasierte. Und wenn die übrigen Gäste den Studenten darum angingen, so wußte er ein paar hübsche Lieder zu singen, die er mit wohlklingenden Akkorden auf dem Klavier begleitete, keine rohen Trinkgesänge, wie sie ein jeder auswendig kann, sondern weiche, warmherzige Liebesstrophen. Damit hatte er denn auch ganz besonders die Gunst der Frau José Rodrigo Gusman gewonnen, deren Blicke, so der Student sang, in innigem Entzücken an seinem mächtigen Lockenhaupt hingen. Und nachher rückten sie zusammen, fernab von den andern, sie drückten sich die Hände und lachten heimlich über den Spanier, der im Schweiß seines Angesichts mit seinen kurzen Beinen und dem martialischen Schnauzbarte hin und her rannte, die Kellertreppe hinauf und hinunter wie ein Eichhörnchen im Zwinger. Das waren die Momente, wo der Student freie Hand hatte, irgend welche Modifizierung seines Kontos auf der großen schwarzen Schiefertafel vorzunehmen, natürlich ohne Wissen des Wirts, aber im stillen Einverständnis mit dessen Gemahlin.

Sonst nahm der Student den Ehrenplatz ein am runden Stammtisch der spanischen Weinhalle, wenn er sprach, schwiegen die andern, denn er hatte mehr gesehen als sie alle zusammen. Und wenn er das Glas ansetzte, blickten sie mit scheuer Ehrfurcht zu ihm empor, denn er konnte trinken, ohne die Gurgel zu bewegen, und erzeugte dabei ein Geräusch, als wenn man Wasser in einen Sodbrunnen gießt. Das hatte sie versucht ihm nachzumachen, es war aber bis jetzt keinem gelungen. Mitternacht vorüber, war man gezwungen, den Polizeimann zu holen, damit er den Studenten im Namen des Gesetzes aufforderte, nach Hause zu gehen; Frau José Rodrigo Gusman mußte die Wanduhr um eine Stunde vorstellen.

Ohne diese Formalitäten hätte er um alles in der Welt nicht seinen Stuhl verlassen, und diese Hartnäckigkeit imponierte den Bürgern, sie sagten: „Er wird doch noch unser Spitalarzt werden.“ War alles fort, so schloß José Rodrigo Gusman seine Bude zu. Aber ein leises Plätschern und Pantschen, welches aus den unterirdischen Räumen seines Hauses herauftönte, ließ erraten, daß der Unermüdliche noch nicht zur Ruhe gegangen. Er behandelte seine Getränke und tat das gerne bei Nacht; das Wasser hatte er, dank der städtischen Leitung, im Keller. Die Bürger aber sowie der Student staken zu dieser Zeit bis ans Kinn in den Federn und hatten keine Ahnung von der Falschheit des Spaniers und seiner Weine.

In solcher Weise, geteilt zwischen Studium und fröhlichem Genießen, wickelte sich die Lebensrolle des Studenten mit größter Regelmäßigkeit ab, bis, es war an einem Septemberabend, etwas Schreckliches passierte. Der Student saß auf einem Stein oben im Wald. Die Sonne war über der kleinen Stadt untergegangen, sie war in die gelben Kornfelder und grünen Wassermatten versunken. Sie vergoldete noch eben die weißen Alpen und die blauen Ketten der Juraberge. Und der Student war traurig. Abendglocken klangen, die Stimme der Grille scholl übers Land, leichte, violette Dunstnebel flogen vom Ufer des Flusses empor, aus den Birken- und Buchenhainen heraus, sie flatterten um die grauen Schanzen und Türme der Stadt, als wollten sie sie einspinnen. Und der Student war traurig und dachte der Vergangenheit. Und er sah sich als Kind, und er sah sich als Schüler, und er sah sich als junger Mann mit der Geliebten am Arm durch Frühlingsauen streifen. Und er war traurig, nicht weil sich in der langen Zeit der Doktorhut zu einem unfaßbaren Phantom verflüchtigt hatte, er war traurig, weil seine schönsten Lebensjahre geschwunden waren wie die Millionen unter den Händen des Verschwenders. Das wollte ihm das Herz brechen. Und er wischte sich eine Träne aus dem bärtigen Antlitz, stand auf und ging zur Stadt zurück. Frost schüttelte seine Glieder.

„Der Student wird alt,“ sagten heute die Bauern, als er ihnen auf seinem Rückweg keine Konsultationen gab. „Er wird alt,“ sagten seine Mitbürger, als sie ihn bedächtiger denn je zuvor zum Tor hereinkommen sahen und bemerkten, wie seine Knie schlotterten und sein mächtiges Lockenhaupt in regelmäßigen Zeitabständen ganz ohne äußere Veranlassung zu wackeln anfang wie

der Kopf eines Kartoffelmannes. „Der Student wird alt,“ sagten die Kinder, als er mit der Geburtszange nicht herausrücken wollte. „Der Student wird alt,“ sagte Frau José Rodrigo Gusman, als er sich mit Ach und Weh an ihre Seite niederließ und dem Stammtisch fern blieb, wo doch sein Name tief eingegraben stand wie die Inschrift auf einem Totensteine.

Und er hielt sich während des ganzen Abends in der Ecke und überhörte, daß der Numismat ihm zurief, es gehe besser auf dem Magen. Er bewegte sich nur, um nach der Flasche zu greifen, er öffnete die Augen, nur um ins Glas zu gucken. Er saß da, das große, blonde Haupt in die Hände gestützt, er war blaß, und die Adern seiner Stirne geschwollen. Und als man ihn gegen Mitternacht aufforderte, doch wieder einmal ein Lied zu singen, hatte er so mächtig getrunken, daß er sich kaum noch zum Klavier hinschleppen konnte. Und er sang, seine Stimme tönte schwach und befremdlich, seine Hände zitterten und fielen schwer in die Tasten. Und er sang vom Mai und von der Jugend und von der Liebe, die alle drei nur einmal blühen, und dann schluchzte er und brach zusammen, wie ein Tier vom Keulenschlag des Schlächters getroffen. Und die Gäste waren starr vor Entsetzen. Der Numismat legte die Hand auf den Magen, der fettsüchtige Kaplan griff an sein Herz, alle fürchteten selbst jeden Augenblick, unter den Tisch zu fallen. Nur Frau José Rodrigo Gusman hatte den guten Einfall, dem Studenten die Kleider zu öffnen. Aber es war still unter der breiten Brust. Der Student war tot.

Nach drei Tagen war das Begräbnis, man konnte es ein öffentliches, ein nationales nennen. Alles beteiligte sich daran, die Behörden, die Bürger, die Bauern und die Kinder. Die weinten sehr, denn sie hatten ihn wirklich lieb gehabt, den Studenten mit dem schweren Lockenhaupt. Der Zug bewegte sich vom Trauerhause weg, an der spanischen Weinhalle vorbei, wo eine schwarze Fahne wehte, unter dem Tor durch auf den Kirchhof hinaus. Alle Glocken der Stadt läuteten. Der fettsüchtige Kaplan hielt die Grabrede, er erzählte, daß der Student als Baccalaureus in der Philosophie den ersten Preis davongetragen, daß er als Mediziner ein prächtiges Herbarium angelegt, das man im Trauerhause in Augenschein nehmen könne. Er deutete darauf hin, was der Tod für ein ekler Patron sei, daß der Student noch lange hätte leben können, und daß sie jetzt wohl oder

übel einen Spitalarzt anstellen müßten. Dann betete man.

Und dann wurde er an Seilen in die Gruft hinuntergelassen, der Student mitsamt seinem grautuchenen Gehrock und der Geburtszange, welche man ihm, wie die Uniform und den Säbel eines Generals, auf den Sarg gelegt hatte.

Die spanische Weinhalle aber hielt drei Tage geschlossen aus Trauer um den Studenten und weil Frau José Rodrigo Gusman niedergekommen war.

DER DICHTER SPRICHT:

Was meine Hand ergreift, wird tot und grau.
Ich bin ein Durst, der nie zu stillen ist.
Und nicht der Mühe wert ist mir die Frau,
die meinem Durste je zu Willen ist.

Was sollen Berge mir, die ich erklimmen,
was Ströme, die ich überbrücken kann?
Was sollen Meere mir, die ich durchschwimmen,
was soll ein Mensch, der mich beglücken kann?

Was sollen mir die Dinge, die vor allen
ganz gleich und aufdringlich am Wege stehen?
Die heute dem und morgen dem gefallen
und die sich feil vor jedem Auge drehen?

Ich will mich an die Dinge nicht verschwenden!
Ich will mir treu sein und mit stolzen Händen
und reinem Herzen in den Abend gehen.

Hugo Kersten

„DIE KLEINE STADT“ von Heinrich Mann

Dieses Buch gleicht einem weiten tiefen Abendhimmel, an dem die Sterne durcheinander glühen und tanzen und brennen und funkeln und übereinanderpurzeln und sich zerquetschen.

Szenen des Kampfes sind in diesem Buche, zusammengeballt, hingestoßen, aneinandergedreht in spritzender Wucht, aufsteigend wie brennende Raketen, mit allem Heulen, Johlen, Schreien, Kreischen der Wut und der rasendsten Raserei.

Und Szenen der Liebe sind in diesem Buche (ich denke an die Begegnungen Nellos und Albas) hingeflüstert, hingehaucht, hingebt mit allem schwebendem Leuchten und leuchtendem Fortschweben, allem himmlischen Entrücktsein, allem nachtfernen Jauchzen voll Sanfte und Süßigkeit und Ruhe . . .

Und dann wieder voll Sturm und Leidenschaft und herrischem Eigensinn, voll Flamme und Glut

und Empörung, voll verzücktem An-sich-reißen und zornigem, rasendem Von-sich-stoßen.

Nur ein ganz Großer wie Heinrich Mann konnte diese Geschichte schreiben, dieses Symbol des Lebens selbst, in riesenhafter, karikaturistischer Verzerrung, in wahnsinniger, hirn-zerrüttender Steigerung, in gelben Farben, in einer Prosa, die blutig ist und zerrissen und vielfältig wie das Leben selbst, das sie umfaßt, glühend und schön wie das Leben und schwarz und tobend wie das Leben, voll felsiger Härte und flüsternder Weiche, voll Schmelz und sanftem bebende, voll Krampf und Raserei, in einer Prosa, die ihresgleichen kaum findet in den Romanen des heutigen Schrifttums.

Paul Kraft

LITERARISCHE NEUERSCHEINUNGEN

ERICH VON MENDELSSOHN: Die Heimkehr. Roman. (Verlag der Weißen Bücher, Leipzig.) Schönes, dickes Buch das! Ernsthafte Menschen reden ernsthaft über ernsthafte Dinge. Viel Sozialpolitik, viel Literatur, viel Café des Westens, etwas Thomas Mann. Mit dem Wunsche, über die Literatur hinauszuwirken, heimzukehren. Mit der Sehnsucht des Literaturmenschen nach starkem Leben, nach brutaler Kraft. Mit leiser Resignation in (manchmal) starken Worten. Mit dem Wunsche des Skeptikers, ein Ethos zu finden. Im Weltgeschehen mehr zu sein als ein Besprecher von Gefühlen. Nicht Lyrik, sondern Politik. Selbst auf die Gefahr hin, banal zu sein. Konzentration der Geistigkeit zur Abschaffung des Intellektualismus. Aus dem Willen zur Heimkehr entsteht eine Utopie, die (hoffentlich) bald keine mehr sein wird. Nur hätte der tote Erich Mendelssohn nicht so paradox sein sollen, Sentiments mit Literatur zu bekämpfen. Man sollte nicht dicke Romane schreiben, um Politiker zu sein. Es gibt (immerhin) andere Mittel. *Hugo Kersten*

KLEINER BRIEFKASTEN

Anfragende draußen. Selbstverständlich sind mir Feldpostbriefe und Karten sowie Tagebuchaufzeichnungen stets sehr willkommen.

R. W. in Frankfurt (Main). Carl Einstein dient als Ersatzreservist; sein Buch „Über Negerplastik“ hat er bereits vollendet. Es wird nach Friedensschluß im Verlage der „Weißen Bücher“ erscheinen. Die von Einstein übersetzten Briefe van Goghs hat Paul Cassirer verlegt.

DER VERLAG S. FISCHER

Berlin, Bülowstraße 90, plant eine systematische Sammlung wichtiger Feldpostbriefe zur Veröffentlichung. Er bittet um Einsendung aller irgendwie bemerkenswerten Dokumente zur sorgsam Sichtung. Die Originale werden abgeschrieben und dem Einsender zurückgeschickt.

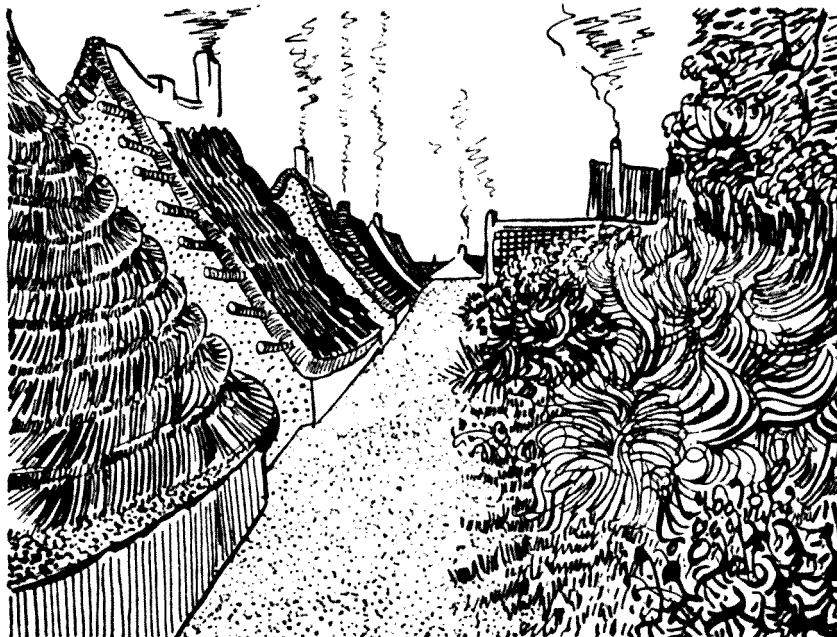
INHALT DER VORIGEN NUMMER: Egon Schiele: Bildnis des gefallenen Dichters Charles Péguy (Titelzeichnung) / Nachruf für Charles Péguy / Charles Péguy: Maria / Wilhelm Klemm: Dichtungen vom Schlachtfeld / Anton Tschechow: Mémoires (Novelle) / Hellmuth Wetzel: Verstaubte Fahnen / Schmidt-Rottluff: Im Café (Holzschnitt) / Hans Leybold: Auf einer Feldpostkarte / R. de la Fresnaye: Französischer Kürassier (Zeichnung) / Ludwig Bäumer: Geburt / August Strindberg: Attila (Novelle) / Kleiner Briefkasten

Die Aktion

M.R.

WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK, LITERATUR, KUNST
IV. JAHR HERAUSGEGEBEN VON FRANZ PFEMFERT NR. ⁴⁶/₄₇

INHALT: Vincent van Gogh: Das letzte Dorf (Titelzeichnung) / Ernst Stadler ist gefallen! / Wilhelm Klemm: Verse vom Schlachtfeld / Friedrich Hölderlin: Strophe / Nicodemus: Frank Wedekind als Erzieher / Walter Serner: Honoré Daumier / Honoré Daumier: Zwei Zeichnungen / Paul Mayer: Rokokobriefe / Oskar Kanehl: Hoch- und Untergrundbahn / Awo: Künstliche Liebe / Gottfried Köhlwiel: Vor dem Schuss / Fedor Dostojewskij: Eine Kindheitserinnerung / Henri Matisse: Landschaft (Handzeichnung) / Ludwig Bäumer: Fleber / Kleiner Briefkasten / W. Doessler: Originalholzschnitt.



VERLAG / DIE AKTION / BERLIN-WILMERSDORF

HEFT 30 PFG.

Verlag der Weißen Bücher/Leipzig

R E N É S C H I C K E L E
D i e L e i b w a c h e
Neue Gedichte

Geheftet M. 3,— Gebunden M. 4,—

Verlag der Weißen Bücher/Leipzig

R E N É S C H I C K E L E
B e n k a l , D e r F r a u e n t r ö s t e r
Roman

Geheftet M. 3,— Gebunden M. 4,—

Verlag der Weißen Bücher/Leipzig

R E N É S C H I C K E L E
W e i ß u n d R o t
Gedichte

Gebunden M. 2,50

Verlag der Weißen Bücher/Leipzig

R E N É S C H I C K E L E
D e r F r e m d e
Ein Roman. 3. Auflage

Geheftet M. 3,— Gebunden M. 4,—

Verlag der Weißen Bücher/Leipzig

E R N S T S T A D L E R
D e r A u f b r u c h
Gedichte

Geheftet M. 3,— Gebunden M. 4,—

Verlag der Weißen Bücher/Leipzig

A N N E T T E K O L B
W e g e u n d U m w e g e
Aufsätze und Studien

Geheftet M. 4,— Gebunden M. 6,—

Verlag der Weißen Bücher/Leipzig

E R I C H V O N M E N D E L S S O H N
D i e H e i m k e h r
Roman

Geheftet M. 3,50 Gebunden M. 5,—

Verlag der Weißen Bücher/Leipzig

E R I C H V O N M E N D E L S S O H N
T a g u n d N a c h t
Ein Roman. Vorwort von Th. Mann

Geheftet M. 4,— Gebunden M. 5,—

Verlag der Weißen Bücher/Leipzig

C A R L E I N S T E I N
D a s B u c h ü b e r N e g e r p l a t i k
Mit zahlreichen Reproduktionen

Verlag der Weißen Bücher/Leipzig

C H E S T E R T O N
V e r t e i d i g u n g d e s U n s i n n s , d e r D e m u t , d e s
Schundromans u. anderer mißgeachteter Dinge
Übersetzt von Hans Effenberger. Geb. M. 2,50

Verlag der Weißen Bücher/Leipzig

M Y N O N A
R o s a d i e s c h ö n e S c h u t z m a n n s f r a u
Grotesken und Satiren

Verlag der Weißen Bücher/Leipzig

M . P I C A R D
D e r B ü r g e r
Gebunden M. 2,—

Verlag der Weißen Bücher/Leipzig

B O T T O M
D i e B e m e r k u n g e n J e r o b e a m s o d e r d a s G e s c h ä f t
auf Aktien. Übersetzt von Vico Muralto
Gebunden M. 1,80

Verlag der Weißen Bücher/Leipzig

A N D R É S U A R È S
I t a l i e n i s c h e R e i s e
Deutsch von Franz Blei
Haltbar kartoniert M. 5,—

Verlag der Weißen Bücher/Leipzig

M A X S C H E L E R
G e s a m m e l t e A u f s ä t z e
Kartoniert M. 7,50

Verlag der Weißen Bücher/Leipzig

A L A I N
K l e i n e V o r s c h l ä g e z u m L e b e n
Gebunden M. 1,80

Die Aktion

H.R.

WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK, LITERATUR, KUNST

4. JAHRGANG HERAUSGEGEBEN VON FRANZ PFEMFERT 21. NOV. 1914

ERNST STADLER

ist, einunddreißigjährig, als deutscher dienstpflichtiger Soldat im Westen gefallen... Bis zum Kriegsausbruch wirkte der Dichter als Universitätsprofessor in Brüssel. Nun ist er seinem Freund Charles Péguy, dessen Werke er uns vermittelte, gefolgt.

VERSE VOM SCHLACHT-FELD

Der neueste Brief des Feldarztes Wilhelm Klemm bringt mir diese Gedichte aus Frankreich. Auch von ihnen gilt:

Der Nachdruck, die Aufnahme in sogenannte „lyrische Kriegsflugblätter“ oder ähnliche Kuplet-sammlungen, ist unter allen Umständen verboten!

Lazarett

Stroh raschelt überall.

Feierlich stieren die Kerzenstümpfe.

Durch die nächtliche Wölbung der Kirche
Irren Seufzer und gepreßte Worte.

Es stinkt nach Blut, Unrat, Kot und Schweiß.
Unter zerrissnen Uniformen sickern die Verbände.
Klebrige, zitternde Glieder, verfallene Gesichter.
Halb aufgerichtet neigen sich sterbende Häupter.

In der Ferne donnert das Gewitter der Schlacht,
Tag und Nacht, grimmig und ernst klagt und
murr es —

Und den Sterbenden, die auf ihr Grab geduldig
warten,

Hallt es ins Ohr wie Worte Gottes.

Schlachtenhimmel

Jeden Morgen hebt der Tag die Sonne,
ein blutiges Kind, empor zum Himmel.
Das Heer schüttelt sich wie ein großer Vogel.
Ins Gelände geduckt, irgendwo südwärts, ist —
der Feind.

In der Ferne räuspert Gewehrfeuer.
Und jetzt zersprengen die Kanonen den Horizont.

Unsichtbare Kolosse der Luft

Heulen auf, kreischen verzweifelt, platzen.

Die Schrapnells flecken den Himmel
Wie einen Panther. Riesiges Raubtier,
Lauert er über uns, und verspricht doch
Wie immer und je die ewige Ruhe.

Sterben

Das Blut sickert schüchtern durch den Rock.
Ruhig welken die schmutzigen, grauen Glieder.
Lippen sind blasser und dünner, Nasen spitzer.
Auf geglätteten Stirnen glänzt der Schweiß.

Augen öffnen sich, alle mit gleichem Blick.
Die sind alle wie blau, alle sanft und groß,
Voll unendlicher Ferne und Güte;
Und vergeben der Welt und uns das höllische
Treiben.

Vormarsch

Die Nacht verschleiert sich tiefer. An Biwakfeuern
Längs den Wagen frieren die Landsturmänner.
Wir marschieren endlos. Der Sattel geht mit uns
weiter,

Die Bäume lange vorüber, die Stunden vorüber.

Reiter zogen an uns vorbei. Graue Schemen
Mit schwarzen Mänteln und ernsten Waffen.
Die Pferde nicken, der Hufschlag klappert un-
endlich —

Gedämpfte Kommandos. Und immer vorüber,
vorüber.

Es wird kälter. Zwei Stunden noch bis Morgen-
graun.

Jeder Tag ist jetzt Sterbe- und Feiertag.

Jede Nacht blutet tiefer —
An erstorbenen Herzen vorüber.

Rethel

Feierlich ragen die riesigen, nächtlichen Schlote,
Aus Pyramiden von Schutt verbrannter Fabriken.

Es schreitet die Sterne des Himmels entlang,
Mit leisem Gesang
Der seligen Scharen musikalischer Gang.

Chor der Hirten:

Die Engel schweben singend
Und spielend durch die Lüfte,
Und spenden süße Düfte,
Die Lilienstäbe schwingend.

Chor der Seraphim:

Wohl auf, ihr Hirtenknaben,
Es gilt dem Herrn zu dienen,
Es ist ein Stern erschienen,
Ob aller Welt erhaben.

Chor der Hirten:

Wie aus des Himmels Toren
Sie tief herab sich neigen!

Chor der Seraphim:

Laßt Eigentriebe schweigen!
Die Liebe ward geboren!

Der Engel der Verkündigung:

Fromme Glut entfache
Jedes Herz gelind,
Eilt nach jenem Dache!
Betet an das Kind!

Jener heißerflehte
Hort der Menschen lebt,
Der euch im Gebete
Lange vorgeschwebt.

Traun! die Macht des Bösen
Sinkt nun fort und fort,
Jener wird erlösen
Durch das eine Wort.

Chor der Hirten:

Preis dem Geborenen bringen wir dar,
Preis der erkorenen gläubigen Schar!
Engel mit Lilien stehn im Azur,
Fromme Vigilien singt die Natur:
Der den kristallinen Himmel vergaß,
Bringt zu Gefallenen ewiges Maß!

Der Engel der Verkündigung:

Schon les' ich in den Weiten
Des künft'gen Tages bang,
Ich höre Völker schreiten,
Sie atmen Untergang.

Es naht der müden Erde
Ein frischer Morgen sich,
Auf dieses Kindes „Werde“
Erbblüht sie jugendlich . . .



DIE FLUCHT DER HEILIGEN FAMILIE

Länger fallen schon die Schatten,
Durch die kühle Abendluft,
Waldwärts über stille Matten
Schreitet Joseph von der Kluft,
Führt den Esel treu am Zügel;
Linde Lüfte fächeln kaum,
's sind der Engel leise Flügel,
Die das Kindlein sieht im Traum,
Und Maria schauet nieder
Auf das Kind voll Lust und Leid,
Singt im Herzen Wiegenlieder
In der stillen Einsamkeit.
Die Johannismücken kreisen
Emsig leuchtend über'n Weg,
Wollen der Mutter Gottes weisen
Durch die Wildnis jeden Steg,
Und durchs Gras geht süßes Schaudern,
Streift es ihres Mantels Saum;
Bächlein auch läßt jetzt sein Plaudern
Und die Wälder flüstern kaum,
Daß sie nicht die Flucht verraten.
Und das Kindlein hob die Hand,
Da sie ihm so Liebes taten,
Segnete das stille Land,
Daß die Erd' mit Blumen, Bäumen
Fernerhin in Ewigkeit
Nächtlich muß vom Himmel träumen . . .
O gebenedeite Zeit!



WEIHNACHTEN

Markt und Straßen stehn verlassen,
Still erleuchtet jedes Haus,
Sinnend geh ich durch die Gassen,
Alles sieht so festlich aus.

An den Fenstern haben Frauen
Buntes Spielzeug fromm geschmückt,
Tausend Kindlein stehn und schauen,
Sind so wunderstill beglückt.

Und ich wandre aus den Mauern
Bis hinaus ins freie Feld,
Hehres Glänzen, heil'ges Schauern!
Wie so weit und still die Welt!

Sterne hoch die Kreise schwingen,
Aus des Schnees Einsamkeit
Steigt's wie wunderbares Singen —
O du gnadenreiche Zeit!

Eichendorff

GEISTLICHES LIED

Endlich kommt zur Erde nieder
Aller Himmel selges Kind,
Schaffend im Gesang weht wieder
Um die Erde Lebenswind,
Weht zu neuen lichten Flammen
Längstvertriebte Funken hier zusammen.

Überall entspringt aus Grüften
Neues Leben, neues Blut,
Ewgen Frieden uns zu stiften,
Taucht er in die Lebensflut;
Steht mit vollen Händen in der Mitte,
Liebevoll gewärtig jeder Bitte.

Unser ist sie nun geworden,
Gottheit, die uns oft erschreckt,
Hat im Süden und im Norden
Himmelskeime rasch geweckt.
Und so laßt im vollen Gottesgarten
Treu uns jede Knosp' und Blüte warten.

Novalis

DAS NEUE TESTAMENT

Fragment von Friedrich Hölderlin

Halleluja! Halleluja!
Der da denkt,
Das bunte Zeitgewimmel
Ist Liebe!!!
Hör's Himmel und Erde!
Unbegreiflich Liebe!

Es steht im Heiligtum ein Buch,
Und im Buche geschrieben
All die Millionenreihen
Menschentage —

Da steht geschrieben —
Jesus Christus' Kreuzestod!
Des Sohnes Gottes Kreuzestod!
Des Lamms auf dem Throne Kreuzestod!
Selig zu machen alle Welt,
Engelswonne zu geben
Seinen Gläubigen. —
Der Seraphim, Cherubim
Staunende Still'
Weit in den Himmelsgefilden umher —
Des Harfenklangs Verstummen
Kaum atmend der Strom ums Heiligtum.
Anbetung — Anbetung —
Über des Sohnes Werk,
Welcher erlöst
Ein gefallen Greuelgeschlecht.

Da steht geschrieben —
Der gestorben ist,
Jesus Christ,
Abschüttelnd im Felsen den Tod,
Heraus in der Gotteskraft Allgewalt!
Und lebend — lebend —
Zu rufen dereinst dem Staub:
„Kommet wieder, Menschenkinder!“
Jetzt tönt die Posaun'
Ins unabsehbliche Menschengewimmel
Zum Richtstuhl hinan! — Zum Richtstuhl!
Zum Sohn, der aufgestellt
Der Gerechtigkeit Gleichgewicht!

Jammerst du jetzt noch, Frommer,
Unter Menschheit Druck?
Und, Spötter, spottest du
In tanzenden Freuden
Noch des furchtbaren Richtstuhls?

Da steht geschrieben —

Ist das nicht genug?

Von August Strindberg

Es war eigentlich nicht weiter schade, daß der reiche Jüngling nicht Jesus fragte, was er tun solle, um das Rätsel des Lebens zu erfahren, denn Jesus hätte ihm sehr wohl dieselbe Antwort geben können wie auf die Frage nach der Seligkeit: „Gehe hin und verkaufe alles was du hast und gib es den Armen.“ Es war dagegen eher schade, daß der reiche Jüngling das nicht tat, und vor allem, daß er nicht einen brennendheißen Junitag des Jahres 1885 erlebte und in der geringen Gestalt eines sechzigjährigen Grünkramhändlers einen schweren Karren die Avenue de Neuilly hinunterzog, in einem fort mit der von intermittierendem Hunger und zunehmendem Alter zitternden Stimme rufend:

Cresson de fontaine!
La santé du corps!
Quatre liards la botte!
Quatre liards la botte!

Er hat die linke Allee eingeschlagen und ist vor allen Türen stehen geblieben; und alle Portierfrauen haben abweisend den Kopf geschüttelt, denn die Jüngeren und Stärkeren sind bereits früher auf gewesen und haben sie mit dem Bedarf des Tages versehen. Er ist bis zur Porte Maillot gekommen und sieht die Avenue hinab, die sich scheinbar endlos bis zur Seine hinunter erstreckt. Er nimmt seine schwarze, baumwollne Mütze ab und wischt sich mit dem Ärmel seiner blauen Bluse den Schweiß aus der Stirn. Soll er jetzt umkehren und die rechte Seite nehmen, oder soll er nach Paris hinein und sein Glück suchen; das große Glück, die Sous zu verdienen, die erforderlich sind, um Kraft zu bekommen, auch morgen seinen Karren zu schleppen? Soll er seinen letzten Frank für den Zoll riskieren und dann unbekannten Schicksalen entgegengehen? Ja, er wagt den Versuch, bezahlt seinen Oktroi und zieht auf die Avenue de la Grande-Armée.

Die Sonne ist gestiegen, und die Straßensteine sind noch von gestern warm; die prächtige Stadt stinkt nach Schlafkammerluft, die kein Wind in Bewegung setzt, wenn sie durch die geöffneten Fenster der Schlafzimmer hinausströmt, und die Sonnenstrahlen machen den Staub, der von den geschüttelten Teppichen raucht, glühend; die Bedürfnisanstalten glänzen mit neuen Zirkusplakaten und riechen nach erstickendem Ammoniak; Zigarrenstummel und Tabaksspeichel, Pferdemit

und Apfelsinenschalen, Selleriestengel und Papierfetzen quellen zwischen vergessenen Kehrichthaufen in dem dicken Strom hervor, den der Wassermann aus der Röhre herausläßt und mit dem er alles zusammen nach dem Gitter der Kloake hinunterspült.

Der Alte ruft, wird aber von Omnibus und Fuhrwagen überstimmt; und niemand kauft. Müde und verlassen setzt er sich auf eine Bank unter die Platanen. Die Sonne findet ihn noch durch das staubige Laub und brennt ihn stellenweise. Wie trist scheint die Sonne für den Müden, der so gern den Himmel bewölkt und von einem Platzregen den unerträglichen Brand gelöscht sehen möchte, der den Nerven die Kraft nimmt und die Sehnen dörft.

Aber durch die Qualen der Hitze dringen die des Hungers hindurch und die Unruhe vor dem morgenden Tag. Er steht auf und nimmt die Gabel wieder auf, schleppt sich die schwere Höhe nach dem Triumphbogen hinauf, in einem fort rufend: „Quatre liards la botte!“

An der letzten Gassenecke kauft eine Näherin zwei Bündel.

Und dann zieht er durch die Champs-Élysées und begegnet dem reichen Jüngling, der hinter einem englischen Kutscher nach dem Boulogner Wäldchen hinausfährt, um über den Zweck des Daseins zu grübeln. Die Paläste und die großen Restaurants kaufen nichts, aber die Sonne beginnt auf die Kresse zu brennen, und die Blumenkohlköpfe lassen ihre langen, grünen Ohren hängen, so daß er bei der Fontäne am Rond-Point sie mit Wasser auffrischen muß.

Es ist Mittag, als er die Place de la Concorde passiert hat und auf die Quais gekommen ist. Auf den Trottoirs dejeunieren die Herren; einige sind bereits bis zum Kaffee gekommen. Sie sehen satt, aber bekümmert aus, als hätten sie eine traurige und schmerzliche Pflicht zu erfüllen, das Dasein zu erhalten. Aber der Alte sieht in ihnen selige Sterbliche, deren Tod sechs Stunden aufgeschoben ist, während er selbst sein Ich wie einen gedörrten Apfel zusammenschrumpfen fühlt.

Der Karren klappert am Pont-Neuf vorbei, und er fühlt jeden Straßenstein gegen die Räder stoßen und die Muskeln und Nerven der müden Arme schütteln. Er hat seit dem Morgen nicht gegessen noch getrunken, und die Stimme ist dünn wie die eines Schwindstüchtigen, so daß die Rufe jetzt wie Notschreie klingen, mit kleinen Vortakten von Seufzern aus tiefer Atemnot.

Die Füße brennen und die Hände beben; der Rücken ist heiß, als wolle das Rückenmark schmelzen, und das dünne Blut hämmert in den Pulsen der Schläfen, als er nach der Cité abbiegt und am Quai de l'Horloge Schatten sucht. An der Place du Parvis bleibt er vor einer Brasserie stehen und überlegt, ob er ein Glas Wein für seine Sous kaufen soll. Dann aber faßt er sich und zieht weiter, an Notre-Dame vorbei und bis zur Morgue.

Er kann an diesem geheimnisvollen kleinen Haus von einem Stockwerk nicht vorbeigehen, wo so manche Lebensrätsel gelöst sind, und er tritt ein. Wie kühl und schön es darin aussieht, wo die Toten auf Marmor liegen wie der reiche Jüngling, und wo der Reiffrost in Haar und Bart schimmert wie an einem schönen gesunden Wintertag. Einige sehen mißvergnügt aus, weil es weh tat, Wasser in die Lungen, das Messer ins Herz oder in den Bauch zu bekommen; einer lächelt, als sei er froh, daß es ein Ende nahm; einer liegt da und sieht gleichgültig aus, als sei es einerlei; das Problem war jedenfalls gelöst: er hatte gelebt, bis er starb. Keine Kleider, kein Essen, keine Wohnung mehr! Kein Kummer, keine Sorge. Alle hatten das höchste Gut des Lebens erreicht: eine Ruhe, die nicht durch Not, Mißwachs, Krankheit, Todesfall, Krieg und Kriegsnöte, amerikanisches Getreide noch das harte Gesetz über den Arbeitslohn erschüttert werden konnte. Ein Schlaf ohne Träume, wie sanft; und ohne Erwachen, wie herrlich!

Der Alte mußte sie beneidet haben, denn als er ging, wandte er sich noch einen Augenblick um, seine Augen an dem Anblick der Seligen zu laben, die hinter den großen Glasscheiben kühl schliefen.

Darauf zog er auf die andere Seite der großen Kirche zu und kam ans Hauptportal. Er bat den Reliquienverkäufer, ein Auge auf den Karren zu haben und ging hinein. Mit der rechten Hand rührt er das Weihwasser um und kühlt Stirn und Lippen. Drinnen ist es frisch und die Sonne dringt nicht durch die farbigen Fenster. Auf der Kanzel steht ein kleiner Abbé, der sich eben rasiert und noch poudre de riz auf dem blauen Bartboden hat; und er spricht und der Alte lauscht.

„Sehet die Lilien auf dem Felde,“ sagt er, „sie nähen nicht und sie spinnen nicht, und doch war Salomo in all seiner Herrlichkeit nicht wie eine von ihnen! Sehet die Vögel unter dem Himmel: sie säen nicht und sie sammeln nicht in die Scheuern, und unser himmlischer Vater ernähret

sie doch. Wie viel mehr seid ihr nicht denn sie!“

„Wie viel mehr sind nicht wir denn sie!“ seufzt der Alte.

„Suchet zuerst nach dem Reich Gottes und seiner Gerechtigkeit,“ sagt der Abbé, „so fällt euch alles andere zu.“

„Alles andere,“ seufzt der Alte. „Alles andere! Zuerst das Reich Gottes und dann alles andere.“

An einem Pfeiler im Seitenschiff steht der reiche Jüngling mit einem Bädeler in der Hand und versucht, in der Baukunst der Vergangenheit den Zusammenhang und das Wesen des Lebensprozesses zu erforschen. Er glaubt nicht an das Reich Gottes, aber er grübelt über den Zweck des Daseins und kann nicht verstehen, warum man sich die Mühe machen soll, die Zeit zu töten, bis man siebzig, höchstens achtzig Jahre alt wird. Wenn es sich gepaßt hätte, würde der Jüngling zu dem Alten hingegangen sein und zu ihm, der seine Vegetationsperiode hinter sich hatte, gesprochen haben:

„Sag mir das Rätsel des Lebens!“

Und wenn der Alte dann nicht vor Hunger und Durst ohnmächtig gewesen wäre, hätte er geantwortet:

„Das Rätsel des Lebens, das ich bisher gelöst habe, ist für mich das Erhalten des Lebens gewesen.“

„Nur das?“ fragt der reiche Jüngling verwundert.

„Nur? Ist das nicht genug?“ sagt der Alte. „Nur?“

„Wir verstehen uns nicht,“ sagt der reiche Jüngling.

„Nein, wir verstehen uns nicht,“ wiederholt der Alte, „wir haben uns niemals verstanden.“

„Weil du ein alter Egoist bist, der nur für sich gelebt hat,“ fährt der reiche Jüngling fort. „Aber das Geschlecht, die Menschheit . . .“

„Herr,“ antwortet der Alte, „ich habe auch für das Geschlecht gelebt; denn ich habe vier Kinder ernährt und erzogen; ein Problem, das vielleicht schwerer zu lösen war als Ihres, dessen Lösung Sie fertig im Buchladen kaufen. Ja, Herr, geh hin und verkaufe alles was du hast und gib es den Armen, dann wirst du sehen, ob das Leben zu was anderem reicht!“

Aber der reiche Jüngling wollte lieber das Problem ungelöst lassen und seinen Reichtum behalten, und darum fuhr er fort, in dem Buch zu lesen, und fragte den armen Grünkramhändler nicht nach der Aufgabe des Lebens.

Der Alte aber, dessen Glaube auch nicht erschüttert worden, ging mit dem trostreichen Wort des Abbés: „sorget nicht für den morgenden Tag“ aus der Kirche heraus, spannte sich wieder vor den Karren und zog hinüber nach dem linken Ufer.

An der Ecke des Boulevard St. Michel konnte er bis zu zwölf Sous unter dem Preise verkaufen. Darauf zieht er weiter und lenkt in die Rue Bonaparte ein. Es ist Nachmittag, die tristeste Zeit am Tage, wo die Sonne beim Untergehen ist, aber das Dunkel noch nicht Ruhe bringend über die müden Menschen gefallen ist, die jetzt nötig hätten, zu ruhen und zu spielen, ehe sie zu den qualvollen Folterbänken der Träume und Erinnerungen gehen.

Er setzt sich auf eine Treppe und zählt sein Geld. Achtzig Centimes sind zwanzig weniger als der Frank, den er am Stadttor ausgab. Wie soll er dem Gärtner sechs Franks bezahlen; wie soll er essen, wie soll er trinken, und wie soll er bis zum Abend nach Suresnes zurückkommen? Er sieht vor sich die endlosen Champs-Élysées, die lange Avenue de la Grande-Armée, die schreckliche Neuilly-Avenue. Nein, das ist zu weit, um zurückzugehen, zu weit.

Er blickt sich um, wie wenn er etwas suchte, und sein trübes Auge wird von den blauen und roten Glaskapseln des Apothekers geblendet, die auf der andern Seite der Straße im Sonnenschein glänzen. Da stehen ganze Regale mit Flaschen und Dosen; Drogen gegen schlechte Verdauung, Pillen für fehlenden Appetit, Pulver für heiße Hirne, die über den Zweck des Daseins gegrübelt haben; da liegen Schutzmittel gegen Übervölkerung oder zunehmende Armut, Migränestifte für die Löser der sozialen Frage, Schminkdosen für Nachtwachen, Pastillen für Nervenleidende und ökonomisch Unabhängige. Da gibt's alles.

Der Alte richtet sich hastig auf, als habe er einen Käufer winken sehen, und geht in die Apotheke hinein.

„Bitte, geben Sie mir für zwölf Sous Laudanum,“ sagt er, „mein Weib liegt in Krämpfen.“

Und um seine Rede zu bekräftigen, hebt er seine rechte Hand, um zu zeigen und selbst zu sehen, wo der Ring am zweiten Finger sitzt. Aber da ist nur ein weißer Rand mit einer Vertiefung in der braunen Haut zu sehen.

Doch der Apotheker, der vielleicht auch auf seinen Käufer gewartet hat, beachtet das nicht, sondern füllt eine kleine Flasche mit der verlangten Flüssigkeit, beleckt eine Etikette, bekaut einen Kork,

nimmt das Geld und setzt sich wieder über sein Arzneibuch, als dächte er: Was geht das mich an?

Der Alte geht mit seiner Flasche in der Tasche hinaus, nimmt noch einmal die Karre und zieht sie ein Stück die Straße hinauf. Darauf bleibt er vor einem Buchladen stehen, und wie um ein Glück zu erproben, an das er nicht mehr glaubt, ruft er zum letztenmal:

Quatre liards la botte!

Quatre liards la botte!

Und als wäre er bange, es könnte wer zur Antwort winken, setzt er die Flasche an den Mund und trinkt die dunkelrote Droge, gierig, wie um einen brennenden Durst zu löschen. Die Pupillen schrumpfen zusammen, als habe er gerade in die Sonne gesehen; eine heftige Röte steigt in die Wangen, die Knie beugen sich, und er fällt auf den Rand des Rinnsteins. Zuerst ist ein Schnarchen zu hören, als sei er in einen tiefen Schlaf gesunken, die Haut schwitzt stark und es zuckt in den Waden.

Als die Polizei dazu kommt, liegt er ganz still, doch sein Gesicht spricht noch seine letzten Gedanken aus:

„Das Leben war gut zuweilen, böse dann und wann, doch dieses letzte war das beste. Das Rätsel des Lebens löste ich nach Vermögen, und das war nicht wenig, wenn auch der reiche Jüngling fand, es sei nicht genug. Aber wir verstanden uns nicht. Es ist schade, daß die Menschen sich nicht verstehen sollen.“

(Autorisierte Übersetzung von Emil Schering)

E. A. Poe's „Heureka“

Von S. Friedlaender

„Von einer Philosophenzunft, welche sich mit ihren „Tatsachen“ über Gebühr aufbläht, ist es gar zu geckenhaft, über alle Spekulation mit dem allgemeinen Spitznamen „Phantasiewerk“ höhnisch hinwegzugehen. In Betracht kommt, wer phantasiert.“

E. A. Poe

Wer die ganze Welt könnte und das Geheimnis wegließe, würde mit aller Weisheit ein Tor bleiben, verglichen mit Geistern, die an der Welt nichts kennen als das Gesicht der Sphinx. Die Unergründlichkeit gehört in den Grund der Dinge hinein. La darè est un mystère, nichts Zauberloses.

Jedesmal, wenn das Rätsel selber zu reden, sich zu nennen beginnt, entsteht eine Vertiefung im Horchen, im Gehör. Diese tiefste Offenbarung, hellste Erleuchtung, welche wir Philosophie nen-

nen, Entschleierung der Schönheit zur nackten Wahrheit wird selten von der Schönheit selber vorgenommen: „Heureka“ von Poe ist deswegen ein einziges Werk unter Poes und unter allen Werken. Die Philosophen von Beruf und Fach vergreifen sich zugunsten ihrer Gedanken zu leicht an den Sinnen, während Philosophie nichts als die gedankendurchtränkste, geistreichste Sinnlichkeit selber sein sollte. Dieselbe kosmogonische Arbeit, welche Kepler, Newton, Kant und La Place zum Verständnis des Weltalls getan haben, von einem Dichter wie Edgar Poe ausüben zu sehen, müßte um so dringender interessieren, als gerade hier der Mittelpunkt sich hervortut, um welchen alle Geschöpfe dieses Magiers kreisen. Aber die Interessen der Menschen sind unvergleichlich mehr praktisch als theoretisch. Man vergißt, wieviel Theorie die Praxis in sich aufnehmen soll, um praktischer zu werden — ja wieviel Phantasie und Dichtung. Der Mensch ist Mensch, weil er der theoretisierendste, philosophierendste Praktiker ist: aus seiner Gefahr des Hamletismus eine Widerlegung seiner „metaphysischen Bedürfnisse“ zu machen, wäre das Werk der Vertierung. —

Der Kardinalgedanke Poes ist, wie Poe selber betont, unbeweisbar. Nämlich: „In der ursprünglichen Einheit des ersten Dinges liegt die Ursache aller Dinge, mit der Anlage zu ihrer unvermeidlichen Vernichtung.“ Es gehört in die Pathologie von Göttern, daß man Sätze, Gedanken, mit welchen alle Beweisbarkeit erst anhebt, an der Kette dieser herleiten möchte. Die eigene Göttlichkeit kann sich nicht von wo anders her erweisen lassen, sie ist bewiesen oder sie ist nicht. Überall gibt es außer den Wesen, die festen Boden unter sich haben, von ihm sich tragen lassen, doch geflügelte, fliegende, welche sich selber tragen, in denen das Tragende mit dem Getragenen schwebend zusammenfällt: Ob der Gedanke Poes ein solches Wesen sei?

Sicherlich wär es naiv, ernsthaft so zu fragen; Poe philosophiert poetisch. Aber sicherlich gibt er seiner Dichtung das Pathos der Wahrheit so energisch mit, daß man das ganze Werk hindurch den Flügelschlag eines Gedankens vernimmt, welcher eben nur zum dämmernden Vorschein kommt. An dem, was die Menschen Streben, Ehrgeiz, Tatendrang, Herrschsucht, Machtgelüst nennen, fehlt immer noch der echtste, der wahre Motor, der Motor der Wahrheit. Aber Philosophie, scheint es, welche sich nach ihrem Motiv umsieht, erstarrt zur Salzsäule. Man sieht nicht, welches unge-

heuerlich selbstquälerische Wesen die Wahrheit ist: im Verkennen dieser tragischen Natur aller Ideale besteht der sich selber belügende „Idealismus“, der das Ideal seiner Fruchtbarkeit entmannte, indem er die Gärung aus ihm sog und zog, bis es in steriler, unnahbarer Völlig- und Fertigkeit stehen und liegen blieb. Ideale blieben übrig, in denen das fressende Feuer der Begier nach sich selber ausgelöscht war, wie es am heftigsten gerade durch den Ausdruck Wahrheit zur Bedeutung kommt. Sobald ein solches Ideal seine Arg- und Harmlosigkeit für sich selber verliert, in seinen eigenen Busen eindringt, sich auszukundschaften beginnt, sobald wird es erst fruchtbar.

Aus einem so blindlings kreißenden gemachten Schoß und Born des ungestümen Wahrheitsdranges ist jene Poesche Wahrheit feurig geboren. Ein die Welt blitzgleich überzuckendes und durchdringendes Flammenauge, Allwissenheit gehört zu solcher Weltanschauung. Um dermaßen die Wahrheit zu sagen, muß man sie sein können. Eben deshalb ist sie kein Axiom, sondern hat die Wirklichkeit des Erlebnisses. Ohne daß man sagen kann, wie sie entsprang, bewährt sie sich als Wahrheit dadurch, daß sie zutrifft. Seine These zu erläutern, beginnt Poe bei Gott. In diesem Punkte ist er von wahrer Dämonie. Man müßte Gott sein, um von ihm zu wissen, läßt er sich ein-



3. Dämon

werfen; bekennt dagegen trotzig die Möglichkeit, daß wir es seien!

Gott also, folgert Poe intuitiv, mit In- und Deduktionen, deren Flug sich der Aufmerksamkeit entzieht, erschafft Materie von der denkbar größten Einfachzeit, Einheit, jedoch als teilbar, als zerstreubar gedacht von dieser Einheit als ihrem Mittelpunkt aus. Gott expandiert durch Zwang das ursprünglich Eine, das er selber ist, in den Zustand der Vielheit, des materiellen Weltalls. Entfernung voneinander, Welt ist also eine Art Erkrankung Gottes selber, aus der er wieder-
genesen muß, da er seine wahre, innige Natur nicht auf ewig verleugnen kann, nicht ewig aufhört, Gott zu sein.

Die Zerstreuung kann also nicht ins Unendliche gehen, und noch während sie andauert, macht sich die ursprüngliche Einheit als Tendenz immerfort geltend. Für Poe ist das eigentliche Motiv Gottes zur Erschaffung der Repulsion mysteriös, er verehrt dessen Unerforschlichkeit. Jedes Kind kann die Existenz der Repulsion, die Undurchdringlichkeit der Materie trotz all ihrer Attraktionskraft konstatieren. Die Vereinigung, nach der die vom Gesetz der Schwere beherrschte Materie verlangt, ist geheimnisvoll gebremst: hierin besonders zeigt sich ein göttlicher Wille. Attraktion ist Körper, Repulsion Seele der Welt, andere Prinzipien gibt es nicht. Im einen, im andern, in beider Kombination besteht alles, das uns vorkommt.

Eine grandiose metaphysische Vertiefung des Prinzips der Attraktion gewinnt Poe durch das Aperçu der Einheit als des Ziels aller Gravitation. Es ist nämlich nichts als flacher Augenschein, daß die Körper bloß in der Richtung nach dem Mittelpunkt, sei es der Erde oder der Sonne, hingezogen würden: vielmehr gravitiert jedes Atom nach jedem hin! Also muß unter allen irgendeine Gemeinsamkeit bestehen, ein Individuum aller ihrer Differenziertheiten. Diese unaussprechlich komplizierte gegenseitige Gravitation wird von Poe diagnostiziert als das Symptom eines ursprünglichen Zustandes, worin die Atome noch mehr als beisammen: worin sie eins waren. Sie gravitieren also nur uneigentlich nacheinander und nach Sternmittelpunkten — eigentlich aber nach einem metaphysischen Zentrum, ihrer eigenen Identität: nach Gott!

Folgt nun die Aktion Gottes bei Erschaffung des Weltalls den Gesetzen der Ausstrahlung, so wird ihre Reaktion genau dem umgekehrten Gesetz gemäß vor sich gehen. Attraktion, Gravitation ist

nicht eigentlich das Werk Gottes, sondern auf dieses geheimnisvolle Werk der Zerstreuung und Repulsion eine Reaktion, welche folgen muß, sobald diese Zerstreuung ihre äußerste Grenze erreicht hat: in diesem Punkt und Augenblicke setzt sofort die Rückkehr zum Einen, zu Gott, also die Rückkehr Gottes zu sich selber ein, und von diesem Momente an auch werden die geheimnisvollen Kräfte der Repulsion im Kampfe mit der Attraktion geweckt: im selben Maße wie die zerstreute Materie sich verdichtet, sich zentripetiert, wird von ihr selbst etwas Ätherisch-Seelisches als widerstehende Repulsion frei. Die akzelerierte Gravitation wird retardiert von der Repulsion. Gravitation allein würde nur Zusammenballung von Materie bewirken: Repulsion bewirkt im selben Maße Zusammenballung von Geist, von Gott: gerade in der Repulsion der Materie begegnen wir dem aktiven Schöpfungswerke Gottes: Gravitation ist bloß reaktiv, mechanisch, körperlich.

Rückkehr zu Gott bedeutet aber „Vernichtung“ der Materie! Wie Schöpfung der Materie „Vernichtung“ Gottes! Für Poe sind Schöpfung und Vernichtung wie Aus- und Einatmung Gottes in die Welt, der Welt in Gott. So aber füllt Gott seine Ewigkeiten aus, daß er sich zur Welt preisgibt, um die Seligkeit seiner Wiedererstehung selbstbewußter auszukosten.

Materie ist durch und durch nichts anderes als das Zusammenbestehen von Attraktion mit Repulsion: von Welt und Gott. Je nachdem nun die eine über die andere siegt, erhalten wir einen Welt gewordenen Gott oder eine Gott gewordene Welt. Dieser Wettstreit geht nun bei Poe mit unaufhörlicher mechanischer Periodizität vor sich; wie Pulsschläge und Atemzüge. Ein sehr geistreicher Pantheismus, weil er dem Pessimismus, ja dem Atheismus hinreichenden Spielraum gewährt — In maiorem Dei gloriam. Der Welt-schmerz nur die zerrissene Seligkeit Gottes, welche genau im Punkte der Unseligkeit beginnt, wieder hergestellt zu werden. Bei der Schöpfung der Materie, der Entfernung Gottes von sich selber, wurde Gott gebunden, bei ihrer Vernichtung wird er frei. Symptom seiner Freiwerdung ist die immer gesteigerte Zunahme der Gravitation. Je schwieriger diese vonstatten geht, je schroffere Differenzen dadurch indifferenziert werden, desto göttlicher äußert sich der Einfluß der Repulsion zunächst als Wärme, Licht, Elektrizität, endlich aber im beginnenden Bewußtsein, das immer einheitlicher, gemeinsamer, ungeteilter, universaler

zu werden bestimmt ist. Stürzt der Weltkörper zusammen, so dehnt die Weltseele sich aus. Wenn die Erde sich verdichtete, könnte eine Rasse von Wesen entstehen, die den Menschen an Besonnenheit göttlich überträfe. Materie ist nichts als Differenz Gottes, Gott nichts als indifferenzierte Materie: dazwischen liegt eine grandiose Skala von Graden der Weltgöttlichkeit: „Wie sie das Feste läßt zu Geist zerrinnen, wie sie das Geisterzeugte fest bewahre.“

So tiefsinnig dieser Weltgedanke auch ist, könnte man ihn doch angesichts der Unendlichkeit der Welt nicht ebenso scharfsinnig finden. Wer sollte Gott zwingen, seiner eignen Unermeßlichkeit auch nur periodische Schranken zu setzen? — Und allerdings ist das eine Einwendung, welche Poe zu schaffen macht. Er kritisiert den Begriff Unendlichkeit: er bezeichne, sagt er, nichts Fertiges, nur ein Streben, eine Sehnsucht nach etwas, dessen Vollendung unvorstellbar sei: bloß Richtung, nicht Ziel, bloß Tendenz. Das Ziel ist Geheimnis Gottes. Dagegen können wir uns unzählige Anfangspunkte zum Beispiel des Raumes bequem vorstellen. Das Vorhandensein der Gravitation bedeutet nur soviel wie das Vorhandensein einer willkürlichen Grenze, welche sich Gott bei der Schöpfung gesetzt hat. Zur Beruhigung aller Gemüter, denen diese Abfertigung nicht recht einleuchten will, konzipiert Poe eine Zahllosigkeit von Weltgöttern und Gottwelten und erklärt: er habe hier nur unser astronomisches Weltall im Auge. Poe nimmt im Raum verstreute Sternhaufenwelten an, deren eine gar keine Beziehungen mehr zur anderen habe —: aber ist „Raum“ keine Beziehung? Jedenfalls ist Gottes Schöpfungsakt nicht unaufhörlich schaffend, sondern schaffend bis zu einer bestimmten Grenze, sodann aber zurückschaffend. Eine Schöpfung, sagt Poe, welche nicht ihre Grenzen hätte, wäre so gut wie vergeblich, ginge bloß scheinbar vor sich, weil, wieviel auch geschehe, in ihrer Unendlichkeit so gut wie nichts getan wäre. Eigentliche, sich steigernde Entwicklung ist nur kraft einer Begrenzung möglich. Ohne Ziel ist ein Weg eigentlich kein Weg, und ohne die Möglichkeit des Rückweges wäre das Ziel ein Tod. Nein, das Ziel muß wieder zum Ausgang werden, um eine neue Schöpfung möglich zu machen. Im Panzerhemde solcher Logik finden wir gar manche Lücke, durch die wir einen polemischen Dolch stoßen könnten. Aber vielleicht ist es sieghafter, die fallen gelassenen Maschen dieses Panzers besser aufzuheben. Hören wir Poe zu Ende! Cha-

rakteristischer Weise, der Art seines dichterischen Hanges entsprechend, versenkt sich Poe mit mehr Wollust in die Schilderung der Vernichtung der materiellen Welt als in diejenige ihrer Schöpfung — weil er tragisch gesinnt ist: weil er Gott nur empfindet, wenn die Welt untergeht; wenn die Welt entsteht, geht ihm Gott unter.

Ein divinatorischer Zug dieser ganzen Spekulation ist die Verknüpfung von Mathematik mit Philosophie zu einer gleichsam musikalischen, in Zahlen ausdrückbaren Harmonie. Nüchternheit, welche nichts Berauschendes getrunken hat, ist verdienstlos. Berausheit und Schwärmerei, Ekstase eines Trunkenen ist leicht erklärlich, und töricht, sie sehr zu bewundern. Hingegen die bis zur Mathematik nüchterne Besonnenheit eines Trunkenen, der seine Trunkenheit zahlenmäßig offenbart wie Pythagoras, Kepler, Kopernikus, Newton, Kant, Laplace, Robert Mayer, und wie alle solche dionysischen, magischen Mathematiker heißen mögen, — diese göttliche Nüchternheit, welche in harmonischen Zahlen stammelt, ist bewundernswert. Und freilich müßte eine Überlegung wie diejenige Poes alle Bewunderung auf ihren Gipfel bringen, wenn sie einstmals besser gelänge als bloß halb philosophisch, halb mystisch — poetisch. Mathematik wird nur in den Händen eines Magiers zur Schöpfung. So ist Welt, ja Gott selber für Poe allerdings ein Rechenexempel, eine in Zahlen ausdrückbare harmonische Gegenseitigkeit von Entsprechungen. Je dichter die Sternmaterie wird, desto differenzierter die Sternseele, bis jene vernichtet, diese völlig hergestellt ist; und umgekehrt. Eine Theologie, welche zugleich berechenbarste Astronomie wäre! Alle großen Geister — Poe regt selber zu dieser Beobachtung auf — sind symmetrisch angelegt. Zum Beispiel kann die Skepsis in einem wahrhaft umfänglichen Geiste keine Verheerung anrichten, sondern trägt zu seiner Ordnung und Wahrheit kraftvoll bei. Man kann, sagen die Ruhestörer, alle Wahrheiten anzweifeln. Warum entgegnet ihnen niemand: man kann ebenso wohl und mit der nämlichen Wirksamkeit sogar das Vageste, Nichtigste, Zweifelhafte, den Schatten eines Schattens, das Gespenst eines Gespenstes bis zum Schauern lebhaftig machen; gerade in dieser Magie ist Poe meisterhaft. Nur Geister, die sich in Extremen bewegen, werden auf einen Mittelpunkt ihrer Bahn treffen. „Heureka“ ist solch ein Brenn- und Herzpunkt aller Extravaganzen Poes.

Diese verklarte Astronomie, mit Gott anfangend,

mit Gott aufhörend, faßt sich für unsere Hand seidener an als die physikalische der Astronomen. Der hemmende Äther, durch den auch der Physiker seine Welten zusammenstürzen läßt, ist hier immateriell metaphysisch; wie sie denn auch nicht in einen physischen Ort zusammenstürzen, sondern in einen metaphysischen Zustand Gottes. Gravitation wurde immateriell bewirkt, und ebenso immaterialisiert sie allmählich die Materie zu Gott. So muß unser Selbstbewußtsein immer mehr das Bewußtsein Gottes von sich selber werden, unser Herz das eigne Herz Gottes. Mit der Materie wurde ja auch der Geist Gottes zerstreut. Nach Maßgabe der zunehmenden Gravitation kommt Gottes Geist zu sich selber zurück. Wir sind die unschuldigen Urheber aller unserer „Schuld“ gewesen. Unser individuelles Bewußtsein von uns selber, meint Poe, wird immer herzhafter werden, wir werden immer mehr den bloßen Menschen vergessen und im selben Maße unserer Weltgöttlichkeit inne werden: „Mittlerweile bewahrt es in eurer Seele, daß alles Leben ist — Leben — Leben in Leben — das Kleinere im Größeren — und alles im göttlichen Geiste.“

Spitzfindige Schwierigkeitsliebhaber, denen überall Schwierigkeit über Wahrheit geht, werden in der Annahme Gottes eine Willkür finden, die sie aller Kritik überhebe. Wir schließen mit der Versicherung, daß es jedem freisteht, sich so göttlich oder ungöttlich vorzukommen, wie er's in sich erlebt. Ein so labyrinthischer Skeptiker wie Nietzsche findet am Ende aller Enden bloß den christlichen Gott, aber nicht Gott widerlegt und träumt von Wesen, die mit Gestirnen spielen. Möchte man doch lieber Ananthropist als Atheist sein! Gott ist aus einem Dogma und Ideal ein — Experiment geworden: auf Weltherrschaft, Weltweisheit werden wir nie verzichten, und hier gibt es viel zu tun, zu versuchen. Der Versuch Poes arbeitet noch vielfach mit veralteten Mitteln. So vor allen Dingen ist es bereits ein Fehler, historische Theologie zu treiben: ein Fehler, welchen man durch Anwendung irgendeiner Periodizität des Geschehens eher verschlimmert. Bewundernswert bleibt die Intention Poes; ihre philosophische Ausführung ist naiv, primitiv, den Sinnen mehr als den Gedanken genugtuend.

„Gott“, ein naives Zeichen für den Gedanken aller Gedanken, Sinn aller Sinne, Ziel aller Ziele wird von Poes Tiefsinn als eine Art Polarität aufgefaßt. Seitdem die berühmte Schellingsche naturphilosophische Schule ihren bösen Unfug mit dieser magischen Formel getrieben hat, wagt

niemand mehr, mit ihr zu operieren, wie z. B. Goethe mit siegreichem Genie es in der Farbenlehre tut. Es geht — alles in allem — durchaus magnetisch, polarisch zu: kein anderer Blick ist sinn- und geistreich genug zur Anschauung und Aufschließung des Weltwesens, welches unser eigenes ist. Es muß dieses klar sein. Denn wenn dieses Weltwesen durchaus in jedem Sinne unausdenklich differenziert beschaffen ist, so muß es, um seinen Zusammenhang in sich überall zu behalten, im gleichen Grade auch seelisch, persönlich identifiziert sein. Poe steckt zu sehr im historisch-sinnlichen Augenschein, seine Urwahrheit tritt nicht nackt zutage. Nietzsche verfällt mit seinem periodischen „Jahr des Werdens“ einer ähnlichen Befangenheit im Augenschein. Position und Negation sind allerdings Pole des gesamten Weltverhaltens; es ist aber sehr naiv, den positiven als ihren Anfang, den negativen als ihr Ende zu nehmen. Sondern beide beziehen sich auf ihre eigene reinste Indifferenzierung und Neutralisation, auf einen göttlichen Frieden ihrer Kombination, kraft dessen die musikalischste Harmonie der Welt erst eintreten kann. Um das Leben z. B. ringen mit ebenmäßigen Kräften Sterben und Werden, Erzeugung und Tod, und ehe nicht diese Polarität ihre intime Neutralisation erreicht, ist das eigentliche Leben noch gar nicht verwirklicht. Es ist Aberglaube, daß wir bereits leben: wir werden geboren, sterben, spuken und gespenstern eine Zeit lang, wie wenn wir ewig wären, in diesem Zwitterlicht. Wir haben noch keine Angel unseres Wesens, worin es gleichgewichtig spielen könnte; sondern erleiden deren Verrenkung; unser Leben ist pathologisch nicht einträchtig genug, weil es nicht zwieträchtig genug ist. Unser Grundgebrechen ist der Mangel an intimer Neutralität inmitten aller Interessiertheit. Wenn wir so tiefsinnige Köpfe wie Poe als Resultat ihrer Nachdenklichkeit einen Weltgedanken fassen sehen, der unser Wesen als degeneriert-göttlich, als regenerierbar-göttlich beurkundet, — möchten wir uns doch erinnern, daß unser Wesen mit sich selber entzweit ist, und nicht sowohl mit sich vereint als vielmehr völlig neutralisiert werden solle, damit seine Pole harmonisch konzertieren! Wir müssen unsere Mittelmäßigkeit vernichten, unsere Extreme kultivieren, um rein und harmonisch zu werden. Das Leben hegt in jedem Sinne das Mysterium der persönlichen Indifferenzierung aller seiner Differenzen: diese vertuschen heißt, jenes verunreinigen. Je kräftiger

jedoch jene hervorgetrieben werden, desto un-
verhüllter wird auch dieses zum Erstaunen sich
offenbaren: der Zentralsinn wird sich auftun und
die flache Augentäuschung, die uns blendet, gött-
lich klar vertiefen.

WIR DICHTER

Wie Einsamkeit das Ich im Auge dämmt.
Du ist nicht feil, und Du beginnt zu fehlen.
Geh durch die Menge, um Lächeln zu stehlen,
Verbrauche deine Küsse ungehemmt —:
Ein Schrei wärmt dir den Leib! Zu sehr allein.
Es gibt nur dies, unser Blut-Hoch und Ja,
Unsere Kunst, das Labsal anima!
Das Herz bewegt sich in das Wort herein.

Von den Stummheiten sollen wir aufbrechen!
Nicht nur anjahen in der Existenz.

Von Antlitzfrauen aufreizend umschwiegen

Werden wir jetzt, einmal und wenigstens,
Die Herzensröte an den Lippen kriegen.
Unseren Dialekt des Menschen sprechen.

Paul Boldt

DEINE HÄNDE

Deine Hände sind groß, Frau.
Du legst sie in schönen Winkeln mir gegenüber,
Auswanderer von dir,
und segnest Griffe, Lehen, mit ihrer Schwere.
Nie spürte ich von ihrem Greifen unser Sein, dein
Bedenken,
und sehen muß ich deine Hände Gegenstände
tief durchbrechen feste Rahmen. [lösen,
Dir bleibt wundersam Umgebung,
deine Bleichheit ruhet blauen Sammet ein.
Fühlst du nicht Regung, meinen Kopf zu tragen,
dich zu verbinden seinen ebengroßen Träumereien?
Ich bin so steif,
du reichst die Überwege nicht,
die unbeendet zu dir leiten müssen.
Ich liebe deine kalten Gelassenheiten
bis in meine Trauer.
Richtest du nicht neu, mit Kraft für Leben,
will ich gegen deine Ferne stehen.

Henriette Hardenberg

TRAUM

Auf dem Rücken gestreckt,
Ruhig geschlossenen Lids,
Wart' ich auf segnenden Traum.

Leise schleicht er heran.

Spannt mir ums schmalrunde Knie,
Rührt an den atmenden Leib,
Langt dann hinauf bis zum Mund

Und schon deckt er mich ganz. *Käte März*

FAHNE

Die Elektrische schwankt eilig blitzend
In das winzige Nichts.
Groß rollt die Nacht ihre Fahne auf,
Die sich bauscht mit den Tönen
Des rauschenden Waldes.
Dann klatscht der Saum
Schnippisch an die Breite,
Und wie eine Säule
Wälzt sie sich auf mich.
Gewimmer, Gestöhn und krachende Knochen.
Die Kraft hat das Recht
Und schüttelt die blutigen Locken,
An der sich die Schwachheit zerschneidet.

Erna Kröner

KREUZWEG

Die Wolken ziehen gelassen, Triumphwagen
gleich.

Die Rose des Windes blüht in seligem Blau.
An einem Kreuzweg steh ich. Vier große Straßen
Zerteilen die Welt und treffen sich niemals wieder.

Norden. Die Ebene bäumt sich gen Mitternacht.
Es schneit. Feuer glühen. Fahl schimmert das
Eis.

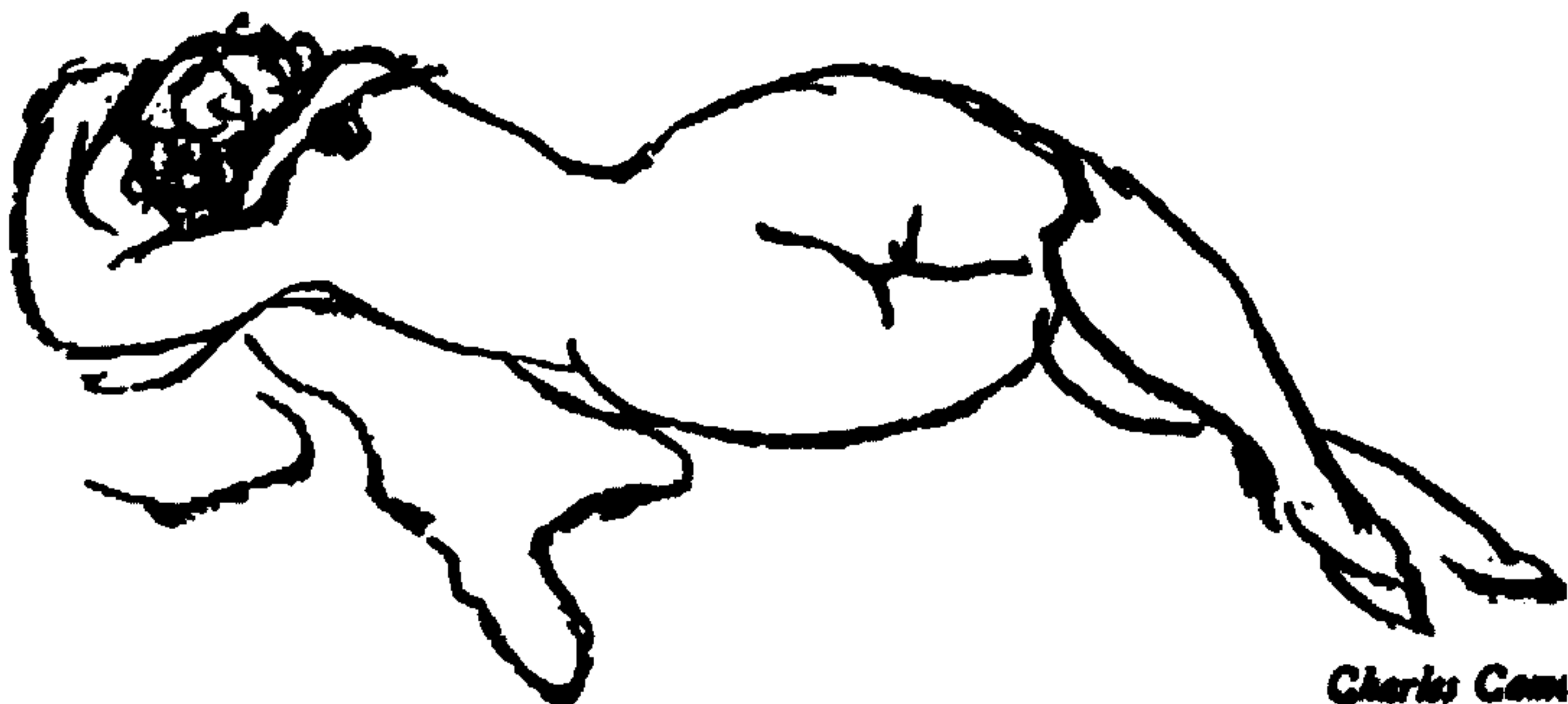
Unruhig glänzen die Sterne. Tief
Träumt der Tod. Weltraum öffnet sich schwärzer.

Westen. Weiter Himmel und rauschende Wogen,
Meerduft und leises Knarren des Tauwerks,
Dunstige Fernen mit flachen, gewaltigen Erd-
teilen,

Steppen und stille Ströme in riesigen Wäldern.

Süden. Zarte Länder und Marmorstädte,
Alpengeschmeide, Golfe mit Purpursegeln,
Blaue Gluten, Kolosse, reißende Tiere,
Negertrommeln, Dampf und rosige Wolken.

Osten. Goldenes Licht, Opferterrassen,
Trübe Geister, Wiege und Dach der Welt,



Charles Gorn

Gongschläge, Weisheit, ewiger Aufgang,
Tausend Götter, zehntausend blühende Weiber.

Wohin wandert mein Fuß? Die Ferne duftet,
Zuckt und glitzert, Lichtgründe öffnen sich weit,
Warum bist du, o Welt, so unermesslich?

Mein zerrissenes Herz, wo ist deine Heimat?

Wilhelm Klemm

ERLÖSUNG

Ein Mensch zerbrach und zerfloß in die Welt.

Da heulten die Wölfe.

Aber ein Weib hob seine Hände.

Segnend.

Da glätteten sich alle Wellen.

Und die Nacht leuchtete mild.

Und alle Fernen wurden nah und klar.

Und ein Kind sang.

Friedrich W. Wagner

Über die Gemeinplätze der Bürger

Von Léon Bloy

„DER ZUFALL.“

Ein glücklicher Zufall, ein Zufall, der göttliche Fügung war, der Zufall wollte, zu Zufall erlaubte es, man muß eine Sache dem Zufall überlassen usw. Also ist der Zufall Gott, alles bezeugt dies, und — man merke es sich ganz genau — er ist der einzige und letzte Gott, der von den heutigen Bürgern angebetet wird, was den heiligen Blitz voraussetzt! Aber man muß doch sagen, es ist ein komischer Gott, welcher nur die positive Macht besitzt, ohne auch ein einziges Atom von der negativen. Oh, ich weiß, das, was ich sage, ist nicht klar. Glücklicherweise habe ich den Brief eines Wahnsinnigen in der Hand; ich bringe einen Auszug davon, der mir hellseherisch zu sein scheint:

„Sie wissen, mein Herr, ich habe mein ganzes Leben dem Zufall überlassen, wie es sich auch gehört, wenn man weiß, daß man durch Zufall gezeugt und geboren ist, und daß man nur durch den guten Willen des Zufalls weiter lebt. ‚Der Elefant begrüßt ihn beim Sonnenaufgang,‘ sagte Chateaubriand. Seit meiner zartesten Kindheit habe ich meine Jungfräulichkeit dem Zufall geweiht; es war, wie Sie mir zugestehen werden, die erbaulichste und einfachste Art, sie zu verlieren. Ich habe stets gelebt, gedacht, gehandelt, geliebt durch Zufall. Mein Vermögen war ein Hindernis, ich beeilte mich, es durch Hasardspiele hinauszuschleudern. Befreit von ihm, lernte ich dann das Glück kennen, durch Zufall essen und trinken. Im Gegensatz zu so vielen Leuten,

deren religiöser Sinn beschränkt ist, und die sagen, man solle nicht alles dem Zufall überlassen, behielt ich nichts für mich. Es ist überflüssig, hinzuzufügen, daß ich eine zufällige Frau hatte und Kinder, die wahrlich Söhne des Zufalls genannt werden konnten.

Und doch. Soll ich es Ihnen gestehen? Bei all dem bin ich doch unzufrieden. Dem Gotte, den ich anbe, fehlen die zehn Gebote und der Berg Sinai. Dem Zufall stehen keine Gebote zur Verfügung: Er kann alles, er will alles und er macht alles, er stellt sich aber zu nichts in Opposition, er verbietet nichts. Versuchen Sie zu sagen: Der Zufall wollte nicht, der Zufall erlaubte nicht, der Zufall ist gekränkt, der Zufall bestrafte, es wird Ihnen niemals gelingen. Bei dem Zufall ist keine Übertretung eines Gebotes möglich, keine Sünde. Es ist amüsant, einen fröhlichen Bummel durchzumachen, ich bestreite es nicht, aber auf die Dauer wird es verzweifelt . . .“

Ich unterbreche hier diesen Brief, weil er plötzlich von einer ungeheuren Anstößigkeit wird, ohne daß man sagen könnte, warum. Ich weiß nur die Schlußpointe, deren Bedeutung aber ich nicht genau feststellen kann: „Oh, die Schweine, die Schweine, die Schweine!“

„DIE ZEIT TÖTEN.“

In der Rhetorik des Bürgers bedeutet der Ausdruck „die Zeit töten“ (brauche ich es noch zu sagen?) einfach, sich zu amüsieren. Wenn der Bürger sich langweilt, lebt die Zeit oder sie aufsteht. Ob Sie es verstehen oder nicht, es ist so. Wenn der Bürger sich amüsiert, gelangt er in die Ewigkeit. Die Amusements des Bürgers sind wie der Tod.

DIE FREUNDE UNSERER FREUNDE SIND UNSERE FREUNDE

Der Chevalier du Bran d'Enhaut rettete einem kleinen Advokaten das Leben im Parlament in der Normandie. Als der Terror kam, empfahl dieser Advokat, dessen Herz von Dankbarkeit überfüllt war, seinen Wohltäter einem Müller, welcher ihn einem Schuhflicker empfahl, welcher ihn einem Abtrittausräumer empfahl, welcher ihn einem aus der Kirche ausgetretenen Benediktiner empfahl, welcher ihn der Prophetin Katherine Théot empfahl, welche ihn Robespierre empfahl, welcher ihm den Kopf abhauen ließ. Eine Wohltat geht niemals verloren.

„MAN . . .“

Was ist es in der Tat dieses Man des Bürgers. Ist dieses Abstraktum, welches der Bürger un-

aufhörlich anruft, nicht ein unbekannter Gott? Man kennt nicht diesen Menschen. Man liebt ihn nicht. Man hat ihn nie gesehen. Man hat ihn nicht genug gesehen. Gibt es denn einen sichereren und wirksameren Ausdruck für die Verwerfung? Dieses Man hält den Blitz, und dieses Man gibt das Leben. Man kennt Sie gut, man weiß, wer Sie sind, man gibt Ihnen Kredit. Jedesmal, wenn der Bürger spricht, klingt dieses Man wie ein Geldsack, der in einem Zimmer, wo jemand ermordet wurde, schwer auf den Boden niedergelegt wird.

ES GIBT KEINEN RAUCH OHNE FEUER

Nein, Bürger, selbst in der Apokalypse nicht, in diesem Buche, welches viel von dir spricht.

„Und der Rauch ihrer Verwirrungen wird von Jahrhundert zu Jahrhundert steigen, und es wird keine Ruhe geben, weder am Tage noch in der Nacht, für diejenigen, die das Tier anbeteten und sein Bild, noch für den, der das Zeichen seines Namens bekommen hatte.“

Ich empfehle dir diese Stelle.

„WENN DIE JUGEND WÜSSTE, WENN DAS ALTER KÖNNTE! . . .“

Was würde dann sein? Der vorsichtige Bürger hütet sich, das zu sagen. Einmal soll es nun doch verraten werden. Wenn die Jugend wüßte, würde sie alle die Schweinereien erfüllen, von denen das Alter selbst keine Ahnung hat. Wenn das Alter könnte — das Alter des Bürgers selbstredend — wenn es nochmals könnte, was würde dann kommen?

Es würde die Tugend ausüben! und das Aussehen der Welt würde sich verändern. Dies ist das schreckliche Geheimnis, welches zu enthüllen ich lange zögerte.

„ICH BIN KEIN HEILIGER.“

Der Bürger würde es nicht wagen, zu sagen: ich bin kein genialer Mensch. Warum traut er sich zu sagen: ich bin kein Heiliger? Beide Eigenschaften sollten ihm doch gleich verhaßt sein, da sie Absolutes bedeuten. Und doch ist es gewiß, daß der Verdacht der Heiligkeit etwas viel schmerzlicheres für seine Eigenliebe bedeutet und viel schwerer zu vertragen ist. Ein genialer Mensch hat noch irgendwo Chancen, nicht unbedingt und unwiderruflich ein Idiot zu sein; ein Heiliger hat diese Chancen nicht. Das ist bekannt.

Man muß aber in Betracht ziehen, daß die Sprache des Bürgers das Absolute ausschließt; sie muß von Überraschungen, von Widersprüchen, von Sinnlosigkeiten, von Zusammenhanglosigkeiten wimmeln, in denen er selbst sich gut zu recht findet, die aber einen Fremden abschrecken. Ich selbst, der ich mich bemühe, etwas Licht in dieses Wirrwarr zu bringen, ich gestehe, daß ich mich darin verliere, daß ich infolge dieser Untersuchungen in eine Art Schlafsucht ver falle, die meine Freunde sehr beunruhigt.

Man muß z. B. den so nah liegenden, so bürgerlichen und so vernünftigen Wunsch, kein Heiliger zu sein, damit in Einklang bringen, daß der Bürger von anderen, vor allem von Untergeordneten



Honoré Daumier

Heiligkeit verlangt, denn darin ist der Sinn dieses Gemeinplatzes. Die Heiligkeit ist für die anderen, wie der Schmerz.

Alles aber wendet sich zum besten. Da der Bürger nicht will und nicht muß ein Heiliger sein, müssen es statt ihn andere sein, damit er in Ruhe verdauen kann. Das ist die Religion für die Domestiken, wie sie Voltaire voraussagte, und die darin besteht, seine Last einem anderen aufzubürden.

Man wird merken, daß ich hier nur vom rudimentären Bürger, vom monopetalen, wenn ich so sagen darf, Bürger spreche, von dem, der „nichts gegen Gott hat“, und der an nichts anderes denkt, als an seine Eingeweide. Der Spötter, der die Scheinheiligkeit jedes Menschen, der einen religiösen Akt vollführt, verurteilt, und der seinen Verdacht deutlich zu zeigen versucht, wird mir zu einer speziellen Abhandlung dienen.

In seinem berühmten Buche *Voyage en Chine* erklärt Herr Huc die Häufigkeit der Selbstmorde bei den Chinesen.

In anderen Ländern, sagt er, sucht er den Feind zu töten, wenn einer Rache an einem Feinde nehmen will. In China ist es umgekehrt: er tötet sich selbst. Man ist sicher, dadurch dem Feinde etwas Schreckliches angetan zu haben. Der Feind fällt unmittelbar in die Hände der Gerechtigkeit, die ihn foltert und vollkommen ruiniert, wenn sie ihm nicht das Leben nimmt. Die Familie des Selbstmörders bekommt in solchen Fällen Schadenersatz in allen möglichen Formen.

„ICH STELLE MICH NICHT BESSER ALS ICH BIN.“

Genug der Scherze, Bürger. Wenn du kein Heiliger bist, was ich dir zugestehe, steht dir die Demut nicht zu. Es handelt sich nicht darum, sich besser oder schlechter zu zeigen, sondern einfach, daß du das bist, was du bist. Und du bist doch sehr, weder aus einer Absicht noch aus einer Bemühung heraus, nur durch deine ausgezeichnete Natur. Noch ein wenig, und du wärst zu gut. Du würdest vielleicht dein Geld an Dichter abgeben, wer weiß?

Lassen wir aber das alles. Wenn ein Bürger erklärt, daß er sich nicht besser zeigen will, als er ist, kann man sicher annehmen, er würde sich nicht schlechter machen können.

„Du bist ein Tier“, heulte ein zum Tode Verurteilter, indem er sich an den Henker wandte, der sich vorbereitete, ihm das Haar abzuschneiden.

„Ich stelle mich nicht besser als ich bin,“ antwortete mit einer sanften Stimme der Scharfrichter.

(Deutsche Übertragung von Maria Einstein)

EINE FABEL

Graues Gewölk ließ sie nie den Himmel schauen,
Dum leugnete sie den Himmel.

Da trat der fremde Mann vor sie hin und sprach:
„Warum leugnest du den Himmel?“

Und sie antwortete:

„Ich habe ihn noch nie erschaut.“

Darauf der fremde Mann:

„So will ich dich ihn schauen lassen.“

Als bald waren die grauen Wolken verschwunden,
Und tiefblau spannte sich der Himmel ihnen zu
Häupten.

„Nun,“ fragte der fremde Mann, „leugnest du
noch?“

„Gewiß,“ entgegnete sie,

„Du glaubst, das Blau ist der Himmel,

Ich glaube, es sind nur andersfarbige Wolken.
Gib mir Beweise — und ich will aufhören, zu
leugnen!“

Da wandte sich der fremde Mann.

Schweigend entglitt er ihren Worten.

Gertrud Tarnowski

Die wunderbare Nacht-Gesellschaft

Eine Legende von J. P. F. R.

Wir alle haben schon verdrießliche Geschichten gelesen, die uns mit der lieblichsten Irrhöhle voll Verwicklungen bezauberten und ängstigten und uns unruhig nach einem hellen Ausgang bogenlang herumgreifen ließen, bis endlich die unerwartete Zeile, „als ich erwachte“, uns die ganze Höhle unter den Füßen wegzog. Bei dem zweiten Lesen fanden wir dann alles durchsichtig und hell und waren nicht mehr zu peinigen. Eine solche trockne Historie ist gottlob meine von der wunderbaren Nachtgesellschaft nicht; ich war leider bei der Erscheinung derselben so wach wie jetzt, und saß am Fenster.

Vorher muß sich der Leser einige Personalien von mir gefallen lassen, damit mein erbärmliches Benehmen gegen die Nachtsozietät, das meinen Mut mehr verbirgt als zeigt, zu erklären ist. — Nachmittags . . . ging ich von 3 bis 8 Uhr nachdenkend in meinem Schreibzimmer auf und ab, weil ich vor Migräne nichts schreiben konnte; und hatte besonders über den unabsehbar langen, um die Erde kriechenden Strom der künftigen Zeit meine schwermütigen Gedanken. . . . In die

hinter fünf, sechs Jahrtausenden liegende Vergangenheit zurückzuschauen, gibt uns mutige Jugend-Gefühle; sie kommt uns als unsere antizipierte Kindheit vor; hingegen vorauszublicken weit über unsern letzten Tag hinweg, und unzählige Jahrtausende herziehen zu sehen, die unsern bemoosten Spiel- und Begräbnisplatz immer höher überschneien und auf uns neue Städte und Gärten und auf diese wieder neuere und so ungemessen fort aufschichten, dieses ewige, immer tiefere Eingraben und Überbauen verfinstert und belastet uns das freie Herz. Dadurch verdorrt uns die Gegenwart zur Vergangenheit und sie wird von totem Schimmel traurig überzogen. . . .

Während dieser Phantasien war mir einige Male gewesen, als hört' ich leise Worte; endlich vernahm ich nahe an mir diese: „die drei Propheten der Zeit“; ich tat die Hand vom Auge — die wunderbare Nachtgesellschaft war im Zimmer. Ein langer, totenblasser, in einen schwarzen Mantel gewickelter Jüngling mit einem kleinen Bart (wie der an Christusköpfen), über dessen Schwarz die Röte des lebendigen Mundes höher glühte, stand vor mir, mit einem Arm leicht auf einen Stuhl gelehnt, worauf ein erhaben-schöner, etwa zweijähriger Knabe saß und mich sehr ernst und klug anblickte. Neben dem Stuhle kniete eine weißverschleierte, mit zwei Lorbeerkränzen geschmückte Jungfrau, von mir weggekehrt gegen den hereinstrahlenden Mond, eine halb rot, halb weiße Lankasterrose in der Hand, eine goldene Kette um den Arm — die Lage vor dem Knaben schien ihr vom schwesterlichen Zurechtrücken seines Anzuges geblieben zu sein. . . . Auf dem Kanapee saß eine rotgeschminkte Maske mit einer Schlafmütze; neben ihr ein unangenehmes mageres Wesen mit einem Schwedenkopf und feuerrotem Kollet, höhnisch anblinzeln, das nackte Gebiß entblößend, weil die Lippen zu kurz waren zur Decke, und ein Sprachrohr in der Hand.

. . . Sonderbar war's, daß sie mir alle ganz bekannt vorkamen, sogar die Stimme der Maske, indes ich mich doch keines Namens entsann. . . .

„Mein Name ist Pfeifenberger,“ redete der widrige Schwedenkopf mich durch das angesetzte Sprachrohr, aber leise, an. „Wir sind die drei Propheten der Zeit und weissagen Ihm, mein Freund. . . . Ich spreche zuerst.“ —

Die Jungfrau schwieg, der Knabe sah unwillig gegen den Schwedenkopf, der schöne Jüngling hatte die Hand der Jungfrau genommen und betrachtete auf dem Ringe ein herrliches großes

Auge, dem gleich, unter welchem sonst die Maler den Allsehenden vorstellten.

Pfeifenberger fing an: „In der künftigen Zeit wird freie Reflexion und spielende Phantasie regieren, keine kindischen Gefühle . . . Auch wird die Erde, eh' sie verwittert, noch oft von anno I an datieren, wie die Franzosen. — Die Juden und Priester werden aufhören, und die Völker, die Weiber, die Neger und die Liebe frei werden — Sprachgelehrte werden in allen Bibliotheken nach einer Edda und nach einer Bibel forschen, und ein künftiger Schiller wird das Neue Testament lesen, um sich in die Charaktere eines Christen und Theisten täuschend zu setzen, und dann beide aufs Theater — . . . Große Geschichtsforscher werden, um nur etwas von den Begebenheiten des barbarischen, kleinstädtischen, finsternen Mittelalters (so nennen sie das aufgeklärte Jahrhundert) zu erraten, sogar einen daraus übrig gebliebenen homerischen Hans Sachs studieren . . .“

Jetzt fing die geschminkte Maske einer entsetzlich langen Periode an und sagte mit eintöniger ergreifender Stimme: „. . . Wenn die bittere Zeit dagewesen ist, wo Menschenliebe in keinem Herzen mehr war, außer in denen der Hunde — wenn, obwohl lange nach der Eroberung Europas durch die Amerikaner der häßliche Weißenhandel aufgehört, den die Schwarzen zum Teil nach ihren nordindischen Besitzungen hin getrieben . . . wenn zwischen allen Völkern die Schiffe wie Weberschiffe verwebend hin und her schießen und der Thüringer seinen nordamerikanischen Reichsanzeiger mithält . . . wenn dann der ganze Globus schreibt, der Nord- und der Südpol Autor ist und jede Insel Autorin . . . wenn natürlicherweise eigne Städte gebaut werden müssen, wo bloß Bücher wohnen . . . Wenn alle Raphaele verwittert, alle jetzigen Sprachen gestorben, neue Laster und alle möglichen Physiognomien und Charaktere dagewesen, die Zartheit und Besonnenheit und Kränklichkeit größer, die Hohlwege zehnmal tiefer und die tiefsten Wahrheiten platte geworden — wenn Flotten von Luftschiffen über der Erde ziehen und die Zeit alle ihre griechischen Futura durchkonjugiert — wenn alles unzählige Male dagewesen, ein Gottesacker auf dem anderen liegt, die alte runzlige graue Menschheit ein Jahrtausend nach dem andern vergessen und nur noch, wie andere Greise, sich ihrer schönen Jugendzeiten in Griechenland und Rom erinnert, und der ewige Jude, der Planet, doch noch immer läuft — — — sag an, o bleicher Jüngling,

wann schlägt es in der Ewigkeit 12 Uhr und die Geisterstunde der Erderscheinungen ist vorbei?“ —

Der Mond strahlte plötzlich den Jüngling an; groß, unbeweglich, bleich, aber voll Glanz fing er an, ohne der Maske zu antworten, und unter der Rede bebten tiefe Töne im Klaviere, aber keine Taste rührte sich:

„Es gibt einmal einen letzten Menschen — er wird auf einem Berg unter dem Äquator stehen und herabschauen auf die Wasser, welche die weite Erde überziehen — festes Eis glänzt an den Polen herauf — der Mond und die Sonne hängen ausgebreitet und tief und nur blutig über der kleinen Erde, wie zwei trübe feindliche Augen oder Kometen — das aufgetürmte Gewölbe strömet eilig durch den Himmel, und stürzt sich ins Meer und fährt wieder empor und nur der Blitz schwebt mit glühenden Flügeln zwischen Himmel und Meer und scheidet sie. Schau auf zum Himmel, letzter Mensch! Auf deiner Erde ist schon alles vergangen, deine großen Ströme ruhen aufgelöst im Meere.

Die alten Menschen, in welchen die früheren Alten lebten, wie Versteinerungen in Ruinen, zergehen unter dem Meere — nur die Welle klinget noch und alles schweigt, und das Geläute der Uhren, womit deine Brüder die Jahrhunderte verfolgten, regt sich nicht im Meeressand. Bald flattert das noch von dir bewohnte Sonnenstäubchen hinauf, und die größeren blinkenden Staubkörner auch; aber die Sonne trägt den Kinder-sarg der Menschheit leicht im Arm und hüpfet, von deiner Flugerde schwach bestäubt, jugendlich, obwohl kinderlos, mit andern Schwestern um die Mutter-sonne weiter. . . . Schwacher Sterblicher! der du vor allem zitterst, was älter wird als du, höre weiter! Auch die Sonnen der Milchstraße ergreifen endlich einander feindlich und umschlingen sich kämpfend zu einer Riesenschlange, und eine chaotische Welt aus Welten arbeitet brennend und flutend. — Aber im unendlichen Himmel hängt ihre schwarze und feurige Gewitterwolke nur unbemerkt und klein, weit über und unter ihr schimmern die Sterne in ihren tausend Milchstraßen. — Vernimm weiter, Erschrockener! In der Ewigkeit kommt ein Tag, wo auch alle diese Straßen und weißen Wölkchen sich verfinstern und wo in der weiten

Unermeßlichkeit nur Gewitterwolken ziehen, aus Sonnen gemacht, und wo es dämmt in der ganzen Schöpfung . . .

Und nun sprich nicht mehr von der kleinen Vergangenheit der kleinen Erde. — — — Letzter Mensch, denke nicht nach über die lange Welt vor und nach dir; im Universum gibt's kein Alter — die Ewigkeit ist jung — sinke in die Welle, wenn sie kommt, sie versiegt, und nicht du!“

Der edle Jüngling hatte vor Entzückung die Augen geschlossen und der Schnee seines Angesichtes war zu Glanz geworden. Plötzlich änderte sich alles in der überirdischen Minute; der Knabe wird schreckhaft: „Es wird 12 Uhr . . .“ „Draußen fliegt schon die Taube aus Osten,“ rief jemand, und die Turmuhr schlug aus.

Ich blickte durch das Fenster und in den langen Bogen des Fluges zog eine blendende Taube unter den Sternen durch den tiefblauen Himmel hin; und Luftschiffe voll unbekannter Gestalten jagten nach, und eines ging wie unter Schleiern vorüber, worauf alle Menschen waren, die ich innig geliebt und nur am Grabe verloren habe — und dann schoß eines vorüber, worin der Knabe und die verhüllte Jungfrau ruhten; und Sterne fielen in ihr Schiff, sie aber warfen Rosen aus.

KLEINER BRIEFKASTEN

H. H. Also Sie hoffen, ich werde zum Beschluß des vierten Jahrgangs der AKTION „Feststellungen“ treffen, Wirken und Wollen meiner Zeitschrift rückschauend betrachten? Ach nein! Wenn das noch nötig wäre, wenn die vier Jahre Arbeit für eine Sache nicht für sich (und für mich) sprechen würden, dann wäre jede „Feststellung“ leere Prahlerei. Was ich anstrebe — wie wenig habe ich es bisher erreicht! Gewiß bin ich stolz gewesen, als Carl Sternhelm jüngst in der „Vossischen Zeitung“ die AKTION als die „beste literarische Revue Deutschlands“ bezeichnete; aber die AKTION soll, steht es in meinen Kräften, noch mehr werden . . .

M. P. Lesen Sie gelegentlich des ollen Gottfried August Bürger „Entsagung der Politik“ (heute habe ich hier nicht den Raum, das Gedicht zu drucken); Carl Einsteins Buch über „Afrikanische Plastik“ können Sie schon heute bei Ihrem Buchhändler kaufen (im Verlag der Weißen Bücher ist es erschienen). Das Buch wird die geläufigen Meinungen über die Kultur der Neger etwas umkrempeln.

DIE KUPFERSTICHE

In dieser Nummer sind aus „Le Nouveau Testament de Nostre Seigneur Jésus-Christ“ gedruckt zu Mons anno 1663.

MIT DIESEM HEFT

schliesst der IV. Jahrgang der AKTION. Den 2. Januar erscheint das erste Heft des V. Jahrgangs. Wir bitten unsere Abonnenten um sofortige Erneuerung des Abonnements!

INHALT DER VORIGEN NUMMER: Ludwig Meldner-Dresden: Schlachtfeld (Titelzeichnung) / Ein altes Reportagelied / Saltykow: Sein Erlebnis. Novelle / René Schickele: Zum Andenken an Ernst Stadler / Franz Werfel: Aphorismus zu diesem Jahr / Paul Boldt: Vor dem Winter / Hans Flösch von Brunningen: Die nackte Zeit / Stefan Wronski: Beisammensein. Ein Auftritt / Reinhold von Walter: Rossica. Erinnerungen / Charles Carnoin: Aktstudie / Valtrat: Mädchenkopf. Zeichnung / Kleiner Briefkasten

Inhaltsverzeichnis des IV. Jahrgangs der AKTION

O. A. Die Seuche aus dem Osten.	181	ERNST BLUMBERG. Bilder	237
MA AD. Psychoanalyse einer Mode	248	Anrufung	594
JOSEF ADLER. Glossen	47	PAUL BOLDT. Der Frauentod	6
Glossen	425	Der Dichter	99
KURD ADLER. Der andere Tag	506	Auf der Chaiselongue	192
Die Rückkehr	525	Abend am Kanal	311
Ein Traum vom Sommer	642	Der Spaziergänger	505
Das neue Leben	687	In der Natur	681
Ein Wille entsprang	758	Literaturcafé	719
Dorf	858	Vor dem Winter	905
DIE AKTION. Hans Leybold fiel	587	Wir Dichter	939
Charles Péguy fiel	809	RUDOLF BORSCH. Revolution	425
Nachruf auf Péguy	823	KARL BRAND. London.	508
Ernst Stadler fiel	871	Dem Staatsanwalt	513
FÜR DIE AKTION. Eine Kundgebung von Hugo		Österreichische Justiz	653
Ball, Johannes R. Becher, Heinz Eckenroth,		Kerker	789
Richard Elchinger, Friedrich Eisenlohr, Efraim		MAXIMILIAN BRAND. Traum	6
Frisch, Robert Forster-Larrinaga, W. Fred, Joa-		Sardanapal	311
chim Friedenthal, Max Halbe, Hans Harbeck,		KLEINER BRIEFKASTEN. 44, 66, 87, 110, 132,	
Wilhelm Hausenstein, Georg Hecht, Hans Lud-		153, 198, 219, 242, 264, 285, 307, 351, 376,	
wig Held, Karl Henckell, Wilhelm Herzog, Fried-		418, 464, 598, 766, 822, 846, 870, 894,	917
rich M. Huebner, W. Kandinsky, Klabund, Gott-		MAX BROD. Der Heimatlose	6
fried Kölwel, Walter Kühn, Artur Kutscher, Hein-		Zum Essay „In critikos“	78
rich Mann, Thomas Mann, Kurt Martens, Nadja		Hebräische Lektion	312
Strasser, Friedrich W. Wagner, Hans von Weber		KATE BRODNITZ (New York). Verlangen	525
und Frank Wedekind	532	PROFESSOR BRUNNERS Botschaft des Galeeren-	
ALAIN. Rede	806	sträflings	242
ALF. Bemerkungen	423	HANS FLESCH VON BRUNNINGEN. Am Rande	167
ALIWI. An einen blassen Neuklassiker	628	Der metaphysische Kanarienvogel. Novelle	194
PETER ALTENBERG. Ein Brief	609	Die Büchse der Pandora	256
ALTHEIKENDORF. Im Morgenrot der Vollkanali-		Zwei Gedichte	314
sation	25	Die Jungfrau; Geburtsschmerzen	525
H. AMANN. Das ästhetische Manifest	120	Flugblatt für den Tod	655
ERNST ANGEL. Zwei Gedichte	1	Acht Gedichte	657
Rebellion	289	Der Satan. Novelle	658
Götterdämmerung	309	Die Gegenspieler. Novelle	705
ARDOR. Erotische Erziehung	50	Die nackte Zeit	907
CHARLES ARTAUT. Zwei Gedichte	99	KARL ALEXANDER BURGER. Die Rundfrage	453
AWO. Die künstliche Liebe. Novelle	891	PAOLO BUZZI. Das Lied der Eingeschlossenen	855
SYLVESTER VON BABENHAUSEN. Elegie	461	WALTER CALÉ. Gedanken	608
HA HU BALEY. Ein und kein Frühlingsgedicht	267	BLAISE CENDRARS (Paris). Kontrast, Gleichzeitig-	
Der Geliebten	491	keit, Form	233
Narzissus	513	WALTER DEUTSCH. Die Münchener Neue Secession	540
Der blaue Abend	535	HEDWIG DOHM. Feindliche Schwestern	647
Der Rasta-Querkopf	582	FEDOR DOSTOJEWSKY. Eine Kindheits Erinnerung	886
Widmung für Chopin	673	KASIMIR EDSCHMID. Stehe, von Lichtern gestreichelt	7
HUGO BALL. Der Verzückte	2	Gedichte des Mönchs von Montaudon	303
Versuchung des Heiligen Antonius	56	Zwei Gedichte	312
Jenner Tucholsky im Geschlechtskampf	185	FREDERIK VAN EEDEN. Die Produktivgenossen-	
Die Sonne	478	schaft	605
GEORGES BARBIZON. Jugendbewegung und ver-		EICHENDORFF. Weihnachten	923
kalkte Revolutionäre	337	CARL EINSTEIN. Das Gesetz	177
OSKAR BAUM (Prag). Der Indifferente	803	Fünf Gedichte	216
LUDWIG BAUMER. Verse	3	Die Sozialdemokratie	246
Dilettanten des Lasters	26	Anmerkungen	277
Akrobaten der Seele	97	Totalität	345
Adolescents	146	Augenleidende Kunstkritiker	364
Corinths Aufruf an die Kunst	161	Brief an Ludwig Rubiner	381
Vom Drama	275	Totalität	476
Lamentatio	309	FRIEDRICH EISENLOHR. Gave St. Lazare	8
Senna Hoy. Epilog	481	Melancholie	789
Ein imaginäres Portrait	518	CARL VON FELNER. Objektivität	247
Geburt	835	König Lear	517
Fieber	885	Das Hühnerauge des Gesetzes	560
JOHANNES R. BECHER. Krankenhaus	4	EUGEN FISCHER. Nachtmarsch	313
Kindheit. Eine Novelle	147	GUSTAVE FLAUBERT. Gedanken	757
Herbstgesang	309	CHARLES FLIESS. Meine Skizzen	36
Der Idiot. Eine Novelle	733	S. FRIEDLAENDER. Wissenschaft und Politik	221
GOTTFRIED BENN. Nachtcafé	4	Noch einmal Werters Leiden	289
Nachtcafé II	98	Wink zur Abschaffung des Menschen	898
ALEXANDER BESSMERTNY. Die letzte Toilette	5	E. A. Poes „Heureka“	930
ERNST BLASS. Bordell	5	JANAR FORSTE. Das arme Land	9
FRANZ BLEI. Vor Horizonten	5	Liebe	547
Heimkehr	311	GABRIEL. Der liebe Gott in Salzburg	383
Briefe	693, 721	ANDRE GIDE. Über Mallarmé	850
Über Gemeinplätze	941	S. GORODEZKI. Maulwürfe. Novelle	760

OSKAR GRAF. Knaben und Mädchen	343	Einfahrt	507
PARIS VON GÜTERSLOH. Aus dem inneren Erdteil	314	Sonnenuntergang	730
Zwischen der Sinnlichkeit	349	Auto	757
Gefühl	438	Herbstnächtlicher Gang	809
Vierzehn Gedichte	562	Hoch- und Untergrundbahn	883
Zwischen der Liebe	568	KASIMIR. Der teutsche Freiherr (v. Wolzogen)	27
Über Sentimentalität	589	RUDOLPH KAYSER. Einem früheren Freunde	35
VICTOR HADWIGER †. Begraben	9	Wolfensteins erstes Versbuch	639
Nächte	36	N. O. KENT. Das geistige Eigentum	95
Die Wege der Frauen	316	Staatsanwalt, Wollust und die Presse	182
PETER HAMECHER. Die Tragik des Andersseins	430	Triumph der Wissenschaft	267
FERDINAND HARDEKOPF. Wir Gespenster	80	Gutmann	469
Sitzendes Fräulein. Romanfragment	80	Der Nekrolog	495
Die Vorgeschichte. Romanfragment	304	Die Korruption	515
HENRIETTE HARDENBERG. Zwei Gedichte	9	Einen Dichter nach London verschickt	535
Sehnsucht	56	Die Intuition des Karl Hans Strobl	629
Vererbung	167	HUGO KERSTEN. An eine Freundin	51
Verse	316	Bei Gelegenheit Gerhart Hauptmanns	117
Ein Schulaufsatz	551	Herr Herbert Eulenberg und die jungen Dichter	227
Linrosa	689	Der Leser und der Schreiber	245
Deine Hände	939	Die Effimination in der Literatur	269
OTTO ERICH HARTLEBEN. Briefe	613	Madame Caillaux	293
GEORG HECHT. Ludwig Geiger, auch ein Historiker	75	Verse	317
Ludwig Scharf	168	Der Kunstwart	339
Zwei Bemerkungen	537	Ein Tucholsky	383
Ein Wort gegen Wedekind	673	Lösung der sozialen Frage	384
HEILSARMEELIED	634	Ein Unverständener	426
MORITZ HEIMANN. Die Solistin	610	Über Kunst, Künstler und Idioten	491
FRANZ HELD. Die goldene Bombe	527	Staatsanwalt und sexuelle Frage	514
HERMANN HENDRICH. Weib	10	Meinen Brüdern	546
MAX HERRMANN. Du voller Gnaden	11	Sturm!	547
Zabern-Extrakt	71	Gefängnisverse	559
WILHELM GUSTAV HERTZ. An den Tag	316	Perversitäten des Ausdrucks	584
WIELAND HERZFELD. Die Ethik der Geisteskranken	298	Gefängnisfrühling	642
PETER HILLE. Briefe an Else Lasker-Schüler	371	Die Namenlosen	653
HUGO HINZ. Die Frau	12	Gebet	681
Vom reinen Gefühl. Novelle	126	Perversitäten des Willens	853
Auf eine Siegniederlage	256	Der Dichter spricht	869
JAKOB VAN HODDIS. Die Himmelsschlange	12	KURT KERSTEN. Heiteres Flimmerspiel	30
Der Teufel spricht	13	Weniger Preßfreiheit	139
Der Todesengel	34	Die sieben Weltwunder der Gegenwart	161
Der Feind. Eine Tirade	140	Der Vagabund	186
Zweifel	146	Deutsche Hiebe	380
Über die deutsche Sprache	187	„Mirakel“	422
Couplet	226	Professorenelan	451
Morgens	245	Aus Othello	473
Karthago	391	„Dummdreist“	560
Tohub	424	KLABUND-BALL. Briefwechsel mit Karl Kraus	538
Der Visionar	450	WILHELM KLEMM. Zwei Gedichte	14
Indianisch Lied	590	Tante Lina	167
HOLDERLIN. Strophe	873	Perpetuum mobile	303
Das neue Testament. Fragment	924	Drei Gedichte	318
ARTHUR HOLITSCHER. Amerikas Literatur	616	Müdigkeit	393
MARIE HOLZER (Innsbruck). Die rote Perücke.	Novelle 41	Aufforderung	437
Kinoglosse	389	Agonie	461
SENNA HOY. Verse aus dem Gefängnis	411	Schwüle	479
Blutropfen. Novelle nach Sologub	412	Der Tod in Berlin	507
Erinnerungen an die russische Revolution	482	Tierfries	559
ANGELA HUBERMANN (Paris). Die Dirne	463	Sehnsucht	643
Das Gesicht	553	Lichter	730
F. M. HUEBNER. Der Rastaquär	32	Er saß allein	786
In critikos	57	Drei Dichtungen vom Schlacht-Feld	834
Zwischen Anschauung und Begriff	251	Fünf Gedichte vom Schlacht-Feld	871
Heinrich Manns „Untertan“	334	Kreuzweg	940
RICHARD HUELSENBECK. Wir	237	OTTO KLEY. Die zwei Apfel	807
Disziplin der Gegenwart	472	HANS KOCH (Düsseldorf). Der Küster von Bendorf	15
HUGO IGNOTUS. Aus dem Evangelium des Mal-	thus. Novelle 82	Anno domini 1123	79
Jugendkultur in Österreich	340	Traum aus einer straßburgischen Landschaft	254
FRANZ JUNG. Kardinal Kopp †	292	Die Weinrebe und der Pflaumenbaum. Novelle	(Frankreich, Oktober 1914) 847
Die Telepathen. Novelle	743	HANS KOLLWITZ. Über Mirakel	631
OSKAR KANEHL. Herbstmorgen	14	GOTTFRIED KÖLWEL. Zwei Gedichte	16
Auflauf	119	Von meinem Dasein	257
Gedicht für Otto Groß	139	Drei Gedichte	258
Der Söhne junger Ruf	214	Gott sprach im Zorn. Novelle	259
Kanalbrücke	281	Höhenernte	319
Feierabend	317	Der kahle Baum	462
Tingeltangel	385	Der Figurenstand	509
		Budapester Kaffeehäuser	518
		Ahrenabend	731
		Vor dem Schuß	883
		GERHARD KORNFELD. Geheimrat X operiert	438

MIMI KORSCHULT. Verse	16	Revolver und Journalismus (Caillaux)	265
Verse	319	Pressepranger (Das kleine Journal)	287
PAUL KRAFT. Heinrich Manns „Kleine Stadt“	869	Bilanz des Futurismus	294
WERNER KRAFT. George und Borchardt	394	Stefan George vor 700 Jahren	341
PETER KRAPOTKIN. Der Geist der Empörung	69	Beschlagnahmt. Glossen	377
Die Anfänge des Anarchismus	179	Senna Hoy ist gestorben	399
DER KRIEG ALS ANGEKLAOTER	201—214	Glossen	421
ERNA KRONER. Gewitter	860	Die AKTION und der Staatsanwalt	445
Fahne	940	Mit ungleichen Waffen	467
RUDOLF KURTZ. Das Buch To	442	Sombart entdeckt Rußland	472
To verhöhnt die deutsche Menschheit	509	Wo bleibt die Pest?	481
ELSE LASKER-SCHOLER. Briefe	85	Immer noch das Kaiserhoch	558
Briefe und Bilder	145	Eine Unterhaltung mit S. Fischer	701
Briefe und Bilder	170	Princip, der serbische Patriot	633
Lauter Diamant	411	Die Besessenen (1. August)	671
FERDINAND LASSALLES Tagebücher 51, 164,		Erklärung zum Kriege	693
218, 249, 347, 428, 503, 544, 595, 675,	753	PHYLAX. Zur Verfallgeschichte Deutschlands	89
IWAN LASSANG. Café	320	Deutsches Cinéma	111
Die beiden Schwestern	526	HERM. PLAQUE. Vorstadtabend	547
Die Automammuts	808	PLATEN. Christnacht. Szene	920
HANS LEYBOLD. Schon wieder Lehrer Schmidt		A. R. Ein Bekennerich	452
contra Nietzsche	273	MARIE RAMM. Verse	279
Der hymnische Fluch	320	WALTHER RATHENAU. Zur Ästhetik der Seele	614
Mirjam Horwitz	474	ELISÉE RECLUS. Unveröffentlichte Briefe 404, 499,	542
Herr Aegidius von —	496	ALTES REPORTAGELIED	895
Nekrolog für Morgenstern	541	EDUARD ROSENBAUM. Es ist genug	158
Der Tod des Menschen	594	WILHELM ROSSLE. Revolution des Münchener	
Lied der Auchrevolutionäre	628	Philisters	72
Anmerkung zur Moral	674	ARTHUR ROESSLER (Wien). Paris von Oütersloh	561
Schlug mich dein Wort	730	LUDWIG RUBINER. Heinrich Manns „Untertan“	334
Vier Gedichte	785	Maler bauen Barrikaden	353
Ich schlafe	809	Um die „Neue Seceession“	405
Auf einer Feldpostkarte	834	ANSELM RUEST. Ode	19
G. CH. LICHTENBERG. Aphorismen	721	Als der junge Dichter W. das Gespräch mit dem	
ALFRED LICHTENSTEIN (Wilmsdorf). Drei Ge-		Erzengel und Luzifer gehabt hatte	129
dichte	17	Der Magnolienbaum	323
ELSE LINDEN. Ich	281	Die Prozession	427
HEINRICH MANN. Drei-Minuten-Roman	700	HEINRICH SCHAEFER. Schöpferische Dehnung	
Abdankung. Novelle	775	aus dem Dunkel	682
KATE MARZ. Verse	321	Im Fenster erscheinendes Gesicht	722
Gedicht	392	Totenklage	757
Angst	436	ANDRÉ SALMON (Paris). Marie Laurencin	99
Verse	462	Der Salon der „Artistes Indépendants“	456
Liebe	479	GÖTZ SALOMON. Ekstase	323
Glück	594	SALTYKOW. Sein Erlebnis. Novelle	896
Verse	681	RENÉ SCHICKELE. Zum Andenken an Ernst Stadler	906
Traum	939	EGON SCHIELE. Skizzen	234
PAUL MAYER. Drei Gedichte	18	Gedichte	323
Zwei Gedichte	321	Die Kunst der Neukünstler	428
War dies alles?	403	OTTO ERICH SCHMIDT. Großstadt	20
Das Wunder. Novelle	819	CHRISTIAN SCHNEEHAGEN. Die Jugend und	
Rokokobriefe	878	die Presse	157
ALBERT MICHEL. Nachtstück	688	ROBERT SCHNITZER. Der Wissende	324
ROBERT MICHEL. Der Schmetterling	618	Gewalttat	593
NIKODEMUS. Der Verfallstaat Österreich	627	ANDREAS SCHREIBER. Opium. Novelle	282
Frank Wedekind als Erzieher	873	SCHRECKENSGALERIE DER AKTION 114, 228,	342
VICTOR NOACK. § 218 Str.G.B.	133	NIKODEMUS SCHUSTER. Es ist ein Feuer . . .	280
Werner Hegemann	386	ARTHUR SEEHOF. Verse	325
NOVALIS. Hymne	731	WALTER SERNER. Der neue Stil	142
Geistliches Lied	923	Honoré Daumier	875
HEINRICH NOWAK. Elegie	19	EGMONT SEYERLEN. Aus Jorgens Tagebuch	620
For a Dancing Girl	322	HANS SIEMSEN. Jubiläen	117
Hans Flesch von Brunningen	654	Logik und Sinnlosigkeit	497
Djaga. Novelle	810	GUSTAV SPECHT. Eva	20
W. P. OKERNY. Eva. Novelle	60	Rebellion im Himmelreich. Ein Fastnachtsspiel	171
KARL OTTEN. Gefangen	462	MARIO SPIRO. Der Geblendete	325
Die Einfalt spricht	858	ERNST STADLER. Botschaft	128
J. P. F. R. Die wunderbare Nacht-Gesellschaft	946	Leoncita	193
VOM PATRIOTISMUS	579	La Querida	236
V. J. PAUKNER. Ein Sonntag	322	Linda	326
Die alten Gassen	508	Benkal, der Frauentröster	725
CHARLES PÉQUY. Maria in Schmerzen	823	HANS STAUDINGER. Individuum und Gemein-	
FRANZ PFEMFERT. Der Tatbestand im Fall Otto		schaft	114
Groß	23	ALBERT STEFFEN. Wechselgesang	616
Mars regiert die Stunden	45	STENOGRAMM EINER RELIGIONSSTUNDE	295
Die Rücksichtsvollen vom „Vorwärts“	67	LEO STERNBERG. Der junge Künstler	21
Polizeiinformationen	92	Du schöner Lärm des Lebens	327
Die Jugend und die Schlittenbauer	155	Regen und Wind	392
Das Frankfurter Urteil gegen Rosa Luxemburg	199	Im Menschenstrom	481
		CARL STERNHEIM. Zustand	723

WM. STOLZENBURG. Vision	547
A. J. STORFER. Dirne, Schmock und Film	93
KURT STRIEPE. Reflexionen	305
Wünschen	326
Pubertas	523
AUGUST STRINDBERG. Vogel Phönix	790
Attila	836
Ist das nicht genug?	925
JONATHAN SWIFT. Die Lage Irlands	332
FRITZ TAENDLER. Herr Walter Bloem	272
Das Ende des Todes	685
GERTRUD TARNOWSKI. Kindliche Erotik	643
Eine Fabel	946
THOMAS. Szene	372
Vacuum	861
JOSEF TRESS. Um die Stunde, da Christus starb	166
Mordhymnen	328
Das Irrenhaus	679
ANTON TSCHECROW. Die Vernehmung. Novelle	795
Mémoires. Novelle	827
ERICH UNGER. Von den obersten Zwecken	586
Ober Myrona	681
URIAN. Die Mißgeburt. Eine Novelle	188
GLJEB USPENSKI. Cook. Novelle	815
FRANZ VALLENTIN. Kunstsnobismus	229
VOM LOSEN VOGEL. Theorie und Praxis	749
AMBROISE VOLLARD. Cézanne und Herr Chocquet	750
FRIEDRICH W. WAGNER. Zwei Gedichte	21
In einer deutschen Stadt	328
Verse	859
FRIEDRICH W. WAGNER. Erlösung	941
REINHOLD VON WALTER. Rossica	914
SIDNEY und BEATRICE WEBB. Der „Moralfaktor“	447
DONALD WEDEKIND. Der Student. Novelle	862
CARL WEISS. Der große Schrei	393
Regen	506
DONAT WENSICKENDORF. Der Patriarch von	
Ferne	634
FRANZ WERFEL. Aphorismus zu diesem Jahr	902
HELLMUTH WETZEL. Verse	22
Die Versuchung. Novelle	107
Tanz	146
O du!	329
Paris von Gütersloh	548
Von weitem	759
Verstaubte Fahnen	833
OSKAR WILDE. Gedanken	757
WALT WITHMANN. Achtundzwanzig junge Männer	809
ALFRED WOLFENSTEIN. Fragment eines Daseins.	
Novelle	238
Mund	255
Drei Gedichte	330
Abschied	392
Die gottlosen Jahre	437
Begierde	641
Kameraden . . Kameradinnen	682
STEFAN WRONSKI. Beisammensein	908
LITERARISCHE NEUERSCHEINUNGEN 43, 87,	
109, 131, 152, 263, 307, 351, 397, 419, 443,	
465, 533, 555, 578, 599, 644, 691,	870
GLOSSEN 25, 47, 71, 92, 116, 139, 157, 181, 245,	
289, 334, 420, 450, 469, 491, 513, 535, 559,	
582, 628, 653, 673	

Verzeichnis der künstlerischen Beiträge

FRANZ BLEI. Carl Sternheim. Zeichnung	724
CHARLES CAMOIN. Aktstudie	912
Aktstudie	940
PAUL CÉZANNE (Paris). Skizzenblatt	780
HONORÉ DAUMIER. Mittagsrast. Titelzeichnung.	
Nr. 36/37	
Randleiste	747
Familienrat	816
Gebet	876
Diskussion	877
Zeichnung	943
EUGENE DELACROIX. Handzeichnung	859
W. DRESSLER. Original-Holzschnitt	880
R. DUFY (Paris). Stilleben	374
R. DE LA FRESNAYE. Aktstudie	548
Federzeichnung	592
Skizzenblatt	732

Stilleben. Titelzeichnung	Nr. 38/39
Französischer Kürassier	836
GANGOLF. Holzschnitt	812
GEORG GANS. Gottfried Kölwel. Titelzeichnung Nr. 12	
VINCENT VAN GOGH. Das letzte heile Dorf.	
Titelzeichnung Nr. 46/47	
F. A. HARTA. Paris von Gütersloh. Porträt. Titel-	
zeichnung Nr. 26	
LOTHAR HOMEYER. Krieg. Titelzeichnung Nr. 10	
Sonnen. Zeichnung	630
HERMANN HUBER (Zürich). Titelzeichnung Nr. 18	
GEORG KARS (Paris). Doppelakt	355
CÉSAR KLEIN. Original-Holzschnitt	369
Skizzenblatt	458
KISLING (Paris). Wasserträgerin in den Pyrenäen.	
Titelzeichnung Nr. 14	
KUPFERSTICHE 919, 922 und Titel 50/52	
MARIE LAURENCIN. Mädchen mit Rosen. Titel-	
zeichnung Nr. 6	
Spielende Mädchen	101
Das Mädchen. Titelzeichnung	Nr. 9
HENRI MATISSE (Paris). Landschaft	884
LUDWIG MEIDNER-DRESDEN. Potsdamer Platz,	
Berlin. Titelzeichnung Nr. 44/45	
Im Caféhaus. Zeichnung	856
Schlachtfeld. Titelzeichnung	Nr. 48/49
MORIZ MELZER. Das Schlachten. Zeichnung	211
Aktgruppe	359
Waldszene. Titelzeichnung	Nr. 32/33
Aktgruppe. Titelzeichnung	Nr. 40/41
C. MENSE. Tänzerin. Titelzeichnung	Nr. 24
Zwei Köpfe	566
Tanz. Titelzeichnung	Nr. 27
Vier Männer im Boot	684
Pferde. Zeichnung	702
WILHELM MORGNER. Kreuzigung. Titelzeichnung Nr. 8	
Zeichnung	354
Zeichnung	372
ELIE NADELMANN (Paris). Federzeichnung	526
MAX OPPENHEIMER. Bildnis des Dr. Halpert.	
Titelzeichnung Nr. 2	
Plakatentwurf für den Revolutionsball der	
AKTION. Titelzeichnung Nr. 4	
Bildnis des Peter Altenberg. Titelzeichnung	Nr. 7
Skizze. Titelzeichnung	Nr. 20
Porträtskizze	506
Tröstung. Titelzeichnung	Nr. 25
G. PAILTER. Geiermahl. Zeichnung	932
ADYA VAN REES (Paris). Fantômas. Titelzeichnung Nr. 29	
RICHTER-BERLIN. Badeszene. Titelzeichnung Nr. 13	
Original-Holzschnitt	361
Zeichnung	396
Senna Hoy. Titelzeichnung	Nr. 19
Winterlandschaft	501
Porträt des Verlegers S. Fischer. Titelzeichnung Nr. 28	
Im Café. Titelzeichnung	Nr. 31
Am Ufer	755
GEORG WALTER ROSSNER. Massacre. Titel-	
zeichnung Nr. 3	
Pariser Fiaker. Titelzeichnung	Nr. 23
EGON SCHIELE. Hans Flesch v. Brunningen. Titel-	
zeichnung Nr. 30	
Charles Péguy. Titelzeichnung	Nr. 42/43
SCHMIDT-ROTLUFF. Aktstudie. Titelzeichnung Nr. 6	
Akt. Titelzeichnung	Nr. 11
Original-Holzschnitt	357
Frauenkopf. Titelzeichnung	Nr. 20
Holzschnitt	480
Frauenakt	570
Original-Holzschnitt. Titelzeichnung	Nr. 34/35
Holzschnitt	786
Im Café. Zeichnung	832
GEORG TAPPERT. Stilleben. Zeichnung	344
Plakat „Neue Secession“. Titelzeichnung	Nr. 17
Chansonette. Original-Holzschnitt	365
Das Schweigen. Original-Holzschnitt	433
Doppelakt	638
TSAGUA. Der Staatsanwalt. Zeichnung	585
VALTRAT. Mädchenbildnis	908
HEINRICH VOGELER (Worpswede). Ekstase. Titel-	
zeichnung Nr. 22	
SOPHIE WOLFF (Paris). Aktstudie. Titelzeichnung	
Nr. 16	